P.O.angl. 218 t -22

Marryat

Kapitän Marryat's

sämmtliche Werke,

in

sorgfältigen und vollständigen Uebertragungen.

Zweiundzwanzigster Band.

Tagebuch in Amerika.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

Tagebuch in Amerika,

mit

Bemerkungen über die Institutionen der Vereinigten Staaten.

Von

Kapitän Marryat.

Neu aus dem Englischen

von

Dr. Carl Kolb.

Zweiter Band.

Mit zwei Charten.

Stuttgart,
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Staatsbibliothek
München

Druck von C. F. Arnold in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Reisen.

Ich glaube, daß die Bemerkungen eines Reisenden über was immer für ein fremdes Land, mögen sie auch noch so unbedeutend oder schlecht geschrieben seyn, eine oder die andere Eigenthümlichkeit nachweisen werden, welche der Aufmerksamkeit der Eingebornen und Ansäßigen entgangen ist, wenn diese nicht etwa zufälligerweise gerade dem Theile angehören, in welchem die erwähnte Eigenthümlichkeit vorkömmt. Es ist eine Thatsache, daß Niemand sein eigenes Land kennt. Aus Angewöhnung und vielleicht in Folge eines natürlichen Gefühls von Liebe gegen unsere Heimath übersehen wir, was dem Auge eines Fremden auffallen würde. Ueberhaupt veranlaßt uns die Ueberzeugung, daß wir diesen oder jenen Gegenstand von Interesse sehen können, wenn wir immer wollen, sehr oft, den Besuch immer weiter hinauszuschieben, bis wir am Ende darüber sterben. Ich kannte einen alten Gentleman, der stets in London wohnte und jedes Jahr seine Absicht ausdrückte, von dem Tower und seinen Merkwürdigkeiten Einsicht zu nehmen. Dieses Vornehmen aber wurde allemal wieder auf das nächste Jahr verschoben, und der Mann ist seitdem aus der Welt geschieden, ohne je seine Absicht in Ausführung gebracht zu haben.

Ich kann mir wohl denken, daß die Amerikaner über viele Stellen, im ersten Theile meines Tagebuchs mäckeln und sie für falsch erklären werden, weil sie ihnen meistentheils ganz neu sind; aber wie ich bereits bemerkte, umfassen die Vereinigten Staaten ein un-

endlich weites Gebiet mit einer Bevölkerung, die von dem Zustande der feinen Bildung an bis zu dem der entschiedensten Barbarei hinunterläuft; und obschon die Amerikaner viel reisen, so geschieht dies auf den wohlbetretenen Pfaden, auf welchen dem Auge oder sogar dem Ohr keine besonderen Eigenthümlichkeiten begegnen. Es folgt deshalb aus dem Umstande, daß manche von meinen Bemerkungen Vielen neu sind, nicht, daß sie auch falsch seyen. Die Einwohner der größeren Städte in den Vereinigten Staaten — und diese sind hauptsächlich die Reisenden — wissen so wenig von den Verhältnissen in Arkansas und Alabama, als ein Londoner Stadtkind von den Sitten und Gebräuchen Guernsey's, Jersey's und der Insel Man.

So bemerkte einmal eine amerikanische Dame, es sey zu schlimm von Kapitän Marryat, daß er behaupte, die amerikanischen Frauenzimmer führten Kautabak in ihren Arbeitsbeuteln, um den Gentlemen damit ein Geschenk zu machen, und fügte zugleich bei: „ich habe etwas der Art in meinem ganzen Leben nie gesehen." Sehr möglich, und hätte ich behauptet, daß dies zu New-York, Philadelphia, Boston oder Charleston üblich sey, so wäre sie berechtigt, sich entrüstet zu zeigen. Ich bin jedoch, um sowohl mir als den Amerikanern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in Bezeichnung der Lokalitäten sehr vorsichtig gewesen, und wenn man meine Bemerkungen auf den Staat, auf welchen sie geschrieben sind, beziehen will, so bin ich völlig zufrieden; wenn dagegen die natürliche Eitelkeit der Amerikaner keine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten irgend eines Theiles der Gesellschaft gestattet, ohne sie als einen Reflex auf die ganze Union zu betrachten, so müssen sie sich natürlich ärgern.

Die Antwort an die Dame, welche über den Kautabak ungehalten war, lautete: „Kapitän Marryat hat behauptet, daß dies in einem gewissen Staate üblich sey. Seyd Ihr je in diesem Staate gewesen?"

„Nein," versetzte die Dame; „aber ich habe nie davon gehört."

Wenn daher auf einem ungeheuren Continent, der sich fast von den Polen bis zum Aequator erstreckt, ein einziges Individuum, eine bloße Milbe unter den Millionen, welche noch obendrein nur ein Bruchtheil der Bevölkerung sind, die das Land ernähren könnte — nichts von dem gehört hat, was tausend Meilen von ihrem Wohnplatze vorgeht, so kann es nicht wahr seyn. Statt zu kritisiren, sollten die Amerikaner lieber lesen, beobachten, lernen und verdauen, was ich bereits gesagt habe und in diesem Bande noch zu sagen gedenke. Das Werk wurde zwar nicht für sie, sondern für meine eigenen Landsleute geschrieben; wenn sie sich übrigens dies als Wink dienen lassen, so werden sie finden, daß ich ihnen einen freundlichen Dienst geleistet habe.

Das einfache Wort „Reisen" welches an der Spitze dieses Kapitels steht, umfaßt viel und behandelt einen keineswegs unerheblichen Gegenstand, da der Grad der Civilisation eines Landes und viele wichtige Eigenthümlichkeiten, welche in engem Zusammenhange mit dem Zustande der Gesellschaft stehen, an der Landstraße aufgelesen und aus der Verschiedenartigkeit der Fürsorge für Reisende beurtheilt werden müssen. Auch glaube ich, daß meine Bemerkungen über diesen Gegenstand so viel Licht über die amerikanische Gesellschaft verbreiten werden, als irgend ein anderes meiner Kapitel.

In einem Lande wie Amerika, wo es an Flüssen und Eisenbahnen wimmelt und außerdem der Dampf, wo er in Anwendung kommen kann, alle übrigen Mittel der Ortsbewegung verdrängt hat, steht nicht zu erwarten, daß die Straßen besonders gut seyn können; indeß sind sie doch wegen der vortrefflichen Einrichtungen in den Stadtbezirken und Counties der östlichen Staaten viel besser, als man den Umständen nach vermuthen sollte. Der Haupteinwurf gegen sie besteht in dem Umstande, daß sie nicht eben an-

gelegt sind, sondern der Wellenfläche des Landes folgen, daher auch viele Steigen haben, die für die Kutschenfedern ebenso nachtheilig als für die Reisenden ermüdend sind. Natürlich darf man in einem neuen Lande darauf zählen, mit den entzückendsten Varietäten von Corduroy und so weiter zusammenzutreffen; aber wo das Land angesiedelt und die Bevölkerung im Stande ist, den Aufwand zu bezahlen, muß man den Amerikanern nachsagen, daß ihre Wege so gut sind, als sich den Umständen nach erwarten läßt. Es gibt, glaube ich, nicht weiter als ein paar Regierungsstraßen; der Aufwand für die Wege wird übrigens im Allgemeinen von dem betreffenden Staate bestritten.

Ehe ich mich auf Bemerkungen über die verschiedenen Reisemethoden einlasse, wird es am Ort seyn, einige Worte über die Pferde zu sprechen, welche in den Vereinigten Staaten ausgezeichnet gut sind. Sie kamen mir weit kühner vor und haben auch weit bessere Hufe, als unsere englischen Pferde, weßhalb das Verlieren eines Eisens nicht von derselben Bedeutung ist, wie bei uns, da ein Roß ohne viel Schaden nachher noch zwanzig Meilen machen kann. In Virginien und Kentucky hat man eine fast ganz reine Race, die von der besten englischen Zucht abstammt. Die Entfernungen bei den Wettrennen sind weit länger, als bei uns, und Geschwindigkeit ohne natürliche Kraft gilt für nutzlos.

Die Amerikaner sind große Freunde von schnelltrabenden Pferden — ich meine damit nicht die Rackers, wie sie die Thiere nennen, welche vorn traben und hinten galoppiren, sondern die eigentlichen Traber, welche gewiß ein Pferdeschlag sind, der in England nicht leicht seines Gleichen findet. Zu New-York ist das Third Avenue, wie sie es nennen, der allgemeine Sammelplatz. Ich ritt einmal auf dem Paul Pry dahin, welcher vordem als das schnellste Pferd in Amerika betrachtet wurde. In seiner vollen Geschwindigkeit legte er in zwei Minuten und dreißig Sekunden eine Meile zurück — macht vierundzwanzig Meilen auf die Stunde. Er brachte

mich in seinem Teufelstrabe bis an das Höllenthor; da ich mich aber hier nicht aufzudrängen wünschte, so zügelte ich das Thier und kehrte wieder nach Hause zurück. Man zeigte mir ein paar Pferde, die im Geschirr die Meile in zwei Minuten fünfzig Sekunden zurücklegen konnten. Man bedient sich hier leichter, vierräderiger Führwerke, Wagons genannt, die vorn einen Sitz für zwei Personen und hinten Raum für das Gepäcke haben. In solchen Wagons macht man mit ein paar Pferden siebenzig oder achtzig Meilen des Tags mit einer Geschwindigkeit von zwölf Meilen in der Stunde. Ich habe solche Pferde ankommen sehen und nicht gefunden, daß sie besonders erschöpft waren.

Die Gentlemen von New-York zahlen sehr hohe Preise für schnelle Pferde, und Thiere im Werth von tausend Dollars sieht man nicht selten. In einem Lande, wo die Zeit Alles ist, setzt man auch einen verhältnißmäßigen Werth auf die Eile. Paul Pry ist ein großer Grauschimmel, jetzt dreizehn Jahre alt, der dem Ansehen nach nicht zehn Pfund gelten sollte; ja, die englischen Omnibuse sogar würden ihn zurückweisen.

Da ich eben von Omnibusen spreche, muß ich hier bemerken, daß die von New-York und in den andern amerikanischen Großstädten so gut und geregelt sind, wie die in Paris. Die größeren sind mit vier Pferden bespannt. Aber nicht nur die Omnibuse, sondern auch die Miethkutschen sind denen in London weit überlegen; letztere sind so reinlich wie Privatequipagen, und in den ersteren findet man weder das bei uns übliche Fluchen, noch das Verrenken der Arme unglücklicher Frauenspersonen, indem man sie von einem Omnibus zum andern holt. Die Passagiere werden höflich, aber ohne Kriecherei behandelt.

Die amerikanischen Postkutschen sind so, wie sie der Erfahrung gemäß als am tauglichsten für die Wege erfunden wurden; aber man braucht nur fünf Meilen darin zu fahren, um sich nach dem entzückenden Viergespann auf den ebenen Wegen Englands zu

ſehnen. Sie halten die Mitte zwiſchen einer engliſchen Poſtkutſche *) und einer franzöſiſchen Diligence; auch ſind ſie wegen der außerordentlichen Hitze in den Sommermonaten offen gebaut.

Bei naſſem Wetter können die Oeffnungen mit Ledervorhängen, die man mit Knöpfen befeſtigt, bedeckt werden — ein ſehr unzureichender Schutz im Winter, da der Wind durch die Zwiſchenräume bläst, in die Ohren pfeift und nur noch ſchneidender wird, als wenn Alles offen wäre. Außerdem iſt man weder gegen Regen noch Schnee geſchützt, da ſich beide Eingang zu verſchaffen wiſſen.

---

*) Miß Martineau ſpricht in ihrem Werke von den amerikaniſchen Poſtkutſchen als von den angenehmſten aller Fuhrwerke; ſie iſt aber in ihren Ideen ſo gar eigenthümlich, daß ich mich über nichts wundere, was ſie ſagt. Halten wir eine Aeußerung des ehrwürdigen Mr. Reid dagegen:

„Wie ich in die Kutſche ſteigen wollte, gerieth mein Fuß in Schlamm und Waſſer. Ich ſtieß einen Ruf der Ueberraſchung aus. ‚Wird bald trocken ſeyn, Sir,‘ lautete die Antwort, indem der Kutſcher mir zugleich das Licht entzog, damit ich die Urſache meines Nothſtandes nicht unterſuchen könne. Der Grund lag darin, daß das Fuhrwerk, wie das Hotel und das Dampfboot, nicht waſſerdicht war und der Regen Eingang gefunden hatte. Allerdings war die Kutſche wie die meiſten andern im Boden mit Löchern verſehen, damit das Waſſer und der Schlamm wieder ablaufe; aber hier hatte ſich der letztere an den Oeffnungen dermaßen verdickt, daß nichts entweichen konnte. Ich fand, daß ich der einzige Paſſagier war. Der feuchte, froſtige Morgen wurde mir durch den Zuſtand der Kutſche noch empfindlicher, und ich ſah mich nach Schutzmitteln um. Von den fünf Glasſcheiben in den Schubfenſtern waren drei zerbrochen. Nun verſuchte ich, die Vorhänge feſtzumachen; aber an zweien derſelben waren die Bande zerbrochen, ſo daß ſie mir in's Geſicht ſchlugen. Da ich alſo von der Kutſche nichts erwarten konnte, ſo ſuchte ich die Abhülfe bei mir ſelbſt, indem ich den möglichſt beſten Gebrauch von meinen Kleidern machte und mich in eine Ecke des auf neun Perſonen berechneten Gefährtes drückte. Meine Lage war nichts weniger als erfreulich. Ich konnte nichts ſehen; allenthalben drang der Wind auf mich ein, und von Tönen bildete das Rufen des Kutſchers, das Knarren der Räder und der Geſang des Ochſenfroſches meine einzige Unterhaltung“ — Rev. Mr. Reid's Tour. Vol. I. p. 100. —

In der That ſehr entzückend!

Die Kutſche hat drei Sitze für neun Perſonen; die auf dem mittleren lehnen ſich gegen ein ſtarkes breites Lederband zurück, das quer durchlauft. [Dies iſt ſehr unangenehm, da die mittleren Paſſagiere, wenn die Oeffnungen geſchloſſen ſind, den Anderen Licht und Luft benehmen. Das Unangenehmſte iſt aber der Umſtand, daß die Kutſche nicht in Federn, ſondern eben in Lederriemen hängt; denn bei ſchlechten Wegen oder wenn man die Pitches (ſo nennen ſie die kleinen Berge) hinan oder raſch hinunterfährt, iſt es gerade als ob man auf einer Decke geprellt werde; man fliegt gegen das Kutſchendach auf und zerbeult ſich den Hut, wo nicht gar den Kopf.

Die Kutſcher ſind ſehr gewandt, obſchon in der Regel junge Männer, oft ſogar bloße Buben; denn mit dem vorrückenden Alter greifen ſie bald zu etwas Beſſerem. Oft fahren ſie mit Sechſen in der Hand und wenn man umgeworfen wird, iſt in der Regel mehr der Weg, als der Kutſcher ſchuldig. Dieſer Unfall begegnete mir zweimal in einer halben Stunde, als ich zur Winterszeit reiste; aber der Schnee lag damals ſehr tief, und in Amerika macht ſich Niemand etwas aus dem Umſchlagen, obſchon bisweilen auch ernſtere Unfälle vorkommen. Als ich in Neu-Hampſhire war, brach eine vernachläſſigte Brücke zuſammen, und Kutſche, Pferde und Reiſende ſtürzten in einen Strom, der ſich in den Connecticut-River ergoß. Einige von den Paſſagieren ertranken, die Geretteten aber wandten ſich um Schadenserſatz an die Stadtbehörde und erhielten denſelben. Doch auf ſolche Unfälle muß man ſich in einem neuen Lande gefaßt halten. Eine große Widerwärtigkeit bei derartigen öffentlichen Fuhrwerken beſteht darin, daß ſich weder die Eigenthümer noch die Kutſcher für Diener des Publikums halten. Eine Poſtkutſche iſt eine Spekulation, durch welche die Eigenthümer ſo viel wie möglich Geld verdienen wollen, und da der Kutſcher von den Paſſagieren weder ein Trinkgeld erwartet noch verlangt, ſo kümmert er ſich weder um ſie, noch um ihre Bequemlichkeit. Erſtere dagegen glauben

nicht verpflichtet zu seyn, dem Publikum Wort zu halten, und sind gleichgültig gegen alle einlaufenden Klagen.

Die Postkutschen, welche von Cincinnati nach dem Osten gehen, haben, wenn der Ohio mit Wasser gefüllt ist, eine bedeutende Concurrenz, da in diesem Falle die Reisenden lieber die Dampfboote benützen; sobald aber der Wasserstand des Flusses so tief ist, daß die Boote nicht bis Wheeling hinaufkommen können, fordern die Kutscheneigenthümer doppelte Preise. Sie nehmen keine Rücksicht auf die gute Meinung oder die Geneigtheit des Publikums und verlangen weiter nichts, als ihr Geld, ohne sich etwas daraus zu machen, ob die Passagiere den Hals brechen oder nicht. Das große Uebel, welches aus diesem Zustande von Feindseligkeit — wie man es fast nennen könnte — hervorgeht, besteht in einer Mißachtung des Lebens und macht das Reisen in Amerika sehr gefährlich. Man ist völlig der Gnade der Kutscher preisgegeben, die in der Regel sehr gutmüthige Personen, bisweilen aber auch das Gegentheil sind, und ich habe mich oft an den Scenen ergötzt, die zwischen ihnen und den Passagieren stattfanden. Was mich betrifft, so setzte ich mich, falls es das Wetter gestattete, in der Regel zu den Kutschern hinaus und unterhielt gute Freundschaft mit ihnen (die Amerikaner thun dies selten), denn sie besitzen genaue Lokalitätskenntniß und sind oft sehr unterhaltlich. Es ist jedoch ein großer Unterschied in dem Benehmen der Kutscher, je nachdem sie Wagen führen, welche zu einer bestimmten Zeit an der Postbureaus eintreffen müssen, oder nicht an die Stunden gebunden sind. Langt im ersteren Falle der Postillon zu spät an, so muß er an die Eigenthümer eine Geldstrafe zahlen, und wenn Dollars in Frage kommen, hat alle Leutseligkeit und Höflichkeit ein Ende.

Ein Gentleman von meiner Bekanntschaft befand sich in einer Kutsche, welche sich verspätet hatte, und der Postillon fuhr so wüthend vorwärts, daß ein Ruck des Wagens eine Dame gegen das Dach schleuderte, wodurch die Zähne ihres Kammes in die Kopfschwarte

drangen. Sie wurde vor Schmerz ohnmächtig und die Paſſagiere riefen dem Kutſcher zu, Halt zu machen.

„Weßwegen?“

„Der letzte Stoß hat die Dame beſchädigt und ſie iſt ohnmächtig geworden.“

„Oh, weiter nichts? Nun, ich rechne, ich will ihr einen abermaligen Ruck geben — der wird ſie ſchon wieder zur Beſinnung bringen.“

Seltſamerweiſe hatte er ganz richtig prophezeit. Der nächſte Stoß war ſehr ungeſtüm und die Dame kam wieder zur Beſinnung.

Mr E., ein Abgeſandter der amerikaniſchen Regierung, reiste in dem Staate Indiana. Die Paſſagiere hatten in einem Wirthshauſe übernachtet, und die Kutſche ſtand an der Thüre bereit; aber Mr. E. war mit ſeiner Toilette noch nicht ganz fertig geworden. Der Kutſcher ſchickte den Ausſchenker nach ihm, und Mr. E. ließ zurückſagen, daß er augenblicklich kommen werde.

„Was treibt er denn?“ fragte der Poſtillon ungeduldig, als ihm der Ausſchenker dieſe Antwort brachte.

„Er putzt ſich die Zähne.“

„Was Zähne putzen!“ brüllte der Kutſcher unwillig; „beim Teufel!“

Und er ſetzte ſeine Pferde in Galopp, Mr. E. zurücklaſſend.

Die übrigen Paſſagiere machten Gegenvorſtellungen, aber vergeblich. Man ſagte ihm, Mr. E. habe Regierungsdepeſchen bei ſich — er kümmerte ſich nicht darum, bis ihm endlich Einer einen Dollar anbot, wenn er umkehren wollte. Sie waren ſchon mehr als eine Meile gekommen, ehe ihm dieſes Erbieten gemacht wurde. Jetzt drehte er augenblicklich ſeine Pferde und kehrte nach dem Wirthshauſe zurück.

M. Reid gibt eine Anekdote, welche ſehr charakteriſtiſch für

das amerikaniſche Poſtreiſen iſt und den Beweis liefert, wie wenig für die Bequemlichkeit des Publikums geſorgt wird.

„Als wir zu Lowell Halt machten, um die Pferde zu wechſeln, wünſchte ein Frauenzimmer einen Vorwärtsplatz zu erhalten. Wir waren, wie man zu ſagen pflegt, bereits mehr als voll, denn wir hatten neun Perſonen und zwei Kinder, die man im Wagen für nichts, wohl aber in den Wegzetteln zählt. Unſer unverſchämter Kutſcher öffnete den Schlag und redete zwei Männer an, von denen einer zu ihm hätte hinausſitzen ſollen. ‚He, will keiner von euch mit mir fahren und der Dame ſeinen Platz abtreten?‘ Die Männer fühlten zwar, daß ſie von einem Vorgeſetzten angeredet wurden, rührten ſich aber nicht von ihrem Platze. ‚Kommt, ſage ich,‘ fuhr er fort, ‚ihr ſollt eine gute Büffelhaut und einen Regenſchirm haben, ſo daß ihr gut genug verſorgt ſeyd.‘ Dennoch zeigten ſie keine Spur von Bereitwilligkeit. Der gnädige Herr wurde darüber zornig und wollte ſchon mit Gewalt Einen davon herausziehen; er hielt jedoch wieder an ſich und rief: ‚nun wenn ich euch nicht herauskriegen kann, ſo will ich mich hängen laſſen, wenn ich vom Platze fahre, bis einer herausgeht.‘ So blieben wir nun eine Weile ſtehen, und er erreichte endlich ſeinen Zweck in höflicheren Ausdrücken, indem er die Perſonen auf dem mittleren Sitze überredete, zuſammenzurücken, und der Dame Platz zu machen. So hatten wir nun zwölf Perſonen im Wagen.“

Ich befand mich einmal in einer Poſtkutſche, welcher die Fenſtergläſer fehlten, und bemerkte dies gegen den Kutſcher, da es eben ſtark regnete. „Ei ja,“ verſetzte er; „rechne, Ihr thätet beſſer, dies den Eigenthümern zu ſagen. Mich geht's nichts an, denn ich habe bloß die Kutſche zu führen.“ Und dies war der einzige Troſt, den ich erhalten konnte. Wollte man ihnen ſagen, ſie ſollten

Halt machen oder langsam fahren, so würde dies als eine unverantwortliche Einmengung betrachtet werden.

Zu New-York erzählte mir ein Engländer, er habe einmal in den östlichen Staaten den Wunsch ausgedrückt, daß es etwas schneller gehen möchte. „Oh," versetzte der Kutscher, „wollt ihr's wirklich geschwinder haben? Na, wartet nur einen Augenblick und es soll schneller gehen, als euch lieb ist." Der Kerl fuhr, wo die Wege gut waren, sehr langsam, aber sobald er an eine schlimme Stelle gelangte setzte er seine Pferde in Galopp, und die Passagiere wurden, wie mein Freund sagte, so sehr umhergeworfen und umhergestoßen, daß sie kaum wußten, wo sie waren. „Ist dies schnell genug, Mister?" fragte der Kutscher, durch das Wagenfenster hereinschielend.

Unterwegs halten sie bei Jedem an, der ihnen entgegenkommt, um nach den Preisen des Markts, nach den Neuigkeiten oder sonstigen Dingen zu fragen; auch wird bereitwillig dieselbe Bequemlichkeit jedem Passagiere geboten, der unterwegs ein Geschäft zu besorgen hat. Die Amerikaner sind daran gewöhnt, und die Reisenden beschweren sich nie darüber. Die natürliche Gutmüthigkeit des Amerikaners ist die Ursache dieses Geistes der Anbequemung.*)

Ich reiste einmal in einer Kutsche, als der Postillon Halt machte und in ein kleines Haus am Wege ging. Er blieb eine Weile aus und da das Häuschen keine Schenke war, so drückte ich meine Verwunderung aus, was er wohl drinnen treibe möge.

---

*) Derselbe Accommodationsgeist hat auch eine scheinbare Rohheit zur Folge, die jedoch nicht böse gemeint ist. Wenn man im Westen reist oder auch nur durch die Straßen geht und eine Cigarre im Munde hat, so kann ein Mann auf Einen zukommen, der mit den Worten: „Bitt' um Verzeihung, Fremder," Einem die Cigarre aus dem Munde zieht, seine eigene damit anzündet und dann den Stumpf wieder zurückgibt. Dies kam mir anfangs ziemlich unverschämt vor; als ich jedoch fand, daß es so Brauch war, machte ich es um kein Haar anders, wenn ich Feuers benöthigt war.

„Schätz wohl, ich kann's Euch sagen," bemerkte ein Mann, der neben der Kutsche stand und mich hörte. „'s ist ein hübsches Mädchen drinnen, und ich denke, er macht ihr ein bischen den Hof." Dies war auch richtig der Fall. Die Passagiere lachten und erwarteten geduldig seine Rückkehr. Er blieb ungefähr drei Viertelstunden aus. Ohne Zweifel war ihm die Zeit sehr kurz geworden, obschon sie uns etwas lange vorkam.

Mrs. Jamieson sagt in ihrem letzten Werke.

„In einer dunklen Nacht, als es schwer graupelte und regnete und unser Extrawagen langsam von den Pferden durch die ‚Sümpfe der Verzweiflung,' wie es mir vorkam, geschleppt wurde, fiel einiges schlecht untergebrachte Gepäck von dem Dache, das auf den amerikanischen Postkutschen keinen Ruheplatz für Menschen oder Koffer bietet. Der Postillon stieg ab, um es aus dem Schlamm herauszufischen. Da dies einiges Zögern verursachte, steckte ein Gentleman, der mir gegenüber saß, den Kopf zum Fenster heraus, um nach der Ursache zu fragen. Der Kutscher antwortete darauf in unmuthigem Tone: ‚He, Mister, sitzt nicht plappernd da her, sondern helft mir diese Sachen auf's Brett heben!' Zu meiner Ueberraschung nahm der Gentleman diese Aufforderung durchaus nicht übel, sondern sprang augenblicklich hinaus und leistete Beistand. Dies ist nur die Manier der Leute. Der Kutscher beabsichtigte keine Unverschämtheit und seine Antwort wurde auch nicht in diesem Sinne genommen. Meine Reisegefährten konnten nicht umhin, über meine Verwunderung zu lachen."

Ich habe diese kleinen Anekdoten erwähnt, da sie den Leser belustigen dürften. Im Allgemeinen aber sind die Kutscher sehr gutmüthig und zuvorkommend; auch schicken sich die Reisenden ineinander und fügen sich mit Humor in das, was sie nicht besser machen können.

Zweites Kapitel.

Reisen.

Bei meinen Bemerkungen über die Eisenbahnen und Dampfboote in den Vereinigten Staaten will ich einige Thatsachen erwähnen, mit denen ich den Leser bekannt machen muß. Die Amerikaner sind ein unruhiges lokomotives Volk und stets in ganzen Massen auf dem Zuge, mag sich's nun um Geschäfte oder Vergnügenspartieen handeln. Da es für jede Volksklasse nur ein Beförderungsmittel gibt, so sind die Postkutschen, die Eisenbahnen oder Dampfboote, wie auch die meisten Hotels für Alle offen. Die Folge davon ist eine sehr gemischte Gesellschaft, denn man findet den Millionär, die gebildete Frau vom höchsten Range, den Senator, das Congreßmitglied, den Landwirth, den Auswanderer, den Betrüger, den Taschendieb — kurz Alles in der gleichen Lokomotive. Es waren daher einige conventionelle Regeln nöthig, welche durch die öffentliche Meinung geschaffen wurden — eine Gewalt, der sich in Amerika Alles unterwerfen muß. Die wichtigste darunter, ohne die es unmöglich seyn würde, in solcher heerdenartigen Weise zu reisen, ist die allgemein geübte Höflichkeit gegen Frauen, welche allein durch alle Vereinigten Staaten reisen können, ohne die mindeste Unannehmlichkeit oder Kränkung besorgen zu müssen. Diese dem schönen Geschlecht erwiesene Huldigung macht den Amerikanern große Ehre und herrscht von einem Ende der Union bis zum andern — ja, äußert sich sogar in den südlichen und gesetzloseren Staaten mit mehr Ritterlichkeit, als in den nördlichen. Mag ein Frauenzimmer gekleidet seyn oder aussehen, wie sie will, es reicht zu, daß sie dem andern Geschlechte angehört. Ihr wird

die erste Bequemlichkeit zu Theil, und bis dies geschehen ist, denkt kein Mann an sich selbst. Diese Artigkeit findet man übrigens nicht blos auf Reisen, sondern auch allenthalben. Eine englische Dame sagte mir, sie habe der Amtsübernahme des Präsidenten Van Buren anzuwohnen gewünscht und sey aus Versehen mit ihren beiden Töchtern an dem unrechten Eingang aus ihrem Wagen gestiegen. Das dichte Gedränge, durch welches sie sich Bahn zu brechen suchten, habe sie beinahe erdrückt; aber als man dies bemerkte, sey der Ruf erschollen: ‚Platz gemacht für die Damen!' Durch eine gemeinsame Anstrengung drängte sich nun der Haufen rechts und links zurück, schloß sich fest an, um dem ungeheuren Drucke Widerstand zu leisten und machte eine weite Gasse, durch welche sie mit Gemächlichkeit gehen konnten. „Dies erinnerte mich an die Israeliten, welche durch das rothe Meer gingen, während das Wasser zu beiden Seiten eine Mauer bildete," bemerkte die Dame. „In jedem anderen Lande wären wir unfehlbar erdrückt worden."

Als ich an Bord eines Dampfbootes war, fragte ein Amerikaner eine von den Damen, mit was er sie bedienen könne. Sie wünschte etwas Truthahn, der in dessen Bereich lag, von dem aber ein Reisender eben den Flügel abgeschnitten und auf seinen eigenen Teller gelegt hatte. Sobald der Amerikaner den Wunsch der Dame vernommen hatte, fuhr er plötzlich mit seiner Gabel auf den Truthahnflügel los und legte ihn auf das Teller des Frauenzimmers. Die einzige Erklärung: „für eine Dame, Sir," wurde augenblicklich als zureichend anerkannt.

Das Ansehen des Kapitäns wird auf einem Dampfboote nie beanstandet, denn jeder, der sich dagegen verginge, würde unverweilt an's Land gesetzt werden. Ich befand mich an Bord eines solchen Fahrzeugs und ein junger Mann setzte sich, den Hut auf dem Kopfe, zum Thee nieder.

„Ihr seyd in Gesellschaft von Damen, Sir," bemerkte der

Kapitän sehr höflich, „und ich muß Euch bitten, den Hut abzunehmen.“

„Seyd Ihr der Kapitän des Boots?“ bemerkte der junge Mann in ärgerlichem Tone.

„Ja, Sir.“

„Nun so muß ich wohl Folge leisten,“ brummte der Passagier, indem er dem Ansinnen entsprach.

Wenn übrigens die Stewards, welche gewöhnlich farbige Leute sind, die Ordnung einzuschärfen versuchen wollten, so hätten sie eine Zurückweisung zu gewärtigen, wie ich sie selbst mitanhörte.

„Wenn's der Kapitän so haben will, so soll er selbst kommen und mir es sagen. Meint Ihr, ich werde einem Nigger gehorchen, wie Ihr seyd?“

Vielleicht ist eben dieser Achtung gegen das schöne Geschlecht der Umstand zuzuschreiben, daß die Amerikaner auf Reisen fast unvermeidlich ihre besten Kleider anziehen. Wenigstens ist dieß der Fall, mag der Grund liegen, worin er will. Auch sind die amerikanischen Damen auf Reisen sowohl als auch sonst stets gut wo nicht kostspielig gekleidet. Nicht alle üben einen Tauschhandel um Hüte wie die zwei jungen Frauenzimmer der Vermonter Postkutsche.

Aber ungeachtet des Anstandes, der in der erwähnten Weise gewahrt wird, ist doch dieses Heerdenweis-Reisen mit manchen Widerwärtigkeiten verbunden. Darunter gehört namentlich, daß man hin und wieder auf eine Familie interessanter junger Bürger trifft, die am Keuchhusten, an den Pocken oder an anderen Beschwerden leiden und an Bord gebracht wurden, weil der Arzt eine Luftveränderung empfohlen hat. Natürlich sind dadurch die andern Kinder und sogar Erwachsene der Ansteckung ausgesetzt; aber wegen einer solchen Kleinigkeit weist man die Patienten nicht zurück, da der Gewinn der Dampfboote darunter Noth litte.

Von allen Reisen ist die auf einer Eisenbahn die ermüdendste,

namentlich in Amerika. Nach einer Meile wird das beständige Husten der Lokomotive, die Blendung des Gesichtes durch die Schnelligkeit, mit welcher man an den Gegenständen vorbei kommt, und das Ausſprühen von Funken und Asche, die Einem in's Gesicht fliegen und die Kleider versengen, sehr unangenehm; der einzige Trost, den man dabei hat, ist die Geschwindigkeit der Reise.

Die Eisenbahnen in Amerika sind nicht so gut construirt wie in England und daher gefährlicher; aber man darf dabei nicht vergessen, daß vorderhand in Amerika nichts zu Stande kommt, was auf lange Dauer berechnet ist. Man geht im Aufwande gerade so weit, als nöthig ist und nicht weiter, denn man weiß wohl, daß man nach zwanzig Jahren im Stande ist, zwanzig Dollars auszugeben, wo jetzt schon ein einziger weh thut. Der Hauptzweck ist, von den Auslagen einen schnellen Ertrag zu erzielen, und mit Ausnahme weniger Beispiele denkt man nicht an Dauer und Bestand. Ein Hauptgrund vieler Unglücksfälle besteht darin, daß die Eisenbahnen an den Seiten nicht mit Zäunen versehen sind, welche das Vieh abhalten könnten, und es scheint, als ob letzteres, wenn es in den Wäldern umherstreift, eine besondere Vorliebe habe, sein Schläfchen auf den Schienenwegen zu machen, weil sie wahrscheinlich trockener sind, als die anderen Theile des Bodens. Es ist unmöglich zu sagen, wie viele Kühe von den Wagenzügen zerquetscht werden; aber die häufigen Unfälle, die von diesen Ursachen herrühren, haben die Amerikaner zu Erfindung einer Art Schaufel bewogen, welche, vorne an der Lokomotive angebracht, eine Kuh aufnimmt und sie nach rechts oder links wirft. Je von fünfzehn zu fünfzehn Meilen findet man Erfrischungshäuser. Die Wagen machen Halt, alle Thüren werden aufgeworfen und die Passagiere stürzen wie Schulknaben heraus, um sich an den Tischen mit Pasteten, Törtchen, Kuchen, hartgesottenen Eiern, Schinken und anderen Eisenbahnhochgenüssen zu trösten, die zu zahlreich sind, als

daß ich sie aufzählen könnte. Zur Abfahrt wird mit einer Glocke geläutet. Auf das Singnal eilt Alles mit voller Hand und vollem Munde in die Wagen, und nun geht es wieder fort, bis der nächste Haltpunkt auf's Neue Anlaß gibt, die Einförmigkeit der Reise durch einen abermaligen Kauprozeß zu unterbrechen, ohne daß man gerade hungrig ist.

Die Utika-Erfenbahn ist die beste in den Vereinigten Staaten. Die Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt vierzehn bis sechszehn Meilen in der Stunde, aber auf der Utika-Bahn geht es viel schneller.*) Ein Gentleman erzählte mir eine auffallende Probe von der herrschenden Leidenschaft, die er bei Gelegenheit eines Unfalls mitansah, als der Wagenzug aus den Schienen geworfen wurde und fast hundert Personen ums Leben oder sonst zu Schaden kamen.

An der Seite des Weges lag ein Mann, dessen Bein so schlimm zerbrochen war, daß der Knochen nicht nur durch die Haut, sondern auch durch die Hosen herausstach. Seine Frau hatte sich in bitterstem Schmerze über ihn hingeworfen, während ihr das Blut aus einer bedeutenden Kopfwunde zu Boden rann, und neben ihr kniete seine Schwester, welche gleichfalls bedeutend Schaden genommen hatte. Die armen Frauenzimmer jammerten über ihm, ohne an ihre eigenen Verletzungen zu denken, während er seinerseits durchaus keine Rücksicht auf sein zerbrochenes Bein zu nehmen schien, sondern nur die dadurch veranlaßte Zögerung beklagte.

„O mein lieber theurer Isak, was kann doch mit Deinem Beine geschehen?" rief die Frau in tiefster Noth.

„Sprich mir nicht von meinem Beine!" rief der Mann. „Ich möchte lieber wissen, was aus meinem Geschäfte werden soll!"

---

*) Die im Jahre 1835 beendigten amerikanischen Eisenbahnen umfaßten eine Länge von 1,600 Meilen, während die in Angriff genommenen und noch nicht beendigten weitere 1,270 Meilen ausmachten. Die ausgeführten Kanäle hatten eine Länge von 2,687 Meilen, die unbeendigten von 500 Meilen.

„O lieber Bruder," verſetzte das andere Frauenzimmer, „ſchlage dir doch jetzt die Geſchäfte aus dem Kopf und denke lieber an das Kurirtwerden."

„An's Kurirtwerden denken? — Ich muß daran denken, was aus den Wechſeln wird, wenn ich nicht dort bin, um ſie zu honoriren. Sie werden präſentirt werden, ſo wahr ich hier liege."

„Oh, kümmere Dich nicht um die Wechſel, lieber Mann — denk an dein koſtbares Bein."

„Mich nicht um die Wechſel kümmern? Aber ich muß mich um die Wechſel kümmern — mein Credit geht darüber zu Grunde."

„Nicht, wenn man weiß, was vorgefallen iſt, Bruder. Ach Himmel, Himmel — das Bein, das Bein."

„Hole der Teufel das Bein; was wird aus meinem Geſchäfte werden," ſtöhnte der Mann, im Uebermaße des Schmerzes auf ſeinen Rücken zurückſinkend.

Wir haben hier ein Pröbchen von ächtem Handelsgeiſt. Wäre dieſer Mann nicht ans Pult genagelt geweſen, ſo hätte er ein Held werden können.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit einem Auszug aus einer amerikaniſchen Schrift, welche dem Leſer einen Begriff von der Gleichgiltigkeit geben wird, mit der man in den Vereinigten Staaten den Verluſt eines Lebens anſieht.

„Alle Augenblicke hört man von einem Eiſenbahnunglück in irgend einem Theile des Landes — auf geneigten Ebnen, ſich ſchneidenden Punkten oder durch den Umſtand, daß die Wagen aus dem Geleiſe gehen und nebſt den Reiſenden zerſchmettern. Auch ſah man ſchon zwei Lokomotiven mit den Köpfen gegen einander anrennen wie ein paar kämpfende Widder. Einige Zeit vor dem Niederſchreiben dieſer Zeilen ſchoß eine Lokomotive mit dem Tender die geneigte Ebene bei Philadelphia hinab gleich einem fallenden Sterne. Eine Frau,

welcher durch diesen Unglücksfall beide Beine zerbrochen wurden, brachte man in einen Omnibus, um sie nach dem Hospitale zu schaffen; aber der spekulative Kutscher antwortete auf die Frage des Mannes, „warum er nicht gehe,“ daß er auf eine volle Ladung warte.“ *)

Drittes Kapitel.

Reisen.

Am häufigsten, am schnellsten, am angenehmsten, zugleich aber auch am gefährlichsten reist man in Amerika auf den Dampfbooten. Es wird am Orte seyn, wenn ich dem Leser einen Begriff von der Ausdehnung dieser Schifffahrt gebe, indem ich hier die Längen der Hauptflüsse der Vereinigten Staaten aufzähle.

Missouri und Mississippi	4490
Missouri bis zu seiner Vereinigung mit dem Mississippi	3181
Der eigentliche Mississippi bis zu seiner Verbindung mit dem Missouri	1600
Der Mississippi bis zum Golf von Mexico	2910
Der Arkansas-River, ein Zweig des Mississippi	2170
Der St. Lawrence-River mit Einschluß der Seen	2075
Platte-River, ein Zweig des Missouri	1600
Red-River, ein Zweig des Mississippi	1500
Ohio-River, ein Zweig des Mississippi	1372
Columbia-River, sich in das stille Weltmeer ergießend	1315

*) Stimme aus Amerika.

Kanzas-River, ein Zweig des Missouri	1200
Yellowstone, ein Zweig des Missouri	1100
Tennassee, ein Zweig des Ohio	756
Alabama-River, sich in den Golf von Mexico ergießend	575
Cumberland-River, ein Zweig des Ohio	570
Susquehannah-River, sich in die Chesapeake-Bai ergießend	460
Illinois-River, ein Zweig des Missisippi	430
Appalachikola-River, fließt in den Golf von Mexico	425
St. Johns-River, New-Brunswick, entspringt in Maine	415
Connecticut-River, ergießt sich in den Long-Island-Sound	410
Wabash-River, ein Zweig des Ohio	360
Delaware-River, fließt in den atlantischen Ocean	355
James-River, ergießt sich in die Chesapeake-Bai	350
Roanoke-River, ergießt sich in den Albermarle-Sound	350
Great-Pedee-River, fließt in den atlantischen Ocean	350
Santee-River, fließt in den atlantischen Ocean	340
Potomac-River, ergießt sich in die Chesapeake-Bai	335
Hudson-River, fließt in den atlantischen Ocean	320
Altamaha-River, fließt in den atlantischen Ocean	300
Savannah-River, fließt in den atlantischen Ocean	290

Viele von den längsten dieser Flüsse laufen zur Zeit noch durch Einöden, während andere nur eine spärliche Bevölkerung an ihren Ufern besitzen; aber wie sich der Westen füllt, werden sie von Leben gähren, und die Erndte des Fleißes wird viele Hunderte weiterer Schiffe befrachten.

Die Amerikaner stellen sich vor, sie haben uns in der Dampfschifffahrt bei weitem den Vorsprung abgewonnen — ein großer Irrthum, über den sie sich durchaus nicht belehren lassen. Erstlich kann sich ihre Maschinerie durchaus nicht mit den unsrigen messen, und dann haben sie keine in See gehende Dampfschiffe, die doch im Grunde das große Desiderat der Dampfschifffahrt sind. Aber auch

an Zahl und Tonnengehalt sind ihre Kaufmannsdampfschiffe den unsrigen nicht zu vergleichen, wie ich sogleich zeigen werde, und ebenso wenig bietet ihre Dampfschifffahrt die Sicherheit, deren wir uns erfreuen.

Nach dem Berichte der Commissionäre über die Dampfschifffahrtsunfälle im Jahr 1839 beläuft sich die Anzahl der Schiffe, welche zu der amerikanischen Dampfmarine Großbritanniens gehören, auf 810 mit einem Gehalt von 157,840 Tonnen und 63,250 Pferdekraft.

Mr. Levi Woodbury's Bericht an den Congreß im December 1838 gibt die Zahl der amerikanischen Dampfschiffe zu 800, den Tonnengehalt zu 155,473 und die Pferdekraft zu 57,019 an.

Billigermaßen muß man den Amerikanern die Ehre zugestehen, daß sie das erste Dampfschiff über das atlantische Meer geschickt haben. Im Jahre 1819 fuhr ein zu New-York gebautes Dampfschiff von Savannah aus in 26 Tagen nach Liverpool.

Die Zahl der in See gehenden Dampfschiffe Englands beträgt 282, während die Vereinigten Staaten im äußersten Falle deren zehn besitzen. Aber auch an Größe sind unsere Schiffe den ihrigen weit überlegen. Ich füge hier eine Tabelle an, welche die Dimensionen unserer größten Schiffe gibt, wie sie in dem Berichte an das Haus der Gemeinen dargestellt wurden — zugleich aber auch eine andere über die größten amerikanischen Schiffe, die ich dem Berichte entnehme, welchen Mr. Levi Woodbury an den Congreß erstattete.

Tabelle

über die Dimensionen des Rumpfes und der Maschinerie, wie sie an den fünf größten Schiffen, welche bis jetzt gebaut oder im Bau begriffen sind, vorkommen.

Dimensionen.	Great-Western.	Liverpool.	British Queen.	President.	United Kingdown.
Größte Länge	236 Fuß	223 Fuß	275 Fuß	265 Fuß	—
ditto des Unterdecks . .	212	216	245	238	206
ditto des Kiels . . .	205	209′ 5″	225	220	198
Breite innerhalb der Ruderhäuschen	35′ 4″	30′ 10″	40	41	36′ 6″
ditto mit Einschluß derselben	59′ 8″	56′ 3″	64	64	—
Tiefe des Raumes in Mitte des Schiffes	23′ 2″	19′ 8″	27′ 6″	23′ 6″	22
Tonnen des Raumes . .	679 1/2 Tonnen	559 1/2 Tonnen	1,053 Tonnen	—	—
Tonnengehalt des Maschinenraumes	641 1/2 Tonnen	581 Tonnen	963 Tonnen	—	—
Total-Tonnengehalt. . .	1,321 Tonnen	1,140 1/2 Tonnen	2,016 Tonnen	1,840 Tonnen	1,400 Tonnen
Maschinenkraft	450 Pferde	468 Pferde	500 Pferde	540 Pferde	450 Pferde
Cylinderdurchmesser . . .	73 Zoll	75 Zoll	77 1/2 Zoll	80 Zoll	73 Zoll
Länge des Schlages . . .	7 Fuß	7 Fuß	7 Fuß	7 1/2 Fuß	7 Fuß
Durchmesser der Ruderräder	28′ 9″	28′ 5″	30′ 6″	31′	28′
Gesammtgewicht d. Maschinen, der Kessel und des Wassers	480 Tonnen	450 Tonnen	500 Tonnen	500 Tonnen	450 Tonnen
Total-Gewicht der Kohlen auf zwanzig Tage	600 Centner	600 Centner	750 Centner	750 Centner	—
Total-Gewicht des Cargo's	250 Centner	200 Centner	500 Centner	750 Centner	—
Wassertracht mit obigem Gewicht der Vorräthe . .	16′ 8″	16′ 8″	16′ 7″	17′	—

	Tonnen.	Pferdekraft.	
Natchez . .	860	300	Zwiſchen New-York und dem Miſſiſſippi.
Illinois . .	755	. . .	Erie-See.
Madiſon . .	700	. . .	
Buffalo . .	613	. . .	
Maſſachuſſets	626	. . .	Sund.
Uncle Sam	447	. . .	Miſſiſſippi und Ohio-River.
Mogul . .	414	. . .	
Mediterranean	490	. . .	
Nordamerika	445	. . .	
St. Louis .	550	. . .	

Der Punkt jedoch, in welchem wir den Amerikanern ſo unendlich überlegen ſind, beruht auf unſeren Kriegsdampfſchiffen. Die Vereinigten Staaten haben nur ein einziges, welches Fulton der Zweite heißt. Wir laſſen die Liſte derjenigen folgen, welche der Regierung von Großbritannien gehören, und fügen zugleich den Tonnengehalt bei.

	Tonnen.		Tonnen.
Acheron	722	Columbia	360
Adder	237	Comet	238
Advice	175	Conſiance	295
Afrikan	295	Cuckoo	634
Alban	294	Cyclops	1190
Ariel	149	Dasher	260
Aſp	112	Dee	704
Avon	361	Doterel	237
Beaver	128	Echo	298
Blazer	527	Fearleß	165
Borer	159	Firebrand	495
Carron	294	Fire-Fly	550
Charon	125	Flamer	496

	Tonnen.		Tonnen.
Fury	166	Phönix	809
Gleaner	306	Pigmy	230
Gorgon	1111	Pike	112
Hecate	815	Pluto	365
Hecla	815	Prospero	244
Hermes	716	Redwing	139
Hydra	818	Radamanthus	813
Jasper	230	Salamander	818
Kite	300	Shearwater	343
Lightning	296	Spitfire	553
Lucifer	387	Sprightly	235
Medea	835	Strombolo	966
Meduſa	889	Swallow	133
Megära	717	Tortarus	523
Merlin	889	Urgent	563
Meſſenger	733	Veſuvius	966
Meteor	296	Volcano	720
Monkey	211	Widgeon	164
Myrtle	116	Wildfire	186
Otter	237	Zephyr	237

Regierungsdampfboote, welche im Bau begriffen ſind:

	Tonnen.		Tonnen.
Alecto	799	Locuſt	282
Ardent	799	Medina	889
Dover	von Eiſen	Polyphemus	799
Lizard	282	Prometheus	799

Ich hoffe, obige Angaben werden zureichen, die Amerikaner zu überzeugen, daß wir ihnen in der Dampfſchifffahrt voraus ſind. In ihrer Abgeſchiedenheit, die ihnen nicht geſtattet, Vergleichungen mit andern Ländern anzuſtellen, ſehen die Amerikaner nur ihre eige-

nen Fortschritte und scheinen vergessen zu haben, daß es mit andern Nationen ebenso gut vorwärts geht, als mit ihnen selbst. Sie scheinen zu glauben, daß, während sie weiter schreiten, alle anderen stille stehen, und vergessen darüber, daß England mit seinen endlosen Hülfsquellen weit eher in der Lage ist, sie zu überflügeln, als hinter ihnen zurückzubleiben.

Wir müssen nun die Frage der beziehungsweisen Sicherheit prüfen, welche beide Lande in Betreff des Reisens auf Dampfschiffen bieten. Nachstehende Tabelle, dem Berichte der Kommissäre über Dampfboot-Unglücksfalle entnommen, wird zeigen, wie viele sich während eines Jahrzehnts in England zugetragen haben.

Schiffe.	Art der 92 Unglücksfälle.	Mit Bestimmtheit ermittelte Anzahl der verlorenen Menschenleben.
40	schiffbrüchig geworden, gescheitert oder in größter Gefahr	308
23	Explosionen der Kessel	77
17	Brände aus verschiedenen Ursachen . .	2
12	Zusammenrennen	66
92		453
	Muthmaßliche Zahl der Personen, die an Bord des Erin, des Frolic und des Superb verloren gingen	120
	Nach den Listen der Fährleute und Coroners während der letzten drei Jahre mit Ausschluß der Obigen aus der Themse gezogen	40
	Nach einer Liste aus Schottland, mit Ausschluß der Obigen, während der letzten zehn Jahre in dem Clyde verunglückt .	21
		634

	Personen.
Die bestimmte Angabe verlorener Menschenleben in einem einzigen Falle gibt die größte Summe für den Schiffbruch des Rothsay Castle an, bei welcher Gelegenheit umkamen	119
Der größte Verlust über einmal bei Ueberrennungen	62
Der größte Verlust über einmal in Folge der Kesselexplosionen	24
Der größte Verlust über einmal, durch einen Brand herbeigeführt	2

Der größte Verlust an Menschenleben fand auf Schiffen statt, die für den Verkauf gebaut worden und nicht seewürdig waren — ein Umstand, der, wie ich fürchte, in beiden Landen nur zu häufig vorkommt.

Der Verfasser einer „Stimme aus Amerika" gibt in der Liste der Dampfschiffs-Unfälle auf den Gewässern der Vereinigten Staaten, bestehend in Platzen der Kessel, Brand, Schiffbruch und zahlreichen anderen Ereignissen von geringerer Bedeutung, den Gesammtverlust eines Jahres — (1837 auf 1838) zu achtzig Schiffen und tausend und achtzig Menschenleben an; trifft also in England durchschnittlich auf ein Jahr dreiundsechzig Menschenleben, während in Amerika in gleicher Zeit tausend und achtzig zum Opfer wurden.

Der Bericht des Mr. Woodbury an den Congreß ist unvollkommen, worüber man sich übrigens nicht wundern muß, da es fast unmöglich ist, die Wahrheit zu erforschen; indeß läßt sich doch immerhin viel daraus entnehmen. Er gibt an, daß seit der Anwendung der Dampfschiffe in den Vereinigten Staaten dreizehnhundert Boote gebaut wurden, in denen zweihundertundsechzig durch Unfälle zu Grund gingen.

Der größte Verlust durch Aneinanderrennen und Versinken fand in dem Monmouth*) (1837) statt, bei welcher Gelegenheit dreihun-

*) Er sollte Indianer nach dem Westen bringen.

dert Menſchenleben verloren gingen. Bei der Exploſion des Oronoko kamen weitere hundertunddreißig Menſchen ums Leben und wieder hundert bis hundertundzwanzig gingen bei einer ähnlichen Gelegenheit in dem Moſelle (Cincinnati) zu Grunde.

Der größte Verluſt durch Schiffbruch fand auf dem Home an der Küſte von Süd-Carolina ſtatt, wo hundert Menſchen um's Leben kamen; bei dem Brande des Ben Sherrod (1837) wurden hundertunddreißig das Opfer.

Die drei größten Unglücksfälle, welche während meines Aufenthalts in Amerika ſtattfanden, waren der Brand des Ben Sherrod, der Schiffbruch des Home und die Exploſion des Moſelle. Da mir hierüber glaubwürdige Einzelnheiten aus dem Munde von Amerikanern, die an Bord oder doch Augenzeugen waren, zu Gebot ſtehen, ſo will ich ſie meinen Leſern mittheilen. Sie werden freilich bemerken, daß der Bericht über den Verluſt an Menſchenleben in Mr. Woodburys Angabe anders lautet; ich werde übrigens ſpäter meine Gründe ausführen, warum mir nachſtehende Belehrungen als die richtigeren erſcheinen.

Verluſt des Ben Sherrod.

Von einem Reiſenden.

„Am Sonntag Morgen, den 6. Mai 1837, ſchickte ſich das unter dem Commando des Kapitän Caſtleman ſtehende Dampfboot an, den Damm von New-York zu verlaſſen. Das Fahrzeug war mit Reiſenden angefüllt. Manches ſchöne, intereſſante Mädchen hatte an dieſem Morgen ihr Reiſezeug geordnet, und Alles ſah mit zuverſichtlicher Hoffnung dem Ende der Reiſe entgegen. Unſchuldige kleine Kinder ſpielten in den Kajüten umher und liefen hin und wieder nach den Guards,*) um in ihrer kindlichen Sprache

*) Die Guards eines amerikaniſchen Dampfbootes ſind eine Erbreiterung des Decks zu jeder Seite über die Ruderhäuschen hinaus, wodurch ein weiterer Stauraum gewonnen wird.

das nächste Boot, das Wasser oder einen andern Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu bewundern. „Oh, sieh' da, Henry — jenes Boot, der Lexington, gefällt mir gar nicht." — „Ich wollte, ich wäre näher bei ihm," versetzte Henry nachsinnend. Auch die Männer beeilten sich, ihre Koffer in Ordnung zu bringen, und holten unterschiedliche Artikel an Bord, die für eine zehntägige Fahrt nöthig werden durften.

Die Kajüte des Ben Sherrod war auf dem oberen Decke, aber verhältnißmäßig eng gebaut, denn das Fahrzeug war ein technisch sogenanntes Teneſſee-Baumwollenboot. Diejenigen, welche nie ein geladenes Baumwollenboot gesehen haben, werden nicht wenig staunen, wenn ihnen ein solches das erstemal zu Gesicht kömmt. Die Ballen werden von den unteren Guards an, wo ein Krahnen steht, aufgehäuft, bis sie über das zweite Deck reichen, indem für die Passagiere nur so viel Raum gelassen wird, daß sie um die Kajüte herumgehen können. Auch sind in Mitte der Baumwolle regelmäßige Gassen vorhanden, vermittelst derer man nach dem ersten Decke gelangt. Ein derartiges Baumwollenboot führt 1500 bis 2000 Ballen.

Die Ausstattung und Bequemlichkeit, welche die Kajüte des Bens bot, waren keineswegs mit denen eines regelmäßigen Passagierboots zu vergleichen. Da es schon spät in der Jahreszeit war und in Folge der strengen Witterung nur wenige große Dämpfer im Hafen lagen, so erhielt der Ben Sherrod eine ungebührliche Anzahl von Reisenden, die sonst weggeblieben wären, weil die Bequemlichkeiten durchaus nicht verlockend waren. Er hatte eine schwere Fracht an Bord und mehrere Pferde und Wagen in der Back. Der Bau des Ben Sherrod war schwerfällig und sein Gebälk sehr massiv.

Wir hatten einen so klaren und schwülen Morgen, daß wir uns mit unsern Regenschirmen vor der Sonne schützen mußten. Es war ein eigenthümlicher Anblick, Hunderte an Bord eilen zu sehen, um Briefe zu bringen und sich dann wieder zu entfernen.

Wenn ein Dampfboot in die südlichen oder westlichen Gewässer geht, ist die Aufregung eben so groß, wie bei der Abfahrt eines Liverpooler Paketschiffs. — Gegen zehn Uhr Vormittags stieß der unselige Dämpfer ab und fuhr in der trüben Strömung des Missisippi aufwärts. Er war kaum einige Minuten unterwegs, als er bei jeder halben Umdrehung seiner Maschine schneeweiße Dampfwolken in die Luft stieß. Spreche man nur nicht von den nördlichen Dampfbooten, denn ein Mississippidämpfer von siebenhundert Tonnen Last und mit entsprechender Maschinerie ist in Wahrheit ein höchst poetischer Anblick. Tausende von Meilen bahnt sich die große Masse einen Weg durch ein ödes Land gegen eine fast unwiderstehliche Strömung und der einzige Augenschein, den man von der in Anwendung kommenden ungeheuren Kraft gewinnt, tritt in dem ewigen majestätischen Losbrechen durch die Sicherheitspfeife und dem unablässigen Ruderschlag vor die Sinne.

Wenn sich in stiller Nacht das edle Schiff zwischen den Sümpfen zu beiden Seiten hinzieht — wenn sich keine Seele an Bord blicken läßt, als der Offizier auf dem Deck — wenn man nichts hört, als das Zuschlagen der Ofenthüren und das heißere Husten der Maschine, so gibt sich die Einbildungskraft den großartigsten Ideen hin, und wem eine männliche Seele inne wohnt, der kann sich des lebhaften Gefühles nicht erwehren, welchen Gegensatz die Macht der Kunst zu der Macht der Natur bietet. Solche und ähnliche Scenen, die sich mit einem Nachdruck verwirklichen, daß man sie nicht beschreiben kann, haben stets bessere Gefühle in meinem Innern geweckt. Ich konnte der Dampfschifffahrt auf dem Missisippi nie müde werden.

Am Dienstag Abend, den 9. Mai 1837, kam das Dampfboot, die Prärie auf ihrem Wege nach St. Louis dem Sherrod nach, und letzterer mußte an dem Fort Adams Halt machen, um die Prärie vorbeizulassen. Die Passagiere ärgerten sich sehr darüber, daß dieser

Dämpfer zuerſt nach Natchez kommen ſollte — ein Ueberholen, welches für zwei oder drei Stunden den ausſchließlichen Geſprächsgegenſtand bildete; der Kapitän gab übrigens die Verſicherung, daß er ihn auf irgend eine Weiſe auszuſtechen hoffe. Die Prärie war ein ſehr ſchnelles Boot und mußte unter gleichen Bedingungen den Sherrod überbieten. Sobald das Geſchäft, um deſſen willen an dem Fort Adams Halt gemacht werden mußte, bereinigt war, erhielten die Leute Befehl, ein tüchtiges Feuer zu unterhalten. Es war nun etwas über eilf Uhr Nachts. Der Kapitän warf ſich angekleidet auf ſein Lager und überließ das Deck der Obhut eines Offiziers. Im Laufe des Abends war ein Fäßchen Whisky heraufgebracht und den Arbeitern die Erlaubniß ertheilt worden, ſich nach Belieben zu bedienen. Wie man ſich denken kann, ließen ſie ſich dieß nicht zweimal ſagen. Auf allen Booten pflegt man die Feuerleute mit Branntwein zu verſehen, obſchon in der Art und Weiſe ein Unterſchied ſtattfindet. Indeß muß man doch den vielen würdigen Kapitänen auf dem Miſſiſſippi die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß die Gewohnheit, geiſtige Getränke auszutheilen, mehr und mehr in Abnahme kommt und nur noch mit Maas geübt wird.

Als der Sherrod über Fort Adams gegen die Einmündung des Homochitta kam, fing das Holz, das vor dem Ofen aufgehäuft war, mehreremale Feuer, ohne von den betrunkenen Arbeitern vollkommen gelöſcht zu werden. Für diejenigen meiner Leſer, welche nie ein weſtliches Dampfboot geſehen haben, muß ich bemerken, daß die Keſſel ganz über dem erſten Deck ſtehen und die Hitze faſt unerträglich wird, wenn das Feuer einige Zeit gut unterhalten bleibt. Ohne den Zugwind, welchen die Geſchwindigkeit des Bootes veranlaßt, würde es ſehr ſchwer ſeyn, das Feuer zu bedienen. Während das Boot dicht am Ufer durch das Waſſer ging (denn die aufwärts fahrenden Schiffe ſuchen die Strömung möglichſt zu vermeiden), rief ein Neger vom Ufer aus den Arbeitern zu, daß das

Holz in Brand stehe. Ein halbbetrunkener Feuermann erwiederte darauf: „Geh' zur Hölle und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.“ „O Massa,“ erwiederte der Neger, „wenn Ihr nicht hab' Acht, so will Ihr seyn in Höll vor mir.“ Weiter, weiter und weiter ging das Boot mit furchtbarer Geschwindigkeit, bei jeder Umwälzung der Räder seiner ganzen Länge nach zitternd und bebend. Der Dampf entwickelte sich so schnell, daß er fortwährend durch die Sicherheitsklappe entwich und durch seinen scharfen Laut ein Signal gab, das jeder kluge Kapitän verstanden haben würde. Als das Schiff um die Barre steuerte, die vor dem Homochitta hereinläuft, und deshalb nach der Mitte des Stromes abhalten mußte, wurde das Feuer entdeckt. Es war ungefähr ein Uhr Nachts. Ein Reisender war schon vorher aufgestanden und befand sich oben auf dem Kesseldecke, als zu seinem Erstaunen das Feuer von dem Holzstoße in die Höhe schlug. Ein wenig Geistesgegenwart und ein Häuflein nüchterner Personen hätten das Boot retten können. Der Passagier ergriff einen Eimer und wollte ihn über Bord ins Wasser senken, fand sich aber abgeschlossen. Ein weiterer Augenblick und das Feuer griff furchtbar um sich. Jetzt wurde der Kapitän geweckt. Er sah, daß die Flammen das Deck ergriffen hatten, weshalb er nach hinten eilte und die schlimme Post verkündigte. Kaum waren die Worte seinem Mund entwischt, als das Geschrei der Mütter, der Schwestern und der Kinder in wildester Verwirrung durch die bisher stumme Kajüte tönte. Die Männer rafften sich von ihren Lagern auf, um nun die heiße Luft des herannahenden Feuers zu empfinden. Der Lootse, der auf dem Sturmdecke stand, richtete, sobald er die Flammen bemerkte, den Bootsschnabel uferwärts; indeß war kaum die Richtung eingeschlagen, als die Steuersaile durchbrannten. Wenigstens zwei Meilen vom Lande gierte nun das Fahrzeug, wurde von der Strömung erfaßt und machte mehrere Umwälzungen, bis es quer im

Fluſſe aufſtieß und für den Augenblick durch eine Barre zum Halten gebracht wurde.

Die Flammen hatten ſich nun nach vorn und hinten verbreitet. Im erſten Schreck waren mehrere Paſſagiere in die Jolle, welche an den Penterbalken hing, geſtiegen. Ein Kajütenpaſſagier, der mit einigem Grade von Muth und Geiſtesgegenwart ausgeſtattet war, machte ihnen Vorſtellungen und bot Allem auf, um den Nachen für die Damen zu retten, aber vergeblich. Einer nahm ſein Meſſer heraus und ſchnitt das Vordertackel durch. Im nächſten Augenblicke ſanken Alle, zwanzig oder mehr an der Zahl in die zornigen Wellen und wurden nicht mehr geſehen.

Das Boot, das von dem anderen Ende niedergelaſſen wurde, füllte ſich und erwies ſich als nutzlos. Jetzt kam der furchtbare Moment. Hunderte ſprangen von dem brennenden Wrack ins Waſſer. Die Mütter ſtanden mit fliegendem Haare auf den Guards und riefen um Hülfe, während die unſchuldigen Kindlein ſich an die Seite ihrer Mütter anklammerten und mit ihren zarten Händchen die brennenden Flammen wegſchlugen. Die Schweſtern riefen in Tönen der wildeſten Todesangſt ihren Brüdern zu: ‚rette mich, o rette mich, Bruder!‘ Die Weiber ſchrieen, ohne an ſich ſelbſt zu denken, ihre Männer an, die Kinder zu retten. Jeden Augenblick traf das Plätſchern irgend eines armen Opfers das entſetzte Ohr. Die Pferde rasten auf der Back hin und her und ächzten hörbar vor Schmerz unter dem verzehrenden Elemente. Die Maſchine puffte fort, denn ihre Thätigkeit blieb ununterbrochen. — Die Mütter ſchrieen, während ſie in der Verzweiflung des Augenblicks mit einem Kinde über Bord ſprangen — die Flammen zuckten mit der Schnelligkeit des Blitzes gen Himmel auf — werde ich je dieſe Scene, dieſe Stunde des Schreckens und des Entſetzens vergeſſen? Nie — und wenn ich ſo lange lebte, bis die Erinnerung an alles Andere aus meinem Gedächtniß verdrängt wäre! Die kurze halbe Stunde, welche an zweihundert menſchliche Weſen in die Ewigkeit ſchleuderte,

iſt ſo tief in mein Gedächtniß eingebrannt, daß ich ſelbſt jetzt noch mehr als die Hälfte des Tages daran denken muß.

Ich ſchwamm mit aller Macht dem Ufer zu und ſuchte eine Mutter mit ihrem Kinde zu unterſtützen. Sie ſank zweimal, aber dennoch brachte ich ſie wieder nach oben. Endlich entſanken mir die Kräfte. Das Kind kam nicht in Rechnung — es war ein bloßer Kork. ‚Geht, geht‘, ſagte die brave Mutter; ‚rettet mein Kind — rettet mein —‘ und ſank, um ſich nicht wieder zu erheben. Durch die Entſchloſſenheit dieſer Frau neu gekräftigt, erreichte ich mit dem Kleinen wohlbehalten das Ufer. Ehe ich daſelbſt anlangte, hatte ſich der Sherrod von der Barre losgeriſſen und ſchwamm nun ſtromabwärts; die Maſchine hatte zu gehen aufgehört. In jeder Richtung ließen ſich auf der Oberfläche des Fluſſes Köpfe blicken. Das brennende Wrack bot nun einen neuen, noch entſetzlicheren Anblick. Man ſah Mütter, welche ſich mit der letzten Hoffnung noch an dem brennenden Gebälke feſthielten, dann aber nach einander niederſanken. Das Geſchrei hatte aufgehört. Ein todtes Schweigen lag über dem geopferten Schiffe. Die Flammen waren ihres zerſtörenden Werkes müde geworden.

Während ich triefend und voll Grauſen auf dem Ufer ſaß, kam ein Dampfboot, der Columbus, in Sicht und hielt auf das Wrack ab. Er erſchien wie ein einziger letzter Hoffnungsſtrahl, der durch das todte Düſter dieſer Nacht zuckte. Mehrere Unglückliche wurden gerettet. Dann kam noch ein anderer Dämpfer, der Statesman, noch Anderen Rettung bringend.

Es war mir nur wie ein Augenblick vorgekommen, als die Funken hoch gen Himmel aufflogen, und die Gegend rings umher erhellten. Noch ein anderes Boot kam heran. Welch' ein Glück, dachte ich, daß noch mehr Hülfe angelangt iſt. Doch nach dem Austauſch einiger Worte mit dem Columbus ſetzte der Kapitän ſeinen Weg unter vollem Dampfe fort. O, wie entſank mir der Muth! Der Wellenſchlag ſeines Bootes ſchickte manchen armen Sterblichen

in seine lange, lange Heimath. Ein Geschöpf, Dougherty mit Namen, war der Kapitän dieses erbarmenlosen Bootes. Möge es ihm lange gedacht werden!

Meine Hände waren verbrannt und ich begann nun schwere Schmerzen zu fühlen. Die Scene vor mir — der Verlust meiner zwei Schwestern und eines Bruders, die ich in der Verwirrung verfehlte, hatten mein Herz gestählt. Ich konnte nicht weinen — ich konnte nicht seufzen. Das Geschrei des Kinds an meiner Seite machte keinen Eindruck auf mich.

Wieder — eine abermalige Explosion! Und die Wellen schloßen sich langsam über der Scene des Unglücks und des Todes. Die Dunkelheit schwang wieder ihren Scepter und das Schweigen wurde nur durch die Anstrengungen des Columbus und Statesman unterbrochen, die in höchst löblichem Eifer Menschenleben zu retten bemüht waren.

Kapitän Castleman verlor, glaube ich, seinen Vater und ein Kind. Einige meinen, diese Strafe sey hinreichend; ich aber bin nicht dieser Ansicht. Ihm war das Leben von Hunderten vertraut, und er achtete nicht seiner heiligen Pflicht. Er ist eines Verbrechens schuldig, das nichts auszutilgen vermag. Die Leichen von zweihundert Opfern rufen aus der Tiefe des Vaters der Gewässer um Rache. Weder die Gesellschaft noch das Gesetz gibt sie — seine Strafe ist ihm künftig vorbehalten. Möge ich ihn nie wieder treffen!

Ich könnte Scenen des Entsetzens berichten, die sogar die Entrüstung eines Stoikers wecken würden; aber ich bin zu Ende. Was mich selbst betrifft, so wüßte ich noch manches Interessante zu sagen. Mehr als drei Wochen stand es an, bis ich wieder eine Thräne vergießen konnte.

Alle Quellen des Mitgefühls waren in mir vertrocknet und mein Herz zu Stein geworden. Erst vierundzwanzig Tage nachher, als ich auf meinem Bette lag, kamen mir Thränen, bittere Thränen zu

Hülfe, und ich fühlte den Verluſt meiner Schweſter und meines Bruders mehr als je. Friede ſey mit ihren ſterblichen Reſten — ſie haben ein feuchtes Grab gefunden.

Im Laufe aller menſchlichen Ereigniſſe trifft man auf Scenen des Elends; aber wo ſie aus eitler Nachläßigkeit entſpringen, iſt mehr als chriſtliche Stärke erforderlich, um dem Geſchöpfe zu vergeben, das ſolche Schuld auf ſich lud. Ich wiederhole es — möge ich nie wieder mit Kapitän Caſtleman oder Kapitän Dougherty zuſammentreffen!

Ich laſſe nun dieſer Schaudererzählung einige Bemerkungen über die Art folgen, wie man im Weſten Dampfſchiffe baut, und will zeigen, wie ſehr das menſchliche Leben durch den teufliſchen Geiſt der Spekulation, des Betrugs und der Schurkerei gefährdet wird. Das Schickſal des Ben Sherrod ſoll mein Text ſeyn."

Man wird aus dieſer Erzählung erſehen, daß der Verluſt des Schiffes durch ein Wettrennen mit einem andern Boote herbeigeführt wurde — eine Praxis, die auf dem Miſſiſſippi häufig geübt wird. Es ſcheint ſonderbar, daß ſich Leute einer ſolchen Gefahr ausſetzen mögen; aber wenn meine Leſer je an Bord eines wetteifernden Dampfbootes geweſen ſind, ſo werden ſie ſich darüber nicht wundern. Die dadurch erzeugte Aufregung iſt die gewaltigſte, die man ſich nur denken kann — ich habe ſie ſelbſt erfahren und kann für die Wahrheit einſtehen. Anfangs waltet das Gefühl der Gefahr vor und viele der Reiſenden bitten den Kapitän abzuſtehen; aber er kann's nicht über ſich gewinnen, ausgeſtochen und zurückgelaſſen zu werden. Mit dem Beginn des Wettlaufs erwarmt Alles, bis ſogar auch diejenigen, welche ſich anfangs am meiſten vor der Gefahr fürchteten, um denſelbigen Keſſel herſtehen, und die Feuerarbeiter durch Zuruf und Hurrahs ſpornen — — ſie in die Luft fliegen zu laſſen. Gerade die Gefahr gibt der Scene ein ungewohntes Intereſſe, und nicht ein-

mal die Frauen würden ſich zu dem Rufe bewegen laſſen: „Halt, genug!“

Einen andern Beweis von der Geringachtung des menſchlichen Lebens gibt die Thatſache, daß ein Dampfboot vorbeifuhr und den ertrinkenden Unglücklichen keine Hülfe leiſtete. Ja es iſt mir von Einem, der im Waſſer war, mit Beſtimmtheit verſichert worden, daß die Ruderſchläge dieſes Bootes manchen in die Ewigkeit ſchickten, der ſonſt wahrſcheinlich gerettet worden wäre.

Als ich auf den Seen war, gerieth das Holz, das dicht um den Feuerplatz aufgehäuft war, in Flammen. Die Sache war von keiner Bedeutung, denn das Boot befand ſich in guter Ordnung und das Feuer wurde bald gelöſcht; aber ich erwähne dies, um zu zeigen, wie gleichgültig ſich einer von den Feuerarbeitern an Bord benahm. Eine halbe Stunde nach der Entzündung des Holzes weckte ihn ein Kamerad, rüttelte ihn an den Schultern und ſagte: „ſteh auf, das Holz brennt — hurtig!“ „Hab das ſchon gewußt, ehe ich mich einthat,“ entgegente der Mann gähnend.

Der Verluſt des Home verſetzte viele der erſten amerikaniſchen Familien in tiefe Trauer, denn die Mehrzahl der Reiſenden war ſehr achtbar. Ich befand mich zu New-York, als der Dämpfer ausfuhr, und unterhielt mich zuvor eine Stunde mit Profeſſor Nott und ſeiner liebenswürdigen Gattin, welchen ich verſprach, ſie in Süd-Carolina zu beſuchen. Wir ſahen uns nie wieder, denn ſie waren auf der Liſte derjenigen, welche zu Grunde gingen.

Verluſt des Home.

„Das Dampfpaketboot Home, kommondirt von Kapitän White, brach Samſtag den 7. Oktober 1837, Abends vier Uhr von New-York nach Charleston in Süd-Carolina auf. Es hatte zwiſchen achtzig und neunzig Paſſagiere und, mit Einſchluß der Offiziere, dreiundvierzig Perſonen als Bemannung an Bord, ſo daß die ganze Köpfezahl ungefähr aus hundertunddreißig Individuen beſtand. Das

Wetter war sehr angenehm und Alles erfreute sich zum Voraus einer entzückenden und glücklichen Fahrt. Als der Dämpfer den Kai verließ, schien allgemeiner Frohsinn die Herzen zu erfüllen und die Züge sämmtlicher Reisenden zu beleben. Ja, man erging sich sogar schon in Vermuthungen über die Zeit der Ankunft in dem bestimmten Hafen und trug sich in glücklichen Hoffnungen über eine schnelle und angenehme Reise. Vor sechs Uhr erlitten jedoch diese trügerischen Erwartungen bereits einen Stoß, indem das Boot an der Romer Untiefe in der Nähe von Sandy Hook auf den Strand lief. Da es eben Ebbezeit war, so fand man es unmöglich, vor der nächsten Fluth loszukommen; man ließ deßhalb die Feuer ausgehen, und das Boot blieb liegen, bis es durch die Fluth wieder befreit wurde, was zwischen zehn und eilf Uhr Nachts geschah — also eine Zögerung von vier oder fünf Stunden.

Da das Wetter vollkommen windstill war, so ließ sich nicht mit Grund voraussetzen, daß das Boot durch diesen Zufall eine wesentliche Beschädigung erlitten habe; denn während seines Aufsitzens hatte es keine andere Bewegung gehabt, als hin und wieder ein Schlingern in dem Kiele von einer Seite zur andern. Die Nacht verlief angenehm und am andern Morgen (Sonntag) herrschte eine mäßige Briese aus Nordost. Die Segel wurden vor dem Winde ausgebreitet und dadurch die ohnehin schon große Geschwindigkeit des Bootes sehr erhöht. Alles ging gut von Statten bis Mittag; aber nun steigerte sich der Wind und die See wurde rauh. Um Sonnenuntergang windete es stark und im Laufe der Nacht immer stärker, so daß mit dem Grauen des Montags ein eigentlicher Sturm blies. Während der Nacht war das Wasser nach den Schlafstätten gedrungen, was Anlaß zu vielen Beschwerden gab und einige Passagiere bewog, vor der Zeit aufzustehen.

Die See tobte furchtbar unter dem Ungestüm des Sturmes und setzte die Passagiere in große Angst; dennoch aber vertrauten sie auf die Geschicklichkeit und das Urtheil des Kapitäns und seiner

Offiziere, feſt darauf bauend, daß von ihrer Seite Alles geſchehen werde, um ſo viele werthvolle Leben zu erhalten, die ihr Geſchick dem ſchwachen Boote anheimgegeben hatten. Montags früh kam beinahe vor dem Schnabel Land in Sicht, das von Vielen für das Kap an dem nördlichen Theile von Hatteras gehalten wurde. Bald nach dieſer Entdeckung wurde der Curs des Boots nach Südoſten geſtellt und auch im Laufe des ganzen Tages mit einigen gelegentlichen Abwechſelungen beibehalten. Die Lage des Fahrzeugs wurde nun wirklich beunruhigend, denn es beugte und drehte ſich, ſo oft eine Welle anſchlug, als wolle es bei der nächſten entzweibrechen. Das Deckengetäfel war heruntergefallen, und der Rumpf beugte ſich vor den Balkenbanden, als hingen die Bohlen in Angeln. Den ganzen Tag über ſchlingerte und ſtieß das Schiff ſo ſehr, daß an ein Kochen nicht zu denken war.

Wie bereits angegeben wurde, war den ganzen Tag über der Curs ſüdöſtlich und fiel daher ſo zu ſagen in die Wellentröge, da der Wind aus Nordoſten kam. Abens ſpät wurde die Waſſertiefe zu dreiundzwanzig Faden gemeldet und der Curs ſüdweſtlich gewendet. Bald nachher bemerkte man, daß der Curs nach Nordweſten umſchlug, und nun wurde uns die ſchreckliche Wahrheit klar, daß das Boot ſich füllen mußte, da wir uns keinen Grund für dieſe plötzliche Aenderung denken konnten. Die Ungewißheit war übrigens nur augenblicklich, denn einige Minuten nachher erhielten alle Paſſagiere die Weiſung, zu öhſen, um das Verſinken des Bootes zu hindern. Augenblicklich war Alles in Thätigkeit, aber ohne ſonderlichen Erfolg; denn ungeachtet der größten Anſtrengung von Seiten der Paſſagiere, von der ſich ſogar viele der Damen nicht ausſchloßen, ſtieg daß Waſſer raſch und lieferte den maßgebendſten Beweis, daß das Boot verſinken mußte und wahrſcheinlich keine Seele übrig blieb, um die herzzerreißende Kunde den troſtloſen Verwandten zu überbringen, wenn wir nicht im Laufe von einigen Stunden das Ufer erreichten. Bald, nachdem das Boot gegen das Land umgewendet

war, stand das Wasser so hoch, daß es das Feuer unter den Kesseln erreichte und dasselbe auslöschte. Das waren in der That düstere Aussichten. Hundert und dreißig Personen, weit draußen in der See bei dunkler stürmischer Nacht in einem versinkenden Boote und kein anderes Hülfsmittel, die Küste zu erreichen, als einige kleine zerrissene Segel — in der That, eine schreckliche Lage! Aber trotz aller dieser entmuthigenden Umstände hielt uns noch immer die Hoffnung — die trügerische Hoffnung aufrecht. Obgleich es augenscheinlich war, daß wir bald sinken mußten und die Annäherung an's Land nur sehr langsam vor sich ging, konnten wir uns doch nicht von der Aussicht trennen, daß wir am Ende das Land erreichen und so einem wässerigen Grabe entgehen dürften. Schon frühe am Nachmittag hatten sich die Damen mit Bändern aus zerschnittenen Decken versehen, um sich an denjenigen Theilen des Boots zu befestigen, welche die größtmögliche Sicherheit bieten könnten.

In dieser Lage und unter solchen Erwartungen kamen wir mit fast unmerklicher Bewegung in die Nähe eines Ufers, das Vielen von uns fast unbekannt war. Um eilf Uhr sahen sich Diejenigen, welche mit Oehsen beschäftigt gewesen, genöthigt, die Kajüte zu verlassen; denn das Boot war so tief eingesunken, daß das Deck fast in gleicher Höhe mit dem Wasser stand, und es schien nur zu wahrscheinlich, daß in Bälde wir alle von den schäumenden Wellen verschlungen werden müßten. Das ausgeworfene Loth deutete auf Landnähe, und bald erscholl der ermuthigende Ruf: ‚Land! Land!' aus dem Munde der Ausluger. Dies weckte augenblicklich die sinkende Thatkraft auf's Neue und es folgte ein allgemeines Gewühl, um in der Hast einige Sicherheitsvorbereitungen zu treffen, sobald das Boot aufstieße. Aber denke man sich die Empfindungen der geängstigten Menge, als vor uns eine Zeile zornig brandender Wogen lag, während sich das Land, wenn es überhaupt gesehen wurde, in kaum erkennbarer Entfernung jenseits befand.

Da eine weitläufige Ausführung des Vorfalls namentlich für Diejenigen, welche Freunde und Verwandte an Bord hatten, von großer Wichtigkeit iſt, ſo wird es hier am Orte ſeyn, zu bemerken, daß ein Mann darauf hindeutete, wie geeignet es ſey, ehe wir auf das Riff ſtießen, die kleinen Boote niederzulaſſen und die Damen ſammt den Kindern in denſelben unterzubringen, zugleich aber auch paſſende Perſonen beizugeben, welche die Fahrzeuge lenken könnten. Wäre dieſe Maßregel in Ausführung gebracht worden, ſo hätte wahrſcheinlich der Wind im Laufe der Nacht die Boote hinausgeführt, ſo daß vorbeifahrende Schiffe ſie hätten aufleſen und vielleicht ſammt und ſonders retten können. Aber nur wenige unterſtützten dieſen Vorſchlag, welcher daher nicht ohne entſchiedenes Eingreifen in die Rechte derjenigen, die das Recht zum Befehlen hatten und Gehorſam fordern durften, in Ausführung gebracht werden konnte.

Unmittelbar vor unſerem Aufſtoßen verſuchten ein paar Paſſagiere unter Beihülfe einiger Matroſen, ſich in einem der Schanzboote zu bergen; aber da ſchlug eine brandende Woge heran, fegte den Nachen von den Jütten und riß ihn mit einem Matroſen fort, der augenblicklich zu Grund ging. Der erſte Mate, Mr. Mathews, und Andere, verſuchten gleichfalls von dem oberen Deck aus das Langboot in's Waſſer zu laſſen. Es war mit mehreren Paſſagieren und einigen von der Bootsmannſchaft gefüllt; da wir aber bereits in die Brandung eingetreten waren, ſo theilte dieſes Fahrzeug das Schickſal der andern und Alle an deſſen Bord (ungefähr zehn an der Zahl) gingen zu Grunde.

Nun begann die herzzerreißendſte Scene. Die Weiber klammerten ſich an ihre Männer, die Kinder an ihre Eltern an, und Frauenzimmer, welche keine Beſchützer bei ſich hatten, ſuchten Beiſtand bei den Fremden. Alles ſah mit banger Erwartung dem Reſultat eines Augenblicks entgegen, der entweder Leben oder Tod bringen ſollte. Trotz der furchtbaren Spannung ließ ſich doch

kein Schrei, kein außerordentlicher Ausruf der Aufregung oder des Schreckens vernehmen. Einige eilten von einer Seite des Boots nach der andern, als ob ſie einen ſicheren Platz ſuchen wollten; die meiſten aber und namentlich diejenigen, welche die traurige Aufgabe hatten, für ihre Frauen und Kinder zu ſorgen, blieben ruhige, gelaſſene Zuſchauer der Scene vor ihnen.

Endlich ſtößt das Boot auf — es hält und bleibt ſo regungslos, wie ein Bleiklumpen. Eine augenblickliche Pauſe folgt, als bebe der Todesengel zurück vor einer ſo furchtbaren Aufgabe des Gemetzels. Aber bald beginnt das Werk der Zerſtörung. Mit betäubendem Krachen fegt die Brandung über das Boot weg und führt ihre unglücklichen Opfer in die Tiefe. In demſelben Moment eilt Alles nach den Bugen des Bootes. Das vordere Deck war bedeckt. Mit unwiderſtehlicher Gewalt rauſchte eine zweite Brandungswoge heran, und Alles, was in ihren Bereich kam, verſchwand. Unſer Häuflein war nun furchtbar gelichtet. Das Brüllen der Wellen zugleich mit dem ſchrecklichen Krachen des brechenden Gebälkes, bietet jedem Verſuche einer Beſchreibung Trotz. Einige von den verſchont gebliebenen Reiſenden ſuchten nun Schutz gegen die Gefahr, indem ſie zu dem Gange auf der Leeſeite des Boots, welcher von der Hinterdecke nach dem vorderen führte, zurückkehrten, als ſeyen ſie hier ſoweit wie möglich von den Griffen des Würgengels entfernt. Ich muß hier bemerken, daß es mit der Zerſtörung des Bootes und mit dem Verluſte der Menſchenleben wahrſcheinlich deshalb um ſo ſchneller ging, weil das Boot gegen den Wind umgehielt hatte und das Deck, welches faſt in einer Höhe mit dem Waſſer ſtand, eine geneigte Fläche bildete, an der ſich die Wellen mit voller Macht brachen.

Ein großer Theil von denjenigen, welche nach dem gedachten Gang ſtürzten, beſtand aus Damen und Kindern, da ſich nur wenige dazu gehörige Gentlemen unter dem Häuflein befanden. Letzteres aber war ſo dicht, daß viele in Gefahr geriethen, von dem unwider-

stehlichen Drucke erstickt zu werden. Hier bot sich vielleicht einer der schmerzlichsten Anblicke dar, den man nur jemals gesehen hat. Ehe übrigens der Berichterstatter auf einzelne Schlußscenen eingeht, die er selbst mitansah oder von seinen Reisegefährten vernahm, möchte er zuvor bemerken, daß es nicht in seiner Absicht liegt, bloß die müßige Neugierde gleichgültiger und sorgloser Leser zu befriedigen oder die blutenden Wunden der überlebenden Verwandten aufzureißen, da er sich nur zum Zwecke setzt, Thatsachen zu geben, die vielleicht auf einem anderen Wege nicht zur Kenntniß kommen würden.

Da die nächsten Verwandten des Referenten bereits von den Einzelnheiten unterrichtet sind, die auf seine eigenen unglücklichen Verluste Bezug haben, so ist kein Grund vorhanden, die hieher bezüglichen Ereignisse weiter zu besprechen.

In jenem Gange befanden sich vielleicht dreißig oder mehr Personen, Männer, Frauen und Kinder — augenscheinlich ohne die mindeste Hoffnung auf Rettung; sie sahen sich in eine enge Oeffnung eingezwängt, über der sich das Deck befand, und beide Enden des Ganges waren durch die Trümmer des Bootes und den rauschenden Wellen völlig verschlossen. Der Tod schien unvermeidlich. Von den beiden Decken war bereits Alles weggefegt worden. Die Speisekajüte war dahin und Alles, was zu dem Halbdeck gehörte, vollständig abgetragen, da nicht eine einzige Stütze oder irgend ein Theil des Bollwerks mehr stand. Soweit war es in ungefähr fünf Minuten gekommen.

Das Steuerbordradhaus und Alles in dessen Nähe war bald gänzlich zerstört, desgleichen so viel von der Decke vor dem Steuerbordrade im Laufe des Tages heruntergefallen, daß die Wellen bald allen Widerstand überwältigten und nach wenigen Minuten in den letzten Zufluchtsort derjenigen eindrangen, welche in dem bereits erwähnten Gange Schutz gesucht hatten.

Jede Woge richtete furchtbare Verheerungen in unserem engen Raume an und schien uns mit augenblicklichem Tode zu bedrohen. Aber

ſo hoffnungslos auch die Lage der alſo Eingeengten war, ließ ſich doch nirgends ein Angſtruf vernehmen. Eine einzige Dame, die dem Berichterſtatter unbekannt war, bat dringend einen Anweſenden, ſie zu retten. Zur Zeit einer ſolchen Unruhe darf es übrigens nicht befremden, wenn ein hülfloſes Frauenzimmer ihre Nachbarn um Beiſtand anfleht und ihnen ſogar Geld für eine Hülfe bietet, deren Unmöglichkeit ihr bei dem mindeſten Nachdenken in die Augen fallen müßte. Eine andere Scene wirkte noch peinlicher auf die Zeugen. Ein kleiner Knabe (ich glaube, es war der Sohn des Mr. Hardy B. Croom von Newbern in Nord-Carolina) bat ſeinen Vater aufs Beweglichſte, ihn zu retten. ‚Vater,‘ ſagte der Knabe, ‚nicht wahr, du retteſt mich? Du kannſt mit mir ans Ufer ſchwimmen — oder nicht, Vater?‘ Aber der unglückliche Vater war zu ſehr mit ſeinen andern Pflegbefohlenen, die ſich an ihn anklammerten, beſchäftigt, als daß er auf die flehenden Laute ſeines hülfloſen Kindes hätte achten können, da ihm in demſelben Augenblicke, ſo weit der Referent in der Dunkelheit unterſcheiden konnte, ſeine Gattin an dem einen und ſeine ſiebenzehnjährige Tochter an dem andern Arme hing. Er hatte noch eine andere Tochter, beinahe in dem Alter des kleinen Knaben; aber ob ſie damals noch am Leben war oder nicht, ließ ſich nicht ermitteln.

Nach einigen Minuten zerriß unter dem Ungeſtüm der Wellen das Deck über den Häuptern der Unglücklichen und der Referent benützte dieſe Gelegenheit, um hinauszuklettern und dann ſeiner Gattin durch dieſelbe Oeffnung zu helfen. Die Andern blieben zurück, weshalb er nicht im Stande iſt, zu ſagen, wie es mit ihrem Ende zuging; da jedoch dieſer Theil des Bootes ſehr bald gänzlich zerſtört war, ſo läßt ſich annehmen, daß ihre Leiden nicht mehr lange dauerten. Wir befanden uns nun in einer Lage, die wir ſeit dem Aufſtoßen des Bootes als die ſicherſte betrachtet und zu erreichen verſucht hatten; wir beſchloßen daher, hier unſerem ungewiſſen Geſchicke entgegenzuſehen. Von unſerem Standpunkte konnten wir

bemerken, wie die verheerenden Wellen um ſich griffen und unſer Häuflein mehr und mehr lichteten, indem ſie Menſchen und Bootstrümmer fortrißen.

„Seit mehreren Stunden hatte der Sturm merklich nachgelaſſen und für einen Augenblick brach der bleiche Mond durch die auseinanderweichenden Wolken, als wolle er die Scene des Entſetzens und der Verwüſtung mitanſehen, zugleich aber auch den verzweifelten Opfern das Schickſal zeigen, das ihrer wartete. Wie Wenige waren von den Vielen übrig, die vor kurzem noch unſere Barke bewohnt hatten! Während der Mond noch ſchien, ſah ich drei Männer von der Mitte des Bootes nach dem Sterne eilen. Eine Welle rauſchte heran, ging über das Deck weg und ließ von den Dreien bloß einen zurück. Er verſuchte ſeine vorige Lage wieder zu gewinnen. Abermals ſtürmte eine Welle an und erfaßte ihn, als er kaum noch Zeit gehabt hatte, einen großen Balken zu erreichen, an welchen er ſich anklammerte. Wie die Welle dahingegangen war, ließen ſich zwei Köpfe dieſer Männer über dem Waſſer blicken, aber ſie ſchienen keine Anſtrengung zum Schwimmen zu machen. Wahrſcheinlich hatte das Ungeſtüm, mit welchem ſie in die See geſchleudert wurden, ihre Kräfte gelähmt, und ſie ſanken, um ſich nie wieder zu erheben.

Inzwiſchen fuhr Mr. Lovegreen von Charleston unabläſſig fort, die Bootsglocke zu läuten, was das Schauerliche der Scene wo möglich noch erhöhete. Sie tönte in der That wie das Grabgeläute über den hingeſchiedenen Todten. Nie hat vielleicht eine Glocke bei einer ähnlichen Beſtattung getönt. Während wir uns in dieſer Lage befanden und über die Nothwendigkeit Betrachtungen anſtellten, daß man ſtets auf die Wirklichkeiten der Ewigkeit gefaßt ſeyn müſſe, wurde unſere Aufmerkſamkeit durch das Auftauchen einer Dame gefeſſelt, welche hinter dem Rade und in unſerer Nähe außen an dem Boote heraufkletterte. Ihr Kopf hatte ſich kaum über das Deck, auf welchen wir ſtanden, gehoben, und ſie hielt ſich in einer

höchſt gefährlichen Weiſe daran feſt. Sie rief um Hülfe, ohne welche ſie wieder in die Tiefe verſinken und das Loos derjenigen hätte theilen müſſen, welche bereits dahingegangen waren. Der Berichterſtatter beeilte ſich, ihr Beiſtand zu bringen, war aber nicht im Stande, ſie auf das Deck zu heben. Nun kam auch Mr. Woodburn von New-York heran, und unter ſeiner Mitwirkung wurde die Dame gerettet. Wir banden ſie neben einer andern Dame an einen großen Balken — der einzige Platz, der noch einige Ausſicht auf Rettung bot. Die vorige Dame (Mrs. Schröder) wurde mit dieſem Wrack ans Land getrieben und war eine von den Zweien, welche mit dem Leben davon kamen.

Nachdem der Referent dieſer Dame den Platz, den er eingenommen, überlaſſen hatte, ſah er ſich genöthigt, auf ein großes Stück von dem Boote zu klettern, das in der Nähe und unter dem Lee des Rades war. Dieſes wurde faſt augenblicklich von ſeinem Platze weg in die Brandung getrieben; er mußte es loslaſſen und die Woge ſtürzte ihn tief in's Waſſer. Mit einiger Schwierigkeit gewann er ſeinen Floß wieder; aber obgleich er ſich nach Kräften daran anklammerte, wurde er doch wiederholt davon weggewaſchen. Bisweilen, wenn ihn der Strudel in die Tiefe riß, kam er unter ſeinem Fahrzeug wieder empor. Nach einer Kette von Schwierigkeiten, die kaum durchzumachen waren, wurde er endlich völlig erſchöpft an's Land geworfen. Zur Zeit, als er von dem Boote weggetrieben ward, waren nur noch Wenige übrig. Von dieſen blieben vier am Leben, nämlich Mrs. Schröder und Mr. Lovegreen von Charleston, Mr. Cohen von Columbia und Mr. Vanderze von New-York.

Am Ufer angelangt, bemerkten wir keine Spur von Bewohnern; nachdem wir aber eine Strecke weit gewandert waren, entdeckten wir das Licht des Ocracoke-Leuchtthurms, der ungefähr ſechs Meilen ſüdweſtlich von der Stelle ſtand, wo das Boot ſchiffbrüchig geworden war. Die Bewohner der Inſel behandelten uns mit großer Freundlich-

keit und standen uns, so weit es ihre Umstände gestatteten, bei, um die vielen an's Ufer geworfenen Leichen anständig zu beerdigen.

Die Ueberlebenden blieben bis Donnerstag Nachmittag auf der Insel und trennten sich dann, indem die Einen nach New-York zurückkehrten, Andere aber nach Charleston gingen. Die Einwohner von Washington, Newbern und Wilmington, wie auch von anderen Plätzen, durch die wir kamen, nahmen uns gastfreundlich auf und machten uns edelmüthige Anerbietungen, weshalb ihr Wohlwollen stets in dem dankbaren Andenken derjenigen bleiben wird, welche aus dem Schiffbruche des unglücklichen Home ihr Leben davon trugen."

Selbst wenn der Kapitän betrunken war, bleibt doch so viel gewiß, daß der Untergang des Schiffes nicht in diesem Umstande, sondern darin seinen Grund hatte, daß es nicht seewürdig gebaut worden war.

Die Erzählung von dem Verlust des Moselle ist die letzte, welche ich dem Leser mitzutheilen gedenke. Sie ist von dem Richter Hall verfaßt — einem der besten unter den amerikanischen Schriftstellern.

Verlust des Moselle.

„Die kürzliche Explosion des Dampfbootes Moselle bei Cincinnati gibt ein entsetzliches Beispiel von der Gefahr der Dampfschifffahrt, wenn sie unwissenden oder sorglosen Männern anheimgegeben ist, und belegt völlig die auf einem früheren Blatte gemachte Bemerkung, daß sich die Unfälle fast ausschließlich auf unzureichend oder schlecht gehandhabte Boote beschränken.

Der Moselle war ein neues Boot, das regelmäßig zwischen Cincinnati und St. Louis fahren sollte. Es hatte erst zwei oder drei Fahrten gemacht, während derselben aber durch seine Geschwindigkeit großen Ruf gewonnen, und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, spornte die Eigenthümer und Commandeure der Ehrgeiz, es

unter die „Ausbundboote“ (Crack boats) einzureihen, so daß sie keine Mühe sparten, seinen Ruf zu erhöhen. Die Zeitungen verkündigten die schnellen Fahrten des Moselle und die Reisenden zogen ihn allen andern Booten vor. Der Kapitän war ein unternehmender junger Mann ohne viel Erfahrung, der auf jede Gefahr hin seinem Boote die Auszeichnung der größten Schnelligkeit auf dem Flusse sichern wollte, ohne vielleicht das unvermeidliche Risiko ganz zu begreifen, welches mit seinem unbesonnenen Experimente verbunden war.

Die schauderhafte Katastrophe fand am Dienstag den 25. April, Abends zwischen vier und fünf Uhr Statt. Das Boot war mit Reisenden überfüllt, welche, wie es auf unseren westwärts fahrenden Schiffen gewöhnlich der Fall ist, größtentheils aus Auswanderern bestanden. Die Meisten waren Deckpassagiere, Viele darunter arme Deutsche, die keine andere Sprache verstanden, als ihre eigene; auch waren Personen von jedem Alter, wie sie nur in Familien zu finden sind, unter einander gemischt. Ungeachtet der geringen Größe des Bootes befanden sich fünf und achtzig Passagiere in der Kajüte — eine weit größere Anzahl, als gemächlich untergebracht werden konnte. Wie viele Deckpassagiere vorhanden waren, ist nicht genau bekannt; indeß schätzte man sie zu hundert und zwanzig bis hundert und fünfzig, während sich die Offiziere mit der Bootsmannschaft auf dreißig Köpfe beliefen: im Ganzen also ungefähr zweihundert und fünfzig Seelen.

Es war ein lieblicher Nachmittag und das Boot zögerte noch immer an dem Kai, um die bereits schon allzu große Anzahl der Passagiere noch zu vermehren; denn fortwährend wallte es, obgleich der Dampf bereits ausströmte, einzeln und in Schaaren herein, weil männiglich mit dem ersten Boot oder auf dem schnell gehenden Moselle fortkommen wollte. Man traf da Leute von allen Ständen — den Militzenofficier, der nach Florida eilte, um das Commando seines Regiments zu übernehmen — den nach St. Louis reisenden Kaufmann — den Jüngling, der sich ein Feld auf-

ſuchte, auf dem er die Laufbahn ſeines Lebens beginnen könnte — und den dürftigen Auswanderer mit Weib und Kindern, bereits an Geld und Muth erſchöpft, aber doch noch immer der fernen Grenze zuſtrebend.

Als das Boot den Kai verließ, lief es ungefähr eine Meile ſtromaufwärts, um noch einige Familieen ſammt Fracht einzunehmen; es hielt zu dieſem Zwecke einige Minuten an dem Ufer und wollte eben ſeinen Curs ſtromabwärts wieder anlegen. Der Landungsplatz war eine Vorſtadt, Fulton genannt, und eine Anzahl von Perſonen hatte Halt gemacht, um die Abfahrt des Schiffes mitanzuſehen, bei welcher Gelegenheit Mehrere aus dem eigenthümlichen Tone des Dampfes die Folgerung zogen, daß derſelbe zu ungewöhnlicher Höhe geſteigert ſey. Die alſo verſammelte Menge — der hohe Ruf des Moſelle — und gewiſſe unbeſtimmte Gerüchte, daß der Kapitän ſich vorgenommen habe, auf jede Gefahr hin ein anderes Boot, das eben abgefahren war, zu überholen — alle dieſe Umſtände verliehen der Abfahrt dieſes unglücklichen Schiffes einen ungewöhnlichen Eclat.

Der Bug des Bootes wurde eben von dem Ufer abgedreht, als eine Exploſion ſtattfand, in deren Folge das ganze Vordertheil des Schiffs buchſtäblich in die Luft flog. Die Paſſagiere befanden ſich unglücklicherweiſe in den bloßgeſtellteſten Lagen — auf dem Deck und namentlich auf dem vorderſten Theile deſſelben; denn ſie fühlten ſich wie die Zuſchauer durch die gleiche Aufregung gehoben und ſchwelgten bereits in dem Vorgenuſſe der Wonne, auf dem raſchen Moſelle pfeilſchnell an der Stadt vorbeizufliegen. Die Gewalt der Exploſion war ohne Beiſpiel in der Geſchichte des Dampfs und ihre Wirkung entſprach der einer Pulvermine. Alle Keſſel, vier an der Zahl, waren gleichzeitig geborſten; das Deck flog in die Luft und die menſchlichen Weſen, die ſich darauf drängten, traf augenblickliche Vernichtung. Die Trümmer der Keſſel und zerſtückelten Leichen wurden auf das Kentucky- und Ohio-Ufer geworfen, und da

das Boot dem letzteren näher lag, so müssen einige der hülflosen Opfer wohl eine Viertelmeile weit geflogen seyn. Den Körper des Kapitän Perry fand man in schrecklicher Verstümmlung auf dem nächsten Ufer, und ein Mann wurde mit solcher Kraft fortgeschleudert, daß sein Kopf und die Hälfte seines Leibes durch das Dach eines Hauses drang, welches mehr als hundert Schritte von dem Boote entfernt lag. Von der Anzahl, welche sich vor einigen Minuten noch auf diesem Boote tummelten, wurden fast Alle in die Luft oder in das Wasser geworfen. Einige in dem hinteren Theile des Schiffes, das von der Explosion nicht beschädigt worden war, sprangen über Bord. Ein Augenzeuge sagt, er habe sechzig oder siebenzig zumal im Wasser gesehen, von denen nicht ein Dutzend das Ufer erreichte.

Die Kunde von diesem schrecklichen Ereigniß verbreitete sich rasch durch die Stadt, und Tausende eilten nach der Stelle, um den Leidenden wohlwollenden Beistand zu bieten — das heißt denen, welche noch im Bereiche menschlicher Hülfe waren; denn die Mehrzahl hatte den Tod gefunden.

Der Berichterstatter war unter denen, welche sich nach dem Wrack begaben, und war Zeuge einer so kläglichen Scene, daß sie keine Sprache treu zu schildern vermag. An dem Ufer lagen zwanzig oder dreißig verstümmelte, noch blutende Leichen, während noch weitere von dem Wrack oder aus dem Wasser geholt wurden. Da trugen Männer die Verwundeten weg und dort sammelten Andere die Koffer und Kleidungsstücke, welche umhergestreut lagen.

Diejenigen, welche dieses schreckliche Unglück überlebten, boten einen kläglichen Anblick der Noth. Der Tod hatte die meisten zarten Bande zerrissen; aber der Bruch war so plötzlich und ungestüm geschehen, daß bis jetzt noch Niemand mit Gewißheit wußte, wer zum Opfer geworden, oder wer verschont geblieben war. Väter fragten nach ihren Kindern, Kinder nach ihren Eltern und ein Ehegatte suchte den anderen. Ein Mann hatte einen Sohn gefunden, aber seine Frau und fünf andere Kinder verloren. Halb wahnsin-

nig lag ein Vater da, ein verwundetes Kind auf der einen, eine todte Tochter auf der andern Seite, während ſich ſeine Gattin ſchwer beſchädigt zu ſeinen Füßen befand. Ein Gentleman ſuchte ſeine Frau und ſeine Kinder, die eben ſo begierig in demſelben Gedränge nach ihm forſchten. Sie trafen ſich und waren wieder vereinigt.

Ein weiblicher Deckpaſſagier, der mit dem Leben davon gekommen war, ſchien untröſtlich über den Verluſt ihrer Verwandten und antwortete auf jede Frage, die man an ſie ſtellte, nur mit dem Rufe: ‚o mein Vater! meine Mutter! meine Schweſter!‘ Ein kleiner Knabe von vier oder fünf Jahren, deſſen Kopf ſchwer gequetſcht war, achtete durchaus nicht auf ſeine Wunden, ſondern rief unaufhörlich nach einem verlorenen Vater, während ein anderer, der ein wenig älter war, den Verluſt ſeiner ganzen Familie beweinte.

Ein ehrwürdig ausſehender Mann beklagte den Tod ſeiner Gattin und fünf Kinder; ein Anderer war um neun Mitglieder ſeiner Familie gekommen. Ein rührender Zug mütterlicher Zärtlichkeit zeigte ſich bei einer Dame, welche, als ſie an's Ufer gebracht wurde, ihre Hände zuſammenſchlug und ausrief: ‚Gott ſey Dank, ich bin gerettet!‘ Aber augenblicklich entſann ſie ſich und rief in Tone durchbohrenden Schmerzes: ‚wo iſt mein Kind!‘ Das Kleine, welches gleichfalls in Sicherheit gebracht worden war, wurde nun herbeigeholt, und ſie ſank bei dem Anblick deſſelben ohnmächtig zuſammen.

In Cincinnati wurde ein öffentliches Meeting gehalten, in welchem der Mayor den Vorſitz führte. Die Thatſachen dieſes traurigen Vorfalls kamen zu ausführlicher Beſprechung, und unter Anderem vereinigte man ſich auch zu dem Beſchluſſe, Vorkehrungen gegen die immer mehr ſich ſteigernde Sorgloſigkeit auf den Dampfſchiffen zu treffen und den Gegenſtand der Berückſichtigung des Congreſſes zu empfehlen. Von Seite derjenigen, welchen die Obhut über den Moſelle vertraut war, zog Niemand in Abrede, daß das klägliche Ereigniß, welches unſere Stadt mit Beſtürzung und Theilnahme erfüllte, nicht das Ergebniß rückſichtsloſer und verbrecheriſcher Pflicht-

vernachläſſigung ſey; auch verſuchten ſie nicht, ihr Benehmen zu bemänteln. Es wurden ſofort Comité's ernannt, um die Unglücklichen aufzuſuchen und die verſchiedenen Pflichten, welche die Menſchlichkeit gebot, zu erfüllen. Durch die Anſtrengungen der hiezu gewählten Gentlemen wurde es möglich, Liſten anzufertigen und zu veröffentlichen, in welchen die Namen der Paſſagiere, ſoweit ſie ſich entdecken ließen, verzeichnet wurden. Das Reſultat lautete folgender maßen: —

Getödtet	89
Schwer verwundet .	13
Vermißt	55
Gerettet	117
	266.

Da viele Fremde nur wenige Minuten vor der Abfahrt in das Boot kamen und daher ihre Namen nicht eingetragen wurden, ſo iſt es wohl wahrſcheinlich, daß die Zahl der an Bord befindlichen Reiſenden nicht weniger als zweihundert und achtzig betrug. Von den Vermißten ſind ſeitdem viele Leichen gefunden worden, obſchon die Liſte der Geretteten nur durch ſehr Wenige erweitert werden konnte. Der wirkliche Verluſt an Menſchenleben wird daher kaum weniger als hundert und fünfzig betragen."

Der Bericht des Comite's veröffentlichte nachher nachſtehende Bemerkungen über die furchtbare Gewalt des Dampfes.

„Von der ungeheuren Kraft, die ſich bei dieſer Exploſion entwickelte, iſt der augenfälligſte Beweis vorhanden. Dennoch halte ich es für wichtig, in Beziehung auf dieſes außerordentliche Ereigniß in der Geſchichte des Dampfes die Thatſachen ausführlich auseinanderzuſetzen, zu welchem Ende ich einige Meſſungen und Berechnungen angeſtellt habe. Das Boot lag hundert und ſechzehn Fuß von dem Waſſerrande und hundert und zwei und neunzig von dem oberen Theile des Ufers ab, welcher im Senkel ungefähr drei und vierzig Fuß über dem Flußſpiegel ſtand. Die Lagen der fortge-

ſchleuderten Körper verhielten ſich folgendermaßen. Der Theil eines männlichen Körpers wurde beinahe horizontal auf hundert und ſechzehn Fuß in einen Nachen am Waſſerrande geſchleudert, die Leiche des Kapitäns oder zweihundert Fuß weit auf das Hochufer. Ein männlicher Körper drang durch das Dach eines Hauſes, welches hundet und zwölf Fuß vom Ufer ab und neun und fünfzig Fuß über dem Waſſerſpiegel ſtand. Ein Theil des Keſſels, etwa ſechszig Quadratfuß groß und im Gewichte von ungefähr vierhundert und fünfzig Pfunden, wurde hundert und ſiebenzig Fuß weit getragen und fiel einige Ellen unter dem Hochufer nieder. Eine zweite Trümmer des Keſſels, von fünf und dreißig Quadratfuß und zweihundert fünf und ſiebenzig Pfunden Schwere, erreichte in einer Entfernung von vierhundert und fünfzig Fuß und in einer ſenkrechten Höhe von ſiebenzig Fuß die Seite des Bergs. Ein drittes Keſſelbruchſtück, einundzwanzig Quadratfuß groß und hundert und ſiebenzig Pfund ſchwer, wurde auf eine Entfernung von dreihundert und dreißig Fußen nach einem Gerberhof getragen, während ein viertes, im Gewicht von dreihundertundſechsunddreißig Pfunden und in der Größe achtunddvierzig Quadratfußen vierhundertundachtzig Fuß weit in das Dach einer hinteren Gerberwerkſtatt geworfen wurde, welche dadurch ihres Giebels verluſtig ging. Die letztere Trümmer muß beſonders hoch getragen worden ſeyn, da ſie das Dach unter einem Winkel von wenigſtens ſechzig Graden traf. Ein fünfter Klumpen, der zweihundertundſechsunddreißig Pfund wog, flog quer über den Fluß, achthundet Fuß weit, ging über den Häuſern weg und fiel auf einem Seitenwege nieder, deſſen Backſteine zerbrochen und tief in den Boden getrieben wurden. Dieſe Maſſe traf unterwegs einen Menſchen, denn ſie war mit Blut befleckt; auch mußte ſie der Lage der Häuſer nach in einem Winkel von fünfundvierzig Graden gefallen ſeyn. Man hat behauptet, daß Leichen über den Strom hinüber in den Staat Kentucky geworfen wurden, obſchon ſich bei weiterer Nachforſchung die Wahrheit dieſer Angabe nicht beſtätigte. Mr. Kerr

theilte mir mit, er habe bei den Leuten auf dem anderen Ufer Erkundigungen eingezogen, aber nicht erfahren können, daß jrgend ein Gegenstand weiter als bis in die Mitte des Flusses geschleudert wurde, welcher an diesem Platze ungefähr sechzehnhundert Fuß breit ist."

Ich langte einige Zeit nach dieser Explosion in Cincinnati an und untersuchte das Wrack, welches noch immer auf dem Ohioufer lag. Nachdem der Bericht bereits aufgesetzt war, entdeckte man erst, daß die Gewalt der Entladung viel weiter gereicht hatte, als man ursprünglich glaubte, und daß die Maschine sowohl, als der Kessel in weit größere Entfernung flogen. Es muß hier noch bemerkt werden, daß Mr. Woodbury in seinem Berichte an den Congreß nur von hundert bis hundertundzwanzig getödteten Personen spricht. Richter Hall schätzt in dem Vortrage an das Comité den Verlust zu hundertundfünfzig Menschenleben; indeß ist Grund vorhanden, ihn in dem gegenwärtigen Falle, wie in so vielen andern, sogar als noch größer anzunehmen. Man kann nämlich nie genau angeben, wie groß die Zahl der Verunglückten ist, weil die einzigen Daten in den Schiffsbüchern zu finden sind, wo nach bezahlter Fracht die Namen der Passagiere eingezeichnet werden. In einem Lande, wie Amerika, wandern Tausende, die kein Mensch kennt, hin und her, um sich in dem fernen Westen anzusiedeln. Sie kommen und gehen, ohne daß Jemand etwas von ihnen weiß, und es ist recht wohl möglich, daß hundert Personen mehr an Bord des Moselle waren, als derselbe aufflog. So viel ich von dem Kapitän Pearce, dem Hafenmeister und Anderen erfuhr, glaubt man, daß dies wirklich der Fall ist, und daß weit mehr zu Grunde gingen, als man anfangs glaubte.

Die amerikanischen Dampfboote sehen ganz anders aus, als die unsrigen, weil sie die Maschinen stets auf dem Deck haben. Auch ragen die Decken seitwärts um viele Fuße über den Rumpf des Schiffes hinaus, um den Raum zu vergrößern — Erweiterungen, welche Guards genannt werden. Da sich die Maschine auf

dem ersten Decke befindet, so ist ein zweites für die Passagiere, die Staatskajüten und die Salons vorhanden; auf diesem befindet sich ein drittes, über welches eine weiße Zeltleinwand gebreitet ist. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den Zweideckern, und wenn sie mit Leuten angefüllt sind, so macht das bunte Farbengemisch in dem Anzuge der Damen einen ebenso neuen, als angenehmen Eindruck. Die Boote, welche von New-York nach Boston und den Hudson hinauf nach Albany laufen, sind prächtige Fahrzeuge; sie haben Maschinen mit niederem Drucke, besitzen gute Commandeure, und sind sehr sicher, denn ich hörte nie, daß auf ihnen irgend ein bedeutendes Unglück stattgefunden hätte. Die Maschinen selbst sind vortrefflich, und eine derselben mit horizontalem Ruderschlage, die ich an Bord des Narangasett sah, war die schönste, die mir je zu Gesicht kam. Auf dem Mississippi, dem Ohio und ihren tributären Strömen wird stets die Hochdruckmaschine gebraucht. Man versuchte es zwar auch mit dem niedrigen Drucke, fand ihn aber nicht entsprechend wegen des schlammigen Mississippiwassers, welches die Klappen und das Lederwerk zerstört. Dies ist ein Hauptgrund, warum so viele Unglücksfälle stattfinden. Gleichwohl darf nicht außer Acht gelassen werden, daß durch ganz Amerika die größte Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Leben herrscht — ein auffallender Zug, sofern er im Osten ebensogut, wie im Westen zu finden ist. Die Thatsache läßt sich bloß aus dem unersättlichen Jagen nach Gewinn unter Leuten erklären, welche die Zeit für Geld halten und in ihrer Gier danach blindlings dahinrennen. Dazu kommt noch der waghalsige Geist, den die Urbarmachung eines neuen Landes einflößt und der sich auch auf das andere Geschlecht erstreckt, denn die Frauen sind fast ebenso gleichgültig gegen das Leben wie die Männer. Der Mosselle war noch keine zwei Stunden aufgeflogen, als sich die anderen Dampfboote mit Frauenzimmern füllten, welche mit ihren Verwandten Lust- oder Geschäftsreisen stromauf- und abwärts antraten. „Vorwärts!“ lautet der Wahlspruch des Landes; beide Geschlechter vereini-

gen ſich zu dieſem Rufe, und ſie gehen wirklich vorwärts, das iſt ein Fakt!*)

Ein amerikaniſcher Gentleman erzählte mir eine ſehr unterhaltliche Anekdote. Ein Dampfboot gerieth auf dem Miſſiſſippi in Brand, und die Paſſagiere mußten über Bord ſpringen, um ſich durch Schwimmen zu retten. Ein leichtſinniger Spieler, der gleichfalls an Bord war und augenſcheinlich eine ſehr gute Vorſtellung von ſeinen eigenen Verdienſten hatte, ging nach hinten und rief, ehe er ſeinen Sprung über Bord that: „Nun Galgen, nimm dein Eigenthum in Anſpruch!“

Die amerikaniſchen Geſetzgeber haben endlich ihre Aufmerkſamkeit auf die Mängel in den Dampfſchiffen gerichtet und im Juli 1838 zum Beſten der Paſſagiere eine Akte verlaſſen. Viele von den Bedingungen ſind ſehr verſtändig, namentlich ſoweit die Inſpektion der Fahrzeuge beſſer geordnet wird; aber die eiſernen Ketten oder Stangen ſtatt der Ruderſeile ſind für einen ſich krümmenden Fluß nicht zweckmäßig und werden zu vielem Unglück Anlaß geben. Beſſer wäre es geweſen, man hätte die gedachten Ketten oder Stangen nur als Erforderniſſe für den Nothfall bezeichnet. Im Falle eines Brandes könnten ſie leicht eingehakt werden; aber mit ihnen an Stellen, die von der Fluth beſtrichen ſind, oder an raſchen Wendungen zu ſteuern, iſt faſt unmöglich. Die letzte Clauſel, Nummer dreizehn, iſt zu hart, da ein Rauchfang zu jeder Zeit zuſammen-

*) Wenn das Waſſer in den Flüſſen niedrig ſteht, laufen die großen Dampfboote ſehr oft auf den Grund und müſſen ſowohl die Cargos, als ihre Paſſagiere ausladen. Die kleineren Dampfboote, welche ſtromauf- und abwärts gehen, ziehen Vortheil aus ſolchen Unfällen, indem ſie die Paſſagiere aufleſen und für die Uebernahme von Menſchen ſowohl, als Gütern heilloſe Preiſe fordern, welche bezahlt werden müſſen, wenn man nicht bleiben will, wo man iſt. Dieſe Kreuzzugarten werden von ihnen ſelbſt als „Piratenfahrten“ bezeichnet. Hiernach muß man den Amerikanern das Zeugniß geben, daß ſie ſehr ehrliche Leute ſind, wenn der Grundſatz gilt, daß dasjenige nicht unrecht iſt, was man nicht für Unrecht hält.

fallen kann, ohne daß von Seiten der Schiffsbauer oder den Leuten an Bord ein Mangel an Sorgfalt oder Geschicklichkeit stattfände.

Es steht zu hoffen, daß dieser Akt der Gesetzgebung einige gute Früchte bringen wird. Vorderhand wenigstens ist es jedenfalls weit gefährlicher, eine Woche in Amerika zu reisen, als das atlantische Weltmeer ein Dutzendmal zu kreuzen. Eine Zeitung, welche ich in Amerika las, schätzte den Verlust an Menschenleben, der durch Dampfboote, Eisenbahnen und Kutschen veranlaßt wurde, im Laufe eines einzigen Jahres auf tausendsiebenhundertundfünfzig.

Viertes Kapitel.

Reisen.

Wenn man an die Erpressungen der Wirthshäuser in England und auf dem alten Continent gewöhnt ist, so fällt es Einem anfangs ungemein auf, daß man hier in den Anstalten zur Bewirthung für Menschen und Vieh weit mehr Ueberreste von der ursprünglichen amerikanischen Sittenreinheit und Einfachheit findet, als in jedem anderen Theile des öffentlichen oder Privatlebens. Indeß ist es doch eine Thatsache, und die Gründe dieser Anomalie verdienen eine Beleuchtung.

Wahrscheinlich war der Ursprung der Gast- und Wirthshäuser in allen Ländern der gleiche. Anfangs nahm man die einsamen Reisenden bereitwillig und gastfreundlich auf; wie sich aber die Zahl der Wanderer vermehrte, wurde das, was man anfangs mit Freuden that, zu einer Last. Nehmen wir zum Beispiel Westvirginien, wo so zu sagen der erste Durchbruch gegen den fernen Westen stattfand.

Anfangs wurde Jeder von denjenigen, welche sich hier angesiedelt hatten, aufgenommen und bewirthet; aber allmälig fand man dies unbequem, weil man nicht nur in seinem häuslichen Wesen eine Störung erlitt, sondern auch nicht darauf vorbereitet war, den Bedürfnissen der Reisenden zu entsprechen. Die Einwohner jeder kleinen Ansiedelung wurden daher unter sich einig, einem aus ihrer Mitte die Führung eines Gasthauses zu übertragen. Dies geschah nicht in gewinnsüchtiger Absicht, denn die Wanderer hatten nur den wirklichen Werth der von ihnen verbrauchten Gegenstände zu bezahlen. So ist es noch immer an vielen Orten des fernen Westens. Ein Freund von mir erzählte, er habe in dem Hause einer Wittwe Quartier gemacht, daselbst gespeist, übernachtet, gefrühstückt und sein Pferd versorgen lassen. Ehe er wieder aufbrach, fragte er, was er zu bezahlen habe, worauf die Frau erwiederte:

„Nun, wenn ich Euch nichts anrechnen wollte, so würdet Ihr mirs wahrscheinlich übel nehmen. Gebt mir einen Schilling" — eine Summe, welche nicht einmal zureichte, um für den Mais Zahlung zu leisten, den das Pferd gefressen hatte.

Der amerikanische Wirth ist daher noch immer gewissermaßen in dem Lichte eines Gastfreundes zu betrachten. Beim Essen sitzt er und seine Frau oben an die Table d'hôte und begrüßt den anlangenden Gast, indem er ihm zum Willkomm die Hand drückt. Tritt man mit Leuten ein, welche ihm bekannt sind, so wird man ihm vorgestellt. Man behandelt ihn wie seines Gleichen, trifft mit ihm in den achtbarsten Gesellschaften zusammen, und es wäre Unrecht, wenn man diesen Wirthen nicht nachsagen wollte, daß sie meist sehr achtbare Personen sind. Natürlich findet sein Ansehen ebenso wenig Beanstandung, wie das der Dampfbootkapitäne, welch letztere so ziemlich in dieselbe Klasse eingereiht werden können.

Dies ist einer der angenehmsten Züge in der amerikanischen Gesellschaft und wird wohl aller Wahrscheinlichkeit nach länger dauern, als die meisten anderen in diesem Lande des Wechsels, weil ihm

der Despotismus der öffentlichen Meinung zur Grundlage dient. Die unter den Amerikanern herrschende Reisewuth macht es höchst wichtig, daß Alles, was mit der Ortsbewegung in Verbindung steht, gut geordnet sey. Die Gesellschaft fordert es, die öffentliche Meinung erzwingt es, und in den meisten Fällen trifft man es auch so. Die Achtung, welche dem Inhaber eines Gasthauses erwiesen wird, veranlaßt die achtbarsten Personen, sich diesem Geschäfte zu widmen; auch sichern die fortwährenden Wanderzüge, die das Land durchströmen, bei mäßigem Gewinn ein zureichendes Auskommen, um die Wirthe von übermäßigen Anrechnungen abzuhalten. Die Preise der Gegenstände sind Allen bekannt, und der Präsident der Vereinigten Staaten hat nicht mehr zu bezahlen als jeder Andere. Da man seinen Aufwand selbst zu berechnen im Stande ist, so findet auch keine Ueberforderung Statt, und Trinkgelder für die Kellner werden nie gefordert, da sie freiwillige Gaben sind. Anfangs pflegte ich die Rechnung zu prüfen, blickte aber später nur auf die Gesammtsumme unten und bezahlte sie sogleich, indem ich mir die Untersuchung für eine passende Gelegenheit vorbehielt; aber ich fand auch nicht ein einzigesmal, daß ich übernommen worden wäre. Dies ist sehr merkwürdig und bekundet die Gewalt der öffentlichen Meinung in Amerika; denn sie kann im Nothfalle einen durch die ganze Welt und namentlich in diesem Berufe sehr seltenen Artikel erzwingen — nämlich die Ehrlichkeit. Natürlich gibt es immerhin Ausnahmen, die aber selten sind und sich hauptsächlich auf die größeren Städte beschränken. Ich werde später hierauf und zu gleicher Zeit auf eine Eigenthümlichkeit zurückkommen, die ich nicht übergehen darf, da sie auf die Gesellschaft Bezug haben. Zuvörderst aber will ich die innere Einrichtung eines amerikanischen Hotels ersten Ranges schildern.

Das Gebäude ist sehr geräumig, wie man sich wohl denken kann, wenn ich angebe, daß in Zeiten rührigen Geschäftsbetriebs in der Regel hundert und fünfzig, zweihundert, ja sogar dreihun-

dert Personen zu Tische sitzen. Die oberen Stockwerke enthalten eine ungeheure Menge von Schlafgemächern, deren Thüren gegen lange Corridors hinausgehen. Das Möbelwerk und die Einrichtung derselben bietet wenig Abwechselung, indem nur einige mit großen Betten für Verheirathete, die anderen aber mit einschläfrigen Bettstellen versehen sind. Im Erdgeschoße befindet sich der Speisesaal — ein geräumiges Gemach für den Empfang der Gäste, welche auf den Schall einer Glocke hereinstürzen und in wenigen Minuten mit ihrem Mahle fertig sind. Derselbe Raum dient für das Einnehmen des Frühstücks und des Nachtessens. Die meisten Hotels haben nur einen Speisesaal, in welchem sowohl Herren als Damen diniren; in den angeseheneren aber befindet sich ein kleinerer Raum für die Frauenzimmer und die sie geleitenden Verwandten. Für die Damen ist außerdem ein großes Gemach vorhanden, nach welchem sie sich zurückziehen können, während dem Gentleman das Lesezimmer, in welchem die hauptsächlichsten Zeitungen aufgelegt sind, und die Gaststube offen steht. Auf letztere werde ich später wieder zurückkommen. Wenn ein Gentleman in einem großen Hotel einer Privatgesellschaft ein Diner geben will, so kann er es thun; oder wenn eine gewisse Anzahl von Familieen zusammentritt, so bleibt es ihnen unbenommen, in einem gesonderten Zimmer zu speisen (was zum Beispiel häufig in Washington geschieht); wünscht sich aber ein Reisender à l'Anglaise abzuschließen und auf seinem eigenen Zimmer zu speisen, so muß er sich darauf gefaßt machen, weit schlechter zu zehren, und gibt, im Falle er ein Ausländer ist, noch außerdem großen Anstoß, indem man ihn als Aristokraten bezeichnet — in den meisten Theilen der Vereinigten Staaten eine fast ebenso ernstliche Anschuldigung, wie in Frankreich zur Zeit der Revolution.

Die größten Gasthäuser in den Vereinigten Staaten sind Astor-House in New-York, Tremonte-House in Boston, Mansion-House in Philadelphia, die Hotels zu West-Point und Buffalo —

doch es ist unnöthig, sie alle aufzuzählen. Die zwei angenehmsten sind das Hotel des Mr. Cozens zu West-Point und des Mansion-House zu Philadelphia, welches Mr. Head gehört; letzteres kann übrigens kaum als ein Wirthshaus betrachtet werden, nicht nur weil Mr. Head ein Gentleman ist, mit welchem man mit Vergnügen in Verkehr tritt, sondern auch weil er sehr sorgfältig zu Werke geht und nur gebildeten Männern Zutritt gestattet. Mansion-House läßt sich am ehesten mit einem Privat-Club vergleichen, und die Tage, welche ich in dieser Anstalt verbrachte, zähle ich mit zu den angenehmsten meines Aufenthalts in Amerika, so daß ich mich nur mit Bedauern von ihm, seinen Söhnen und seiner Gesellschaft trennte. In New-York sind einige Hotels nach englischem Systeme, unter denen der Globe das beste und besuchteste ist;*) auch findet sich daselbst ein vortrefflicher französischer Restaurateur, Namens Delmonico.

Wo eine große Bevölkerung ist und bedeutender Verkehr herrscht, folglich auch zahlreiche Reisende durchziehen, sind natürlich die Gasthäuser groß und gut; auf weniger besuchten Straßen dagegen nehmen sie an Bedeutsamkeit, Größe und Achtbarkeit ab, bis man endlich zu der Farmhausbewirthung Virginiens und Kentuckys, zu dem Grogladen und zu dem Blockhause des fernen Westens herunterkömmt. Die Landstraßenwirthshäuser zeichnen sich

*) Die Amerikaner thun sich etwas darauf zu Gute, daß sie nicht für Höflichkeit bezahlen müssen, wie dies in England der Fall ist, wo man den Kellnern, Kutschern u. s. w. Trinkgeldern bezahlen muß. In einigem Betracht haben sie Recht, aber in den größeren Städten wird dieser Gebrauch nachgerade gleichfalls vorherrschend. Der Aufwärter an einem großen Speisetisch wird natürlich denjenigen mehr Aufmerksamkeit schenken, welche ihm etwas geben, und wenn sich der Eine zum Verabreichen von Trinkgeldern herabläßt, so muß der Andere ein Gleiches thun, wenn er aufmerksam und höflich behandelt seyn will. In einigen Gasthäusern New-Yorks und anderer großen Städte muß man nicht nur Trinkgelder geben, sondern sogar tiefer in den Beutel greifen, als in England, wenn man es bequem haben will.

durch ihre Einförmigkeit aus. Die Gaststube hat überall die gleiche Ausstattung — eine hölzerne Wanduhr, eine Karte der Vereinigten Staaten, eine Karte des eigenen Staates, die Unabhängigkeits-Erklärung, einen Spiegel, an welchem pro bono publico Haarbürste und Kamm an Schnüren befestigt sind,*) hin und wieder als Extraverschönerung ein paar erbärmliche Portraits, z. B. den General Jackson, wie er vor der Schlacht von Neu-Orleans auf ein Pferd klettert, welchem Feuer oder Dampf zu den Nüstern herausfährt u. s. w.

Wer der Silbergabelnschule angehört, wird in den amerikanischen großen Städten nicht viel Bequemlichkeit finden. Es fehlt an den netten, ruhigen, kleinen Gasthäusern, die man in England hat, und Alles geht über Bausch und Bogen; denn wenn man in einem der geringern Wirthshäuser Einkehr nimmt, so muß man sich selbst bedienen, mit zweizinkiger Gabel Erbsen essen, sich bei Tisch zu der Gesellschaft von Leuten bequemen, deren Aeußeres nichts weniger als angenehm ist, und in einem Gemache schlafen, in welchem drei oder

*) Wenn ich recht unterrichtet bin, so sind die Amerikaner sehr unangenehmen Hautkrankheiten unterworfen — eine Folge von dem beharrlichen Gebrauche derselben Bürste und des nämlichen Kamms; auch ist das Zusammenschlafen u. s. w. unter ihnen üblich. Zu Philadelphia wurde — wenn ich nicht irre von den Feuermännern — ein großer Ball gegeben, bei welchem ungefähr fünfzehnhundert Personen von Philadelphias vornehmer Welt anwesend waren; aber auch hier befanden sich in einem Zimmer nur sechs Kämme und sechs Bürsten vor eben so vielen Spiegeln zum Gebrauche sämmtlicher Gentlemen. In New-York kam ein Amerikaner auf mein Zimmer, griff ohne Cermonie nach meiner Haarbürste und unterhielt sich mit Bearbeiten seines Kopfes. Was die Toilette betrifft, so haben's die Angehörigen der Vereinigten Staaten gewiß noch nicht weit gebracht. Als ich auf meinen Reisen in einer Stadt anlangte, öffnete ich mein Etuis, dessen Glitzern einen Mann, der eben an der Thüre meines Zimmers vorbeikam, hereinlockte. Er betrachtete den Apparat, welcher ganz der gewöhnliche war, und sagte dann zu mir: „mit Erlaubniß, Sir, seyd Ihr ein Zahnarzt?"

vier andere meist zweischläfrige Betten stehen. Auch kriegt man gewöhnlich einen Schlafkameraden, und hin und wieder treibt man die Geselligkeit sogar weit genug, daß man, wie es mir einmal begegnete, fast zwanzig Personen in eine Stube legt.

Einer meiner New-Yorker Freunde, der in Gesellschaft seiner Familie mit Extrapost reiste, sagte mir, er habe in einem westlichen Wirthshause ausdrücklich darum gebeten, daß man ihm keinen Bettgenossen geben möchte, was man ihm auch versprach. Als er sich aber schlafen legen wollte, fand er sein Lager bereits besetzt, weshalb er wieder zu der Wirthin hinunterging und ihr Vorstellungen machte.

„Ei," versetzte sie, „'s ist ja nur Euer eigener Kutscher; ich glaubte, Ihr würdet Euch nichts daraus machen!"

Ein anderer Gentleman theilte mir mit, daß in einem Orte an dem Mississippi, Snake's Hollow (Schlangenloch) geheißen, das Bette auf den Küchenboden gebreitet wurde und die ganze Familie sammt den Reisenden — siebenzehn Personen beiderlei Geschlechts und vom verschiedensten Alter sich darauf niederlegten. Natürlich läßt sich in einem neuen Lande nichts Anderes erwarten, und der Umstand gereicht eher zur Unterhaltung, als zum Verdrusse.

Ich muß nun auf eine sehr wichtige Frage eingehen — nämlich auf das Essen und Trinken. Mr. Cooper macht über seine eigenen Landsleute die sehr böswillige Bemerkung:

> „Die Amerikaner begnügen sich mit einer gröbern Kost, als irgend eine bekannte civilisirte Nation. Sie ist schwer, rauh und unverdaulich, dazu noch obendrein in die kraftloseste Form gebracht, welche die Kochkunst nur gestattet. Das Vorherrschen von Fett in der amerikanischen Küche, nebst der Gewohnheit, viel zu essen und sich beständig zu expektoriren, ist die Ursache der in Amerika so gewöhnlichen Magenkrankheiten."

Dies ist nicht richtig, denn die Kochkunst ist in den Vereinigten Staaten gerade so, wie sie überall anders seyn muß — sie steht nämlich im Verhältniß zu der Bildung der Bewohner. In den gro-

ßen Städten bieten viele Privatwohnungen eine ebenso gute Küche, als man in London oder sogar in Paris finden wird, und wenn man noch obendrein in's Auge faßt, wie schwer oder fast unmöglich es in Amerika wird, gute Dienstboten zu erhalten, so habe ich mich oft gewundert, daß man es nicht viel schlechter findet. Bei Delmonico und in dem Globe-Hotel zu New-York, wo man nach der Karte speist, trifft man eine vortreffliche französische Küche; ebenso auch in Astor-House, namentlich bei Privatpartieen. In der Regel bieten alle großen Gasthöfe einen guten Tisch, und wenn man bedenkt, wie viele Leute eine amerikanische Table d'hôte versorgen muß, so ist es wahrhaft erstaunlich, wie gut es geschieht. Das tägliche Diner in den gedachten großen Hotels ist unendlich besser, als irgend eine von den öffentlichen Mahlzeiten, die zu London in der Freemason Tavern oder in sonstigen Anstalten gegeben werden, obschon sich dabei in der Regel große Gesellschaft einfindet. Der Speisezettel der Table d'hôte von Astor-House wird jeden Tag gedruckt, und da ich einen mitgenommen habe, so will ich ihn hier einrücken, um zu beweisen, daß das Essen in Amerika nicht so schlimm ist, wie es Mr. Cooper geschildert hat. *)

*) Cooper äußert auf diese Bemerkungen in seinem neuesten Werke „Lucy Herdinge" Folgendes: Ueber den bösen Willen kann ich weiter nichts sagen, als daß ich nicht einsehe, wie man Jemanden eine solche Gesinnung unterstellen mag, wenn er eine unläugbare Wahrheit geäußert hat; und daß Cooper die Wahrheit sagte, muß jeder Amerikaner wissen, der schon andere Länder gesehen hat. Kapitän Marryats Behauptung, daß die Tafeln in großen Städten gut bestellt seyen, hat nichts mit dieser Frage zu schaffen, denn Niemand wird in Abrede ziehen, daß man sich in denselben so gut auf's Essen und Trinken verstehe, wie nur in irgend einem Theil der Welt. Aber was sind diese dem ganzen Lande gegenüber — was sind die offenen Tafeln oder die Tafeln der höhern Stände in Vergleichung mit denen der Masse sogar in den gedachten Städten? Alles muß nach den Regeln, nicht aber nach den Ausnahmen beurtheilt werden. Wenn ein kleiner Theil der amerikanischen Bevölkerung versteht, was eine gute Küche ist, so folgt daraus keineswegs, daß dies bei allen der Fall sey. Wer würde auch sagen wollen, daß die Engländer von Weißfisch und Wildpret leben, weil der Adel und die Gentry (die Aldermen mit eingeschlossen) in

Aſtor-House, Mittwoch den 31. März 1838.

Table d'hôte.

Vermicelli-Suppe.
Gekochter Stockfiſch und Auſtern.
Geſottenes Maſtochſenfleiſch.
Geſottener Schinken.
Geſottene Zunge.
Geſottener Truthahn und Auſtern.
Geſottene Hühner und Schweinefleiſch.
Geſottener Hammelsſchlegel.
Oyster Pie.
Cuisse de Poulet Sauce Tomate.
Poitrine de Veau au Blanc.
Salade de Volaille.
Ballon de Mouton au Tomate.
Tête de Veau en Marinade.
Casserole de Pomme de Terre garnie.
Compote de Pigeon.
Rolleau de Veau à la Jardinière.
Côtelettes de Veau Sauté.
Filet de Monts Pigué aux Ognons.
Ronde de Boeuf.
Fricandeau de Veau aux Epinards.
Côtelettes de Monton Panée.

---

der geeigneten Jahreszeit ſich derſelben nach Belieben erfreuen können? Ich vermuthe, dieſer Mr. Cooper wußte ebenſogut, was er im Sinne hatte, als er über Amerika ſchrieb, wie nur irgend ein Europäer. Wenn Schweinefleiſch im eigenen Fette gebraten, das Vorherrſchen des Schweinefetts in der Hälfte aller übrigen Gerichte, Gemüſe, die aller kunſtgerechten Zubereitung entbehren, und in Fetzen gekochtes Fleiſch eine gute Tafel ausmachen, ſo hat Mr. Cooper dem Kapitän Marryat gegenüber Unrecht; anderenfalls aber tritt das entgegengeſetzte Verhältniß ein. Anm. des Ueberſ.

Macaroni au Parmesan.
Ochsenbraten.
Schweinsbraten.
Kalbsbraten.
Schöpsenbraten.
Gebratene Gans.
Gebratener Truthahn.
Gebratene Hühner.
Gebratene wilde Enten.
Gebratene wilde Gänse.
Gebratenes Perlhuhn.
Queen-Pudding.
Fleischpastetchen.
Rahmtörtchen.
Nachtisch.

In Betreff des Essens gibt es einige Punkte, die ich übergehen will, bis ich auf die Gesellschaft zu sprechen komme, da sie dort besser eine Erwähnung finden. Wenn man weiter in's Innere des Landes kommt, so lauft man natürlich mit der abnehmenden Bevölkerung durch die ganze Skala der Kochkunst, bis man bei dem „Corn bread and common doings," das heißt, bei dem Welschkornbrod und Schweinespeck des fernen Westen anlangt. In einem neuen Lande lassen sich die Schweine viel leichter erziehen, als alle andere Hausthiere, und die Amerikaner sind Freunde des Schweinefleisches, wodurch die Kocherei in den kleinen Wirthshäusern sehr fett wird. Hievon machen nur die virginischen Farmtavernen eine Ausnahme, in denen man gebratene Hühner ohne Speck in einer Weise bereitet findet, daß sogar Ude selbst sich darüber wundern würde. Dieser Staat hat jedoch ein Recept, das sich von Generation zu Generation verpflanzt, und das Präparat wird Chicken-Firings genannt. Das Fleisch in Amerika ist so gut wie das beste in England — obschon Miß Martineau sagt, sie habe während der ganzen Zeit ihres

Aufenthalts in Amerika nie gutes Ochsenfleisch gegessen; aber dieselbe Dame erklärt auch eine amerikanische Postkutsche für das entzückendste Reisemittel und sagt noch viele andere große Dinge, die seiner Zeit Erwähnung finden mögen, um die Idiosynkrasie dieser Schriftstellerin zu beweisen. Vorderhand wollen wir darüber schweigen und nur bemerken, daß in Geschmackssachen nicht gut zu streiten ist.

Die amerikanischen Märkte in den größeren Städten sind gut vorgesehen. Ich war zu New-York auf dem Wildpretmarkt und habe daselbst zumal fast dreihundert Hirsche, viele Bären, Racoons, wilde Truthühner, Gänse, Enten, und alle Arten von Geflügel in zahlloser Menge gesehen. Bärenfleisch ist etwas Abscheuliches, aber der Racoon ziemlich gut. Die wilden Truthühner schmecken vortrefflich, aber als die größten Leckerbissen in Amerika gelten die Terapins und eine Art wilder Enten. An die Terapins muß man gewöhnt seyn, denn ich ziehe die gewöhnlichen Schildkröten, welche das ganze Jahr durch zu haben sind, entschieden vor — die Wildente dagegen verdient ihren Ruf mit allem Rechte. Auch an Fischen fehlt es nicht. Sie haben die Schafnase, die Alose und noch einige andere, die bei uns nicht vorkommen. Ihr Salm ist nicht so gut wie der unsrige, und auch die Steinbutte fehlt ihnen. Ananas und fast alle tropischen Früchte werden in den östlichen Staaten auf Karren umhergeführt; indeß stehen die Früchte der gemäßigten Zone, zum Beispiel Trauben, Pfirsiche u. s. w. den englischen nach. Austern gibt es reichlich und in bedeutender Größe; sie kommen aber einem englischen Gaumen etwas schaal vor. Die Amerikaner behaupten, die englischen und französischen Austern schmecken nach Kupfer und sie können sie deshalb nicht essen; dies ist aber der Grund, warum uns die amerikanischen Austern nicht munden wollen, da ein Kupfergeschmack denn doch besser ist, als gar keiner.

Nach dieser Angabe werden die Engländer wohl mit mir übereinstimmen, daß es in Amerika an guten Dingen für die Tafel nicht fehlt. Aber das alte Sprichwort sagt: Gott schickt das Fleisch und

der Teufel die Köche; und so ist's in Amerika und wird auch in den meisten Häusern noch lange der Fall seyn müssen, weil es schwer wird, Dienstboten zu erhalten oder zu halten. Ich muß übrigens jetzt den Gegenstand des Essens verlassen, um zu einem für Amerika viel wichtigeren überzugehen — nämlich zum Trinken.

Ich war früher stets der Ansicht, daß die Engländer und Schweizer die schärfsten Trinker seyen, mußte aber bei meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten finden, daß uns wenigstens in diesem Punkte, wenn auch nicht in allen andern, wie sie so gerne glauben möchten, unsere Abkömmlinge bei weitem den Vorsprung abgewonnen haben.

Wenn ich unparteiisch sprechen will, so muß ich einräumen, daß wir in dem vorliegenden Punkte die Flagge streichen müssen. Es sind übrigens gar viele Gründe dafür vorhanden — einmal die Hitze des Klima's, ferner die Kälte des Klima's und dann die Veränderlichkeit des Klima's; fügen wir hiezu noch die Wohlfeilheit des Branntweins, die frühe Emancipation der Jugend von aller elterlicher Leitung, die Versuchungen, die aus dem Wirthshausgehen und den Kameradschaften entspringen, und zuletzt die Lieblichkeit und Verschiedenheit der Getränke.

Gründe gibt's also so reichlich, wie Brombeere, und die Gewohnheit wird zur zweiten Natur.

Um das ganze Register der einheimischen Gemische aufzuzählen, würde ich eines ganzen Bandes bedürfen, weshalb ich zuvörderst von dem eingeführten Getränke sprechen will.

Der kleine Staat New-Jersey hat die Ehre, den amerikanischen Champagner zu liefern, welcher dem Vernehmen nach aus Rebensaft gekocht und mit Branntwein und Honig gemischt wird. Er ist ein angenehmes, harmloses Getränk, ein recht gutes Surrogat und so wohlfeil, daß man für sechs oder sieben Dollars ein ganzes Dutzend Flaschen kaufen kann. Ich weiß nicht, was wir anfangen werden, wenn sich Amerika einmal ausfüllt und die Nachfrage nach

Champagner im Verhältnisse der Bevölkerung steigt; wir werden daher gut thun, jetzt Alles zu trinken, was wir nur können.

Claret und die übrigen französischen Weine halten sich in Amerika gut, vor Allem aber der Madeira, der dort in einer Qualität getroffen wird, wie man ihn auf altenglischem Boden nie trinkt. Die Ursache liegt in der ungemeinen Hitze und Kälte des Klima's, welche diesen Wein zur Reife bringen; ja ich möchte fast sagen, daß ich nie guten Madeira kostete, bis ich in den Vereinigten Staaten anlangte. Der Preis der Weine ist in Anbetracht des geringen Zolles, welcher darauf liegt, schon im Allgemeinen sehr hoch, aber der eines guten Madeira wirklich überraschend. Manche Sorten werden, wenn sie zur öffentlichen Versteigerung kommen, mit zwölf bis zwanzig — ja ich habe mir sagen lassen, sogar mit vierzig Dollars für die Flasche bezahlt. Ich füge die Weinkarte von Astor-House bei, um zu beweisen, daß meine Behauptungen nicht übertrieben sind. In dieser Liste eines Gasthauses, die noch obendrein wegen ihrer Abwechslung interessant ist, wird der Leser finden, daß die Flasche des besten Madeiras dreißig Gulden rheinisch kostet.

Weinkarte von Astor-House.

	Rh. Gulden.	Kreuzer.
Mosel.		
Oberemmel	3	45
Sauterne.		
Mortons Y. Chem.	5	—
Lynch's	5	—
Rheinweine.		
Steinberger 1811	5	—
Markobrunner 1825	5	—
Rüdesheimer 1822	6	15
Rüdesheimer Hinderhauser 1834	6	15
Wormser Liebfrauenmilch	6	15
Johannisberger 1831	7	30

	Rh. Gulden.	Kreuzer.
Steinberger	7	30
Asmannshäuser 1825	7	30
Ausbruch Kabinetswein vom rothen Berg 1831	7	30
Ausbruch Markobrunner 1831	7	30
Ausbruch Kabinetswein von Grafſenberg 1831	10	—
Ausbruch Kabinetswein vom rothen Berg 1822	10	—
Kabinet Claus Johannisberger	12	30
Fürſt Metternich, berühmter in Flaſchen gezogener Schloßwein: Johannisberger mit goldenem Siegel 1822	20	—
Hermitage.		
Rother Bergwein	5	—
Weißes Gewächs 1815	5	—
Champagner.		
Beaver Sillery	5	—
Napoléon	5	—
Duc de Montebello	5	—
Cliquot	5	—
Forrest et Compagnie	6	—
Renwick's J. C. (Rilley)	5	—
Beaver Sillery Baun (Amber) ſehr geſucht	6	15
Halbe Flaſchen von vielen der obigen Sorten	2	30
Perlender Hochheimer	7	30
ditto die halbe Flaſche	3	45
Claret.		
Violette et Compagnie Bordeaux	2	30
Leoville Bordeaux	2	30
Chateau de Crock	3	45
Saint Pièrre Mortons	3	45
La Rose, Violette et Compagnie	4	24
Saint Julien 1828. dto.	5	—
Leoville 1828. dto.	5	—

			Rh. Gulden.	Kreuzer.
Braun Mouton	1831.	dto.	5	—
Rauzan Margeaux	1828.	dto.	6	15
De Vivens dto.	1828.	dto.	6	15
Gruaud Larose	1827.	dto.	6	15
Pichon longueville	1827.	dto.	6	15
Pontet Canet	1827.	dto.	6	15
Chateau Latour	1828.	dto.	6	15
Cos Destournel	1827.	dto.	7	30
Chateau Lafitte	1828.	dto.	6	15
Chateau Margeaux, Palmer's			6	15
Chateau Margeaux, 1831, Lynch's			7	30

Portweine.

Old London in Flaschen eingeführt	5	—
Bees Wing	5	—
Portwein in London auf Flaschen gezogen	6	15
Schwarzes Siegel, alt	6	15
Reiner Saft, 1828 in Flaschen gezogen, J. . . .	6	15
Weißer Portwein	7	30

Burgunder.

Chambertin, 1827	6	15
Corton	6	15
Romanée	7	30

Xeres.

Robert, blasser Wein	5	—
Lobo, blasser Wein, C. S.	5	—
Tower, amberfarbig	5	—
Tower, braun	5	—
S. L. M., blasser Xeres	5	—
Yriarte, goldenes G.	5	36
Sorelia, braun, 1805, L. H.	6	15
Harmony, goldenes H.	6	15
Ravini, blaßgold, vorzüglich	6	15

	Rh. Gulden.	Kreuzer.
Lobo, braun, F. O., lang in Faſchen liegend . .	7	30
Romano, braun, ſehr alt	7	30
Sorelia, blaß, 1805, H.	7	30
Romano, blaß, ſehr alt	7	30
Lobo, blaß, M. L., fein	7	30
Ne plus ultra	10	—
Madeira.		
Seevogel	5	—
Halaway	5	—
Bobby Lenox	6	15
Howard, March und Compagny's Madeira für Aſtor-Houſe angeführt, F.	5	—
Dunn et Comp., 1833 eingeführt, E.	5	—
Dunn et Comp., 1833 eingeführt, O.	6	15
Newton, Gordon und Murdock (N. G. M.) . .	6	15
Phelps, Phelps und Laurie, 1811, über Oſtindien	6	15
Gelbes Siegel, alt, in Flaſchen über Oſtindien eingeführt	7	30
Vaughan, gelbes Siegel, 1811, zweimal über Oſtindien gekommen	7	30
Monterio, 1825, M. T.	7	30
Old West India, W. I.	7	30
Mundock, Yuile und Woodrope, N. Y. W. . .	7	30
Nabob	7	30
Brahmin, A.	8	45
Mary Elizabeth, Ir.	8	45
Rothes Siegel, alt auf Flaſchen gezogen über Oſtindien	10	—
Monteiro, ſechs Jahre in Oſtindien, Metior . .	10	—
Abgezogener, alter, oſtindiſcher Leacock Madeira, E. I. L. (ſchwarzes Siegel)	10	—
Boſton (Dr. Robbins)	10	—

	Rh. Gulden.	Kreuzer.
Davis' Sercial	10	—
Old Calcutta, 1814, in Calcutta auf Flaschen gezogen und im Jahre 1824 eingeführt . . .	11	15
Rapid, 1818 eingeführt	12	30
Starks' Madeira in Calcutta auf Flaschen gezogen und im Jahre 1825 eingeführt	12	30
Edward Tuckerman Esq. Boston, Madeira March's Wein — ging im Jahre 1818 nach Ostindien und wurde 1820 auf Flaschen gezogen, E. I. M.	12	30
Edward Tuckerman Esq. Scott, Langhorn Penfold et Comp. 1820 eingeführt, E. M. . . .	12	30
Gov. Phillips, Page, Phelps et Comp. Sercial 1820 eingeführt	12	30
Gratz, gelbes Siegel, 1806	12	30
Gratz, grünes Siegel, 1806	12	30
Gratz, schwarzes Siegel, 1806	12	30
Gratz, rothes Siegel, 1806, auf Flaschen gezogen .	12	30
Robert Olivers, fünfundzwanzig Jahre in Flaschen	12	30
Old Baltimore (Olivers Eigenthums)	12	30
Wanton (außerordentlich fein) dreißig Jahre in Holz W.	12	30
Sercial, zwanzig Jahre in Flaschen und aus dem großen Brand gerettet	12	30
John, A. Gordons Madeira, 1798 in Philadelphia eingeführt	12	30
Everett, fünfundzwanzig Jahre in den Flaschen .	12	30
Cordon, Duff, Ingliß et Comp., eingeführt von H. G. Otis und Edward Tuckerman Esq., 1811, G.	15	—
Esser, jr., 1819 eingeführt	15	—
Smith und Huygins (Dyker's bester weißer), 1800 in St. Eustatia auf Flaschen gezogen . .	17	30
Hochzeitwein	20	—

	Rh. Gulden.	Kreuzer.
Gov. Phillips	22	30
Gov. Kirby's Originalflaschen O. O.	30	—

Aber die Amerikaner beschränken sich nicht auf fremde Weine oder Branntweine, denn sie haben heimische Gemenge von allen Arten — zum Beispiel die Minzjuleppe mit ihren Varietäten, die Slings, die Cocktoils — doch ich kann mich ihrer wahrhaftig nicht erinnern, oder wenn ich's auch könnte, so würde mir's doch zu viel Zeit wegnehmen, sie in Schlachtordnung aufziehen zu lassen. Lassen wir daher ein wenig Minzjuleppe ab, da sie bei einem Thermometerstand von hundert Graden Fahrenheit das lieblichste und einladendste Getränk ist, welches nur je erfunden wurde, obschon man es mit eben so viel Wohlbehagen auch bei einem Temperaturgrade von siebenzig trinken kann.

Es gibt viele Varietäten davon, indem Claret, Madeira u. s. w. dazu genommen werden kann; aber die eigentliche Minzjuleppe hat folgende Ingredienzien. Man wirft in ein Glas ungefähr ein Dutzend zarte Minzensprossen, schüttet einen Löffel voll weißen Zucker darauf und gießt ein Gemisch von gleichen Theilen Pfirsichsaft und gewöhnlichen Branntweins nach, bis das Glas zum dritten Theil, oder auch etwas weniger, voll ist. Dann wird das Glas mit geraspeltem oder zerstoßenem Eis aufgefüllt. Epikuräer reiben den Rand des Glases mit einem Stückchen frischer Ananas, während außen sehr oft Eisstalaktiten anschießen. Wenn das Eis schmilzt, so trinkt man.

Ich hörte einmal in einem Zimmer, welches an das meinige stieß, zwei Damen sprechen, und eine davon sagte: „Wenn ich eine Schwäche für irgend etwas habe, so ist's für die Minzjuleppe" — eine sehr liebenswürdige Schwäche, die ihren Verstand und ihren guten Geschmack bewies. In der That ist das Getränk, gleich den amerikanischen Damen, unwiderstehlich.

Die Virginier schreiben sich die Ehre zu, dieses herrliche Gemisch erfunden zu haben; ich aber muß sie für England in Anspruch

nehmen, obgleich die Sache bei uns in Vergessenheit gekommen ist. Jedenfalls muß sie in den Zeiten Karl des Ersten und Zweiten bekannt gewesen seyn, denn Milton bezieht sich ausdrücklich auf sie in seinem Comus: —

„Sieh' diese stärkende Julepe hier,
Wie in krystallner Schrank' sie tanzt und funkelt,
Gemischt aus Balsamgeist und würz'gem Syrup.
Nicht der Nepenthes, welchen in Egypten
Das Weib von Thone gab der Helena,
Zeus' Tochter, könnte so das Herz erfreuen,
Wie dieser hier, und kühlen so den Durst.

Wenn dies nicht auf die Minzjuleppe gemünzt ist, so verstehe ich wahrhaftig nichts von der englischen Sprache.

Folgende Zeilen, welche ich in einer amerikanischen Zeitung fand, verlegen jedoch ihren Ursprung noch viel weiter bis in eine Periode zurück, in welcher die heidnischen Götter noch nicht so abgeschätzt waren, wie heutzutage.

Entstehung der Minzjuleppe.

Die Sage lehrt — und wer möcht' wohl bestreiten,
Was eine alte Heidensage spricht?
Daß beim Olymp'schen Göttermal vor Zeiten
Einst Bacchus träg' versäumte seine Pflicht.

Das letzte Nektarfaß lief auf der Neige,
Drum sprach die Becherschaar die Schönen an,
Ein Tränklein zu bereiten, wie im Reiche
Des Trinkens kein's noch war, seit es begann.

Die ernste Ceres spendete die Aehren,
In deren Körnlein wohnt ein Feuergeist;
Zuerst muß ihn der Morgenthau gebären,
Der tropfenweis' ihn in die Schale geußt.

Pomonas auserles'ne Früchte rollen
Den Tisch hinab, entwischt des Körbchens Haft;
Wohlan auch ihr sollt euern Beitrag zollen —
Gib her, o Pfirsich, deinen milden Saft!

Wie das Gemisch zusammenrinnt, so gießen
Der Venus holde Zauberblicke drein
Den Honig Hybla's, ewig zu versüßen
Die Schale, die sie dem Getränke weih'n.

Dann holt mit Rosenfingern aus der Schürze
Miß Flora, triefend noch vom Bache frisch
Das Kräutlein, welches erst die rechte Würze,
Den wahren Wohlgeschmack gibt dem Gemisch.

‚Der Trank ist köstlich!' riefen alle Götter,
‚Doch Schade, etwas fehlt!' Da langte Zeus
Hinunter in ein dichtes Hagelwetter,
Vollendend so den Göttertrank mit Eis.

Ich habe bereits die Hauptursachen berührt, warum der Hang zum Trinken in Amerika so allgemein ist. Die Thatsache selbst läßt sich keineswegs in Abrede ziehen, da sie von jedem andern Schriftsteller und sogar von der amerikanischen Presse anerkannt, namentlich aber durch die Bemühungen der Mäßigkeitsgesellschaften belegt wird. Sie beschränkt sich übrigens nicht blos auf die niedern Klassen, sondern durchdringt die ganze Masse. Natürlich äußert sie sich unter den gebildeten Ständen nicht gerade in Betrunkenheit; aber in den südlichen und westlichen Staaten gehört scharfes Trinken zum Tagesbrauch.

Ich habe früher bemerkt, daß sich in den amerikanischen Gasthäusern Zimmer befinden, nach denen sich die Damen zurückziehen. Für die Herren ist keine derartige Bequemlichkeit vorhanden; sie haben nur das Lesezimmer, wo sie stehend die auf den Pulten aufgelegten Zeitungen lesen, oder die Schenkstube.

Die Schenkstube eines amerikanischen Hotels ist in der Regel ein sehr großes Gemach im Erdgeschoß und ziemlich wie unsere Branntweinpaläste in London ausgestattet — allerdings nicht so elegant, aber doch nach demselben Systeme dekorirt. Ein langer Tisch läuft in der Quere, hinter welchem zwei oder drei Kellner die Kunden bedienen und die verschiedenen Getränke verabreichen.

die aus dem Inhalt mehrerer Flaschenreihen hinter ihnen gemischt werden. Das Auge ruht auf Massen krystallreinen Eises, großen Büscheln von Minzensprossen, Flaschen mit den verschiedenartigsten Weinen, verschiedenen Likören, Citronen, Zucker, bitteren Stoffen, Cigarren und Tabak; man kann schon durstig werden, wenn man nur in eine Schenkstube hineingeht. Da trifft man alles Mögliche zusammen — den Senator, das Congreßmitglied, den Kaufmann den Krämer und Wanderer aus allen Theilen des Landes, welche gekommen sind, um Waaren einzukaufen.

Die Meisten haben Cigarren im Munde und verhandeln so ihre Geschäfte, unterhalten sich laut mit einander, oder setzen sich in vertraulichem Flüstern nieder. Hier erfährt man alle Neuigkeiten — die Chronique scandaleuse, die politischen Tagesbegebenheiten, die vorgefallenen Späße, und eben diese gefährliche Nähe ist es, welche zu so viel Unmäßigkeit Anlaß gibt. Mr. Head, der Inhaber von Mansion-House in Philadelphia, hält keine Gaststube, weshalb daselbst nur über Tisch Wein getrunken wird; aber in allen übrigen Gasthäusern scheint es absichtlich darauf angelegt zu seyn, daß die Kunden nirgends ein Unterkommen finden können, als in der Schenkstube, welche entschieden das meiste Geld einbringt. Als Folge des Umstandes, daß die Schenkstube der allgemeine Sammelplatz ist, wird unabläßig eingeschenkt und vom Morgen bis in die späte Nacht Alcohol mit anderen Bestandtheilen gemischt. Mit einem Freunde trinkt man um der guten Kameradschaft willen, mit einem Fremden aus Höflichkeit und zum Beweise, daß man besser mit ihm bekannt zu werden wünscht.“*)

Mr. A. steht an dem Schenktische, wie B. eben eintritt.

„Mein lieber B., wie geht's Euch?“

„Ganz gut; und Euch?“

*) Jedes Dampfboot hat seine Schenkstube; ja auch die Theater, alle öffentlichen Belustigungsplätze und sogar das Kapitol selbst, wie ich in meinem Tagebuch bemerkt habe, erfreuen sich dieser Bequemlichkeit.

„Nun, was trinken wir mit einander?“

„Iſt mir gleichgültig — Ginsling meinetwegen.“

„Zwei Gläſer Ginsling, Kellner.“

Sie ſtoßen an und trinken. Mr. A. hat kaum ſeinen Ginsling hinuntergegoſſen und ſeine Cigarre wieder in den Mund geſteckt, als Mr. D. hereinkömmt.

A. „Wie geht's Euch?“

D. „Ah! Wie lebt Ihr?“

A. „Gut — danke ſchön, was wollen wir haben?“

D. „Na, ich denke Branntwein-Cocktail.“

A. „Alſo her damit.“

Beide trinken und der Schilling wird auf den Zahltiſch geworfen.

Dann kommt B. wieder heran.

B. „A., Ihr müßt mir erlauben, Euch meinen Freund C. vorzuſtellen.“

C. „Mr. A.“ — Es folgt nun ein Händedrücken — „ſchätze mich höchſt glücklich, Eure Bekanntſchaft zu machen.“

A. „Ich hoffe die Ehre zu haben, etwas mit Euch zu trinken.“

C. „Mit größtem Vergnügen, Mr. A. Was meint Ihr zu einer Juleppe? Zwei Juleppen, Kellner.“

A. „Mr. C., Eure Geſundheit.“

C. „Mr. A., auch die Eurige. Wenn Ihr in meine Gegend kommen ſolltet, werde ich mich glücklich ſchätzen, Euch wieder zu ſehen.“

Sie trinken.

Ich will nun die Amerikaner ſelbſt fragen, ob dies nicht ein treues Pröbchen aus einer ihrer Schenkſtuben iſt.

Es heißt, die Engländer können nichts gehörig vereinigen ohne ein Diner, aber ich bin überzeugt, daß die Amerikaner nichts zu thun (to fix) im Stande ſind, ohne zu trinken. Man trinkt bei einer

Begegnung — man trinkt zum Abschied — man trinkt, um eine Bekanntschaft zu machen — man trinkt beim Abschließen eines Handels — man trinkt bei Streitigkeiten und macht sie bei einem Trunke aus. Sie trinken, weil es heiß ist, und trinken, weil's kalt ist. Wurde eine Wahl glücklich durchgeführt, so trinken sie in der Freude ihres Herzens, und gelang sie nicht, so trinken sie und fluchen. Das Trinken beginnt mit dem frühen Morgen und hört spät in der Nacht auf. Sie fangen früh im Leben damit an und setzen es fort, bis sie in's Grab sinken. Um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, so ist die Art, wie sie trinken, „eigentlich eine Vorsichtsmaßregel." *) Was das Wasser betrifft, so scheint man der allgemeinen Meinung zu seyn, es sey „sehr gut für die Schifffahrt," wie der Mann sagte, als man ihn aufforderte, in eine Mäßigkeitsgesellschaft einzutreten.

Als Kitt aller Freundschaft und für den Beginn einer Bekanntschaft ist das Trinken so zur Gewohnheit geworden, daß ein Ausländer, wie die Amerikaner uns Briten zu nennen pflegen, gewaltigen Anstoß erregen würde, wenn er sich mitzumachen weigerte. Die Amerikaner werden mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich stets bereit war, mich in diesem Punkte nach Kräften ihnen anzubequemen, obschon ich hin und wieder weit mehr trinken mußte, als mir lieb war. Dennoch erregte ich, namentlich in dem Westen, oft gewaltigen Anstoß, weil ich nicht früh Morgens oder vor dem Mittagessen trinken wollte — ein gewöhnlicher Brauch in den Staaten, obschon er besonders im Süden und Westen herrscht, wo es buchstäblich heißt: „Fremder, willst Du trinken oder boxen?" Diese Weigerung von meiner Seite, oder vielmehr die Entschuldigung, noch nicht trinken zu können, zog mir viel

*) Es war keine üble Idee von einem in der Regel sehr niedergeschlagenen Manne, daß er, als er um den Grund befragt wurde, zur Antwort gab, „er wisse es selbst nicht, glaube aber daß er mit drei Schlücken zu wenig auf die Welt gekommen sey.

Groll von Seite derjenigen zu, mit denen ich bekannt gemacht wurde — gewiß aber sehr mit Unrecht, da ich jeden Vormittag wenigstens zwanzig neue Personen kennen lernte. Hätte ich mit allen trinken wollen, so wäre ich wahrscheinlich in denselben Zustand gekommen, in welchem sich viele von ihnen befanden — das heißt, ich wäre drei oder vier Wochen an einander nicht mehr nüchtern geworden.

Daß die Gesundheit der Amerikaner unter dieser Gewohnheit nothleiden muß, ist gewiß; indeß können sie's doch viel besser ertragen, als es bei uns der Fall seyn würde. Es geht das Sprüchwort, man wisse stets, wo ein Virginier begraben liege, denn in Folge der vielen Jeluppe, welche er getrunken, schieße unvermeidlich Minze über seinen Gebeinen auf. Aber die Virginier sind keineswegs die schärfsten Trinker. Ich sah mich eines Tages nach einem Amerikaner um und fragte einen seiner Freunde, wo ich ihn wohl finden dürfte. „Ei," versetzte er, auf ein gegenüberliegendes Gasthaus deutend, „dies ist sein Leckplätzchen (Licking place, ein Ausdruck, der von den Hirschen geborgt ist, welche gerne Salz lecken); wir wollen sehen, ob er da ist." Wir fanden ihn nicht, und der Kellner sagte uns, er sey vor zehn Minuten fortgegangen. „Na," versetzte mein Begleiter, „so bleibt immerhin hier, denn er wird in weiteren zehn Minuten, wo nicht früher, zuverlässig wieder eintreffen." Der Amerikaner hatte seinen Freund richtig beurtheilt. In zehn Minuten war er wieder da, und wir thaten natürlich einen Trunk mit einander. Man erzählte mir, daß irgendwo in Missouri oder dort herum, jedenfalls im Westen des Mississippi, alle Schenkstuben einen sogenannten Stoßtisch (kicking-board) haben, weil es unter den dortigen Ansiedlern Brauch sey, statt des Anstoßens der Gläser mit der Seite des Fußes stark gegen den Tisch zu stoßen. Nach dieser Ceremonie sind sie geschworene Freunde. Ich bin nicht selbst Zeuge dieser Thatsache gewesen, habe sie aber von mehr als einer Person bestätigten

hören, so daß ich keinen Anstand nehme, ihr Glauben beizumessen. Woher dieser Brauch kommen mag, kann ich mir nicht denken, wenn er nicht etwa andeuten soll: „ich bin der Deinige bis zum letzten Fußstoß.“*)

Ehe ich diesen Artikel über die Gasthäuser schließe, wird es noch am Ort seyn, zu bemerken, daß hin und wieder in den Vereinigten Staaten eine Sitte herrscht, die meiner Ansicht nach sehr demoralisirend auf die Frauen wirkt — ich meine das Wählen eines bleibenden Aufenthalts in den großen Gasthäusern.

Hiezu wirken verschiedene Gründe mit. Der eine besteht darin, daß die jungen Leute zu früh heirathen, um die Bestreitung eines eigenen Hauswesens erschwingen zu können; denn in Amerika ist es wohlfeiler, in einem Gasthause zu leben, als eine eigene Wirthschaft zu führen. Ferner gehört hieher die Schwierigkeit, Dienstboten zu kriegen, und der Widerwille der Frauen, sich der Anstrengung eines eigenen Hauswesens, welches in diesem Lande nicht

*) In einem späteren Kapitel habe ich gesagt, daß der physische Bau der amerikanischen Frauen dem der Männer überlegen sey. Dies mag als ein Widerspruch erscheinen, da dies natürlich nicht von Geburt aus der Fall seyn kann, und ich habe auch oft bemerkt, daß die amerikanischen Knaben, namentlich im Alter zwischen vierzehn und sechzehn sehr schön sind. Man würde es kaum für möglich halten, daß die Männer in ihrer Jugend so ausgesehen haben konnten. Wie ist nun dies zu erklären? Ich kann mir keinen andern Grund denken, als daß die Jünglinge sich zu früh als Männer in's Leben werfen, sich der elterlichen Leitung entziehen und in einem zu zarten Alter die in allen Ländern üblichen Ausschweifungen junger Menschen beginnen. Eine weitere sehr beachtenswerthe Ursache muß natürlich in dem beharrlichen Reize zum Trinken liegen: nicht daß sich die Amerikaner oft betränken, denn man sieht in England jeden Tag weit mehr Berauschte, als in Amerika. Aber eine gelegentliche Trunkenheit wirkt nicht so nachtheilig auf die Constitution, als ein fortwährender Gebrauch des Branntweins, der den Magen schwächt und unter Beistand des Tabackes dessen Thätigkeit bedeutend stört. Die Amerikaner sind eine *trinkende*, keine *betrunkene* Nation, und ich habe schon früher bemerkt, daß das Clima dabei viele Schuld trägt.

unbedeutend ist, zu unterziehen. Auch würde es ihnen im letzteren Falle an Gesellschaft mangeln, weil die Männer vom Morgen bis in die Nacht ihren verschiedenen Berufen nachgehen. In einigen der Haupthotels haben sich die Miethsleute so festgesetzt, daß eine Platte mit ihrem Namen an der Thüre festgemacht ist. Ich konnte fast auf den ersten Augenblick unterscheiden, ob eine amerikanische Dame ihren eigenen Haushalt führte, oder im Gasthause lebte, denn der Unterschied im Benehmen war wirklich recht auffallend. Das Schlimmste dabei ist übrigens, daß hauptsächlich junge Eheleute in den Hotels leben. Miß Martineau macht über diese Gewohnheit einige recht passende Bemerkungen:

„Es ist so schwer, Dienstboten zu erhalten, und die Wohlfeilheit eines Kosthauslebens bietet für Leute, welche nicht mit Haus und Möbel versehen sind, eine so große Verlockung, daß man sich nicht wundern darf, wenn viele junge Eheleute die Bequemlichkeit benützen, die ihnen durch die Kosthäuser an die Hand gegeben ist. Aber kein verständiger Ehemann, der zum Voraus weiß, welchen Gefahren er sich dadurch aussetzt, wird wohl gutwillig seinen häuslichen Frieden also auf's Spiel setzen. Schon der Umstand ist belehrend genug, daß sich die elegant gekleideten Damen nach den Fenstern des gemeinschaftlichen Besuchszimmers begeben, sobald ihre Männer nach dem Frühstücke in ihre Comptoire gehen.

„Man hat mich versichert, daß die Gentlemen in ihren merkantilischen, wie in ihren häuslichen Angelegenheiten durch die Unbesonnenheit ihrer gedankenlosen jungen Weiber zahllosen Ungelegenheiten ausgesetzt sind, was sich denn auch in dem Müßiggang und dem Leichtsinn eines Kosthauslebens nicht anders erwarten läßt. Die Männer sind gewiß sehr zu beklagen. Oeffentliche Mahlzeiten, ein geräuschvolles Haus und die Beschränkung auf ein oder zwei Privatzim-

mer, in denen durchaus nicht für die Bequemlichkeit und den individuellen Geschmack der Einzelnen gesorgt ist, bieten dem Geschäftsmanne nach den Mühen und Sorgen des Tages nur einen ärmlichen Trost. Fügt man hiezu noch die Schlingen, welchen ihre Weiber ausgesetzt sind, so kann man sich wohl denken, daß verständige, gebildete Ehegatten sich lieber der Unbequemlichkeit, welche aus dem Mangel an Bedienung oder schlechten Dienstboten entspringt, aussetzen, als ein eigenes Hauswesen ganz und gar aufgeben."

Wenn dies schon in den Kosthäusern der Fall ist, um wie viel nachtheiliger müssen die Hotels seyn, wo die männliche Gesellschaft ohne Unterlaß wechselt. Es ist da ein fortwährendes Leben von Skandalträgerei, Hofmachen, Essen und Trinken; alles Zartgefühl wird zerstört, und die Frauen erinnern an die Blumen, an denen man so lange gerochen hat, bis ihr Duft verloren ging.

Miß Martineau bemerkt an einem anderen Orte:

„Ich kann nur sagen, daß ich in einem einzigen Staate von mehr Fehltritten in hochachtbaren Familien hörte, als mir je in England zu Ohren kamen; übrigens haftete daran nicht die nachhaltige Schmach, mit welcher sie auf unserer heimischen Insel gestraft worden wären."

Wenn diese Bemerkung richtig ist, so muß sie sich meiner Ansicht nach auf denjenigen Theil des weiblichen Geschlechtes beziehen, der in den Hotels lebt. Ich werde später Gründe angeben, warum die Anwendung auf die Masse nicht stattfinden kann.

Uebrigens bekräftigt das, was ich in den großen Gasthäusern gesehen habe, in vollem Maaße obige Behauptung. Miß Martineau spricht von jungen Damen, die sich in gemischter Gesellschaft an das Piano nehmen ließen; ich habe mich jedoch überzeugt, daß sie aus freien Stücken niedersitzen und vor wildfremden Personen mit aller Energie von Pfauen singen — sehr oft sogar ohne Begleitung. In den Hotels bestehen die Privatzimmer der Kostgänger

meiſt nur aus einem großen Schlafgemach, in welchem allerdings Beſuche angenommen werden; aber dennoch verbringt der größte Theil der Frauenzimmer ihre Zeit unten in dem Empfangzimmer. Vornämlich in den großen Städten des Weſtens findet faſt jeden Abend ein Ball ſtatt — mit einem Worte, es herrſcht ein Leben des Müßiggangs und der Leerheit, voll Prunk zwar, aber ohne eine Spur von feiner Bildung.

Die Läſterſucht iſt in ſolchen Häuſern gewaltig im Schwung, denn Jede iſt eifrig bemüht, die Angelegenheiten ihrer Nachbarin zu beobachten. Diejenigen, welche am längſten im Hotel wohnen, geben den Ton an, und jede neue Ankömmlingin oder Fremde muß ſich der ſchärfſten Muſterung unterziehen. Man ſpürt ihrer Geſchichte nach und ſie wird ſehr oft aus keinem beſſeren Grunde in's Pfefferland geſchickt, als weil's diejenigen ſo haben wollen, die um ihrer längeren Hausanſäſſigkeit willen den geſetzgebenden Körper bilden.

Ich habe in der That nie ein lächerlicheres Gemiſche von ſeynſollender Beſcheidenheit und Mangel an allem Zartgefühl geſehen, als bei dieſer Klaſſe von Landſtraßenbewohnern. Langt vielleicht eine Perſon ihres eigenen Geſchlechts an, von der eine kleine ärgerliche Geſchichte im Umlauf iſt, ſo ziehen ſie Arm in Arm ab und plumpen in ihre Schaukelſtühle. Das Hotel bedeckt vielleicht einen ganzen Acre Grundes; aber ſie fürchten ſich doch ſo ſehr vor Befleckung, daß ſie erklären, ſie kommen nicht zum Diner oder eſſen kein weiteres Mahl in dem Hotel, bis die anſtößige Partie das Feld geräumt habe. Die Wirthe werden vorgenommen, man liegt den Ehemännern in den Ohren, und ehe man die entrüſtete Tugend in ihrem Schaukelſtuhle verhungern läßt, bildet man lieber ein Comité, welches die anrüchige Perſon, mag ſie nun ſchuldig ſeyn oder nicht, erſucht, das Gaſthaus zu verlaſſen. Sobald dieſe Reinigung angekündigt wird, kriegt die beſchwichtigte Tugend ihren

Appetit wieder, und Alles ißt, trinkt, läſtert, courteſirt und ſingt wieder aus freien Rücken wie zuvor.

Ich habe dieſe Klaſſe der amerikaniſchen Geſellſchaft etwas ſtreng mitgenommen, nicht nur weil ich der Anſicht bin, daß ſie es verdiene, ſondern auch weil ich nachzuweiſen wünſche, daß Miß Martineaus Bemerkungen auf ſie, nicht aber auf den Geſammtcharakter der amerikaniſchen Frauen gehen.

Fünftes Kapitel.

Auswanderer.

Ich will mich in dieſem Kapitel auf die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten beſchränken und mir die nach Canada vorbehalten, bis ich von dieſer Colonie ſpreche. Da mir bei Behandlung dieſer Frage keine ſtatiſtiſchen Notizen zu Gebote ſtehen, ſo kann ich mich nur auf allgemeine Bemerkungen einlaſſen.

Wie bedeutend die Einwanderung von dem alten Continent nach den Vereinigten Staaten ſeyn mag, wiſſen wohl die Amerikaner ſelbſt nicht anzugeben, da Viele, welche in New-York anlangten, nach den Canadas gehen. Die Emigranten ſind hauptſächlich Engländer, Irländer und Deutſche; indeß hat in letzterer Zeit der Zug nach Neu-Südwales, nach Neu-Seeland, und hauptſächlich nach Texas den nach den Vereinigten Staaten ſehr geſchmälert.

Die Eingewanderten bilden denjenigen Theil der Unionsbevölkerung, welche die meiſte Abneigung gegen England und ſeine monarchiſchen Inſtitutionen hat und weſentlich dazu beiträgt, den

Groll gegen uns zu unterhalten. Hierüber darf man ſich nicht wundern, denn der Reiche und Glückliche geht nicht in die Verbannung. Es ſind meiſt Leute, die in ihren Erwartungen getäuſcht wurden und ihr Mißgeſchick, das ſehr oft durch ihre eigene Unklugheit herbeigeführt wurde, lieber jeder andern Urſache zuſchreiben, als der wahren. Sie haſſen ihre frühere Heimath und die Inſtitutionen derſelben, weil ſie darin unglücklich geweſen ſind, bilden ſich utopiſche Ideen von Freiheit und Wohlſtand, die durch Auswanderung verwirklicht werden können, müſſen zuletzt die Entdeckung machen, daß ſie ſich täuſchen, und würden, wenn es möglich wäre, gerne nach dem Lande, dem ſie abgeſchworen und zu den in der Heimath gelaſſenen Freunden zurückkehren. Dies erhält ſie in einer ſtets ſich ſteigernden grollenden Gereiztheit, und ſie werden in demſelben Grade ungeſtüm und tadelſüchtig, in welchem ſie die Bitterkeit des Wechſels fühlen. *)

Ich habe mich häufig mit den engliſchen Auswanderern unterhalten, aber noch nie eine achtbare Perſon getroffen, welche nicht gegen mich bekannt hätte, daß ſie ihren Schritt bereue. Der Hauptgrund, den ſie angeben, gereicht ihnen zur Ehre: ſie fühlen ſich nämlich im gewöhnlichen Verkehr dem liſtigen und grundſatzloſen Theile der Bevölkerung, mit dem ſie in ſtete Berührung kommen, nicht gewachſen. Sie müſſen entweder ihre Grundſätze aufgeben,

*) Ich unterhielt mich eines Tages mit einem Manne, der früher unter den Demokraten ſehr populär war, ſpäter aber durch einen andern Demagogen ausgeſtochen wurde, welcher bis auf das agrariſche Syſtem hinunter „das ganze Schwein wollte.“ „Kapitän,“ ſagte er, indem er die Fauſt ballte, „ich bin die eigentliche Perſonifikatian der Demokratie, aber dieſer Kerl hat den Herodes über mich geſpielt. Die Einwanderer ſind ein Pack von Träumern und wiſſen nicht, was ſie brauchen. Mit den eingeborenen Amerikanern will ich wohl zu Stande kommen, aber dieſen Neuankömmlingen iſt die Demokratie nicht zureichend; ſie erlangen eine Pöbelherrſchaft und wir werden wohl noch ſo weit kommen müſſen.“ — „Ihr ſeyd bereits jetzt bei dieſem Punkte angelangt,“ verſetzte ich. — „Wahrhaftig, Kapitän, ich glaube Ihr habt Recht.“

oder können sich nicht fortbringen. Viele haben sich gegen mich in der gleichen Weise ausgesprochen. „Es hilft nichts, Sir; man muß entweder ein regelmäßiger Yankee werden und thun, wie sie thun, oder man hat keine Aussicht, in diesem Lande aufzukommen.“

Diese Leute sind sehr zu beklagen, und ich hörte sie stets nur mit Gefühlen des tiefsten Mitleids an. Sie haben sich losgerissen von ihren alten Verbindungen und die Kette zerbrochen, welche sie hätte an den heimischen Boden fesseln sollen, um in einem neuen Lande Freiheit, Gleichheit und Wohlstand zu suchen, mußten aber zu spät entdecken, daß sie nicht entfernt jene Freiheit gewonnen, deren sie sich in dem Vaterland erfreuten. Sie trennten sich von ihren Freunden, um unter Leuten zu leben, mit denen sie keinen Verkehr unterhalten mögen, müssen nun mit eigenen Händen arbeiten, während sie früher Andere beschäftigen konnten, und sehen sich genöthigt, zu Erringung des erwarteten Auskommens die Grundsätze der Ehrlichkeit zu opfern, die sie in ihrer Jugend einsogen und in ihrem Mannesalter festhielten — eine traurige Folge der Umstände, deren Einfluß sie sich nicht entziehen können, wie ungern sie sich auch dazu hergeben mögen.

Ich besprach mich einmal mit einem Irländer, der mit seinem Wechsel gar nicht wohl zufrieden war, und lachte über ihn, indem ich ihm bemerkte: „Aber Ihr seyd doch jetzt ein freier Mann, Paddy.“ — „Frei?“ versetzte er. „Tausend auch, — sagt mir doch, wer Teufels mich kaufen oder verkaufen wollte, als ich in Irland war? Ja wohl da, frei! das ist Alles nur Gerede. Man hat die Freiheit, so schwer wie ein Gaul zu arbeiten, und kriegt doch nur wenig dafür.“

Die deutschen Einwanderer benehmen sich am ordentlichsten und genügsamsten. Sie zerbrechen sich nicht den Kopf über politische Angelegenheiten, halten soviel wie möglich zusammen und kaufen sich, wo es thunlich ist, stets in der Nachbarschaft ihrer Landsleute an.

Die unruhigſten, zugleich aber für die Vereinigten Staaten werthvollſten Einwanderer ſind die Irländer; denn ohne ſie wären die Amerikaner nimmermehr im Stande geweſen, ihre Kanäle, Eiſenbahnen und viele andere wichtige Arbeiten auszuführen. Sie ſind in Wahrheit die Hauptarbeiter des Landes, denn die armen Deutſchen laſſen ſich lieber in jeder andern Weiſe, als mit Erdarbeiten beſchäftigen, bis ſie hinreichend Geld zuſammengebracht haben, um ſich eine eigene Farm zu erwerben. Die Irländer kaufen ſich nicht häufig Land an und die Mehrzahl derſelben läßt ſich fortwährend im Taglohn verwenden, bis ſie zuletzt ſo arm aus der Welt gehen, als ſie ihre Heimath verlaſſen haben. Einige davon (die Berechnendſten und Verſtändigſten) thun ſich als Krämer auf und ſchenken ihren Landsleuten für Branntwein und dergleichen Credit. Dadurch kriegen ſie dieſelben in die Hände und ſchließen Verträge mit den Agenten der Regierung oder andern Spekulanten, vermöge deren ſie ſich verpflichten, ſo und ſo viele Menſchen zu öffentlichen Arbeiten zu liefern. Natürlich laſſen ſie dabei ihren eigenen Vortheil nicht aus dem Auge und verſchaffen ſich dadurch viel Geld, während die große Mehrzahl in einem beziehungsweiſen Nothſtande verbleibt.

Wir ſind daran gewöhnt worden, den unruhigen Charakter der unteren Klaſſen in Irland dem Gefühle für ihr erlittenes Unrecht und ihre üble Behandlung zuzuſchreiben; es ſcheint ihnen jedoch überallhin zu folgen. Man ſollte doch annehmen, nachdem ſie in Amerika eingewandert ſind und daſelbſt die Rechte des Bürgers gewonnen haben, ſollten ſie ſich in einem gewiſſen Grade mit dem Volke verſchmelzen oder verbrüdern; aber dies iſt nicht der Fall. Sie halten ſich völlig abgeſondert, leben mit ihren Familien in dem gleichen Stadttheile und behalten ihre hergebrachten Sitten bei. Mit den Inſtitutionen der Vereinigten Staaten können ſie ſich ebenſowenig befreunden, wie mit dem heimiſchen Gouvernement; überhaupt möchten ſie lieber gar keine Regierung haben,

wenn sie nur (wie der Irländer zu sagen pflegt) wüßten, wo sie's so gut finden könnten. In allen politischen Händeln und Bewegungen stehen sie vorne an; auch spielen sie eine wichtige Rolle bei den Wahlen, nicht bloß um ihrer Anzahl willen (denn zu New-York belaufen sie sich, wenn ich nicht irre, auf vierzigtausend Köpfe), sondern auch wegen ihrer Gewaltthätigkeit, durch die sie andere Leute hindern, zum Voll zu kommen; auch verstärken sie ihre Kraft dadurch, daß sie sich vervielfältigen, indem sie von einem Zimmer zum andern gehen und mehreremale abstimmen. Einer von ihnen erzählte mir, er habe bei der letzten Wahl sein Votum *siebenmal* abgegeben. *)

Ein Amerikaner sagte mir einmal, daß das irische Gesindel die Vereinigten Staaten beherrsche, und suchte seine Behauptung folgendermaßen zu beweisen. — In New-York wird die Wahl durch die Irländer durchgeführt; nun hat aber die New-Yorker Wahl großen Einfluß auf die übrigen Wahlbezirke und bestimmt deshalb oft den ganzen Staat. Der Staat New-York hat seinerseits wieder großen Einfluß auf die Wahlen anderer Staaten, und deshalb beherrschen die Irländer von New-York das Land. — Q. E. D.

In einem Punkte scheinen die Irländer durch ihren Aufenthalt in den Vereinigten Staaten gebessert zu werden — sie sorgen nämlich für ihre Zukunft, und viele davon halten ihr Geld sehr zu Rathe. Sie legen in die Sparbanken ein, und wenn sie's bis zu der Summe gebracht haben, welche gesetzmäßig einer einzigen Person zugestanden ist, kapitalisiren sie im Namen anderer.

Der Kapitän eines Dampfbootes erzählte mir ein paar Anekdoten über die irischen Einwanderer, aus denen erhellt, daß sie mit ihrem Gelde sogar sparsamer umgehen, als sich mit der Ehrlichkeit verträgt.

---

*) Ich weiß nicht, wie es kommt, aber bei den amerikanischen Wahlen findet keine Prüfung der Stimmen statt; oder wenn sie auch geboten ist, so habe ich wenigstens nie gehört, daß sie in Anwendung gebracht worden wäre.

Es kamen ſtets Irländer zu ihm an Bord und wenn ihrer wenige waren, ſo pflegten ſie am Ende der Fahrt zu erklären, daß ſie kein Geld hätten, obſchon ſie ſtets damit ausrückten, wenn man ſie feſthielt. War ihre Anzahl groß, ſo verſuchten ſie mit Gewalt durchzubrechen, ohne zu bezahlen. In einem Falle erklärte ein Irländer, er habe kein Geld, weshalb ihn der Kapitän, um ihn zu ſtrafen, an ſeiner alten Jacke faßte und darauf beſtand, daß ſie ihm an Zahlungsſtatt zurückgelaſſen werden müſſe. Der Schuldner ließ ſich ſein Wams ausziehen und erwartete vermuthlich, daß man es ihm als werthlos wieder zurückgeben werde; aber der Kapitän ſchleuderte es über Bord. „Oh! Mordio! — Kapitän, ſetzt das Boot aus!“ rief Paddy. „Lest meine Jacke auf oder ich bin ein ruinirter Mann; denn all' mein Geld ſteckt darin.“ Sie wurde richtig aufgefiſcht, noch ehe ſie unterſank, und als man ſie auftrennte, fand man darin gegen fünfzig Souvereigns und goldene Adler eingenäht. Derſelbe Kapitän erzählte mir auch die Einzelnheiten eines Gefechtes, in welchem ungefähr hundert Irländer, die er an Bord hatte, ihn und die Mannſchaft mit Knitteln anzugreifen begannen, als man ihnen Zahlung abverlangte. Da ihm jedoch derartige Verſuche nichts Neues waren, ſo hielt er ſich darauf gefaßt, ſchaffte Unterſtützungsmannſchaft vom Ufer bei, und die beſiegten Irländer mußten Mann für Mann ihre Fahrt bezahlen. Es iſt Thatſache, daß ſie ſehr händelſüchtig ſind und ſich dadurch bei den unteren Klaſſen der Amerikaner ſehr verhaßt machen. Am 4. Juli lauerten mehrere Amerikanerhaufen in der Dunkelheit den Irländern auf und zerbläuten ſie tüchtig — manche ſogar bis auf den Tod; die Irländer haben ſich jedoch nur bei ſich ſelbſt dafür zu bedanken.

Die Inſtitutionen der Staaten ſind einem dienſtlichen Verhältniß ſo ſchnurſtracks entgegen, daß die Amerikaner hauptſächlich aus den Einwanderern ihr Geſinde ziehen müſſen. Die männlichen Dienſtboten in den Privathäuſern ſind, mit wenigen Ausnahmen, entweder Emigranten oder freie farbige Leute. Unter die vielen

andern Punkte, um deren willen die Amerikaner zu beklagen sind und für die sie durch die größte theoretische Vollkommenheit einer Regierung nicht schadlos gehalten werden können, gehört die Widerwärtigkeit, welcher sie durch ihre Domestiken ausgesetzt sind. Die Herren sind eigentlich die Sklaven derselben, namentlich in den freien westlichen Staaten; denn es gibt keine Gesetze, durch welche die Dienstboten im Zaume gehalten werden. Auf jede eingebildete Beschimpfung hin greifen sie augenblicklich ohne vorherige Aufkündigung nach ihren Hüten, gehen zur Hausthüre hinaus und überlassen es ihrer Herrschaft, sich zu behelfen, wie sie kann. Als ich mich auf meiner Reise im Westen in dem Hause eines Gentleman aufhielt, entschuldigte er sich gegen mich, daß er keinen Bedienten habe, denn der Kerl sey seit einer Woche in einemfort betrunken. Er hatte zwar eine Weibsperson gemiethet, die einen Theil des Tags über aushelfen mußte; aber dennoch fiel die meiste Arbeit seiner Gattin zu, die ich eines Morgens im Reinigen meines Zimmers begriffen fand. Der Bediente lebte zehn Tage in einem fortwährenden Rausch, und als endlich all sein Geld verjubelt war, ließ er seinem Gebieter sagen, er wolle wieder zurückkommen, wenn er ihm noch ein bischen Branntwein gebe. Der Gentleman mußte sich diesen Vorschlag gefallen lassen, und der Mensch kehrte zurück, als ob er seinem Herrn eine besondere Gunst erwiesen habe. Am anderen Tage stand beim Diner kein Porter auf dem Tische und die Dame sagte zu ihrem Gatten: „Mein Lieber, schick nicht N. darnach, sondern geh lieber selber; er ist wieder so gar starrsinnig, daß ich fürchte, er wird das Haus verlassen.“ Eine New-Yorker Dame von meiner Bekanntschaft sagte zu ihrem Kutscher, daß sie ihn entlassen werde; die Antwort vom Bocke aus lautete jedoch: „ich rechne, ich bin zu lang in den Wäldern gewesen, um mich von einer Eule einschüchtern zu lassen.“ Sie mußte diese Unverschämtheit übersehen, da er sonst wahrscheinlich abgestiegen seyn und ihr selbst die Lenkung der Pferde überlassen haben würde. Die far-

bigen Dienſtboten ſind in der Regel die höflichſten und nach ihnen kommen die deutſchen; die Irländer und Engländer dagegen ſind keine Bohne werth. In den Gaſthäuſern u. ſ. w. findet man ſehr oft Amerikaner in untergeordneten Stellungen, die dann merkwürdiger Weiſe viel höflicher ſind, als das eingeführte Geſinde. Sogar in den großen Städten verſtehen nur wenige amerikaniſche Dienſtboten ihr Geſchäft; man muß jedoch nicht vergeſſen, daß nur wenige davon es je gelernt haben, und außerdem erwartet man von ihnen dreimal ſo viel Arbeit, als ihnen in einem engliſchen Hauſe zugemuthet werden würde. Für die Anzahl des in Dienſt genommenen Geſindes ſind die amerikaniſchen Häuſer viel zu groß — eine weitere Urſache, warum man ſich nicht gerne als Domeſtiken brauchen läßt.

Es wundert mich, daß weder die engliſchen noch die franzöſiſchen oder deutſchen Reiſenden je in ihren Schriften des Umſtandes Erwähnung thun, daß die Amerikaner faſt ausſchließlich in dem Erdgeſchoß ihrer Häuſer wohnen. Der Grund liegt in der Schwierigkeit, mit ihrer ungenügenden Dienſtbotenzahl ein gutes Hausweſen zu führen. Nur der reichere und gebildetere Theil, der ſchon die Welt geſehen hat, geht von dieſem allgemeinen Brauche ab, von dem kaum das zehnte Haus eine Ausnahme macht.

Ich habe ſchon früher bemerkt, daß um des Prunkes willen die amerikaniſchen Häuſer in der Regel zu groß für die Eigenthümer und die darin beſchäftigten Dienſtboten ſind. Die Amerikaner wetteifern miteinander in Oſtentation und meubliren ihre Empfangzimmer prachtvoll; aber Niemand wohnt darin.

Die Erdgeſchoße vorn heraus, die in England gewöhnlich zu Zimmern für die Haushälterinnen und Bureau's benützt werden, bergen hier meiſt die Speiſezimmer — gerade kein übler Gedanke, weil es daſelbſt im Sommer kühl nnd im Winter warm iſt, außerdem auch dem Geſinde viele Mühe erſpart wird. Das Eſſen kommt unmittelbar aus der Küche herein, welche daran ſtößt. Man dinirt

in den amerikaniſchen Städten ſelten ſpät, und der Hausherr kömmt deshalb nicht zum Mittageſſen nach Hauſe; mit den Vorbereitungen für die Familie aber macht man natürlich nicht viele Umſtände. Obgleich es übrigens in der täglichen Weiſe recht ordentlich fortgeht, kommt doch die Mehrzahl der Amerikaner ſchwer dazu, ein Diner zu geben, nicht ſo faſt aus Abneigung, ſondern wegen der Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit des Geſindes; man muß ſie daher entſchuldigen, ohne ihnen Mangel an Gaſtfreundlichkeit zur Laſt zu legen. Die Einladungen der Amerikaner beſchränken ſich in der Regel „auf ein Glas Wein“; das heißt, man wird gebeten, nach Tiſch zu kommen, und findet dann Kuchen, Eis, Wein und Geſellſchaft — Alles ſchon vorbereitet. Freilich erinnert dieſe Sitte zu ſehr an die Schenkſtube im Weſten und ihrem — „Fremder, wollt ihr trinken?“ um ſonderlich angenehm zu ſeyn. Allerdings gibt es auch viel Ausnahmen von dieſer Regel, und in den Hauptſtädten der Staaten findet man Häuſer, wo man zu einem gut geordneten und geregelten Diner niederſitzen kann, das denen in den beſten Cirkeln von London und Paris nicht nachſteht; dann ſind aber die Eigenthümer reiche Männer, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach auf dem alten Continent gereist ſind und Geſchmack an einem Luxus gewonnen haben, den man in der neuen Hemiſphäre weder kennt, noch zu würdigen weiß.

Ich traf einmal auf ein Pröbchen der Abneigung in dieſem Lande der Gleichheit, als Dienſtbote angeſehen zu werden, dergleichen von andern Reiſenden wiederholt berichtet worden ſind.

Ich reiste in einem Dampfboote von Detroit nach Buffalo, und unterhielt mich mit einem jungen Frauenzimmer, das über den Hackebord lehnte. Sie hatte im Dienſt geſtanden und kehrte nach ihrer Heimath zurück.

„Ihr ſagt, Ihr hättet bei Mr. W. gelebt?“

„Nein, das ſagte ich nicht,“ verſetzte ſie etwas ſpitzig. „Ich habe bei Mrs. W. gelebt.“

„Oh, ich verstehe. Und in welcher Stellung, wenn ich fragen darf?"

„Ich lebte in dem Hause."

„Das bezweifle ich nicht; aber als was?"

„Als was? Je nun, wie es von einem Mädchen zu erwarten ist."

„Ich meine, was Ihr dort thatet?"

„Ich half Mrs. W."

„Und nun habt Ihr's satt, andern Leuten zu helfen?"

„Denke so."

„Wer ist Euer Vater?"

„Ein Doktor."

„Ein Doktor? Und er ließ Euch gehen?"

„Er sagte, ich könne thun, was mir genehm sey."

„Und jetzt ist es Euch genehm, wieder nach Hause zurückzukehren?"

„Ich verließ die Heimath, weil es mir gefiel, und komme jetzt aus demselben Grunde wieder zurück. Ich habe ihm vier Monate nichts gekostet, und das kann nicht jedes Mädchen von sich sagen."

„Ihr geht wohl jetzt nach Hause, um daselbst Euer Geld zu verbrauchen?"

„Um deswillen habe ich nicht nöthig, nach Haus zu gehen; denn es ist bereits alles fort."

Das linkische und unbekümmerte Wesen der amerikanischen Dienstboten hat mir viel Unterhaltung gemacht. Zwei amerikanische Damen, welche eben von Europa zurückgekommen waren, erzählten mir, daß ihnen kurz nach ihrem Eintreffen in Boston ein junger Mann, der bei ihnen als Bedienter eintreten sollte, von Vermont zugeschickt worden sey. Er war kaum einige Tage im Hause, als sie bei einer Gelegenheit die Klingel zogen und ihm auftrugen, zwei Gläser Limonade zu bringen. Er erschien mit dem Getränke, das von einem Dienstmädchen zubereitet und ihm auf ein Brett gegeben

worden war; da aber die Damen, die in den beiden Ecken des Sophas saßen und sich mit einander unterhielten, nicht augenblicklich bereit waren, ihm die Gläser abzunehmen, so sagten sie zu ihm: „Sogleich, John.“ — „Schätz wohl, ich kann warten,“ versetzte der Bursche, indem er sich bedächtig zwischen beide auf das Sopha setzte und das Brett auf seinen Knieen hielt.

In Tremont-House stand ich mit einer daselbst wohnenden Familie auf sehr vertrautem Fuße. Wir hatten uns eines Morgens mit einer Papparbeit abgegeben, und eine der Töchter, ein schönes, flachshaariges Mädchen zog die Klingel, um sich etwas Wasser zum Waschen ihrer Hände bringen zu lassen. Ein irischer Aufwärter erschien.

„Habt Ihr geklingelt, Ma'am?“

„Ja, Peter; ich möchte ein wenig warm Wasser haben.“

„Zum Rasiren, Miß?“ fragte der Irländer ganz gravitätisch.

Die Einwanderung von dem alten Continent ist jedoch nur von geringer Bedeutung im Vergleich mit den Wanderzügen, die im Lande selbst stattfinden.

Ich habe schon früher bemerkt, daß sich ganz Amerika westwärts arbeitet. Im Norden berechnet man die Zahl der Auswanderer, welche für ihre Reisen die Seen benützen, jährlich auf hunderttausend, von denen ungefähr dreißigtausend Fremde sind. Die übrigen sind Eingeborene von Neu-England und andern östlichen Staaten, welche einen unfruchtbaren Boden gegen einen Grund austauschen wollen, wo es von Milch und Honig fließt. Die Umziehenden sind jedoch nicht lauter Feldbauer, denn die westlichen Staaten erhalten von den nordöstlichen auch ihre Kaufleute, Aerzte, Schulmeister, Advokaten — ja, und ich darf wohl auch beifügen, ihre Congreßmitglieder, Senatoren und Gouverneure. Neu-England ist eine Schule, eine Art Candidaten-Manufaktur für die verschiedenartigsten Berufe, ein Talentbazar, wo man Alles nach der

Wahl haben kann. Mr. Tocqueville hat ganz Recht und die Staaten verdienen das Compliment, wenn er ſagt:

„Die Civiliſation von Neu-England gleicht einem Leuchtthurme auf einem Berge, der, nachdem er ſeine Wärme in der Nähe verbreitet hat, noch den fernen Horizont mit ſeinem Abglanze ſäumt.“

Weil ſo viel nach dem Weſten gewandert wird, glaubt man, daß die weibliche Bevölkerung in den neuengliſchen Staaten größer ſey, als die männliche. Die letzten Berichte über Maſſachuſetts geben die Einwohnerzahl nur im Allgemeinen, ohne das Verhältniß der Geſchlechter anzudeuten — ein Verſäumniß, welches auf den Glauben bringt, daß die vorerwähnte Annahme richtig ſey. *)

Die Wanderung kömmt jedoch nicht bloß aus den gedachten Staaten; die Liebe zum Umziehen, der Spekulationsgeiſt und die keineswegs übertriebenen Berichte über den Reichthum des weſtlichen Landes veranlaſſen Viele, die bereits in den Staaten von New-York, Pennſylvanien und andern fruchtbaren Strichen anſäßig ſind, ihre Habe zu verkaufen und nach dem Weſten zu ziehen. Man nimmt an, daß der Staat Ohio allein ſeit dem letzten Cenſus in ſeiner Bevölkerung um eine Million zugenommen habe. Aus Nord- und Süd-Corolina, wie auch aus den umliegenden Staaten, gehen gleichfalls ſtarke Züge nach dem Weſten, und man ſieht aus den öſtlichen Sklavenſtaaten beharrlich einen Strom ſchwarzer Bevölkerung einherwogen, wobei häufig die Proceſſion von den Herren angeführt wird.

---

*) Die jungen Männer von Neu England wandern in großer Anzahl nach dem Weſten, ſo daß ein unverhältnißmäßiger Ueberſchuß von Frauenzimmern zurückbleibt; obſchon ich nicht erfahren konnte, wie hoch ſich derſelbe belaufen mag. Die Angaben, welche man mir darüber machte, ſind ſo unglaublich, daß ich ſie hier nicht berühren will. Es genüge daher, daß in ſechs bis neun Staaten der Union die männliche Bevölkerung durch die weibliche überwogen wird.“

Miß Martineau.

*

Wie die zahlreichen tributären Flüsse ihr Gewässer in den Mississippi ergießen, so fließen die Menschenströme aus allen Richtungen unaufhörlich gegen Westen. Dieser ist in Wahrheit das verheißene Land, und der Umstand, daß die Weißen so lange in den östlichen Staaten blieben, ohne den fruchtbaren Boden jenseits der Alleghanys zu kennen, erinnert an das Zögern der jüdischen Nation in der Wüste, ehe es ihnen gestattet war, ihr Erbe in Besitz zu nehmen.

Wir haben hier Stoff zu tiefen Betrachtungen. Ich habe bereits meine Ansichten über die Wahrscheinlichkeit einer Trennung der nördlichen und südlichen Staaten als Folge der Sklavenfrage berührt; indeß scheint mir, daß die Augen der Gesetzgeber zu angelegentlich an den Aussichten haften, die sich aus der gedachten Frage erheben, als daß nicht einer weit wichtigeren Gefahr, die eine Erschütterung der ganzen Union herbeiführen dürfte, der Rücken zugekehrt werden müßte.

Die südlichen und nördlichen Staaten können sich über die Sklavenfrage trennen und doch in Wahrheit weit bessere Freunde seyn, als sie zuvor waren; aber was wird daraus entstehen, wenn einmal die westlichen Staaten so bevölkert und mächtig werden, um die Union zu beherrschen? denn nicht nur die Menschenmasse, sondern auch Macht und Reichthum arbeitet sich nach dem Westen. New-Orleans wird dann der erste Seehafen der Welt und Cincinnati nicht nur die Königin des Westens, sondern auch die Königin der westlichen Welt. Nun kommen die materiellen Interessen in's Spiel, und die östlichen Staaten müssen sich unterwerfen und ihre jetzige Macht aufgeben, oder der Westen wird sie als nutzloses Anhängsel seiner Macht abschütteln. Dies erscheint vielleicht vor der Hand Einigen als chimärisch und vielen Andern als zu fern liegend; aber man muß wohl in's Auge fassen, daß zehn Jahre in Amerika für ein Jahrhundert gelten, und nehmen wir an, daß ein-

mal der Wohlstand der Vereinigten Staaten durch einen Krieg mit einer fremden Nation gehemmt wird, so trifft der Nachtheil nicht die westlichen Staaten. Ferne von dem Schauplatze des Streites, mit dem die Bevölkerung kaum etwas zu schaffen hat, erschöpfen sich die Hülfsquellen der Ostländer, während die im Westen fortfahren, ihre Zahl und ihre Reichthümer zu vermehren. Ich beziehe mich damit nicht auf die Sklavenstaaten, die an den Mississippi grenzen, obschon ich glaube, daß auch sie wenig von einem Kriege leiden würden, da weder England noch irgend eine andere Nation je so unklug seyn wird, in einer Richtung anzugreifen, wo es zweckmäßiger ist, den Olivenzweig anzubieten, selbst wenn er nicht augenblicklich aufgenommen würde. Mag sich übrigens Amerika in Feindseligkeit verwickeln oder in Frieden bleiben, so werden aus den gedachten Gründen die westlichen Staaten bald die Rolle der Schiedsrichter übernehmen und den östlichen nach Gutdünken befehlen.

Vorderhand kann man erstere noch als minderjährige Kinder, und letztere als die Vormünder derselben betrachten. Der Gewinn, den die Westländer aus ihren Produkten ziehen, theilt sich unter die Produzenten und die Kaufleute der östlichen Städte, welche wenigstens dreißig Procent als ihren Antheil ziehen. Dieß läßt sich zur Zeit nicht ändern, so lange die Baumwollenzüchter die Vorschüsse der östlichen Kapitalisten brauchen; sie stehen daher zu letztern in demselben Verhältnisse, wie vordem die westindischen Pflanzer zu den Kaufleuten in London und Liverpool, denen sie ihre Ladungen gegen Baarzahlung übermachten. Die westlichen Staaten werden jedoch (um das Bild weiter zu verfolgen) bald volljährig seyn und nicht länger der Leitung bedürfen, wie denn auch schon im letzten Jahre englische Schiffe direkt nach Vicksburg am Mississippi liefen. Noch einige Jahre, und es wird im fernen Westen große Einfuhrhäuser geben, welche ihre Güter um den halben Preis, den sie zahlen müssen, wenn sie dieselben von New-York durch Kanäle und andere Verbindungswege beziehen, direkt

von England erhalten. *) In der That wird schon geringes Nachdenken zu der Ueberzeugung führen, daß der Wohlstand der östlichen freien Staaten größtentheils von den West- und Südländern abhängt. Die östlichen Staaten sind die Empfänger und Verführer der Güter, wie auch die Exportanten der meisten Unionsprodukte. Sie schießen Geld auf die Erndte vor und berechnen hohe Interessen, Commissionsgebühren u. s. w. Der Transport und das Reisen zwischen den östlichen, westlichen und südlichen Staaten sind eine Hauptquelle dieses Wohlstands, weil dazu die Kanäle, die Eisenbahnen und Dampfboote verwendet werden.

Aber durch alles dies werden die westlichen Staaten schwer besteuert, und sie können die Lasten umgehen, wenn der Verkehr mit dem alten Continent zu einem unmittelbaren wird. Sobald der Westen an Reichthum zunimmt, wächst auch seine Macht, und in demselben Verhältniß müssen die östlichen Staaten in den Hintergrund treten, bis sie zuletzt nur noch eine kleine Minorität bilden und hauptsächlich in der Union bloß noch eine unbedeutende Stimme haben.

Hier haben wir also die Gefahr der Erschütterung; denn der Widerstreit der Interessen ist nächst einem Kriege das größte Uebel, dem eine Demokratie ausgesetzt seyn kann. In der Demokratie macht Jeder Gesetze und zwar Gesetze zu seinem eigenen Besten. Die östlichen Staaten werden durch ihre Bevölkerung noch immer reich und fruchtbar bleiben; aber der Handel ihrer Hauptstädte nimmt ab, und es muß ihnen an Stappelwaaren gebrechen, mit denen sie die Bezüge aus England oder andern Ländern decken können, während die westlichen Staaten im Stande sind, Alles, was

*) Um dem Leser einen Begriff von dem Preis zu geben, den europäische Waaren in dem westlichen Lande gelten, will ich nur des Tuchs erwähnen. Ein Rock, der in England vier Pfund kostet, wird in New-York zu sieben Pfund zehn Schillingen — in Cincinnati aber zu zehn Pfunden berechnet.

das Herz des Menschen nur wünschen kann, zu produziren und sich völlig unabhängig von ihren früheren Vormündern zu machen. Der Westen bietet eine endlose Menge von Kohlen und Mineralien, einen reichen Alluvialboden, der sich durch die schlechteste Bewirthschaftung kaum erschöpfen läßt, und wunderbar reiche Transportmittel. Abgesehen von seiner Baumwollenproduktion, kann er auch die ganze Welt mit Getreide versehen. Er baut bereits den Zucker; die Olive gedeiht, Wein wird an den Ufern des Ohio gezogen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er auch Seide zu gewinnen im Stande ist. In wenigen Tagen können die Manufakturen der alten Welt von der Mündung des Mississippi aus durch tausend zinsbare Ströme, die wie Adern durch jeden Theil des Landes laufen, ihren Weg nach den Grenzen von Arkansas und Missouri, nach St. Peter hinauf und wieder nach Wisconsin, Michigan und nach den nördlichen Seen finden — dazu alles dieß viel wohlfeiler, als es nach dem gegenwärtigen Systeme möglich ist. Man verliert sich wahrhaftig in Bewunderung, wenn man dieses große, herrliche Westland betrachtet und den Glanz, die Reichthümer in's Auge faßt, zu denen es mit der Zeit gelangen muß!

Sobald die östlichen Staaten nicht länger die Faktore des Westens seyn dürfen, müssen sie sich begnügen, Manufakturstaaten zu werden, und treten dann wahrscheinlich mit England in Concurrenz. Die westlichen Staaten werden — zum Glücke, möchte ich sagen — wahrscheinlich das Manufakturwesen nicht in großer Ausdehnung betreiben, da es ihnen an Wasserkraft gebricht! Das Thal des Mississippi ist eine Alluvialfläche, und obgleich der Missouri und Mississippi schnelle Ströme sind, haben doch die übrigen im Allgemeinen nur träges Wasser. Hauptsächlich aber fehlt es ihnen an Wasserfällen, welche für Maschinerieen so nothwendig sind und in den nordöstlichen Staaten so reichlich vorkommen. Wenn daher die westlichen Staaten einen Versuch im Manufakturwesen machen, so werden sie nur den Markt für ihre eigenen Pro-

dukte verderben. Was übrigens auch das Reſultat ſeyn mag — ob ſich die öſtlichen Staaten ruhig ihrer Größe berauben laſſen (ein Wechſel, der nothwendig ſtattfinden muß), oder ob ſie den Streit fortführen, bis er mit einer Trennung endigt — ſo viel bleibt gewiß, daß der Herd des amerikaniſchen Reichthums und der amerikaniſchen Macht ſich in den freien Staaten auf der andern Seite des Allehganygebirgs feſt begründen wird.

Sechstes Kapitel.

Zeitungspreſſe.

Mr. Tocqueville bemerkt, daß „es unter den zwölf Millionen, welche das Gebiet der Vereinigten Staaten bewohnen, noch nicht ein Einziger gewagt hätte, irgend eine Einengung der freien Preſſe zu beantragen.“ Dies iſt wahr, und alle achtbaren Amerikaner erkennen an, daß dieſe Freiheit zu einer Zügelloſigkeit ausgeartet ſey, welche mit den beunruhigendſten Reſultaten drohe; denn ſie hat ſich eine Macht angemaßt, welche nicht nur die Individuen ſondern auch die Regierung ſelbſt einſchüchtert. Eine vernünftige Freiheit der Preſſe kann ein Gouvernement zum Rechthandeln zwingen, während die Preßfreiheit leicht dieſelbe zu fehlerhaften Schritten nöthigt. Der amerikaniſche Schriftſteller Cooper bemerkt ganz richtig:

> „Es kann als Regel angenommen werden, daß in einer Nation ohne die Freiheit der Preſſe keine Volksfreiheit zu beſtehen vermag; wo aber gar aller Zwang beſeitigt und die Freiheit in Zügelloſigkeit ausgeartet iſt, wird weder

öffentliche Ehre, noch die Gerechtigkeit oder überhaupt der Charakter geachtet. Im Gegensatze zu dem letzteren Zustande ist vielleicht jenes Volk glücklicher zu schätzen, welches der Preßfreiheit ganz beraubt ist, damit beschränkten Constitutionen Ehrlichkeit und ein gesunder Ton des öffentlichen Geistes wohl bestehen kann, obschon sie unter der verderblichen Wirkung der Preßfreiheit zur Unmöglichkeit werden."

An einer andern Stelle —

„Wie die Presse in Amerika jetzt beschaffen ist, so möchte man fast glauben, sie sey ausdrücklich darauf berechnet, alles nur erdenkliche Unheil zu stiften, indem sie sich zur Aufgabe macht, alles Gute in der Nation zu unterdrücken und zu zerstören, dagegen allem Schlimmen Vorschub zu leisten und es zu erheben. Das bischen Wahrheit, welches sie hervorbringt, erscheint gewöhnlich in der rohesten Form und wird durch Persönlichkeiten nicht nur geschwächt, sondern eigentlich boshaft gemacht, während diejenigen, welchen Falschheit, Trug, Feindschaft, Parteilichkeit und Hinterlist zum Lebenselemente dient, in der Presse ganz das Instrument finden, welches die Teufel erfinden würden, um ihre Plane in Ausführung zu bringen."

Ein witziger aber gewissenloser Staatsmann unserer Zeiten hat gesagt: „die Sprache sey dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen;" in Betreff der amerikanischen Presse, ihrem gegenwärtigen Zustande nach zu schließen, ließe sich beifügen, „sie habe den Zweck, die Wahrheit zu verkehren."

Wollte ich übrigens Alles, was amerikanische und englische Schriftsteller über diesen Gegenstand gesprochen haben, anführen, so müßte ich die Leser mit Bänden ermüden. Die bereits angeführten Stellen sind völlig zureichend, darzuthun, daß die Presse der Vereinigten Staaten im höchsten Grade zügellos ist und jeder

Beschränkung Trotz bietet. Gehen wir nun zu meinem Zwecke über, welcher darin besteht, zu zeigen, welchen Despotismus sie auf, die Gesellschaft übt und wie nachtheilig sie in jeder Hinsicht auf Moral und Tugend einwirkt.

Natürlich ist die Zeitungspresse wegen ihrer täglichen Cirkulation, wegen ihrer ungestümen politischen Gehässigkeit und wegen des Mangels an Achtbarkeit von Seiten eines großen Theils der Herausgeber diejenige, welche am meisten Unheil stiftet. Die Zahl der Zeitungen, die in Großbritannien unter einer Bevölkerung von sechs und zwanzig Millionen in Umlauf kömmt, ist auf etwa dreihundert und siebenzig berechnet, während in den Vereinigten Staaten, welche ungefähr dreizehn Millionen Einwohner zählen, neun- bis zehntausend ausgegeben werden sollen. Der Werth eines periodischen Blattes dürfte einen geeigneten Maßstab in dem Kapital, das darauf verwendet wird, finden; die neun- oder zehntausend Zeitungen in Amerika aber fordern kaum den vierten Theil des Aufwandes, den unsere dreihundert und siebenzig in England kosten, und ich glaube in der That, daß allein mit der Summe, welche von den Unternehmern für unsere ‚Times' verausgabt wird, wenigstens fünftausend der kleineren Zeitungen in den Vereinigten Staaten bestritten werden könnten; denn sie werden von Leuten ohne literarische Ansprüche und mit so geringem Aufwande herausgegeben, daß man es bei uns nicht nur für lächerlich, sondern sogar für unmöglich halten würde. In Betreff der Talente, welche unter der Mehrzahl der amerikanischen Redakteure zu finden sind, wollen wir die Amerikaner selbst sprechen lassen:

> „Jeder Tropf, der englisch schreiben kann (ja sogar Viele, welche es nicht können), jeder Winkeladvokat ohne Praxis, Jeder, dem Armuth oder Verbrechen noch genug baar Geld oder Credit gelassen haben, um sich eine Presse und Lettern anzuschaffen, thut eine Zeitung auf."

Ferner —

„Haſt du einen Sohn, der zum Einfaltspinſel geboren iſt, nichts weiter als leſen und ſchreiben lernen wollte, bis über die Ohren im Sumpf der Unwiſſenheit und Verderbniß ſteckt, mit dreiſter Stirne auf's Schändlichſte zu lügen verſteht, alles Scham- und Anſtandsgefühl verloren hat, und unwiederbringlich aller Ehre baar wurde — ich ſage, haſt du einen ſolchen Sohn und weißt du nicht, was du mit ihm anfangen ſollſt, ſo mache einen Zeitungsſchreiber aus ihm. Blicke umher und überzeuge dich von den tauſendfältigen erfolgreichen Proben, daß weder ſittliche noch intellektuelle Kenntniſſe und Gaben nöthig ſind, um eine Preſſe zu leiten. Je nichtswürdiger ein Herausgeber iſt, deſto mehr macht er Glück. Wir könnten dir tauſend Beiſpiele namhaft machen.“ — Boſton News.

So ſprechen die Amerikaner, nicht ich, und ich zweifle nicht, daß ſie in vielen Fällen Recht haben. In einem ſo bunten Lande, als die Vereinigten Staaten ſind, läßt ſich nichts Anderes erwarten, obſchon ich auch die Verſicherung geben kann, daß ſich viele hochachtbare und verſtändige Zeitungsſchreiber in Amerika befinden. Die New-Yorker Blätter ſind meiſt ſehr gut gehalten und geſchrieben. Der New-York-Courier and Enquirer von Obriſt Web, das Evening Star von Noah, die Albion von Doktor Bartlett, Spirit of the Times und viele andere, die zu zahlreich ſind, als daß ich ſie hier aufzählen könnte, ſtehen vielen engliſchen Zeitungen nicht nach. Das beſtgeſchriebene witzigſte Blatt in den Staaten iſt die Louisville-Gazette, herausgegeben von Mr. Prentice in Kentucky, wie denn überhaupt die weſtlichen Zeitungen in der Regel weit unterhaltlicher und witziger ſind, als die öſtlichen. Das New-Orleans Picayune von Kendall iſt vielleicht nach dem Blatte des Mr. Prentice das unterhaltlichſte; indeß gibt es noch viele, die ich hier nicht aufzählen kann, obſchon ſie dem amerika-

nischen Talente sehr zur Ehre gereichen. Dennoch ist die Mehrzahl nicht nur über die Maßen gemein, sondern auch voll gehässiger Persönlichkeiten und Lügen. Der Bombast und die Unwissenheit, welche in einigen derselben zur Schau gelegt wird, ist sehr belustigend. Zum Belege will ich hier einige Auszüge aus den kleineren Zeitungen abdrucken lassen, welche in den weniger bevölkerten Gegenden ausgegeben wurden. Ein Zeitungsschreiber ‚drunten im Osten' spricht von seinen eigenen Verdiensten und schließt folgendermaßen —

„Ich bin in Wahrheit eine Katastrophe — eine kleine Schöpfung: mein Kopf ein Vesuv, der rothglühende Lava aus seinem Krater gießt und Nationen ausrottet — meine Fäuste Felsgebirge — meine Arme die Pole der Freiheit mit eisernen Federn. Jeder meiner Schritte ist ein Erdbeben — jeder Streich, den ich führe, ein Donnerschlag — jeder Athem meines Mundes ein Tornado. Meine Gesinnung trachtet nach Dupont's Wohl und äußert sich wie ein Blitz — wenn ich ihn sich entladen lasse, bleibt nichts, als ein Loch, drei Fuß im Umfang und mit unergründlicher Tiefe."

Ein Anderer schildert einen Sturm mit folgenden Worten: —

„Am Montag Nachmittag, als die Heumacher draußen waren, um das Heu einzusammeln, weil sie von einer kleinen Wolke, welche in Südosten über den Bergen hing, einen Regenschauer erwarteten, brach plötzlich ein furchtbarer Sturm los und zwang die Arbeiter, Schutz vor seinem Ungestüm zu suchen. Der Wind pfiff wüthend durch die alten Ulmen, streute das schöne Blätterwerk umher und fuhr dann nach der Wiese hinunter, wo die Leute eben ihre Arbeit unvollendet abgebrochen hatten; es warf die halbgemachten Heustöcke umher, führte die Wische in die Luft und erfüllte den ganzen Nachmittag mit Heu."

Nachstehendes ist aus einer westlichen Zeitung: —

„Ja, meine Landsleute, ein Morgenroth beginnt vor uns aufzudämmern. Die dämmerigen Strahlen des wiederkehrenden Republikanismus verbreiten sich schnell über das Düster unseres politischen Horizonts, und vor ihrem Glanze werden sich diese Myrmidonen hinwegschleichen zu dem Aufenthalte der Teufel, durch welche sie geschaffen wurden, in die hohlen Löcher der Finsterniß."

Ferner —

„Viele, die in der Welt großen Ruf und Berühmtheit gewonnen haben, begannen ihre Laufbahn als Buchdrucker. Sir William Blackstone, der gelehrte englische Jurist, war ein Buchdrucker von Profession — ebenso auch König Karl der Dritte, welcher nicht selten, nachdem er den englischen Thron bestiegen hatte, in diesem Gewerbe arbeitete."

Wer König Karl der Dritte von England war, weiß ich nicht, da er bis jetzt noch nicht in irgend einem von unsern Geschichtsbüchern erwähnt worden ist.

Durch Schmutz und gänzliche Mißachtung aller Wahrheit und allen Anstandes in seinen persönlichen Angriffen zeichnet sich der Morning Herald von New-York aus, der von einem Menschen, Namens Benett, herausgegeben wird, und durch den Umstand, daß er in einer so großen Stadt erscheint, einen maßgebenden Beweis gibt, mit welcher Straflosigkeit man sich die schändlichsten Angriffe auf Privatpersonen erlauben darf. Aber Mr. Bennet ist sui generis und verdient besondere Beachtung. Er ist in der That ein merkwürdiger Mann, so ein Stück von einem Philosophen, der an seinen Grundsätzen mit einem moralischen Muthe festhält, wie man ihn nicht oft in den vereinigten Staaten findet. Sein Grundprinzip scheint darin zu bestehen: „Geld ist mir Alles in dieser Welt, und Geld will ich haben auf jede Gefahr, nur nicht auf die meines

Lebens; denn was würde mich Geld nützen, wenn ich dieses verloren hätte?" Nach diesem Glaubensbekenntnisse handelnd, gibt er sein Blatt zu den schnödesten und boshaftesten Zwecken her und macht es zum Tummelplatze des Hasses gegen alles Achtbare und Gute, jeden ehrlichen Mann mit Lügen schändend und das Glück und den Frieden von Privatfamilien durch die verunglimpfendste, schnödeste Verläumdung angreifend. Wie man sich denken kann, wurde er schon mit der Hetzpeitsche bearbeitet, unter die Füße getreten, angespieen und in jeder erdenklichen Weise herabgewürdigt; aber alles dies rechnet er sich zur Ehre an, weil es ihm Geld einbringt. Will man ihn peitschen, so beugt er seinen Rücken unter der Geißel und bedankt sich noch dafür, da ihm jeder Schlag einen Dollar werth ist. Behandelt man ihn mit Fußtritten, so thut er seine Rockschöße aus einander, damit man ein besseres Ziel habe; er buhlt um die Anwendung der Zehen, während er zu gleicher Zeit die Gesammtsumme der Entschädigung berechnet, die er dafür erhalten dürfte. Speit man ihn an, so betrachtet er dies wie köstliche Salbe, denn sie bringt ihm das souveräne Heilmittel für seine Krankheit, indem sie harte Thaler schwitzen läßt. Den Tag nach einer eingenommenen Züchtigung gibt er einen vollen ausführlichen Bericht über die Zahl der Fußtritte, Nasenstüber oder Peitschenhiebe, die er erhalten hat. Er entehrt seine Feder, sein Talent und gar Alles um Geld. Sein Ruhm besteht darin, daß er den Rubikon der Schande überschritten hat, und er bedauert nur, daß das Publikum zuletzt zu der einstimmigen Ansicht gekommen ist, er sey zu verächtlich und zu gemein, als daß es sich der Mühe verlohnte, sich an ihm zu vergreifen. Die übrigen achtbareren Zeitungsschreiber vermeiden ihn wegen des Schmutzes, mit dem er um sich wirft. Man hetzt ihn vielleicht herunter, wie eine Stinkratze; aber kein Hund wagt sich in ihre Nähe, um sie weiter zu beunruhigen, sobald sie den garstigen Inhalt ihres Beutels ausleert.

Ein maßgebender Beweis, welche Freude man in Amerika an

Schmähungen hat, liegt in dem Umstande, daß dieser moderne Tersites, vor dem der antike unendlich weit in den Hintergrund zu stehen kommt, eine große Gewalt über Personen übt, die in Rang und Würden stehen. Fast Jeder, der auf seinen Ruf hält, fürchtet sich vor ihm und erkauft sich sein Stillschweigen, wenn auch nicht seine Gunst.

Während der großen Katastrophe zu New-York, als sogar der Argwohn der Zahlungsunfähigkeit verhängnißvoll werden konnte, bezeichnete dieser Elende einige der achtbarsten New-Yorker als Bankerutirer, ohne dafür gestraft zu werden. Seine Zeitung hat Geist, das läßt sich nicht in Abrede ziehen; aber ich zweifle sehr, ob Bennet der geistvolle Mann ist. Er war nämlich einige Zeit in England; aber seine Zeitung nahm inzwischen nicht nur nicht ab, sondern war sogar besser geschrieben, als vorher. Ehe ich noch sechs Wochen im Lande war, wurde ich durch diesen Elenden angegriffen; er schickte mir das Blatt zu und schrieb die kleine Bemerkung auf den Rand: — „Schickt zwanzig Dollars, und es soll unterdrückt werden." — „Wenn Du sie nur schon hättest," sagte ich zu mir selbst.*)

Kapitän Hamilton drückt sich über die amerikanische Zeitungspresse folgendermaßen aus:

> „Unsere Tages- und periodische Presse ist schlimm genug: ihre Sünden gegen den Anstand können nicht gerechtfertigt und sollten auch nicht vertheidigt werden. Aber ihr Ungestüm ist Zahmheit, ihre Freiheit Zwang und sogar ihre Abscheulichkeit Tugend, wenn man sie mit dem Systeme roher und viehischer Gemeinheit vergleicht, durch welche sich die Presse in Amerika auszeichnet. In England

*) Einige von den Verläumdungen gegen mich fanden auch ihren Weg nach England. Ich glaube, der Inhalt dieses Kapitels wird nicht nur das, was die amerikanische Presse über mich veröffentlicht hat, sondern auch, was sie wahrscheinlich später noch gegen mich in Umlauf setzen dürfte, zur Genüge widerlegen.

sind sogar die Andeutungen, welche der persönlichen Ehre zu nahe treten, unerträglich. Ein Wink — ein Hauch — der Gedanke an die Möglichkeit einer Befleckung — Alles dies ist schon hinreichend, um die Ruhe eines Mannes, der in öffentlichem Ansehen steht, zu vergiften und seinen Ruf zu Grunde zu richten, wenn nicht augenblicklich eine Rechtfertigung dagegen auftritt; aber in Amerika hält man es für nöthig, zu andern Waffen seine Zuflucht zu nehmen. Die stärksten Beiworte, die man nur im Wörterbuch auffinden kann, um einen Schurken zu bezeichnen, werden in Anwendung gebracht."

Man fragt vielleicht, wie es möglich sey, daß eine „erleuchtete Nation" eine solche Schändlichkeit gestatten könne; vergesse man übrigens nicht, daß in den Staaten die Zeitungen zu einem sehr niedrigen Preis verkauft werden, und daß sie sich meistens nur durch die Abnahme der unwissenden untern Klassen halten können. Jedermann in Amerika liest seine Zeitung, und kaum etwas Anderes. Da meint nun der Leser, er helfe die Nation beherrschen, und ist im Grunde nichts, als der Narr derjenigen, welche im Geheim die Schnüre ziehen und ihn zu einem armen Werkzeuge ihrer Hände machen, indem sie seiner Eitelkeit schmeicheln und seine schlimmsten Gefühle aufregen. Die Leute bilden sich sogar gerne ein, die Zeitungen seyen der Wiederhall ihrer eigenen Gesinnungen, während es doch Thatsache ist, daß der Eindruck, welchen die tägliche Wiederholung der gleichen Ansichten auf sie geübt hat, sie zu Sklaven derselben macht. Ich habe schon früher bemerkt, daß man das Lernen von Lesen und Schreiben noch nicht Erziehung nennen könne, während es dagegen nur zu oft Anlaß zur Demoralisation derjenigen gibt, welche in ihrer Unwissenheit tugendhafter und glücklicher geblieben wären. Ich fuhr kürzlich in einem Dampfboot nach Gravesend hinunter und sah einen etwa zehn- oder eilfjährigen Laufbuben auf einen der Bänke sitzen, wie er eben ganz in das Lesen eines wohl-

feilen Blattes, der Penny Paul Pry genannt, welcher nur unter den niedrigsten Klassen Englands circulirt, vertieft war. Zuverläßig wäre es ein Glück für diesen Jungen gewesen, wenn er nie lesen oder schreiben gelernt hätte, falls er seine Studien, wie es wahrscheinlich nur bei allzu Vielen der Fall ist, aus Mangel weiterer Muße bloß auf ein so unmoralisches und eckelhaftes Blatt verwendete.

In einem Lande, wo alle Einwohner Politiker sind und sich mit der Ansicht schmeicheln, daß sie zur Regierung des Landes beitragen, muß die politische Feindseligkeit natürlich sehr weit geführt werden, und die Presse wird das Organ des Parteiungestüms. Kapitän Hamilton äußert jedoch über diesen Punkt so nachdrückliche und richtige Bemerkungen, daß ich gerne die meinigen für mich behalte, um seine Worte hier anzuführen:

„Die Gegner eines Bewerbers um ein öffentliches Amt begnügen sich in der Regel nicht damit, daß sie seine Grundsätze verdächtigen und aus seinem öffentlichen Leben Momente hervorheben, um die Reinheit seiner Motive zu beanstanden, sondern beschuldigen ihn auch dreist des Einbruchs, der Mordbrennerei, oder doch im allermindesten Falle eines kleinen Diebstahls, wobei sie Zeit, Ort und Umstände aufs Genaueste angeben. Einem Kandidaten für den Kongreß oder für die Präsidentschaft legt man ohne Bedenken zur Last, er habe Taschen bestohlen, silberne Löffel mitlaufen lassen, oder sich einer ähnlichen gemeinen Handlungsweise schuldig gemacht. Ich erinnere mich eben zweier Pröbchen von diesem Verfahren. In einer Zeitung wurde ein Kongreßmitglied beschuldigt, er habe verbrecherischer Weise ein Pult erbrochen und daraus gewisse Wechsel und Banknoten gestohlen; einem Andern legte man zur Last, er verkaufe seine Frankaturen für je zwei Pence, und bekupfere so seine Taschen auf Kosten des Publikums."

Beziehen wir uns wieder auf amerikaniſche Autorität. Mr. Webſter bemerkt in ſeiner berühmten Rede über die Staatsländereien in jener kräftigen und gewaltigen Sprache, welcher er einen ſo hohen Ruf verdankt:

„Wieder eine von den tauſend Verläumdungen, von denen die Preſſe während der Aufregung einer politiſchen Wahl gährt. Es war eine Beſchuldigung, die nicht nur alles Beweiſes und aller Wahrſcheinlichkeit entbehrte, ſondern an ſich ſchon unmöglich wahr ſeyn konnte. Kein unterrichteter Menſch hat je eine Sylbe davon geglaubt, und dennoch gehörte ſie unter jene Klaſſe von Lügen, welche in ihrer unaufhörlichen Wiederholung durch alle Organe der Verläumdung und Schmähung im Stande ſind, die vornweg ſchon Irregeleiteten noch weiter in die Irre zu führen und die Flamme der Leidenſchaft zu heller Lohe anzublaſen. Ohne Zweifel hat ſie ihrer Zeit die beabſichtigten Dienſte gethan und in größerem oder geringerem Grade ihren Zweck erreicht, um nachher in die große Maſſe veralteter und zum Ekel abgedroſchener Schmähungen zu verſinken — dann nur noch der abgeſtoßene Schorf einer giftigen, ſchamloſen Preſſe.“

Mr. Cooper drückt ſich folgendermaßen aus: —

„Jeder ehrliche Mann ſcheint zuzugeben, daß die Preſſe in Amerika mehr und mehr unerträglich wird. Wir haben das Joch ausländiſcher Ariſtokraten abgeworfen, dagegen aber in unſerem Innern eine ſo widerliche Tyrannei geſchaffen, daß ein Wechſel in dieſer Beziehung für den Frieden unerläßlich wird.“

In der That ſteht der Geiſt der Schmähſucht, der in Amerika ſo gewaltig herrſcht, in ſo inniger Verbindung mit ſeinem Hauptkanale, der Preſſe, daß es unmöglich iſt, letzterer ohne die erſtere

Erwähnung zu thun, weshalb ich ohne Umschweife auf eine weitere Beleuchtung der Frage eingehen will.

Die Schmähsucht ist der größte Fluch der Vereinigten Staaten, dessen Wirkungen auf die Gesellschaft ich jetzt aus einander zu setzen gedenke. Sie ist augenscheinlich von einer demokratischen Regierungsform unzertrennlich und wird sich nicht vertilgen lassen, bis es dem höchsten Wesen gefällt, die Herzen der Menschen zu ändern. Als Aristides den Landmann, welcher ihn bat, seinen eigenen Namen auf den Scherben zu schreiben, fragte, über was er sich gegen Aristides zu beklagen habe, lautete die Antwort: „über nichts; aber ich kann es nicht leiden, daß man ihn stets den Gerechten nennt.“ So ergeht es auch den freien und erleuchteten Bürgern Amerika's. Hebt sich ein Mann durch überlegenes Talent über seinen Nebenmenschen und geht er auf einer konsequenten, ehrenhaften Laufbahn fort, so ist die einzige Auszeichnung, die ihm wird, ein Pranger, auf dem man ihn mit Koth bewirft. Falsche Anklagen und die schnödesten Unterstellungen werden eifrig in Umlauf gesetzt — kurz, alle nur erdenkliche Lügen aufgeboten, um seinen öffentlichen und Privatcharakter zu beflecken. Ja sogar diejenigen, die ihn erhöhen halfen, sind nicht weniger eifrig bemüht, ihn wieder in den Staub zu zerren, sobald sie bemerken, daß er sich zu hoch über sie erhoben hat. Die Schmähsucht herrscht zwar durch die ganze Welt, aber es ist unglaublich, wie weit es mit diesem Laster in Amerika getrieben wird. Sie ist eine Krankheit des Landes, macht Jeden argwöhnisch und vorsichtig gegen seinen Nächsten, erzeugt Augendienst und Heuchelei, nährt die bittersten, boshaftesten Leidenschaften und regt unablässig die kränkelnde Empfindlichkeit an, die unter allen Klassen des amerikanischen Volkes so augenfällig ist.

In Bezugnahme auf die politischen Kämpfe sagt Kapitän Hamilton: —

„Von einem Ende der Union bis zum andern ertönt der politiſche Kriegsruf, und auf keiner Seite wird Pardon gegeben. Jede Druckerpreſſe in den Vereinigten Staaten betheiligt ſich bei dem Kampfe. Vernunft, Gerechtigkeit und Liebe, die Anſprüche des Alters und früheren Dienſtleiſtungen, hohen Talents und makelloſer Rechtſchaffenheit — kurz, Alles iſt vergeſſen. Keine Lüge iſt zu boshaft, um nicht bei dieſem unheiligen Hader in Anwendung zu kommen, wenn ſie, wäre es auch nur für den Augenblick, dazu dient, die Unwiſſenden zu täuſchen. Keine Verläumdung erſcheint als zu ſchnöde, keine Zweideutigkeit als zu gemein, keine Liſt als zu erbärmlich. Die Welt hat nichts aufzubieten, was ſich mit der politiſchen Verderbtheit vergleichen ließe, die ſich periodiſch in dem freien Amerika entwickelt."

Gouverneur Clinton ſpricht ſich in ſeiner Rede an den geſetzgebenden Körper vom Jahre 1828 folgendermaßen aus:

„Der Parteigeiſt iſt bis in die innerſten Winkel häuslicher Abgeſchiedenheit gedrungen, hat die Heiligkeit des weiblichen Charakters verletzt, die Ruhe des Privatlebens zerſtört und den Frieden der Familieen mit bitteren Kränkungen heimgeſucht. Weder das Hohe noch das Niedrige wurde geſchont, und ſogar die edelſten Herzensregungen im Leben, die ausgezeichnetſten, öffentlichen Dienſte, der heimiſche Herd und der Altar blieben nicht vom Angriffe frei. Ein zügelloſer, verderblicher Dämon iſt los, der auf nichts Rückſicht nimmt, wenn es gilt, ſeinen boshaften Gefühlen und unwürdigen Beſtrebungen Genüge zu leiſten."

Ferner citirt Kapitän Hamilton aus dem New-Yorker Annual-Regiſter folgende Stelle:

„In den politiſchen Erörterungen, welche der Vertagung des Kongreſſes folgten, wurden Wahrheit und Anſtand höhnend bei Seite geſetzt. Ohne Rückſicht auf die Verhält-

niſſe des Privatlebens brachte man Geſpräche und Correſpondenzen, die vertraulich unter Freunden ſtattfanden, vor das Auge des Publikums und führte den ſchonungsloſen Krieg bis in das Herz des Stilllebens, ohne Alter oder Geſchlecht zu ſchonen. Die Tagespreſſe gährte von Zoten und Lügen, und ſelbſt das Grab wurde nicht für zu heilig geachtet in der grollenden Feindſeligkeit, welche die Präſidentenwahl von 1828 auszeichnete."

Ich habe es für nöthig gehalten, Autorität auf Autorität zu häufen, da der Gegenſtand ſelbſt eine Lebensfrage iſt, und es mir zuvörderſt oblag, die Ausdehnung des Laſters über allen Schatten eines Widerſpruchs zu erheben, ehe ich auf die verderblichen Folgen übergehe.

Daß die politiſchen Feindſeligkeiten des freien und erleuchteten, ſich ſelbſt beherrſchenden Volkes hauptſächlich dieſes Laſter entzündet und genährt haben, iſt nicht zu beſtreiten, und es könnte einigermaßen zur Beruhigung gereichen, wenn die Hyder ſich wieder legte, ſobald der gehäſſige Streit vorüber wäre.

Dies kann übrigens nicht der Fall ſeyn; denn das Laſter der Verläumdung, an dem unſere unvollkommene Natur ſo gerne hängt, läßt ſich nicht auf einen einzigen Kanal beſchränken und bloß dann in Anwendung bringen, wenn man ſeiner als einer politiſchen Waffe bedarf. Iſt es einmal in Thätigkeit gerufen und wird es nicht durch die Furcht vor Strafe oder Schande im Zügel gehalten, ſo muß es beſtehen und fortwachſen — muß zu einer feſtgewurzelten Gewohnheit werden und als ſolche eine furchtbare Wirkung auf die Geſellſchaft üben. Kann es ſeine Pfeile nicht nach dem Hochſtehenden entſenden, welche gegen derartige Waffen gepanzert ſind, ſo ſucht es — denn es ermüdet nie — ſeine Nahrung unter dem kleineren Wilde; die Folge davon iſt, daß es an der Geſellſchaft zehrt, die es durchdringt, das Privatleben verbittert und, wie Cooper ganz richtig bemerkt, „die Menſchen gleichgültig macht

gegen die Ehre, welche zuletzt als etwas ganz Werthloſes betrachtet wird."

In Folge dieſes ſchlimmen Gebrechens ſcheint die Geſellſchaft Amerika's in einem beharrlichen Kriegszuſtand begriffen zu ſeyn — in einem Indianerkriege, wo ſich Jeder duckt, verſteckt hält, und nur auf die Gelegenheit lauert, den guten Ruf ſeines Nächſten zu ſkalpiren. Man lebt unaufhörlich in Furcht und Zittern, ſcheuet ſich zu ſprechen und iſt nicht ſo keck zu handeln, oder dem eigenen freien Willen zu folgen, denn in Amerika gibt es keinen freien Willen. Wenn ich fragte, warum ſie nicht dies oder das thäten, lautete die Antwort unabänderlich: ſie wagten es nicht. In der That muß man, um ſeine Stellung in der Geſellſchaft zu behaupten, ein Sklave ſeyn — aber nicht bloß ein Sklave, denn das ſind wir Alle, in ſo weit als wir aus derſelben gewieſen werden, ſobald wir unrecht handeln — ſondern ein feiger, verächtlicher Sklave, der ſich nicht einmal etwas Unſchuldiges erlaubt, um nicht der Mißdeutung anheimzufallen. Dies iſt der Grund, warum man in Amerika den äußerlichen Formen der Religion ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenkt, welche manche Reiſende zu dem Glauben bewog, die Amerikaner ſeyen ein religiöſes Volk: als ob irgend wahre Religioſität beſtehen könnte, wo die Moralität ſo gar tief ſteht! Nach meiner Ankunft in Boſton ging ich am andern Tage nicht in die Kirche. Ein ältlicher Gentleman beſuchte mich und machte mich darauf aufmerkſam, daß ich dieſe Pflicht vernachläßigt habe; „doch ich habe es in eine unſerer Zeitungen ſetzen laſſen," fügte er bei, „daß Ihr Euch zu dieſer und dieſer Kirche bekennt, und ſo iſt Alles recht." Ja, und es war auch Alles recht — nämlich nach den amerikaniſchen Vorſtellungen vom Rechten. Zu gleicher Zeit dachte ich aber, daß mein Unterlaſſungsfehler weit verzeihlicher ſey, als ſeine Begehungsſünde.

Zu Detroit wurde ich in den Zeitungen angegriffen, weil ich am Sonntag einige Beſuche erwiederte. Ich erwähne dies, nicht

weil ich ein Recht dazu zu haben glaubte, sondern weil ich meinen Lesern zu zeigen wünsche, welche Censur in diesem sehr moralischen Lande geübt wird.

Aber auch sonst noch wirkt dieses Uebel sehr unheilvoll auf die Gesellschaft. Man weiß nämlich nie, mit wem man sich auf einen vertraulichen Fuß setzen darf, während man doch mit vielen Leuten in der Gesellschaft zusammentrifft, die von Rechtswegen ausgeschlossen zu werden verdienten. Wo die Lästersucht so allgemein ist, daß man vielleicht im Laufe von fünf Minuten durch die eine Person hört, daß der und der ein vortrefflicher Mann sey, von einer andern aber, welche vielleicht verschiedene politische Ansichten oder einen sonstigen Grund hat, vernehmen muß, er sey ein großer Schurke — da muß man doch wohl über den wahren Charakter eines Menschen in Verlegenheit kommen. Soferne auch ein wirklich wackerer Mann vom Tadel heimgesucht werden kann, darf man wohl den Berichten über einen Unwürdigen eben so wenig Glauben beimessen, und die Folge davon ist, daß man nie weiß, in welcher Gesellschaft man sich befindet.

Fast alle Duelle, welche in Amerika so häufig sind, und, ich darf wohl sagen, auch die Meuchelmorde in den westlichen Gebieten entspringen hauptsächlich aus dieser Lästersucht. Das Gesetz gibt keine Genugthuung; man hat daher kein anderes Mittel, die Zunge des Verläumders im Zaume zu halten, als daß man den Schuldigen zur Rechenschaft zieht. Als Folge davon ist Jeder bereit, die Waffen gegen seinen Nächsten zu brauchen.

Wenn Jemand einen Anderen unabsichtlich beleidigt und seine Eigenliebe verletzt, so schmiedet Letzterer alsbald einen boshaften Bericht zusammen, der eifrig in Umlauf gesetzt wird. Man ist daher der Gnade des gemeinsten Wichtes ausgesetzt; denn obschon das Lob mit großer Vorsicht aufgenommen wird, so heißt man doch die Lästerung überall willkommen. Mir selbst begegnete einmal etwas Aehnliches. Ich befand mich zu Lexington und wurde von

Mr. Clay mit vieler Höflichkeit und Güte aufgenommen. Ich speiste eines Tages in großer Gesellschaft an seinem Tische, und am untern Ende der Tafel, in einer Entfernung, von der aus unmöglich gehört werden konnte, was zwischen mir und Mr. Clay vorging, saß ein junger Mensch, dessen Namen ich nicht zu nennen der Mühe werth achte. Dieser kehrte nach Louisville zurück und streute das Gerücht aus, daß ich Mr. Clay an seinem eigenen Tische gröblich beleidigt habe. Nun war bereits eine solche Liste von Ungeheuerlichkeiten gegen mich im Umlauf, daß ich in keinem sehr guten Geruche stand; aber Mr. Clay ist verdientermaßen der Abgott seines Staates — ja, ich darf wohl sagen, fast der ganzen Union, und es konnte deßhalb keine ernstlichere Anklage gegen mich aufgebracht werden. Selbst diejenigen, die sich gegen mich sehr freundlich benommen hatten, mieden mich jetzt, indem sie erklärten, alles, was ich früher gethan habe, könnten sie mir vergeben, aber die Beleidigung gegen Mr. Clay sey zu heillos. Die Schmähung wurde so emsig in Umlauf gesetzt und erzeugte so allgemeine Entrüstung, daß ich mich zuletzt genöthigt sah, Mr. Clay über den Gegenstand zu schreiben. Dieser antwortete mir in einem sehr schönen Briefe und sprach mich von der böswilligen Anschuldigung frei. Diejenigen, welchen ich dieses Schreiben zeigte, gaben sich nun zufrieden und riethen mir, es drucken zu lassen, damit der Inhalt allgemeiner bekannt werde, aber ich mochte den Amerikanern nicht dieses Kompliment machen, und die Mehrzahl ist noch immer der Ansicht, daß ich Mr. Clay gekränkt habe. Da dieser Vorwurf einer von den vielen ist, welche sich auf mich selbst bezogen, so würde ich ihn übergangen haben, wenn er nicht bewiese, wie leicht derartige Bubenstückchen Glauben finden.

Was immer die Gesellschaft gestattet, das thun auch die Leute und denken sich noch obendrein nichts Arges dabei. Eine Person, die sich in England einer so vorsätzlichen und gehässigen Lüge schuldig gemacht hätte, würde aus der Gesellschaft ausgestoßen und von

ihren besten Freunden verlassen worden seyn. Aber wie erging es dem vorerwähnten Burschen wegen seines Benehmens? Als ich meinen Bekannten Mr. Clays Brief zeigte, sagte der Eine — „das war sehr unrecht von A.“ — ein Anderer — „ich hätte etwas der Art A. nicht zugetraut“ — ein Dritter — „A. sollte sich vor sich selbst schämen;“ aber nicht Einer davon hielt es für nöthig, den Verläumder um seiner Büberei willen zu vermeiden. — Im Gegentheil, er ging nach wie vor Arm in Arm mit den Männern oder tanzte und kurtesirte mit den Frauen, obgleich seine Verläumdung, wie die Enthüllung derselben, beiden wohl bekannt war.

Der Leser wird nun bemerken, welcher große sittliche Nachtheil aus diesem Laster entspringt: es gewöhnt nämlich die Leute an die Unwahrheit. Die Lüge der Verläumdung ist die schändlichste von allen und demoralisirt, wenn sie zur Gewohnheit wird, das Herz am allermeisten. Wer einer so absichtlichen und boshaften Täuschung fähig ist, wird vor nichts Anderem mehr Anstand nehmen. Als Folge davon sehen wir, daß unter den Amerikanern die größte Mißachtung der Wahrheit herrscht — ein Gebrechen, das ihnen häufig genug zum Vorwurf gemacht worden ist.

Welchem Umstande müssen wir übrigens diese entsittlichende Gewohnheit zuschreiben? Daß die zügellose Presse sie nährt, kann nicht in Abrede gezogen werden; ich bin übrigens geneigt, die wahre Quelle in der Eigenthümlichkeit der amerikanischen Institutionen zu suchen. In einer Demokratie gibt es nur zwei Mittel, durch welche sich der Mann über seine Nebenmenschen erheben kann — Reichthum und Ruf. Wo Alles gleich ist und doch Jeder strebt, sich vor dem Andern auszuzeichnen, findet auch der Grundsatz seine Anwendung: „kannst du dich nicht durch eigenes Verdienst heben, so ist es doch wenigstens in deine Macht gegeben, Andere zu deiner eigenen Tiefe herunterzuziehen;“ und dieser Gesinnung muß wohl die Lästersucht der Amerikaner zugeschrieben werden. Sie stehen in einem beharrlichen, unedelmüthigen Kriege gegen einander,

weil es in der Gesellschaft keine Abstufung und keine Ordnung gibt. Jeder pocht auf seine Gleichheit, wünscht aber demungeachtet sich über Andere zu erheben, und so herrscht im geselligen Leben ein ewiger Zwist. Mr. Tocqueville sagt:

> „Im menschlichen Herzen wuchert ein unsittliches Ringen nach Gleichheit, welches den Schwachen bewegt, den Starken zu sich niederzuziehen, und sogar die Gleichheit in der Sklaverei einer Ungleichheit mit Freiheit vorziehen läßt."

Namentlich in der Politik wird der Ruf weit bedeutsamer, als der Reichthum, und ist ein Mann im öffentlichen Leben einmal verhaßt gemacht oder verdächtigt worden, so verliert er seine Anhänger. Damit ist wieder ein Gegner aus der Rennbahn nach Auszeichnung verdrängt. Wir haben hier einen neuen beklagenswerthen Mangel, der aus der demokratischen Regierungsform entspringt. Wie verschieden verhält sich dieß in England und unter den übrigen geordneten Nationen der alten Welt, von denen man sagen kann, daß Jeder und Alles beziehungsweise an seinem Platz ist! Zwar streben viele, und oft auch mit Recht, sich über ihre Verhältnisse und die durch ihre Geburt angewiesene Stellung zu erheben; aber dennoch ist Ordnung und Regelmäßigkeit vorhanden. Jeder kennt genau die Sprossen der Leiter, auf welcher er steht, und die Mehrzahl gibt sich mit ihrer Lage zufrieden. Es ist bedauerlich, daß so viele schlimme Gefühle und böse Leidenschaften sich unaufhörlich thätig zeigen in diesem unglücklichen chaotischen Mangel an Ordnung und Abstufung; denn Jeder will der Erste seyn, während doch wieder Jeder ebenso gut zu seyn vermeint, als sein Nachbar.

Der mehrberührte Autor bemerkt:

> „Die Oberfläche der amerikanischen Gesellschaft ist, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, mit einer Schichte Demokratie bedeckt, unter der bisweilen die aristokratischen Farben zu Tage kommen."

Dies ist auch im moralischen Sinne wahr; denn die edleren Tugenden, welche hauptsächlich auf dem fruchtbaren Boden der

Ariſtokratie gedeihen, kommen hin und wieder zum Vorſchein, obſchon die ganze Oberfläche mit einer Demokratieſchichte bedeckt iſt, welche gleich der Lava, die der Vulkan unaufhörlich ausſtößt, das Land rund umher öde und unfruchtbar gemacht hat. *)

Siebentes Kapitel.

Schriftſteller u. ſ. w.

Die beſten Proben von amerikaniſcher Schriftſtellerei findet man in den politiſchen Artikeln, die in der Regel ſprechend, klar, ſchlagend und gut geordnet ſind. Die Jahresbotſchaft des Präſidenten iſt ſtets ein Meiſterwerk, trotz dem, daß man ihr die ſervile Schmeichelei gegen die Mehrheit zum Vorwurf machen muß. Wollten wir die Bildungsgrade von Amerika und England nach den

*) Dieſes Kapitel war eben unter der Preſſe, als mir von New-York aus durch anonyme Hand ein Artikel, dem Baltimore Chronikle entnommen, zugeſchickt wurde. Mag dies nun in freundlicher oder unfreundlicher Abſicht geſchehen ſeyn, jedenfalls bin ich dem Ueberſender ſehr verbunden, da mich die Stelle in den Stand ſetzt, im Nothfalle den giftigen Geiſt der amerikaniſchen Preſſe weiter zu belegen.

„Viele Perſonen unſeres Landes haben Gelegenheit gehabt, mit dem Kapitäne bekannt zu werden: ‚Die feſtgeankerte Inſel hat nie einen heilloſeren Lumpenkerl zu Tage gefördert. Sein linkiſcher, ungeſchlachter, mißgeſtalteter Körper iſt ganz die geeignete Wohnung für eine gemeine, verderbte, zügelloſe Seele. Obgleich er eine edle Erziehung genoſſen hat, ſcheint er doch für alle anderen Genüſſe unempfänglich zu ſeyn, außer denen der Sinne, und kein menſchliches Weſen kann ſich in ſeinen Begierden oder Gewohnheiten mehr dem Thiere nähern, als er. Welcher Gentleman hätte auch eine Stunde neben ihm ſitzen können,

Präsidentenbotschaften und den Thronreden beurtheilen, so müßten wir unendlich weit in den Hintergrund treten, da die Botschaft in der Regel ein Muster von Styl, die Thronrede aber nur zu oft ein Gemisch von schlechtem Englisch ist. Man wird dieß sonderbar finden, da diejenigen, welche letztere zusammenbrauen, in der Regel weit klassischer gebildet sind, als die Verfasser der Botschaft. Dies läßt sich nur dadurch erklären, daß sie im Versuche, die Sprache zu verdichten, fort und fort beschneiden, bis der Sinn fast ganz verloren ist; und obwohl Sr. Majestät Minister vollkommen verstehen, was sie sagen wollen, so vergessen sie doch, daß Andere in die gleiche Lage versetzt werden sollten. Indeß haben die Amerikaner keinen Grund, auch in Betreff fast aller übrigen Literaturzweige mit den Bemühungen ihrer Schriftsteller unzufrieden zu seyn, wenn man in's Auge faßt, daß letztere sich in einer sehr unvortheilhaften Stellung befinden, weil Amerika seinen regelmäßigen literarischen Vorrath fast ausschließlich von der fruchtbaren englischen Presse bezieht. Rechnen wir hiezu noch, daß in den Vereinigten Staaten vorderhand nur wenige Männer Muße genug haben und befähigt sind, sich wissenschaftlichen Bestrebungen hinzugeben. Ein Schriftsteller von Beruf dürfte in Amerika nur ein

---

ohne mit Eckel und Abscheu erfüllt zu werden? ‚Was ist Kapitän Marryat für ein Mensch?' wurde einmal in unserer Gegenwart ein ausgezeichnetes Congreßmitglied gefragt, das sich mit ihm an den meisten Schwefelquellen aufgehalten hatte. ‚Er ist gar kein Mensch,' lautete die Antwort, ‚sondern ein Vieh.'"

Das heißt wahrhaftig „das ganze Schwein haben wollen," indem es auch mich dazu machen will. Je nun, wenn schon für meinen ersten Theil, in welchem ich nur wenig oder gar nicht in eine Zergliederung einging, solche Schimpfreden über mich ausgegossen werden, was habe ich wohl für den gegenwärtigen zu erwarten? Ich für meine Person halte mich dem Herausgeber des Baltimore Chronikle für verpflichtet, vermuthe aber, daß der achtbare Theil des amerikanischen Staatenverbandes etwas unangenehm berührt werden dürfte, wenn ich in Gegenwärtigem obgedachten Bemerkungen ein größeres Publikum gebe, als wohl ursprünglich beabsichtigt war.

sehr leidiges Auskommen finden, wenner nicht etwa so wohl verdient in Ruf käme, wie Washington Irving oder Cooper. Er hat nicht nur mit den besten englischen Autoren zu konkurriren, sondern sein Werk müßte auch, wenn etwa ein Gewinn dabei herauskommen sollte, zu einem weit höheren Preise verkauft werden, da fast alle englischen Schriften in Amerika erscheinen, ohne daß für das Verlagsrecht etwas bezahlt wird. Eine englische poetische Schrift zum Beispiel wird um einen und einen Viertelsdollar verkauft, während eine amerikanische zwei Dollars kostet.

Dieser Umstand allein würde der amerikanischen Literatur den Garaus machen, wenn England nicht die Werke der Amerikaner großmüthig in Verlag nähme. Ueberhaupt zollt uns das Publikum der Vereinigten Staaten das stillschweigende Kompliment, daß es kaum ein Werk eines seiner eigenen Mitbürger ansieht, wenn es nicht zuvor in England erschienen und durch unsern Beifall gut geheißen ist. Die amerikanischen Schriftsteller von Ruf suchen daher ihre Belohnung hauptsächlich im Verkauf ihrer Werke an englische Buchhändler, und dieser unserer Freisinnigkeit allein hat es die amerikanische Literatur zu danken, daß sich hin und wieder Jemand mit ihr beschäftigt, da das eigene Land keine zureichende Unterstützung bieten würde. Die Zahl der englischen Werke, welche in Amerika nachgedruckt wurden, ist sehr groß, obschon weit weniger Exemplare verkauft werden, als man bei uns wohl glauben würde.

Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten ist sehr achtbar. Das American Quarterly Review des New York Mirror von George P. Morris, der Knicker Bocker von Clarke und das Monthly-Magazin, die alle zu New-York erscheinen, sind sehr gut, ebenso auch die in Philadelphia und in andern großen Städten erscheinenden Magazine. Im Ganzen steht die periodische Presse Amerikas so ziemlich auf gleicher Höhe mit der von England, denn die periodische Literatur sagt dem Geiste der Amerikaner zu und findet bei ihnen weit bessere Unterstützung, als jeder andere Zweig

derſelben. Die Amerikaner ſind eiferſüchtig auf unſere Literatur, wie überhaupt auf Alles, was auf uns Bezug hat; indeß thun ſie ſich darin ſelbſt Unrecht, da ſie meiner Anſicht nach viele gute Schriftſteller haben. In der Geſchichte und in den gediegeneren Literaturzweigen verdienen die Namen Sparks, Prescott, Bancroft, Schoolkraft, Butler, Carey, Pitkins u. ſ. w. rühmliche Anerkennung, während in der allgemeineren Literatur Washington Irving, Fay, Hall, Willis, Saunderſon, Sedgewick, Leslie, Steevens, Child und Neal ſich auszeichnen. Romanſchreiber haben ſie in Cooper, Paulding, Birth, Kennedy, Thomas, Ingraham und vielen Anderen, wie denn auch das Land ungeachtet der Musquitos einige ſehr gute Lyriker hervorzubringen vermochte — zum Beiſpiel Bryant, Halbeck. Sigourney, Drake u. ſ. w. Und haben ſie nicht außer einer Schaar von polemiſchen Schriftſtellern den Doktor Canning, einen ihrer größten Männer und wohl ihren beſten Freund, den Amerika je in's Leben rief, weil er den moraliſchen Muth hatte, ſie auf ihre Fehler aufmerkſam zu machen? Dieſen Namen dürfen wir wohl auch die ihrer juridiſchen Schriftſteller beifügen — nämlich den Kanzler Kent, den Richter Story, Webſter, Clay, Everett, Caß und Andere, die durch ihren hohen politiſchen Ruf weit bekannter ſind, als durch ihre Werke. Erwägen wir, daß Amerika nur die Hälfte unſerer Bevölkerung und nicht ein Viertel ſo viel Zeit zum Leſen hat wie wir, ſo müſſen wir zugeben, daß es den Amerikanern nicht an guten Schriftſtellern fehlt, obſchon nur wenige derſelben dem britiſchen Publikum bekannt ſind. Indeß ſtehen auch die amerikaniſchen Schriftſteller unter einem weitern nachtheiligen Einfluſſe, den man bei uns zu Lande nicht kennt, indem ſie mit ihrer Meinung nicht frei herausgehen dürfen. Die Stimme der Mehrheit geſtattet dies nicht, indem ſie ihnen nur in dem Gebiete der Religion freie Bewegung erlaubt; auf dieſem aber können ſie ſpekuliren, ſo viel ſie wollen, und ihre Meinungen im Druck erſcheinen laſſen, mögen ſie nun deiſtiſch, atheiſt oder gar noch ſchlimmer

seyn, wenn sie allenfalls etwas Schlimmeres aufzufinden im Stande sind. Allerdings kann ein Autor im Druck erscheinen lassen, was er will, und thut es auch zuweilen; wenn ihm aber daran liegt, seine Popularität und damit zugleich seinen Gewinn nicht zu verlieren, so darf er nicht nur keinen Anstoß geben, sondern muß auch der Nation schmeicheln — eine Praxis, die von den meisten amerikanischen Autoren beobachtet wird. Schreibt Einer einen Roman oder etwas Geschichtliches, so muß er seine Landsleute loben und wo möglich den Engländern irgend einen Schimpf anhängen. Dieser Umstand erklärt auch die hinschwindende Popularität Coopers, denn er hat es gewagt, in mehr als einem seiner letzteren Werke seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen, und jetzt ist die Mehrheit gegen ihn. Die Schrift, auf welche ich mich oft in den vorliegenden Bemerkungen bezogen habe, der „Demokrat" betitelt, wurde eigentlich todt geboren, und ich glaube, daß dies noch ein Glück für Cooper ist, da Leute schon gelyncht wurden, welche sich nicht halb so stark äußerten. Seine „Flottengeschichte" wird ihn wieder in Kredit bringen, und ich glaube sogar, daß er sie in dieser Absicht schrieb; denn obgleich Cooper viel moralischen Muth gezeigt hat, ist er doch nicht konsequent geblieben. In dem einen Augenblick veröffentlicht er den „Demokraten" und gibt seinen Landsleuten tüchtig die Peitsche zu kosten; dann aber läßt er seine „Flottengeschichte" erscheinen und streicht ihnen wieder den Pelz. Wie dem übrigens seyn mag, in ersterem Betracht steht er, mit Ausnahme des Doktor Canning, fast ganz allein da.

Einer von den besten Schriftstellern Amerika's ist Richter Hall, der sich in seinen Werken als einen scharfsinnigen, einsichtsvollen Mann erweist. Dennoch war ich nicht wenig überrascht, in seiner „Statistics of the West" folgende Stelle zu finden, die ihrem Wesen nach mehr als einmal wiederholt wird. Er sagt nämlich von den indianischen Feindseligkeiten:

„Das Mutterland England hat nie zu hoffen aufgehört, die Kolonieen (das heißt die Vereinigten Staaten) wieder mit seinem Reiche zu vereinigen, bis der Krieg von achtzehnhundert und zwölf die letzte Spur dieser trügerischen Erwartungen vernichtete.“

So lautet seine verkehrte Behauptung, über deren Abgeschmacktheit jeder Engländer lachen wird. Aber die daraus gezogenen Folgerungen sind sehr ernstlicher Natur, da sie die Absicht haben, die feindselige Gesinnung gegen England zu nähren. Er versucht nämlich zu beweisen, daß wir seit der Anerkennung der Unabhängigkeit durch Georg den Dritten stets bemüht gewesen seyen, Amerika wieder unserm Scepter zu unterwerfen. Alle feindseligen Angriffe der verschiedenen Indianerstämme, die Ermordung von Weibern und Kindern, das Skalpiren — kurz Alles, was von dieser Zeit an der Indianerkrieg Grausenvolles bot, wird ausschließlich der Thätigkeit und den Bestechungen Englands zugeschrieben, welches durch derartige Mittel die Amerikaner nach der Seeküste zurückzutreiben hoffte, um sie daselbst mit seiner Flotte angreifen zu können.

Ein wenig Nachdenken könnte jeden vernünftigen Amerikaner überzeugen, daß es ganz in der Natur der Sache lag, wenn die Indianer sich nicht ohne Kampf unterwerfen wollten, als man ihnen mit Gewalt und ohne alle Rücksicht auf Gerechtigkeit ihr Eigenthum, die Ländereien entriß, auf denen sie so viele Jahrhunderte gejagt hatten. Richter Hall wünschte jedoch seine Landsleute zu überzeugen, daß ihre Vertilgungskämpfe gegen die Indianer bloß um der Selbstvertheidigung willen stattgefunden hätten, folglich von keiner unverzeihlichen Rechtsverletzung die Rede seyn könne. Zu jener Periode gab es unter den Indianern viele Weiße, welche sich denselben freiwillig angeschlossen hatten oder gefangen und in die Stämme aufgenommen worden waren. Alle diese verkehrt nun Richter Hall in englische Emmissäre, namentlich

einen darunter, den er sehr richtig als den „schändlichen Girty“ bezeichnet. Zum Unglück für den wahrheitsliebenden Autor war übrigens der schändliche Girty ein Amerikaner und in Philadelphia geboren, wie durch amerikanische Autorität nachgewiesen ist.

Diese Verpflichtung für die eigenen Landsleute, und bloß für sie zu schreiben, hat dem Verkauf amerikanischer Werke in England großen Eintrag gethan, denn die Buchhändler, welche dieselben lesen, finden so viele anstößige und unwahre Bemerkungen über ihr Vaterland, daß sie sich nicht mit dem Drucke befassen mögen. Der Schaden ist aber noch weit umfassender, weil die Ideen des Talents eingeengt werden. Die Schriftsteller sollten vorn in der Reihen stehen und das Volk zu ihnen aufblicken; sie aber gehen hintendrein und sehen zu dem Volke auf, dem sie schmeicheln, um Popularität zu gewinnen. So kömmt es denn, daß vorderhand in Amerika die Feder als moralische Waffe nichts als eine elende Memme ist.

Miß Martineau's Bemerkungen über die amerikanische Literatur sind, wie alles Andere aus ihrer Feder, nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Wo sie ihre Auskunft holte, weiß ich recht wohl, und eben so gut auch, daß sie ausgezeichnet hinter's Licht geführt wurde. Ein amerikanischer Kritiker bemerkt ganz richtig:

> „Es ist das Unglück der gewerbsmäßigen Schriftsteller, daß sie in unsern Hauptstädten unter gewisse Cliquen gerathen, welche sich selbst zu den Mittelspersonen der Auslegung machen und ihre eigene Lebensweise als die der Elite des Landes darstellen, indem sie zugleich ihre Ansichten für den Prüfstein erklären, an dem alle anderen gewürdigt werden müssen. Sie umgeben den Reisenden mit ihrer eigenen Atmosphäre und hoffen dadurch auf den künftigen Blättern des dankbaren Gastes zu glänzen.“

„Dies erklärt zur Genüge Vieles, was man in Miß Martl-

neau's Werke findet — namentlich die Besorgniß in Betreff der Charaktere, der Liebhabereien und der Beschäftigungen unserer amerikanischen Frauen.

„Sie verkennt augenscheinlich den Charakter unserer Kaufleute und läßt unserer Literatur nur magere Gerechtigkeit widerfahren. Spricht sie da von einigen obscuren Veröffentlichungen aus den Federn literarischer Abenteurer als von den besten Werken, die sie gesehen, während sie zu gleicher Zeit von Mr. Cooper versichert, daß er ‚bedauerlich durchgefallen sey!' Dieß ist ein Zug von Keckheit, der durch nichts gerechtfertigt werden kann, welche Stellung Miß Martineau sonst in der literarischen Republik einnehmen mag."

Dies ist auch wirklich der Fall. Miß Martineau gerieth in die sogenannte Stock Bridge Clique, und setzte eifrigen Glauben in die Orakelsprüche, welche ihr in die Ohren gegossen wurden. So sagt sie zum Beispiel, in Amerika sey Hannah More die bekannteste Schriftstellerin, während man doch im Gegentheil kaum irgend etwas von ihr weiß.

Ferner behauptet sie, Wordsworth werde viel gelesen. Mr. Wordsworth ist nicht einmal in England nach Gebühr gewürdigt worden, während man von Amerika fast sagen kann, daß er gar nicht gelesen werde. Dieser Behauptung fügt sie bei, daß Byron wenig bekannt sey, was doch in der That allzu dreist ist. Miß Martineau war überall in der besten Gesellschaft Amerika's, und ich glaube, daß sie unter zehn Besuchszimmern in neunen ein Exemplar von Byron auf dem Tische liegen sehen mußte.

Von Cooper will sie wissen, daß er durchgefallen sey, während doch außer Washington Irving nie ein amerikanischer Schriftsteller mit Recht so populär wurde, als eben er. Allerdings hat er in letzter Zeit das Mißfallen der Mehrzahl erregt, indem er sie auf ihre Gebrechen aufmerksam machte, wie wir es auch nicht löblich finden

können, daß er nicht immer in der besten Stimmung ist, wenn er über England schreibt; aber es ist wahrhaftig die größte Abgeschmacktheit, bei einem Manne, der den Lotsen, den letzten Mohikan und die Prärie geschrieben hat, von Durchfallen zu reden. Dem Vernehmen nach liegt der Grund ihrer Behauptung in dem Umstand, daß Mr. Cooper einen Streit mit Mrs. Martineau's besonderen Freunde, dem Mr. S. hatte. Von allen ihren Bemerkungen ist nur eine einzige buchstäblich wahr: sie sagt, Bulwer werde viel gelesen. Hierin hat sie Recht, obschon sie in dem Grunde, den sie dafür angibt, wieder im Irrthum befangen ist. Sie sucht ihn in seinen freisinnigen Ansichten; daran denkt man nicht, denn man liebt ihn, weil seine Erzählungen Interesse bieten und seine Schreibart schön ist.

Am auffallendsten erschien mir jedoch in Miß Martineau's Werk die Angabe, daß Mr. Carlisle, der Verfasser des Sartor Resartus, der gelesenste von allen englischen Schriftstellern sey. Ohne den Werken des Mr. Carlisle zu nahe treten zu wollen, fühlte ich mich doch nach den gemachten Erfahrungen überzeugt, daß dies nicht der Fall seyn könne, weil seine Werke nicht für die Amerikaner passen. Ich beschloß daher, zu untersuchen, was an Miß Martineau's Behauptung Wahres sey, und ging zu einem Buchhändler, um ihn zu fragen, wie viele Exemplare von Mr. Carlisle's Werk gedruckt worden seyen. Die Antwort lautete, eine einzige Auflage von sechshundert Abdrücken, welche jetzt nahezu verkauft sey; auch besännen sie sich eben, ob es der Mühe werth sey, eine zweite zu drucken. In Folge von Miß Martineau's Versicherung, daß Byron nur wenig bekannt sey, begab ich mich zu den bedeutendsten Buchhändlern in New-York und Philadelphia, um mich wo möglich zu überzeugen, wie viele Exemplare von Byron gedruckt worden seyen. Die Antwort lautete, es sey unmöglich dieß genau anzugeben, da von so vielen verschiedenen Buchhändlern Ausgaben veranstaltet worden seyen; sie glauben übrigens, daß hundert und fünfzig bis zweimal

hundert tausend Exemplare verkauft wurden! So viel über die Genauigkeit der Miß Martineau.*)

Ich fürchte, daß wir, den beredten und nachdrücklichen Anstrengungen des Verfassers der „Jon" zum Trotz, nie im Stande seyn werden, das Publikum glauben zu machen, daß die Schöpfungen des menschlichen Gehirns ein Eigenthum sind, und eben deshalb wird es uns wohl nie gelingen, mit fremden Ländern eine Uebereinkunft zu treffen, welche dem englischen Schriftsteller seine Rechte sichert. Gleich bei meiner Ankunft in Amerika berichteten die Zeitungen, ich sey gekommen, um zu sehen, was sich in dieser Hinsicht thun lasse, und gedenke die Petition der englischen Schriftsteller zu verfolgen. Der Gegenstand wurde unaufhörlich zur Sprache gebracht, und ich interessirte mich natürlich dafür; auch räumte Jeder den Autoren ihre Rechte ein, fügte aber zugleich die Bemerkung an, daß wir's nicht durchsetzen werden.

Die Petition der englischen Schriftsteller an den Kongreß fand einen warmen Vertheidiger an Mr. Clay, der stets in Allem, was freisinnig und gentlemanisch ist, die Vorhut anführt. Ein erlesenes Komite, welchem Mr. Clay präsidirte, wurde gebildet, um die Frage in Erwägung zu ziehen, und erstattete seinen Bericht, auf welchen eine Bill eingebracht wurde.

„Im Senat der Vereinigten Staaten, den 16. Februar 1837."

„Mr. Clay erstattet folgenden Bericht:

„Das gewählte Komite, dem die Adresse gewisser Eng-

*) Miß Martineau spricht von Doctor Follett als einem der größten Männer in Amerika. Ich war hierüber erstaunt, und da ich seinen Namen nie gehört hatte, so fragte ich: „Wer ist Doctor Follett?" — „Ich weiß nicht." — „Kennt Ihr Doctor Follett?" — „Habe nie von ihm gehört." — „Vielleicht Ihr?" — „Nein." So fragte ich viele Leute, bis ich's zuletzt ganz müde wurde. Endlich aber fand ich einen Mann, der ihn kannte und mir zur Antwort gab: „O ja; er ist ein Abolitionist!" Wie der amerikanische Kritiker richtig bemerkte: „er glänzt auf den künftigen Seiten seines dankbaren Gastes!"

länder und die Petition gewiſſer amerikaniſcher Autoren zugewieſen wurde, hat ſeinem Auftrage gemäß die Frage in Erwägung gezogen und erlaubt ſich jetzt darüber Bericht zu erſtatten.

„Durch die Kongreßakte von 1831, welche zur Zeit hinſichtlich der ſchriftſtelleriſchen Eigenthumsrechte in Geltung iſt, ſind die Wohlthaten der Akte auf Bürger und Einwohner der Vereinigten Staaten beſchränkt, ſo daß kein Ausländer, der im Auslande wohnt, in den Vereinigten Staaten ein Privilegium gegen den Nachdruck eines von ihm geſchriebenen Werkes gewinnen kann, wie wichtig oder werthvoll auch daſſelbe ſeyn möge. Der Zweck der Addreſſe und Petition iſt daher, dieſe Beſchränkung im Intereſſe der britiſchen Autoren zu beſeitigen und die Wohlthaten unſeres Geſetzes auf ſie auszudehnen.

„Daß Schriftſteller und Erfinder nach dem unter allen civiliſirten Nationen geltenden Brauche ein Eigenthumsrecht an die Produktionen ihres Geiſtes haben, iſt unbeſtreitbar, und es ergibt ſich daraus die rechtliche Folgerung, daß dieſes Eigenthum, wie jedes andere, durch das Geſetz geſchützt werden ſollte. Die Schriftſteller und Erfinder gehören unter die größten Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Sie ſind oft ausſchließlich wegen ihres Unterhalts auf ihre geiſtigen Anſtrengungen hingewieſen und nicht minder häufig vermöge der Natur ihrer Beſtrebungen oder in Folge ihrer geiſtigen Konſtitution unfähig, den weltlichen Angelegenheiten jene Sorgfalt zu weihen, welche man gewöhnlich unter den übrigen Klaſſen der Geſellſchaft trifft. Dieſe Rückſichten verleihen ihren gerechten Anſprüchen an den Schutz des Geſetzes eine zugäbliche Kraft.

„Es iſt damit erwieſen, daß das literariſche Eigenthum zu geſetzlichem Schutze berechtigt iſt; zugleich folgt aber

daraus, daß dieser Schutz in Anwendung kommen sollte, wo das Eigenthum gelegen ist. Ein britischer Kaufmann bringt oder übersendet den Vereinigten Staaten einen Ballen Kaufmannsgut, und sobald er in die Jurisdiction unserer Gesetze kommt, verleihen ihm letztere sogleich wirksame Sicherheit. Kommt aber das Werk eines britischen Autors nach den Vereinigten Staaten, so kann sich's jeder Einwohner zueignen und wieder drucken lassen, ohne dem Autor irgend eine Entschädigung zu zahlen. Wir würden es für himmelschreiend halten, wenn das Gesetz im Falle des Kaufmannsgutes auch nur den mindesten Eingriff in die Eigenthumsrechte dulden würde, während doch die Befugnisse der Schriftsteller jeden Tag der Verletzung ausgesetzt sind, ohne daß es ihnen möglich gemacht wäre, die Hülfe der Gesetze aufzubieten.

„Das Comité ist der Ansicht, daß diese Unterscheidung unter den zwei verschiedenen Arten des Eigenthums nicht auf der Grundlage der Gerechtigkeit beruht, folglich durch eine vorsichtige Verbesserung des Gesetzes Abhülfe geleistet werden sollte. Der Grundsatz ist bereits in den Patentgesetzen anerkannt worden, indem man die Wohlthat derselben auf fremde Erfindungen und Verbesserungen ausgedehnt hat. Wollen wir konsequent bleiben, so müssen wir ihn auch auf die Eigenthumsrechte fremder Schriftsteller in Anwendung bringen. In Beziehung auf Großbritannien und Frankreich gewinnen wir damit nur eine Maaßregel gegenseitiger Gerechtigkeit, da in beiden dieser Länder unsere Schriftsteller sich für ihr literarisches Eigenthum des gesetzlichen Schutzes erfreuen, welcher ihren Unterthanen bei uns versagt ist.

„Unter solcher Zugrundlegung hat sich's das Comité angelegen seyn lassen, eine Maßregel zu ermitteln, welche ohne

allzugroße Störung der Intereſſen oder allzu ernſtliche Kolliſion mit Maßregeln, wie ſie aus dem gegenwärtigen Stande der Dinge erwachſen ſind, mit Sicherheit dem Prüfeſtein der praktiſchen Erfahrung unterworfen werden kann. Von den Werken, welche bisher aus der Preſſe des Auslandes hervorgegangen ſind, wurden bereits viele in den Vereinigten Staaten gedruckt, andere ſind im Drucke begriffen, während andere wahrſcheinlich ſtereotypirt worden ſind. Ein Privilegium, welches auch dieſe Schriften einſchlöße, würde nachtheilig auf die amerikaniſchen Buchhändler wirken und zu Streit zwiſchen ihnen und den fremden Schriftſtellern führen.

„Nach den Grundſätzen der Klugheit und Vorſicht, welche ſich das Comité zur Richtſchnur nahm, gedenkt es daher eine Bill vorzuſchlagen, vermöge welcher der zu verleihende Schutz ſich nur auf diejenigen Werke ausdehnen ſoll, welche nach Dekretur derſelben veröffentlicht werden. Zugleich beſchränkt ſich unſer Antrag auf die Unterthanen von Großbritannien und Frankreich, weil, nebſt anderen Gründen, das Comité ſich überzeugt hat, daß den dortigen Landesgeſetzen zufolge auch amerikaniſche Autoren für ihre Produktionen Schutz erhalten können, während hierorts nicht bekannt iſt, daß in was immer für einem andern fremden Lande der gleiche Fall ſtattfinde, obſchon dem Grundſatze nach das Comité keinen Anſtand nimmt, die literariſche Republik als eine einzige große Gemeinſchaft zu betrachten, folglich es konſequent wäre, für das literariſche Eigenthum ein Schutzſyſtem einzuführen, welches allen Theilen dieſer Gemeinſchaft zu Gute käme. Auch trifft die Bill die Vorſorge, daß eine amerikaniſche Ausgabe des fremden Werkes, für welches ein amerikaniſches Privilegium gewonnen wurde, in gebührender Zeit erſcheine.

„Sollte die Bill Genehmigung finden, so ließe sie in ihrer Wirksamkeit die Einwohner Amerika's in ungestörtem Besitze aller wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten, die vor ihrer Erlassung erschienen sind — mit andern Worten im Besitz der großen Masse von Wissenschaft und Literatur, welche die Welt bereits zu Tage gefördert hat, so daß die britischen oder französischen Schriftsteller ihre Eigenthumsrechte nur für diejenigen Werke in Anspruch nehmen können, welche nach Feststellung des Gesetzes veröffentlicht werden.

„Das Comité versteht sich keiner vernünftigen oder gerechten Einwendung gegen eine so beschränkte und vorsichtige Maßregel. Man sagt vielleicht, daß ein neues Werk, wenn es mit dem Aufwand eines Honorars an den Schriftsteller belastet sey, den Käufer etwas theurer zu stehen komme, als es der Fall wäre, wenn das Privilegium gegen den Nachdruck nicht bestünde. Dieß ist möglich, aber keineswegs gewiß, da es im Gegentheil sehr wahrscheinlich ist, daß die Exemplare eines ausländischen Werks gleich wohlfeil geliefert werden können, wenn der amerikanische Verleger Zeit hat, eine sorgfältige Ausgabe zu veranstalten; denn es bleibt ihm der außerordentliche Aufwand, welchen die Eile einer schnellen Veröffentlichung mit sich führt, erspart, während er zu gleicher Zeit gegen gefährliche Konkurrenz gesichert ist. Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre und der amerikanische Leser einige Cents weiter zu bezahlen hätte, um den Autor für Abfassung eines Werks, aus dem man sich unterrichten und Vortheil ziehen kann, zu entschädigen — wäre dies nicht bloße Gerechtigkeit? Hat der Literaturfreund ein Recht, geistige Schöpfungen, die noch nicht im Daseyn sind, sondern in dem Schooße des Genius begraben liegen, zu benützen, ohne zu der Belohnung des Autors

beizutragen? Das Comité ist nicht dieser Ansicht und glaubt, daß jeder Amerikaner es für ebenso unrecht halten wird, sich die Benützung künftig erscheinender Werke zuzueignen, ohne auf literarische Eigenthumsrechte Rücksicht zu nehmen, als wenn er in dem angegebenen Falle den Ballen Kaufmannsgut an sich bringen wollte, ohne dafür zu bezahlen. Gewiß wird er auch bereitwillig diesen unbedeutenden Beitrag geben, wenn ihm statt der unvollkommenen, nachläßig besorgten Bücher, wie sie jetzt so oft erscheinen, ein schönes, werthvolles Werk gesichert wird, das sich auch der Mühe des Aufbewahrens lohnt.

„Das Comité bezweifelt nicht im mindesten, daß dem Kongreß die konstitutionelle Gewalt zusteht, die beantragte Bill in Kraft zu setzen, um so weniger, da er, wie oben gesagt, in einem analogen Falle bereits diese Befugniß geltend gemacht hat. Die Konstitution ermächtigt den Congreß, ‚die Fortschritte der Wissenschaft und nützlicher Künste durch zeitweilige Privilegien zu fördern, welche den Schriftstellern und Erfindern das ausschließliche Recht an ihre Schriften und Entdeckungen sichern.‘ Die Eingebornen oder Bürger dieses Landes können diese Gewalt nicht beschränken, ohne dem Zwecke, zu welchem sie ertheilt wurde, feindselig in den Weg zu treten — dem Zwecke, die Fortschritte der Wissenschaft und nützlichen Künste zu fördern. Letztere gehören keinem besondern Lande an, sondern sind das Eigenthum der ganzen Menschheit, und es kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß der Sporn, welchen man dadurch dem Geist und Genie zu geben gedenkt — mit andern Worten, die Förderung des Fortschritts in Wissenschaft und Kunst durch die Motive erhöht werden wird, welche die Bill den Angehörigen von Großbritannien und Frankreich bietet.

Das Comité ſchließt daher mit der Bitte, die Bill, welche dieſen Bericht begleitet, der Prüfung übergeben zu dürfen."

Man muß nun nicht glauben, daß Mr. Clay durch die amerikaniſche Preſſe unterſtützt blieb, da im Gegentheil viele Journale die Sache der engliſchen Autoren in der freiſinnigſten Weiſe verfochten. In der That wäre auch die Gabe, wenn ſie verliehen worden, den amerikaniſchen Schriftſtellern von weit größerem Vortheil geweſen, als den unſrigen — ein Umſtand, der von Vielen nachdrücklich hervorgehoben wurde. Der New-York Daily Expreß bemerkt:

„Ein anderes großes Uebel, das aus dem gegenwärtigen Geſetze entſpringt, beſteht darin, daß die meiſten Schriftſteller unſeres eignen Landes ganz und gar gehindert ſind, die Nationalliteratur in Aufnahme zu bringen, da ſie für ihre Mühe keine Entſchädigung gewinnen können; und es bedarf doch wohl nicht erſt des Beweiſes, daß die Literaten ebenſowenig, als ſcharfſinnige Künſtler und Mechaniker, gleichgültig gegen die ſchließlichen Vortheile ſeyn können, welche bei beiden aus der fleißigen Benützung und ſorgfältigen Anwendung ihrer Geiſtesfrüchte hervorgehen ſollten. Wir kaufen und leſen die Werke ausländiſcher Schriftſteller, aber zu unſerem eignen Nachtheile; denn die Bücher engliſcher Autoren ſind mit keinen Honorarkoſten verknüpft und verdrängen daher diejenigen, welche ſonſt durch unſere eigene Landsleute zu Tage gefördert worden wären. Man begeht ein Unrecht an den Fremden, das zu gleicher Zeit auf die amerikaniſchen Autoren wie ein Tarif wirkt; — und alle dieſe augenfälligen Beeinträchtigungen werden fortgeführt, ohne daß daraus auch nur der geringſte Nutzen für die betheiligten Partieen erwüchſe."

Der Boston Atlas antwortet auf diese Bemerkung fast in dem gleichem Tone:

„Diese systematische, legitimirte Beraubung englischer Schriftsteller ist das Verderben aller heimischen Literatur. Welcher literarische Mann kann sich einem Werke weihen, mit welchem er nach seiner Vollendung eine Konkurrenz gegen eine Schrift derselben Art bestehen muß, die man für den Aufwand eines einzigen Londoner Exemplars bereits gedruckt den Setzern übergeben kann? Welcher Buchhändler wird auch für das Manuscript einer Novelle, selbst wenn sie Bulwers besten gleichkömmt, den gebührenden Werth zahlen, wenn er eine Schrift von Bulwer selbst, der noch dazu englischer Ruf zur Seite steht, für einige Schillinge haben kann? Dies ist hauptsächlich der Grund, warum wir so wenige Werke besitzen, die entweder thatsächlich oder auf dem Boden der Dichtkunst unsere eigene Geschichte beleuchten. Die amerikanischen Buchhändler haben ihre Waare umsonst."

Folgender Auszug ist einem vortrefflichen Artikel über den fraglichen Gegenstand in dem North American Review entnommen.

„Eine weitere schlimme Folge von dem gegenwärtigen Stande der Dinge ist, daß sich die Auswahl der Bücher, die uns geboten werden, in unrechter Hand befindet. Die Buchhändler geben hauptsächlich die Richtung unserer Lektüre an, indem sie die Bücher zum Abdruck auswählen. Natürlich befassen sie sich nur mit solchen Werken, die am schnellsten und zahlreichsten abgehen; dabei darf man übrigens nicht vergessen, daß sie dadurch zwar die Wünsche der zahlreichsten Leserklasse befriedigen, aber die Bedürfnisse der Gebildeten und Einsichtsvollen vernachlässigen. Es gibt viele treffliche Werke, die wohl allgemein in Umlauf kommen würden, wenn man sie unserem lesenden Publikum an-

böte; aber unſere Buchhändler achten nicht darauf, weil ihnen der Erfolg zweifelhaft erſcheint. Setzen wir den Fall, Abbot's ‚junger Chriſt', ein Buch, das wohl zu den verbreitetſten der gegenwärtigen Zeit gehört, wäre zuerſt gleichzeitig mit einer guten Novelle in England erſchienen, ſo würden uns die amerikaniſchen Buchhändler augenblicklich einen ſchrecklichen Abdruck der Novelle gegeben haben, ohne daß uns je etwas von Abbot's Buch zu Ohren gekommen wäre, bis ſein Erfolg ſich im Auslande zum Ueberfluß erprobt hätte — ja, nicht einmal dann, wenn ſich allenfalls eine ephemere Novelle aufthat, welche einen beſſern Abſatz verſprach."

„Auch iſt es nicht einmal gewiß, daß der Preis der Bücher durch das Geſetz zum Schutz des literariſchen Eigenthumsrechts weſentlich erhöht werden müßte. Man darf nicht vergeſſen, daß durch das Geſetz eine große Anzahl ſowohl engliſcher als amerikaniſcher Schriftſteller gleichzeitig in's Feld gerufen würde; denn wenn ſich engliſche Autoren dieſer Wohlthat erfreuen könnten, würden ſie bald ausdrücklich für Amerika zu ſchreiben anfangen. Die Konkurrenz würde dann ſo groß, daß die Preiſe der Bücher nach einem gewiſſen Maßſtabe geregelt werden müßten. Aber ſelbſt angenommen, die Preiſe ſteigerten ſich beträchtlich, ſo iſt es doch beſſer, zwei Dollars für ein ſchönes Buch zu bezahlen, das man wieder leſen und aufbewahren kann, als einen Dollar für eine Schrift auszulegen, welche nach fünf Jahren bloß noch den Werth des Dütenpapiers hat. Schließlich aber kömmt noch unſere einheimiſche Literatur in Betracht, die doch, ſollte man meinen, von allen vernünftigen und einſichtsvollen Perſonen den wohlfeilen Büchern vorgezogen zu werden verdient."

Gleichwohl faßte auch ein großer Theil der Preſſe die andere

Seite der Frage auf, wie man aus nachstehendem Artikel über die internationale Nachdrucksfrage entnehmen kann.

„Dem Princip nach eine der wichtigsten Fragen, die je in Anregung gebracht wurden, hat seit einiger Zeit die verschiedenen Zeitungsredakteure beschäftigt, je nachdem ihre Interessen oder Gefühle dabei in Frage kamen. Der Hauptzweck gegenwärtiger Bemerkung besteht darin, mit der Geisel des Spottes die Anmaßung eines gewissen Zeitungsschreibers zu züchtigen, welcher behauptet, daß ein Schriftsteller kein Recht habe an die Ergüsse seines Geistes, an die Produktionen seiner Feder. Wir gedenken nicht, auf die vielen groben Abgeschmacktheiten zu antworten, welche die Sophistik dieses talentvollen Gentlemans dem Publikum aufgeheftet hat; denn dies hieße mehr thun, als nöthig ist, sofern seine ‚luftige Vision' bereits völlig ‚in Nebel aufgegangen ist' unter dem Athem jenes vortrefflichen, uns wohlbekannten Mannes, welcher dem Unrecht den Hals brach, dem besagter Herr so angelegentlich das Wort redete. Aber die schamlose Dreistigkeit der Behauptung, daß ein Schriftsteller, der, wie alle Welt weiß, von allen Arbeitern in der Schöpfung am schlechtesten bezahlt wird, kein ausschließliches und ungetheiltes Eigenthumsrecht haben soll an seine eigene Produktionen, ist zu maßlos, als daß nicht alle Herausgeber, die, wie jeder thun sollte, die Grundsätze der Höflichkeit und Ehre zur Richtschnur ihres Lebens machen, die Verpflichtung fühlen sollten, vorzutreten und ihren Abscheu gegen Behauptungen auszusprechen, die auf eine so höchst unmoralische Grundlage gebaut sind.

„Wir bedienen uns der gegenwärtigen Nummer, um die Rechte der armen Schriftsteller gegen die gierige Beraubung der Buchhändler zu vertreten, die sich gerne mästen möchten von der gestohlenen Mühe derjenigen, welche ihre

Schändlichkeit dem Hungertode preisgibt. Sie raubt dem Dürftigen die spärliche Krume von dem Munde weg, um den eigenen unersättlichen Magen zu füllen.

„Die Frage schwebt zwischen dem Buchhändler und dem Autor ob. Letzterer spricht sein Recht an die eigenen Produktionen an', wo sie auch seyn mögen, während die Buchhändler gleich den Strandräubern von Cornwallis sagen: ‚nein, sobald deine Arbeit unsere verhängnißvolle Küste berührt, gehört sie uns und du hast kein Recht mehr daran — nicht die Spur eines Rechtes.' Gütiger Himmel! Sollte eine solche grausame Beraubung gestattet werden? Mit vollendeter Schlauheit wenden sich die Buchhändler an das Publikum und sagen: ‚Unterstütze uns in unserem Diebstahl, und wir wollen die Beute mit dir theilen. Wir geben dir treffliche Werke zu einem Preise, der unendlich unter ihrem Werthe steht.' Ebenso gut könnte ein Dieb, der vor den ehrenhaften und würdigen Recorder kömmt, sagen: ‚wenn Euer Ehren bei meinem Verbrechen durch die Finger sieht, so will ich zum öffentlichen Wohlthäter werden; denn die hundert Uhren, welche ich einem einzigen Manne gestohlen habe, kann ich an hundert Personen zum Drittheil des ursprünglichen Preises verkaufen. Der Schaden, der einem Einzigen zugeht, wird also Hunderten zum Nutzen — und Ihr selbst sollt eine Uhr sehr wohlfeil haben." — Was würde der Recorder darauf erwiedern? ‚Das Verbrechen ist augenfällig, und ich weise mit Unwillen und Verachtung den Antrag zurück, mit mir zu theilen, was nicht dein Eigenthum ist.' Und sollte nicht ebenso das Publikum den Buchhändlern antworten? Ja, und es wird auch so antworten. Die Vampyren, welche so lange von dem Geist der Schriftsteller gezehrt haben, werden fortan ihr Eigenthum besteuern müssen, wenn sie selbst ihr Auskommen haben wollen."

Die Bill fiel durch. Seltsamerweise stimmten die Südländer dagegen — sie wollten Miß Martineau kein Privilegium geben, damit sie ihre Abolitionslehren im Lande verbreite, und vergaßen darüber ganz, daß das Privilegium den Preis eines Werks erhöht, folglich eher geeignet ist, die Cirkulation zu hemmen als auszudehnen.

Als ich zu Washington anlangte, hielt ich es wohl für der Mühe werth, Erkundigung einzuziehen, welche Ansicht einige Kongreßmitglieder über die Sache hätten, und an einem schönen Morgen legte ich einem der loco foco Kandidaten meine Frage vor, worauf sich folgendes Gespräch entspann:

„Jenun, Kapitän, über diesen Gegenstand läßt sich viel sagen. Ich bemerke, daß Eure Autoren bei unserem Kongreß eine Petition eingereicht haben, welche in der letzten Sitzung verlesen wurde."

(Viele Amerikaner waren augenscheinlich hoch entzückt über den Gedanken, daß eine englische Petition an den Kongreß geschickt wurde.)

„Wie ich höre, war dies der Fall."

„Ja, seht Ihr, Kapitän — ihr verlangt von uns ein Privilegium gegen den Nachdruck in Amerika, da ihr unsern Schriftstellern in England das Gleiche gestattet. Da werdet ihr nun vermuthlich sagen, wenn wir eurem Ansinnen nicht entsprechen, so muß auch der Schutz unserer Autoren in eurem Lande aufhören. Wir wollen euch dies zugeben, aber dennoch bin ich der Ansicht, daß ihr zu viel verlangt; denn der Vortheil ist in hohem Grade auf eurer Seite. Eure Schriftsteller sind sehr zahlreich — bei den unsrigen ist es nicht der Fall Allerdings könnt ihr uns das Abdruckrecht ebenso gut stehlen wie wir euch; aber wenn ihr zehn Werke stehlt, so stehlen wir hundert. Bemerkt ihr nicht, daß ihr uns zumuthet, wir sollen unsern Vortheil aufgeben?"

„Oh, allerdings," versetzte ich. „Gegen dies habe ich nichts weiter einzuwenden. Indeß bin ich nur über etwas froh."

„Und das wäre, Kapitän?"

„Daß ich die Petition nicht unterzeichnet habe.“

„Nein: wir bemerkten, daß Euer Name nicht darunter ſtand, und wunderten uns darüber.“

Auf die zwingende Argumentation des ehrenwerthen Mitglieds war natürlich keine andere Antwort möglich. Auch war dies das erſte- und das letztemal, daß ich den Gegenſtand in Waſhington zur Sprache brachte, obſchon ich nachher oft die Bedeutung der Frage mit amerikaniſchen Gentlemen erörterte. Obiges Geſpräch brachte mich übrigens zu der Ueberzeugung, daß engliſche Schriftſteller in den Vereinigten Staaten kein Privilegium gegen den Nachdruck erhalten werden, ſo lang die gegenwärtige Partei im Beſitz der Gewalt iſt.

Die Hauptgründe, welche gegen den Schutz fremden literariſchen Eigenthums erhoben wurden, lauteten folgendermaßen:

„Wir können nur durch Erleuchtung und Erziehung des Volkes unſern Inſtitutionen Beſtand zu geben hoffen. Ihr fordert von uns, daß wir uns ſelbſt beſteuern und zum Beſten einiger engliſcher Schriftſteller der wohlfeilen Literatur Einhalt thun ſollen, die für unſere Wohlfahrt ſo weſentlich iſt. Dürfen die Intereſſen von dreizehn Millionen Menſchen geopfert und die Grundfeſten unſerer Regierung in unſeren Inſtitutionen um ſo geringfügiger Vortheile willen, die vielleicht einigen fremden Schriftſtellern zufließen, erſchüttert werden? Wir geben zwar zu, daß eure Forderung den Anſchein der Gerechtigkeit hat; wenn aber die Gerechtigkeit ſo ernſtliche Folgen nach ſich zieht, ſteht es uns dann nicht zu, uns an das Nützliche zu halten?“

Zufälligerweiſe iſt nun ſchon bewieſen worden, daß bei Verweigerung der Bücherprivilegien gerade das entgegengeſetzte von dem, was vorige Argumentation aufſtellt, ſtattfindet. Die Erleuchtung eines Volks kann nur dadurch erzielt werden, daß es die Wahrheit hört, und dieſe wollen und können ihm, wie ich bereits ausgeführt habe, ſeine eigenen Schriftſteller nicht geben. Die Früchte der Rechtsverweigerung gegen die engliſchen Autoren haben daher die noth-

wendige Folge, daß die amerikanischen Buchhändler nur solche Werke drucken lassen, die wahrscheinlich schnell abgehen, nämlich die neuesten Novellen, in denen die amerikanische Lektüre fast ausschließlich besteht. Werke, die wirklich zur Erleuchtung dienen, sind in Amerika nicht so verkäuflich, daß sich nur Buchhändler veranlaßt sehen könnten, unter so großer Konkurrenz die Veröffentlichung zu wagen. Was ist nun die Folge? — daß die Amerikaner unterhalten, aber nicht belehrt oder erleuchtet werden.

Nach dem gegenwärtigen Buchhändlersystem in Amerika würde das Privilegium für literarisches Eigenthum nur Wenigen, nämlich den populärsten Schriftstellern, vortheilhaft sey. Es war mir gestattet, von den Büchern einer der größten Buchhandlungen in den Vereinigten Staaten Einsicht zu nehmen, und ich fertigte mir aus denselben eine Uebersicht über den Gewinn an, den das gedachte Haus für Werke von einem gewissen Rufe zog. Man bemerkt, daß die Auflagen nicht groß waren, und der Nutzen der amerikanischen Handlungen entspringt hauptsächlich aus der Anzahl der veröffentlichten Werke, von denen jedes einen mäßigen Profit abwirft, welcher dann zusammengenommen, eine große Summe ausmacht.

Name des Werks.	Zahl der gedruckten Exemplare.	Verkaufspreis des Exemplars in Cents.	Bemerkungen.
Fielding	2500	104	Viele unverkauft.
Priors Leben von Goldsmith	750	200	Verkauft.
Arethusa	1250	70	Alles verkauft.
Abel Allnut	1250	52	Fast Alles verkauft.
Fellow Commoner . . .	2000	70	Noch großer Vorrath.
Die Büchsenbrigade. . .	2000	37	Noch großer Vorrat
Sharpe's Abhandlungen .	1000	44	Die Hälfte verkauft.

Da nun hundert Cents einen Dollar geben und der Aufwand für Druckpapier und Ankündigungen, ebenso auch der noch vorhandene Vorrath von Exemplaren in Abzug gebracht werden muß, so fällt in die Augen, daß der aus obigen Werken gezogene Gewinn zu klein seyn würde, um es den amerikanischen Buchhändlern möglich zu machen, auch nur zwanzig Pfund für das Verlagsrecht zu bezahlen. Die Folge davon wäre also, daß die meisten Werke gar nicht gedruckt und bessere dafür substituirt würden. Natürlich gehen Schriften von Walter Scott, Byron, Bulwer u. s. w. reißend ab und geben einen entsprechenden Gewinn; indeß darf dabei nicht vergessen werden, daß sehr viele Buchhändler Ausgaben veranstalten und der Nutzen sich demgemäß theilt. Hätte Sir Walter Scott in den Vereinigten Staaten ein Privilegium für sein Werk gewinnen können, so würde ihn dieß seiner Zeit wenigstens hunderttausend Pfund eingetragen haben.

Die Amerikaner erklären sich so oft für die erleuchtetste Nation der Welt, daß diese Behauptung nachgerade allgemein Glauben gefunden hat. Ueber diesen Punkt habe ich bereits meine Gedanken geäußert, und ich glaube, daß die kleinen Auflagen, welche gewöhnlich von Schriften angefertigt werden, zur Genüge beweisen, daß die Amerikaner, wenn man ihre Zeitungen ausnimmt, keine lesende Nation sind. Es bleibt ihnen aber auch keine Zeit zum Lesen, denn sie sind stets am Geschäfte, und die meisten haben übrigs genug gethan, wenn sie täglich ihre Zeitung durchgemacht haben. Vor meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten und auch noch einige Zeit nachher stellte ich mir vor, daß in Amerika weit mehr Schriften von jeder Klasse im Umlaufe seyen, als wirklich der Fall ist. Nur die populärsten englischen Autoren, wie zum Beispiel Walter Scott, oder die fashionabelsten, wie Byron, haben ein großes Publikum. Romane gefallen den Amerikanern am besten, weil sie darin Aufregung oder Unterhaltung finden; und dies erscheint auch ganz natürlich, da sie den größeren Theil ihres Lebens so sehr von Geschäften in Anspruch

genommen sind, folglich auch eine gelegentliche Erholung nöthig haben. Wennman erwägt, wie ungemein wohlfeil die Bücher in den Vereinigten Staaten und wie ungeheuer theuer sie in England sind, das Lesen also dort sehr erleichtert, bei uns aber sehr erschwert ist, so darf ich wohl keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß als lesende Nation Amerika mit uns durchaus nicht in Vergleich kommen kann.

Da ich eben von den Bücherpreisen spreche, so kann ich mir einige Bemerkungen über diesen Gegenstand, sofern er England betrifft, nicht versagen. Wenn man die ursprünglichen Kosten des Papiers und des Drucks in's Auge faßt, so müssen die Bücherpreise als ungeheuer erscheinen; denn drei Bände einer mäßigen Ausgabe, welche zu anderthalb Guineen verkauft werden, kommen nur auf ungefähr vier Schillinge und sechs Pence zu stehen, während bei einer großen Auflage das Exemplar sogar noch weniger kostet, weil auf demselben Satze fortgearbeitet wird. Dann kömmt aber das Honorar des Autors, welches den Preis einer kleinen Auflage sehr erhöht, der bedeutende Aufwand für Ankündigungen, der Gewinn des Verlegers und der Rabatt für die Sortimentshandlungen; denn jedes Buch, für welches das Publikum anderthalb Guineen bezahlt, wird dem Sortimentshändler nur zu einem Pfund. einem Schilling und drei Pencen berechnet. Der Gewinn des Detailverkäufers ist daher die schwerste Besteurung, aber doch nur eine nothwendige Entschädigung für den Sortimentshändler, der ein Etablissement, Buchführer u. s. w. halten muß. Bei allen angeführten Posten, welche den Preis eines Buches so sehr erhöhen, kann nicht wohl ein Abzug gemacht werden.

Untersuchen wir nun die Vertheilung des Gewinns, die ich natürlich nur annäherungsweise geben kann; doch genügt auch dies schon für unseren Zweck.

Eine Auflage von tausend Exemplaren zu 1 Pfund, 11 Schillingen, 6 Pencen gibt 1,575 Pfund.

Rabatt für den Sortimentshändler, 10 Schillinge 3 Pence für das Exemplar, macht . . . . 512 Pf. 10 Sch.
Auf 24 Exemplare das 25ste frei, ist gleich 40 Exemplaren zu 1 Pf. 11 Sch. 6 Pc.; macht . . 63 Pf. } 575 Pf. 10 Sch.

Druck und Papier, 4 Sch. 6 Pce. für das Exempl. 225 Pf.
Ankündigungen, 2 Sch. für das Exempl. . . . 100 Pf.
Geschenke an Universitäten und Recensenten, 30 Ex. 47 Pf. 5 Sch.
Positiver Aufwand: 947 Pf. 15 Sch.
Ein Autor, der Ruf hat, erhält etwa sieben Schillinge von dem Exemplar . . . . . 350 Pf.
Bleibt dem Buchhändler als Gewinn . . . . 277 Pf. 5 Sch.
Gesammtsumme: 1,175 Pf. —

Da die ersteren Kosten unerläßlich sind, so streiten sich natürlich Buchhändler und Schriftsteller mit einander, welchen Antheil jeder derselben am Reste haben soll. Ersterer macht auf die Gefahr seines Unternehmens aufmerksam, während Letzterer seine Zeit und seine Bedürfnisse in Rechnung bringt. Wenn wir dabei noch in's Auge fassen, daß viele Autoren mehr als ein Jahr brauchen, um ein Buch zu schreiben, so muß man einräumen, daß ich die Summe für sie nicht all zu groß angenommen habe. Die Gefahr ruht jedoch ganz auf dem Verleger, nnd der große Gewinn; den der Detailvertrieb einbringt, ist vielleicht der Grund, warum die Sortimentshändler oft reich, die Verleger aber bankerutt werden. In der Regel sind aber beide Geschäfte vereinigt, und der sichere Gewinn des Sortimentshändlers muß dann die Gegenrechnung der Verlagsspekulation ausgleichen.

So viel ist übrigens gewiß, daß die Bücherpreise in England viel zu hoch stehen; und was sind die Folgen davon? Erstlich, daß die Leute, statt Bücher zu kaufen und sie ihren Bibliotheken

einzuverleiben, ſich zu Geſellſchaften und Leſeclubben bilden, oder die Werke aus Leihbibliotheken beziehen. Wenn eine Schrift nicht ſehr populär iſt, ſo ſetzt der Verleger vielleicht fünfzig oder ſechszig Exemplare an die Leſeclubbs und Leihbibliotheken ab, welche das Neueſte haben müſſen. Sonſt findet ſich kein Käufer ein, denn wer wird anderthalb Guineen für ein Buch bezahlen wollen, das ſich am Ende des Leſens nicht verlohnt? Eine zweite Folge iſt, daß die Schriften im Ausland nachgedruckt und über den Kanal herübergeſchickt werden, was dann auch wieder ganz natürlich den Verkauf der engliſchen Ausgabe ſchmälert. Das Zollhaus läßt engliſche Werke, die in Paris gedruckt werden, gegen geringe Gebühr ein, wenn ſie unter dem Gepäcke eines Reiſenden und zum Zwecke der Privatlektüre herübergebracht werden; ferner ſchmuggelt man dieſe ausländiſchen Ausgaben ein und verkauft ſie offen in den Küſtenſtädten. Dies läßt ſich nicht verhindern, ſelbſt wenn Frankreich oder Belgien ein International-Privilegium genehmigte. Der Diebſtahl würde dann dreiſt in den kleinen deutſchen Staaten weiter geführt werden, und wenn man ihn auch bis nach China verdrängte, ſo würde er dort ſtattfinden. Wir jagen daher bloß einem Irrwiſche nach. Der Fehler liegt an uns ſelbſt — die Bücher ſind zu theuer; und es fragt ſich jetzt: können ſie nicht wohlfeiler geliefert werden?

Die Engländer ſind ſo ſehr an die prachtvolle Ausſtattung eines Buches gewöhnt, daß es nicht angehen würde, ſie derſelben zu berauben. Außerdem würden ſchlechtes Papier und ſchlechter Druck nur einen geringen Unterſchied in dem Aufwande machen, wie ich in meiner Berechnung zu zeigen gedenke. Wenn man aber ein dreibändiges Werk*) dem Publikum ſtatt um anderthalb Gui-

*) Ich muß hier bemerken, daß die Schriftſteller durch das gegenwärtige Syſtem ſehr benachtheiligt werden. Nachdem ſich's zur Genüge herausgeſtellt hat, das ein dreibändiges Werk das einzige iſt, welches mit dem geringſten Aufwand und dem größten Gewinn veröffentlicht werden kann, ſo läßt ſich kein

neen für zehn Schillinge liefern könnte, so würde man nicht nur dem Diebstahle des Auslandes Einhalt thun, sondern auch durch den geminderten Preis viele Hunderte veranlassen, sich das Werk selbst anzuschaffen, um nicht in der Eile und oft gegen Neigung lesen zu müssen — eine Unbequemlichkeit, der man in den Lesezirkeln und bei Benützug von Leihbibliotheken oft ausgesetzt ist. Die Schuld, daß dies nicht so ist, liegt übrigens nur an dem Publikum selbst, nicht aber an dem Autor, dem Verleger oder irgend Jemand anders.

Augenscheinlich besteht das einzige Mittel, ein Buch wohlfeil zu machen, in einem ausgedehnten Verkauf, und Nicholas Nickleby und andere derartige Werke haben bewiesen, daß ein wohlfeiles Werk auch einen ausgedehnten Absatz hat — stets vorausgesetzt, daß es wirklich gut ist.

Es ist jedoch unmöglich, die gegenwärtigen Schranken, durch welche der Verkauf von Büchern beengt ist, zu durchbrechen, wenn nicht das Publikum selbst seine Hand leiht. Wollte es sich Mühe geben, so ließen sich wohlfeile Bücher mit gleichem Vortheil für alle Partieen und mit einer ungeheuren Zunahme im Papierverbrauch erzielen. Zum Beweise, daß jeder Versuch von Seiten eines Autors oder eines Buchhändlers vergeblich ist; wenn er nicht unterstützt wird, dient der Versuch, welchen vor einigen Monaten Mr. Bentley machte, indem er drei Bände zu einer Guinee ausbot. Er verkaufte jedoch nicht ein einziges Exemplar weiter, als die Lesezirkel und Leihbibliotheken gewöhnlich nehmen, und sah sich

---

Verleger darauf ein, sich mit einem andern abzugeben. Bei einem oder zwei Bänden hat man denselben Ankündigungsaufwand, wie bei dreien. Der Schriftsteller muß daher sein Werk zu drei Bänden ausspinnen, mag er nun Stoff haben oder nicht, und dies ist der Grund, warum der zweite Band gleich dem vierten Acte in einem fünfactigen Schauspiele in der Regel so schwerfällig wird. Die Buchhändler unserer Tage messen, wie Sterne's Kritiker bemerkt, die Schriften nach der Elle.

daher genöthigt, den Preis zu erhöhen. Der rasche Verkauf der schon oft und oft gelesenen Standard-Novellen, sobald sie für den Preis von fünf Schillingen zu haben waren, gibt einen weiteren Beleg, daß das Publikum gern kauft, wenn der Preis nicht seine Mittel übersteigt.

Ich sehe nur einen einzigen Weg, auf welchem dieses große Erforderniß in Ausführung kommen kann: das Publikum muß nämlich den Verleger oder Buchhändler durch Subscription gegen Verlust sicher stellen, vorausgesetzt, daß die Werke zu einem niedrigen Preise geliefert werden. Vorderhand kann man wohl sagen, daß ein Exemplar wenigstens dreißig Personen dienen muß; aber nehmen wir an, es reiche für zehn aus — oder sagen wir vielmehr, man könne fünftausend oder sogar noch weniger Personen zusammenbringen, die auf alle neuen Werke irgend eines genannten Autors subscribiren, im Falle das Exemplar zu dem Preise von zehn Schillingen gegeben wird, so werden wir wohl ein genügendes Resultat sehen.

Ein Werk von zehn Schillingen müßte unter solchen Umständen dem Sortimentshändler für acht Schillinge erlassen werden.

Der Werth der fünftausend Exemplare beläuft sich sodann für den Verleger auf . . . . . 2000 Pfund.

Der Aufwand für Druck und Papier würde sich zu ungefähr drei Schillingen für das Exemplar mindern, macht also 750 Pf.
Ankündigungen wie früher . . . . . 100 Pf.
Extraausgaben ungefähr . . . . . 16 Pf.
} 866.

Bleibt also Gewinn für den Schriftsteller und den Verleger . . . . . 1,134 Pfund

Bei dem Druck von tausend Exemplaren hatten die Schriftsteller 360 Pfund und der Verleger 277 Pfund, 5 Schillinge Gewinn, macht zusammen nur . . . . . 627 Pf. 5 Schill.

Also weiterer Gewinn des Schriftstellers und Verlegers . . . . . 506 Pf. 15 Schill.

Bei einer derartigen Einrichtung gewinnt also das Publikum, der Schriftsteller und der Verleger, ohne daß irgend eine Partie dabei verliert, indem nur der Rabatt für die Sortimentshändler nicht ganz so groß ist, da er nur 500 Pfund statt 575 ausmacht. Ferner muß man noch dabei bedenken, daß es viele Nichtsubscribenten geben wird, welche das Buch kaufen, sobald sie es loben hörten — überhaupt läßt sich gar nicht sagen, wie weit sich unter solchen Umständen der Verkauf ausdehnen mag.

Wenn nur ein einziger Verleger seine Bücher zu solchem Preise verkauft, so fallen damit die Preise aller übrigen; denn entweder müssen sich die Schriftsteller an den wohlfeileren Verleger wenden oder die übrigen gleichfalls wohlfeiler verkaufen, wenn sie anders ihre Waare an den Mann bringen wollen. Die Lesezirkel und Leihbibliotheken werden dann rasch eingehen, und wir erhalten das große Erforderniß einer wohlfeilen Literatur.

Ich habe nun meine Andeutungen gegeben, aber was wird die Folge seyn? Ich kann mir denken, daß die Leute sagen: „das ist Alles recht gut — Alles sehr wahr," und Niemand wird sich weitere Mühe damit geben. Das Publikum geht fort, zahlt wie bisher durch die Nase — nun wenn dies der Fall ist, so muß es nicht murren, denn es hat sich nur bei sich selbst zu bedanken.*)

In Amerika ist Papier und Druck in der Regel so schlecht, daß die Bücher den Einband nicht werth sind, weshalb man sie eben aufreißt und wegwirft, sobald sie gelesen sind. Allerdings kann

*) Die Mitglieder des hohen Adels von Großbritannien — die Mitglieder der unbetitelten Aristokratie — die Stabsoffiziere der Armee und der Flotte — die Mitglieder der verschiedenen Clubbs — alle diese wären an sich schon zahlreich genug, um einen solchen Zweck in Ausführung zu bringen, und wenn eine Subscription eröffnet würde, so dürfte es wohl nicht an hinreichender Subscribentenzahl fehlen.

in den Vereinigten Staaten auch gut gedruckt werden, und namentlich Boston bietet ganz vortreffliche Werkstätten. Mr. Prescott's ‚Ferdinand und Isabella' gibt eine sehr gute Probe, der vielen Bibeln und Gebetbücher gar nicht zu gedenken. In Folge des schlechten Druckes und der Besteuerung englischer Bücher gibt es in Amerika sehr wenige Leihbibliotheken, und dies ist ein Punkt, in welchem das amerikanische Gouvernement einige Aenderungen eintreten lassen sollte, da sie beiden Ländern Vortheil bringen würden. Die englischen Ausgaben würden mit dem Verkaufe der wohlfeilen amerinischen nicht konkurriren, wohl aber die amerikanischen Gentlemen in die Lage setzen, sich Bibliotheken anzulegen. Der Zoll beträgt gegenwärtig sechsundzwanzig Cents auf das Pfund geheftetes, und dreißig Cents auf das Pfund gebundener Bücher. Nun sollte aber, mit Ausnahme der Schulbücher, bei welchen es nicht nöthig wäre, dieser Zoll sehr gemindert werden.

Zur Zeit unterliegen alle Bücher, welche vor dem Jahre 1775 gedruckt wurden, nur einem Zoll von fünf Cents. Dieses Datum sollte bis auf 1810 oder 1815 ausgedehnt, desgleichen auch bei Kupferwerken der Zoll gemindert werden. Die Verfügung käme den Amerikanern zu Gute, welche Bibliotheken zu haben wünschen, während auch den englischen Buchhändlern einiger Vortheil daraus erwüchse.

Ich kann von diesem Gegenstand noch nicht abgehen, ohne zuvor eine höchst unehrenhafte Praxis zu berühren, die letzterer Zeit in den Vereinigten Staaten geübt wird und, wie ich fürchte, nur in dem Schutze der literarischen Eigenthumsrechte Abwehr finden kann. Werke, die in England wegen der Reinheit ihrer christlichen Grundsätze zu einer stehenden Autorität geworden sind, gehen in Amerika neu aus der Presse hervor, aber mit geänderten ganzen Seiten, indem man den großen Ruf der orthodoxen Schriftsteller benützt, um unitarische und socinianische Prinzipien auszustreuen.

Ein Freund von mir, der in Halifax, Nova-Scotia, ansäßig ist, verschrieb sich von einer Gesellschaft zu Vorbreitung religiöser Schriften eine Anzahl Bücher, um sie den Kindern, welche die Sonntagsschule besuchten, zum Geschenk zu machen. Er untersuchte sie nicht, da er sie zuvor in England gelesen hatte und daher den Inhalt derselben wohl kannte. Zu seiner Ueberraschung kamen nach einigen Tagen die Eltern zu ihm, um ihm die Bücher zurückzugeben, indem sie ihm bedeuteten, daß er wahrscheinlich nicht wisse, was darin stehe. Als er sie nachher prüfte, fand er richtig, daß er unter den Kindern unitarische Grundsätze in Umlauf gesetzt hatte, statt derer, die er ihnen an's Herz zu legen wünschte.*)

Aus dem, was ich gesagt habe, wird erhellen, daß die amerikanische Presse allgewaltig ist, obschon man dabei nicht außer Acht lassen darf, daß sie dabei der Mehrzahl, welcher sie sich ihrerseits nicht zu widersetzen wagt, als Sklavin dienen muß.

Sie wirkt so tyrannisch, daß sie zum Schrecken für die ganze Gemeinschaft wird. Niemand ist im Stande — Niemand wagt es, sich ihr zu widersetzen, und wer ihr Mißfallen auf sich zieht, dessen Urtheil ist besiegelt, mag er auch noch so rein und unschuldig dastehen. Aber diese Macht ist ihr nur durch den Willen der Mehrheit übertragen; unterfängt sich ein amerikanischer Schriftsteller, diesem Willen entgegenzutreten, so geht Alles auf ihn los. Man darf nicht nach eigenen Ansichten denken oder schreiben, sondern bloß wie es die Mehrheit haben will.

Mr. Tocqueville bemerkt:

> „Ich kenne kein Land, in welchem so wenig wahre Unabhängigkeit des Geistes und Freiheit für die Aeußerung der Gedanken herrscht, als Amerika."

In der That kann man sich der Erinnerung an das, was

*) Eine dieser Schriften war Abbott's „junger Christ" oder irgend ein anderes Werk von demselben Autor.

Beaumarchais seinen Figaro über die Preßfreit in einem anderen Lande sagen läßt, nicht erwehren:

„On me dit, que pendant ma retraite économique il s'est établi dans Madrid un système de liberté sur la vente des productions, qui s'étend même à celles de la presse; et que, pourvu que je ne parle en mes écrits, ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en place, ni des corps en crédit, ni de l'opéra, ni des autres spectacles, ni de personne qui tienne à quelque chose, je puis tout imprimer *librement* sous l'inspection de *deux ou trois censeurs*."

Achtes Kapitel.

Die Gesellschaft. — Der Mississippi.

Ich habe diesem Kapitel den Namen des Flusses vorangesetzt, welcher zwischen den Hauptstaaten dahinströmt, deren Gesellschaft ich zu schildern gedenke, obschon ich zu gleicher Zeit auch die anderen südlichen Staaten, zum Beispiel Alabama und Georgia mit einschließen muß. Ich will versuchen, die Linie so deutlich als möglich zu ziehen, denn wenn schon das bezeichnete Gebiet ungeheuer groß ist, so umfaßt es doch nur ein Drittel von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, und es würde sehr unrecht seyn, gegenwärtige Schilderung auf die Staaten im Allgemeinen zu beziehen. Der Zustand der gedachten Gesellschaft ist in der That höchst eigenthümlich und hat seinen Grund in Umständen, zu deren Erklärung ich auf die Ver-

gangenheit zurückkehren muß. Schwerlich geben die Chroniken anderer Völker Beispiele so schauderhafter und durch ein ganzes Jahrhundert fortgesetzter Verbrechen, wie sie die Geschichte des wilden, blutbefleckten Mississippi bietet. Der Strom selbst scheint ganz geeignet zu seyn für die Unthaten, die hier begangen wurden. Er ist nicht wie die meisten Flüsse — schön anzusehen und in seinem Laufe Fruchtbarkeit ausstreuend; keiner von denen, auf deren Wellen das Auge gern weilt; und eben so wenig kann man an seinem Ufer wandern oder sich ohne Gefahr seinem Wasser anvertrauen. Er ist ein wüthender, schneller, verödender Strom, der eine Masse Alluvialbodens mit sich führt, und nur wenige, die er in seinem Schooße aufnimmt, erheben sich je wieder oder können sich lange auf seiner Oberfläche erhalten ohne den Beistand eines freundlichen Baumstammes. Er birgt die rauhesten, ungenießbarsten Fische, zum Beispiel den Katzenfisch und ähnliche, und wenn man abwärts fährt, trifft man seine Ufer mit stinkenden Alligatoren besäet, während an den Ecken der Panther sich in den fast undurchdringlichen Canebrakes sonnt. Sein ungestümes Wasser durch Wildnisse hinwälzend, deren Bäume nur zum Verbrennen taugen, segt er in seinem Laufe ganze Wälder mit sich fort, die in tumultuarischer Verwirrung verschwinden und von dem Strome fortgerissen werden, noch beladen mit den Bodenmassen, welche ihre Wurzeln nährten, so daß sie oft das Bette des Flusses sperren oder für eine Zeitlang verändern, während die Wassermasse selbst gleichsam im Zorne über den Widerstand die ganze Gegend überschwemmt und verheert. Hat er dann wieder mit Gewalt seinen früheren Kanal gewonnen, so pflanzt er in allen Richtungen die entwurzelten Waldfürsten auf, deren Zweige dem Vogel, dem Racoon, dem Opossum oder dem Eichhörnchen nie wieder zum Tummelplatze dienen; denn sie müssen fortan Fallen abgeben für die wagehalsigen Dampfschiffe, welche auf die verborgenen Gefahren stoßen, Lecke davontragen und sehr oft nicht einmal Zeit haben, vor ihrem Versinken das Ufer zu erreichen. Es knüpfen sich keine an-

genehmen Ideenverbindungen an dieſen großen, gemeinſchaftlichen Abzugskanal des weſtlichen Amerika's, der ſeinen Schlamm in den merikaniſchen Golf ergießt und die klare, blaue See viele Meilen über ſeine Mündung hinaus verunreinigt. Der Miſſiſſippi iſt ein Fluß der Verödung, welcher nicht, wie einige ſchöne Ströme, an einen Engel erinnert, der zum Wohle der Menſchen niedergeſtiegen iſt, ſondern das Bild eines Teufels vergegenwärtigt, deſſen Ungeſtüm allein durch die wundervolle Kraft des Dampfes bewältigt werden kann.

Die frühere Geſchichte des Miſſiſſippi ſpricht nur von Bukkaniern und Seeräubern, die ſich in ſeiner Ausmündung umtrieben, weil ſie in den Bayous und Creeks Schutz und Sicherheit für ſich ſelbſt und ihren übel erworbenen Reichthum fanden. Sogar nach dem Kriege von 1814 trieben dieſe Seeräuber bis zu einer gewiſſen Ausdehnung ihr Unweſen, und der Name Lafitte's, des letzten ihrer Führer, iſt verdienterwaßen wegen ſeines wilden Muthes und wegen ſeiner Verbrechen berüchtigt. Seine Schiffe waren gewöhnlich in der landumſchloſſenen Bay von Barataria, weſtlich von der Ausmündung des Fluſſes, verborgen, wurden aber bald nachher durch die amerikaniſche Regierung vernichtet. Die Sprache der anliegenden Staaten iſt noch immer durch das Diebskauderwelſch dieſer Schurken verderbt, zum Beweiſe, ſeit wie kurzer Zeit ſie erſt verſchwunden ſind und wie ſie ſich mit der wilden Bevölkerung vermiſcht haben müſſen, deren Hauptquartiere damals an der Hauptmündung des Stromes lagen.

Als jedoch die Jagdgründe Weſtvirginiens, Kentucky's und der nördlichen Ohioufer allmählig den Shawnee-Indianern entriſſen wurden, mehrte ſich die Bevölkerung, und der Miſſiſſippi wurde das Mittel zum Verkehr und Tauſchhandel mit den nördlicher wohnenden Stämmen. Jetzt tauchte ein anderer Menſchenſchlag auf und gedieh wohl ein halb Jahrhundert lang, allerdings ein anderes Geſchäft betreibend, aber in jedem weiteren Betrachte wenig beſſer, als die Bukkanier und Seeräuber, unter deren Reihen ſie wahrſcheinlich früher

gestanden hatten. Wir meinen die Schiffer des Mississippi, die unter unglaublicher Anstrengung ihre „Kiele“ mit Stangen gegen die Strömung trieben und die Cargos aufwärts schafften, welche ihnen von den Kaufleuten zu New-Orleans übertragen worden waren. Sie arbeiteten dann viele Monate, bis sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten, und kehrten mit der raschen Strömung in eben so vielen Tagen wieder zurück, als sie Wochen für die Aufwärtsfahrt verbraucht hatten. Dies war ein sehr gefährlicher und schwieriger Dienst, welcher Männer von eiserner Körperkraft und unbeugsamer Entschlossenheit forderte; denn sie hatten nicht nur mit der Strömung, sondern auch, wenn sie den Ohio hinanfuhren, mit den Indianern zu kämpfen, welche, die günstigsten Lagen für sich auslesend, ihre Büchsen auf die vorüberziehenden Boote abfeuerten oder von dem dichten Nebel Vortheil ziehend, in ihren Kanoes enterten und die Bootsleute, welche sich also überraschen ließen, schonungslos ermordeten. Wie oft in den gewissenlosesten Menschen, zeigte sich, abgesehen von ihrem Muthe und ihrer Ausdauer, auch bei diesen Leuten eine einzige versöhnende Eigenschaft, die einer pünktlichen Ehrlichkeit gegen ihre Auftraggeber, obschon sie sonst nicht viele Umstände machten, wenn es galt, andere Personen ihres Eigenthums oder im Nothfalle auch ihres Lebens zu berauben. Man trägt sich mit höchst abenteuerlichen Geschichten von dem Muthe dieser Männer und von den schauderhaften Verbrechen, auf einem Strome begangen, der seine Todten nie wieder herausgibt. Ihre Thaten sind noch wohl im Andenken, was viel heißen will in einem neuen Lande, wo man die Vergangenheit so rasch vergißt und nur auf die Zukunft schaut, während in einem alten Lande gerade das Gegentheil stattfindet — wir lieben es, auf die Ueberlieferungen zu lauschen und in den unbestimmten Gerüchten der Geschichte zu schwelgen.

Ein anonymer amerikanischer Schriftsteller gibt von der Beschäftigung dieses Menschenschlages folgende Schilderung:

„Es liegt etwas Unerklärliches in der Thatsache, daß

ſich für gewöhnlichen Lohn Leute finden ließen, welche die ſyſtematiſchen, aber nicht mühſamen Beſtrebungen des Feldbaues aufgaben, um eine Lebensweiſe zu führen, die ſich vor allen anderen, mit Ausnahme der eines Soldaten, durch große Gefahr und Entbehrung auszeichnet. Die Beſchäftigung der Bootsleute war mehr als jedes andere Geſchäft geeignet, die Konſtitution aufzureiben und das Leben zu verkürzen. Die Bergfahrt im Strome war eine fortgeſetzte Reihe von Mühe, noch verdrießlicher gemacht durch die Schneckengeſchwindigkeit, mit welcher ſie vorwärts kamen. Das Boot wurde durch Stangen weiter gedrängt, an welche man die Schulter ſetzte, um die volle Kraft und Geſchicklichkeit eines Menſchen in Anwendung zu bringen. Da ſich die Schiffer auf dem Laufbrette hinbewegten und mit ihrem Kopfe faſt die Planke berührten, auf welcher ſie gingen, ſo konnte ſich der Zuſchauer des Gedankens an einen Ochſen, der vor einem überladenen Karren keucht, nicht erwehren. Ihre Körper, die ſie bis zum Gürtel entblößt hatten, um mit größerer Leichtigkeit arbeiten und ſich des Flußwindes erfreuen zu können, waren den glühenden Sonnenſtrahlen des Sommers und dem Regen des Herbſtes ausgeſetzt. Nach ſchwerer Tagarbeit pflegten ſie ihr Filee oder ihre Whisky-Ration einzunehmen; hatten ſie dann noch ein erbärmliches Abendeſſen von halbverbranntem Fleiſch und halbgebackenem Brod genoſſen, ſo reckten ſie ſich ohne Bedeckung auf dem Decke aus und ſchliefen, bis ſie des Steuermanns Ruf zum ‚Morgen-Filee‘ einlud. Dennoch hatte dieſes Bootsmannsleben einen eben ſo unwiderſtehlichen Reiz, als manches von denen, welche durch die prunkvollen Täuſchungen der Bühne dargeſtellt werden. Söhne verließen die gemächlichen Farmen ihrer Väter, und Lehrlinge entwichen aus dem Dienſte ihrer Meiſter. Es lag etwas Zauberhaftes in der Idee ‚den Strom hinabzugehen,‘ und der jugendliche

Bootsmann, welcher von New-Orleans aus ‚einen Kiel geschoben hatte,‘ fühlte den ganzen Stolz eines jungen Kaufmanns, wenn er seine erste Fahrt nach einem englischen Seehafen gemacht hat. Da sie fast ausschließlich auf ihre eigene Gesellschaft angewiesen waren, so hatten sie sich eine Art Rothwälsch gebildet, während ihnen die beharrliche Uebung ihres Witzes an den ‚Squattern‘ auf dem Lande und an der Mannschaft anderer Boote eine Raschheit in zwar gemeiner, aber doch treffender Gegenrede verlieh, welche nicht wenig belustigte. Die häufigen Kämpfe, die sie mit den Bootsleuten von verschiedenen Theilen des Flusses und mit den weniger civilisirten Ansiedlern an dem unteren Ohio und Mississippi auszufechten hatten, verliehen ihnen jenen wilden Ruf, der sich sogar durch Europa verbreitete.

„An Bord der so gehandhabten Boote schifften unsere Kaufleute werthvolle Ladungen ein, ohne daß sie eine Assekuranz oder eine andere Garantie sicher stellte als der Empfangschein des Steuermanns, welcher außer seinem Boote kein anderes Eigenthum besaß — ein Vertrauen, das nur selten mißbraucht wurde.“

Jede Menschenklasse hat ihre Helden in Personen, welche durch thatkräftigen Charakter und natürliche Begabung ihren Kameraden überlegen sind. Der merkwürdigste Mann unter dieser Sippschaft war ein gewisser Mike Fink, viele Jahre lang ihr anerkannter Führer, dessen Ruf von New-Orleans bis Pittsburg feststand. Er war mit riesiger Kraft, unerschütterlichem Muth und seltener Geistesgegenwart begabt, führte eine nie fehlende Büchse und ließ sich durch das Gewissen nie in seiner Ruhe stören. Jedermann fürchtete ihn und suchte sich mit ihm auf guten Fuß zu setzen; denn er war ein regelmäßiger Freibeuter, der zwar seine Freunde schonte, aber erbarmenlos mit dem Leben oder dem Eigenthume Anderer umging. Mike Fink war nicht ursprünglich ein

Bootsmann, sondern hatte sich in früher Jugend unter die Kundschafter eingereiht — eine Sippschaft, die gleichfalls durch die Umstände hervorgerufen wurde und der amerikanischen Regierung Spione lieferte, welche die Bewegung der Indianer an den Grenzen bewachten. Dieser eigenthümliche Dienst wird von dem vorerwähnten Autor folgendermaßen geschildert:

„Um diese Zeit lag Pittsburg an der äußersten Grenze der weißen Bevölkerung, und die Spione, welche man stets im Dienste hatte, dehnten ihre Recognitionen in der Regel vierzig oder fünfzig Meilen westlich über diesen Posten hinaus. Sie streiften einzeln umher, lebten nach Weise der Indianer und nahmen in jedem Betracht die Gewohnheiten der Rothhäute an. Sie unterhielten eine Art von Grenzkrieg, und der Kundschafter hielt es für gleich preiswürdig, den Scalp eines Shawnee oder die Haut eines Panthers zu bringen. Er lebte oft wochenlang in den Wäldern, verzehrte getrockneten Mais statt des Brodes, versah sich durch seine Büchse mit Fleisch und schlief Nachts gemächlich in seiner Decke."

In diesem Dienste hatte sich Mike Fink durch seine Kaltblütigkeit und seinen Muth großen Ruf erworben, und man erzählt sich viele Geschichten von seinen Abenteuern mit den Indianern. Es ist unbestreitlich erwiesen, daß der Weiße, wenn er sich einmal an die Wälder gewöhnt hat, in den Waldkenntnissen aller Art, die man sonst für das ausschließliche Eigenthum der Wilden gehalten, weit scharfsinniger ist, als der Indianer selbst. Er entdeckt nicht minder leicht die Spur eines abgedrückten Mokkasins, die zerbrochenen Zweige, die Stellen, wo Jemand auf dem Grase gelegen u. s. w. und ist jedenfalls im Gebrauche der Büchse der Rothhaut weit überlegen. Zum Beweise, welch' ein trefflicher Schütze Fink war, erzählt man sich, er habe eines Tages, als er in

einem Boote den Ohio hinauffuhr, eine Wette angeboten, daß er von der Mitte des Stromes aus mit den Kugeln seiner Büchse fünf Schweinen, die sich an dem Ufer wälzten, die Schwänze abschießen wolle — eine Aufgabe, die er auch richtig löste. Eine Geschichte von Mike Fink aus der Zeit seines Kundschafterlebens wird den Leser interessiren.

„Als er eines Morgens mit den verstohlenen Schritten einer Katze dahinschlich, fielen seine Augen auf einen schönen Hirsch, der in einer Entfernung von dreihundert Schritten an dem Rande einer freien Stelle graſete. Die Verlockung war für den Jäger zu stark, und er beschloß, auf jede Gefahr hin einen Schuß zu thun. Er schüttete Zündkraut auf, schraubte seinen Stein fest und näherte sich dem Thiere in seiner gewöhnlichen lautlosen Weise. Aber wie er die Stelle erreichte, von der aus er sein Ziel nehmen zu können glaubte, bemerkte er einen großen Wilden, der auf denselben Gegenstand abhielt und aus einer andern Richtung herankam. Mit Gedankenschnelle versteckte sich Mike hinter einen Baum, hielt seine Augen auf den Jäger geheftet und erwartete mit Geduld das Ergebniß. Einige Augenblicke später machte der Indianer in einer Entfernung von fünfzig Schritten Halt und setzte sein Gewehr an. Mittlerweile richtete Mike den Lauf seiner Büchse auf den Körper des Wilden, und in demselben Momente, als der Rauch aus dem Gewehre des Letztern aufstieg, hatte Fink's Kugel die Brust des rothen Mannes durchdrungen. Er stieß einen lauten Schrei aus und brach zu gleicher Zeit mit dem Hirsch todt zusammen. Mike lud seine Büchse auf's Neue und blieb eine Minute in seinem Verstecke, um sich zu überzeugen, ob weitere Feinde in der Nähe seyen. Dann schlich er nach dem niedergestreckten Wilden hin und wandte, sobald er sich überzeugt hatte, daß das Leben in

ihm erloschen war, seine Aufmerksamkeit dem Hirsche zu, um sich die besten Bratenstücke auszuscheiden."

Nach dem Rückzuge der Indianer bevölkerte sich das Land mehr und mehr, und das Corps der Kundschafter wurde aufgelöst; aber nach einem Leben voll Aufregung in den Wäldern paßten sie nicht mehr für eine geordnete Beschäftigung. Einige davon gingen zu den Indianern über, während Andere, namentlich auch Mike, sich unter die Brüderschaft der Bootsleute auf dem Mississippi einreihen ließen.

Mike Fink's Tod war seines Lebens würdig. Eine seiner gewöhnlichsten Heldenthaten bestand darin, daß er sich gegen eine Wette anheischig machte, auf dreißig Schritte einen kleinen Zinnkrug, wie ihn die Bootsleute brauchten, von dem Kopf eines andern Menschen herunterzuschießen. Sein Ruf war so anerkannt, daß kaum Jemand Anstand nahm, sich zum Stützpunkte des Zieles herzugeben, und man erzählt sich sogar, daß sein Weib — nämlich sein Mississippiweib — gewöhnt war, dem Feuer zu stehen. Er übte sein Kunststück in der Regel gegen eine Wette von einem Quart Branntwein, das irgend ein Fremder an ihn setzte, und verschaffte sich dadurch seinen Bedarf. Eines Tages wurde wieder wie gewöhnlich gewettet, und ein Mann, mit welchem Mike vor Zeiten Streit gehabt hatte, obschon man jetzt den Span für vergessen hielt, gab sich dazu her, den Krug auf seinen Kopf setzen zu lassen. Lag der Grund darin, daß Mike nicht ganz nüchtern war, oder daß er noch immer seinen Groll gegen den Mann im Herzen trug — soviel ist gewiß, daß er im gegenwärtigen Falle nicht sein Ziel, sondern die Stirne des Menschen traf, welcher augenblicklich todt zusammensank. Aber der Bruder des Getödteten, welcher dabei stand und wahrscheinlich eine Tücke witterte, hatte seine geladene Büchse in der Hand, legte an, gab Feuer und im Nu war Mike's Seele der seines Opfers nachgeschickt.

So endet die Geschichte von Mike Fink, Esquire.

Die Erfindung der Dampfmaschine und ihre Anwendung auf die Schifffahrt beraubte die Bootsleute ihrer Beschäftigung; sie sahen sich wieder auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen und trugen, wie man sich denken kann, nicht viel zur Verbesserung der Mississippigesellschaft bei. Das Land bevölkerte sich allmählig mehr und mehr; aber da die meisten Einwanderer aus Personen bestanden, die sich aus geordneteren Staaten geflüchtet hatten, um der Strafe für ihre Verbrechen zu entgehen, so kann man sagen, daß sich an dem Mississippi die Moral nicht verbesserte, sondern verschlechterte, denn der gemeine Spitzbube, der Betrüger und Fälscher traf hier mit kühnen Geistern zusammen, und die Folgen davon waren schwerere und verwickeltere Verbrechen, als zuvor. Die Dampfboote wimmelten bald von sogenannten Spielern, da dieß ihr ostensibles Gewerbe war, obschon sie sich zu jedem Verbrechen bereit finden ließen, das ihnen Vortheil in Aussicht stellte, *) und die Zunahme des Verkehrs, wie auch die beständig heranströmende Bevölkerung, bot ihnen mit jedem Tage irgend einen neuen Gegenstand für ihre Büberei. Der Zustand der Gesellschaft war viel schlimmer, als zuvor. — Das Messer trat an die Stelle der Büchse und der Fluß begrub manches Geheimniß freventlichen Mordes. Um zu beweisen, in welcher Ausdehnung diese Schreckensthaten geübt werden, will ich dem Leser in möglichst gedrängter Form die Geschichte des sogenannten Landpiraten John Murel geben. Sie

---

*) „Jackson, Mississippi, den 13. October.

Nachschrift. Durch die gestrige Abendpost aus dem Norden erfahren wir dd Argus den 9. dies, daß während der letzten Woche die Spieler in Columbus, Mississippi, die Stadt in großer Aufregung erhalten haben. Bewaffnete Männer zogen durch die Straßen, pflanzten sich mit doppelläufigen Gewehren, Bowiemessern u. s. w. an den Ecken auf, und jeden Tag sah man einer allgemeinen Schlacht entgegen. Die Spieler sprechen dem Gesetz und dem öffentlichen Unwillen Hohn. Die Milizen wurden aufgeboten, die bürgerliche Obrigkeit in Erhaltung des Friedens zu unterstützen." — Sun.

ist in einem Octavband erschienen und erstattet einen ausführlichen Bericht über Vorgänge, die erst im Jahre 1833 bekannt wurden, und Anlaß gaben, daß man Murel in das Penitentiary schickte. Murel stand an der Spitze einer großen Bande, die sich in den südlichen Staaten zum Zwecke des Pferde- und Negerdiebstahls, wie auch zu Verausgabung falschen Geldes seiner Führung unterworfen hatte. Er war ein höchst gewandter und vollendeter Schurke, pflegte auf seinen Wanderungen gewöhnlich die Verkleidung eines reisenden Predigers zu tragen und verstand es, seinen Zuhörern dermaßen an's Herz zu sprechen, daß sie darüber vergaßen, nach ihren Pferden zu sehen, welche während seiner Predigten durch seine Spießgesellen fortgeführt wurden. Indeß war der Diebstahl der Pferde in dem einen, und der Verkauf derselben in einem andern Staate nur ein kleiner Theil von dem Geschäfte dieses sauberen Gesindels, da es ihnen weit mehr Gewinn brachte, wenn sie die Sklaven verlockten, ihren Herren zu entlaufen, damit sie dieselben in einer andern Gegend wieder verkaufen könnten. Dies leiteten sie folgendermaßen ein. Sie sagten einem Neger, wenn er seinem Gebieter entrinne und ihnen erlaube, ihn zu verkaufen, so wollten sie ihm einen Theil des für ihn bezahlten Geldes abtragen; käme er dann zum zweitenmale wieder zu ihnen, so würden sie ihn nach einem freien Staate schaffen, wo er sicher seyn könne. Die armen Teufel gingen bereitwillig auf diese Vorspiegelungen ein, weil sie dadurch Geld und Freiheit zu gewinnen hofften, ließen sich an einen andern Herrn verkaufen und entwischten dann abermals zu der Bande. Bisweilen wurde der nämliche Mann drei- oder viermal verkauft, bis sich die Spitzbuben durch ihren Betrug drei- oder viertausend Dollars gemacht hatten; dann aber pflegten sie, um sich des einzigen Zeugen, der gegen sie aufgebracht werden konnte, zu entledigen, den Neger zu ermorden und seinen Körper in den Mississippi zu werfen. Aber selbst wenn erwiesen war, daß sie einen Neger gestohlen hatten, so waren sie, im Falle

ſich dieſer noch am Leben befand, ſtets darauf vorbereitet, der Beſtrafung auszuweichen, indem ſie den Entlaufenen verbargen, bis er ausgeſchrieben und dem ehrlichen Finder für's Zurückbringen eine Belohnung geboten wurde. Eine derartige Ankündigung berechtigt männiglich, den Sklaven auf Betreten in Beſitz zu nehmen, und der Neger wird dann anvertrautes Gut. Wenn ſie alſo auch den Neger verkauften, ſo konnte nur von Bruch des Vertrauens, nicht aber von Diebſtahl die Rede ſeyn, und für den erſteren Fall kann ſich der Eigenthümer nur durch eine Civilklage ſchadlos halten, die aber nutzlos iſt, weil der Erſatz nie geleiſtet wird. Man fragt vielleicht, wie es kam, daß Murel unter ſolchen Umſtänden dem Lynchlaw entging; aber dies läßt ſich leicht begreifen, wenn man weiß, daß er mehr als tauſend eingeſchworene Genoſſen hatte, welche jeden Augenblick bereit waren, einem Mitglied der Bande, das in Ungelegenheit gerieth, beizuſtehen. Die Namen aller ſeiner Hauptheifer wurden ihm ſelbſt in einer Weiſe, die ich ſogleich angeben werde, entlockt. Die Bande beſtand aus zwei Claſſen — den Häuptlingen oder berathenden Mitgliedern, wie ſie genannt wurden, welche die Plane ſchmiedeten, aber nur ſelten handelten, und aus den ſogenannten Strikers, welchen die Ausführung übertragen war. Die erſteren zählten ungefähr vierhundert, letztere ſechshundert und fünfzig Köpfe. Die Strikers waren die Werkzeuge in den Händen der Uebrigen, ſetzten ſich jeder Gefahr aus, erhielten nur einen kleinen Antheil an der Beute und befanden ſich in der Gewalt der Führer, welche ſie jeden Augenblick der Gerechtigkeit überliefern oder ihre Körper im Miſſiſſippi verſenken konnten. Der Hauptſammelplatz dieſer Bande von Elenden befand ſich auf der Arkanſasſeite des Miſſiſſippi, wo ſie die Neger in den Moräſten und Canebrakes (Rohrdickichten) verſteckten.

Ein ſo ausgedehntes Raubſyſtem wurde natürlich zu einer ſchlimmen Geiſel; aber die Plane der Bande waren ſo gut ange-

legt, daß kein Beweis gegen Murel geliefert werden konnte, obſchon man ihn allenthalben beargwöhnte. Es traf ſich jedoch, daß ein junger Menſch, Namens Steward, der zwei entlockten Sklaven nachſpürte, mit Murel zuſammentraf, deſſen Vertrauen gewann, ſich einſchwören ließ und unter die Häuptlinge aufgenommen wurde. Auf dieſe Weiſe kam Alles an den Tag; denn Steward wurde trotz ſeines Eides zum Verräther, enthüllte, nachdem er alle nöthige Auskunft erhalten hatte, das ganze Treiben ſammt den Namen der Betheiligten und wußte endlich hinreichende Beweiſe gegen Murel beizubringen, ſo daß dieſer überführt und in das Penitentiary geſchickt wurde, wo er ſich noch jetzt befindet. Murel's Urtheil lautete auf vierzehnjährige Einſperrung; nach Ablauf dieſer Friſt wird er aber augenblicklich wegen ähnlicher Verbrechen in anderen Staaten verfolgt und verurtheilt werden, ſo daß er nicht hoffen darf, in ſeinem Leben je wieder auf freien Fuß zu kommen. Steward bezeichnete ſo viele Leute, die bisher als ehrlich gegolten hatten und ſich in den verſchiedenen Staaten eines achtbaren Namens erfreuten, als Angehörige des großen Rathes, daß man Allem aufbot, um ſeine Behauptungen als lügneriſch darzuſtellen; man ſchmähte ſeinen Charakter und verſuchte mehr als einmal, ihn zu ermorden. Er ſah ſich genöthigt, die ſüdlichen Staaten zu meiden, und es wurde inzwiſchen nachgewieſen, daß er nur die reine Wahrheit berichtet hat. Allerdings muß Mr. Steward einiger Vorwurf treffen, daß er ſeinen Eid verletzte, aber man verſucht nicht länger, die Richtigkeit ſeiner Angaben in Abrede zu ziehen. Um die Schandthaten, welche von dem elenden Murel und ſeiner Bande begangen wurden, in ihrer vollen Ausdehnung zu verſtehen, muß man den ganzen Bericht, der zu New-York veröffentlicht wurde, leſen; wir wollen jedoch einige von den Bekenntniſſen hier anführen, welche Murel gegen Mr. Steward machte, als ſie miteinander reisten. Ich hätte bemerken ſollen, daß die ſchließliche Abſicht Murel's und ſeiner Genoſſen, der eigenen Angabe des Er-

steren zufolge, sehr ausgedehnt war; sie führten nämlich nichts Geringeres im Schilde, als die Schwarzen zum Aufstand gegen die Weißen zu hetzen, New-Orleans zu plündern und sich zu Besitzern des Gebiets zu machen. Wir lassen einige Auszüge aus dem veröffentlichten Werke hier abdrucken:

„Ich versammelte alle meine Freunde um New-Orleans in dem Hause eines in dieser Stadt wohnenden Bundesgenossen und berieth mich mit denselben drei Tage lang, bis alle die verschiedenen Plane abgehört waren; dann beschlossen wir, die Rebellion auf jede Gefahr hin zu unternehmen und möglichst viele Freunde für unsern Zweck zu gewinnen. Nachdem Jedem seine Rolle angewiesen war, brach ich zu Fuß nach Natchez auf; denn ich hatte mein Pferd in New-Orleans verkauft, um mir auf dem Wege ein anderes zu stehlen. Ich war vier Tage gewandert, ohne daß sich mir eine Gelegenheit bot, zu einem Rosse zu kommen. Am fünften Tage gegen zwölf Uhr fühlte ich mich sehr müd und machte an einem Flusse Halt, um zu trinken und ein wenig auszuruhen. Während ich auf einem gefällten Baum saß und den Weg, welchen ich gekommen war, zurückschaute, sah ich einen Mann herankommen, der ein gut aussehendes Thier ritt. Sobald ich seiner ansichtig wurde, beschloß ich, mich des Pferdes zu bemächtigen, im Falle der Mann ein Reisender wäre. Letzteres stellte sich auch beim Näherkommen heraus. Ich erhob mich von meinem Sitze, richtete eine zierliche, gezogene Pistole auf ihn und befahl ihm, abzusteigen. Er gehorchte, worauf ich sein Pferd am Zügel nahm, stromabwärts deutete und ihm die Weisung gab, vor mir herzugehen. Er ging einige hundert Schritte weit und machte dann Halt. Ich hieb das Pferd in die Eisen und befahl dem Manne, sich bis auf das Hemd und die Unterhosen auszukleiden, dann aber mir den Rücken zu-

zukehren. Er sagte: „Wenn Ihr mich umbringen wollt, so laßt mir Zeit, zu beten, ehe ich sterbe. Ich entgegnete ihm, daß ich keine Zeit habe, ihn beten zu hören. Er wandte sich um, fiel auf seine Kniee nieder und ich schoß ihn von hinten durch den Kopf. Dann schlitzte ich ihm den Bauch auf, nahm seine Eingeweide heraus und versenkte ihn in dem Flusse. Als ich seine Taschen durchsuchte, fand ich vierhundert Dollars und siebenunddreißig Cents, nebst einer Anzahl von Papieren, die ich mir nicht zu untersuchen Zeit nahm. Taschenbuch und Briefschaften steckte ich in seinen Hut und versenkte Alles in den Fluß. Seine Stiefel waren nagelneu und paßten mir trefflich: ich zog sie an und versenkte meine alten Schuhe gleichfalls in den Fluß, um den armen Tropf damit zu entschädigen. Seine Kleider rollte ich zusammen und steckte sie in seinen Mantelsack, da sie von neuem Tuch und bester Qualität waren. Ich war jetzt im Besitze eines vortrefflichen Pferdes und ritt damit nach Natchez, wo ich in weit besserem Zustande anlangte, als der war, in welchem ich mich während der letzten fünf Tage befunden hatte.

„Ich brachte mit einem Kameraden, Namens Crenshaw, vier gute Pferde zusammen, worauf wir nach Georgien aufbrachen. In der Nähe des Cumberlandgebirgs trafen wir auf einen jungen Süd-Caroliner, leisteten ihm Gesellschaft, und Crenshaw hatte ihn bald über alle seine Angelegenheiten ausgeholt. Er war in Tenessee gewesen, um einen Trieb Schweine zu kaufen, ohne jedoch seinen Zweck auszuführen, da die Preise theurer waren, als er gerechnet hatte. Daraus entnahmen wir wohl, daß mit ihm etwas zu machen war. Crenshaw blinzelte mir zu und ich verstand ihn augenblicklich. Mein Kamerad hatte den Weg

schon früher gemacht, und wie wir einige Meilen auf dem Gebirge gewandert waren, gelangten wir in die Nähe eines tiefen Absturzes. Just bevor wir daran vorbeikamen, verlangte Crenshaw meine Peitsche von mir, in deren Knopf ein Pfund Blei eingegossen war. Ich gab sie ihm, worauf er an die Seite des Süd-Caroliners ritt und ihm einen Schlag an den Kopf versetzte, daß er von seinem Pferde stürzte. Wir stiegen ab, durchsuchten seine Taschen und fanden zwölfhundert und zweiundsiebenzig Dollars. Crenshaw sagte, er wisse einen Platz, um die Leiche zu verbergen, worauf er ihn unter den Armen und ich bei den Füßen nahm. So trugen wir ihn nach einer tiefen Schlucht, die gegen den Abgrund ausmündete, und stürzten ihn hinunter, so daß er wohl Niemand mehr zu Gesicht kam. Dann sprang ich in seinen Sattel und nahm sein Pferd mit, das zweihundert Dollars werth war."

„Wir wurden einige Tage aufgehalten, während welcher Zeit unser Freund nach einem kleinen Dorfe in der Umgegend ging. Er las daselbst den Neger angekündigt und ein Signalement der beiden Männer beigefügt, von denen er gekauft worden war; zugleich war darin der Verdacht des Käufers ausgesprochen. Es waren ziemlich windige Zeiten, aber im Sturm ist jeder Hafen recht. Wir brachten in selbiger Nacht den Neger an das Ufer eines Flusses, der an der Farm unseres Freundes vorbeilief, und Crenshaw schoß ihn durch den Kopf. Dann nahmen wir seine Eingeweide heraus und versenkten ihn in dem Flusse."

„Er verkaufte ihn zum drittenmale am Arkansas-River für fünfhundert Dollars. Dann stahl er ihn auf's Neue, überlieferte ihn der Hand seines Freundes, welcher ihn nach

einem Sumpfe führte, verſchleierte die tragiſche Scene und ließ ſich heilige Geheimhaltung verſprechen, da ein ſolches Spiel nicht lange fortgetrieben werden konnte, wenn irgend Jemand außer der Brüderſchaft nur eine Ahnung davon hatte. Er verkaufte dieſen Neger für zweitauſend Dollars und brachte ihn dann für immer aus dem Bereich aller Verfolger. Dieſe können ihm nie zu Leibe gehen, wenn ſie nicht den Neger finden, und dies iſt unmöglich, denn ſein Leichnam hat ſeitdem ſchon manche Schildkröte, manchen Katzenfiſch gemäſtet, und die Fröſche haben manchen langen Tag zu der ſtummen Ruhe des Skelettes geſungen."

Man wird aus den Berichten über dieſe Mordthaten erſehen, daß der kaltblütige Schurke ſtets die Eingeweide herausnahm, ſo oft er ſein Opfer im Waſſer verſenkte. Dies geſchah deshalb, daß die Leiche nicht wieder an die Oberfläche käme, wenn ſich durch die Fäulniß Gas entwickelte.

Da ſeit Murel's Verurtheilung erſt fünf Jahre verfloſſen ſind, ſo läßt ſich denken, daß ſich die Geſellſchaft in ſo kurzer Zeit nicht viel verbeſſert haben kann. Aber wie bereits bemerkt, ſind fünf Jahre in der amerikaniſchen Geſchichte eine lange Periode, und ich werde nachher zeigen, daß doch einige Verbeſſerung ſtattgefunden hat. Dennoch iſt der Stand der Dinge vorderhand ſehr kläglich, wie der Leſer einräumen wird, wenn ich ihm vollends meine geſammelten Thatſachen mitgetheilt habe.

Die zwei Haupturſachen des gegenwärtigen geſetzloſen Zuſtandes der Geſellſchaft im Süden beſtehen in einer irrthümlichen Vorſtellung vom phyſiſchen und im völligen Mangel von moraliſchem Muth. Wild und jähzornig von Charakter, zügellos in ſeinen Gewohnheiten und durch die Eigenthümlichkeit des Klima's in beharrlicher Aufregung iſt der Südländer ſtets bereit, Streit anzufangen, und läßt ſeine Piſtolen, ſein Bowiemeſſer nicht von der Hand, um

ſich zu vertheidigen. Um des letzteren willen kann ihm nicht wohl ein Vorwurf gemacht werden, da er dies bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge zum eigenen Schutze nöthig hat; gleichwohl liegt in dem Umſtande, daß die Waffen immer bereit ſind, eine Haupturſache des häufigen Blutvergießens. Die Bezeihung einer Lüge oder eine Schimpfrede wird als eine zureichende Rechtfertigung betrachtet, um zum Meſſer zu greifen. Die öffentliche Meinung tritt auf die Seite deſſen, der alſo einen Schimpf rächt, und es gilt da keine Berufung an das Geſetz; denn wenn man auch ſeine Zuflucht dazu nehmen wollte, ſo würde die Mehrheit nimmermehr geſtatten, daß es in Kraft geſetzt würde. Die Folge davon iſt, daß ein vor Gericht geſtellter Mörder jedesmal freigeſprochen wird, ſobald ein Zeuge vortritt, welcher beweist, daß ſich der Ermordete eine beleidigende Rede gegen den Angeſchuldigten erlaubt habe; und an Leuten fehlt es nie, welche ſich zu einem ſolchen Liebesdienſt hergeben. Wo das Geſetz ſo ohnmächtig iſt, macht man kaum Gebrauch davon; Jeder ſchafft ſich daher ſelbſt Recht, und die mindeſte Kränkung hat unausbleiblich Blutvergießen zur Folge. Seltſamer Weiſe mußte ich hören, daß dieſes Syſtem im Süden unter ſehr achtbaren Perſonen Vertheidiger findet. Sie ſagen, ſummariſche Maaßregeln bei aufgeregtem Blute ſeyen dem gewöhnlichen Brauche, einen Zweikampf an dem andern Tage auszufechten, weit vorzuziehen, da letzterer ein kaltblütiger Mord ſey — eine Anſicht, die allerdings auch durch die engliſchen Geſetze unterſtützt wird, da ſie in einem derartigen Falle das Verbrechen nur als Todtſchlag betrachten. Zum Unglück iſt aber dieſer Grund um der einfachen Thatſache willen nicht ſtichhaltig, weil die Streitigkeiten mit dem Kälterwerden des Blutes nicht ihr Ende erreicht haben, und wenn die Sache nicht auf der Stelle abgemacht wird, ſo dauern ſie als Familienkämpfe fort, in welchen die Rachſucht an die Stelle der Aufwallung tritt. Bisweilen entſchwinden Jahre, ohne daß die Kränkung oder Unbill

vergeſſen wird, und es kömmt dann zu einem überlegten, kaltblütigen Morde, dem keine Warnung vorangeht.

Als ich in Kentucky war, ging ein Menſch, Namens More, in die Wohnung des Mr. Prentice, des obenberührten Herausgebers der Louisville-Gazette, und feuerte, ohne ein Wort zu ſprechen, eine Piſtole nach deſſen Kopf ab. Zum Glück ging die Kugel fehl; aber es wurde von dem Mordverſuche nicht die mindeſte Notiz genommen. Ich wüßte noch viele andere Beiſpiele der Art zu erzählen; denn wenn man mit einer Perſon Händel kriegt und die Sache nicht mit einemmale abgemacht wird, ſo hält man ſich für vollkommen berechtigt, Rache zu nehmen, wo und wie man nur kann. Ein amerikaniſcher Gentleman erzählte mir, er ſey mit einem Freunde in eine Stadt nach Georgia gekommen und habe ſich mit demſelben auf das Poſtbureau begeben, um nach Briefen zu ſehen. Dieſer Mann hatte früher mit einem Einwohner der Stadt Streit gehabt, denſelben aber ſeit ſieben Jahren nicht wieder geſehen. Der Bürger ſchaute, als ſie auf der andern Seite der Straße nach dem Poſtamte gingen, eben zum Fenſter heraus und erkannte ſeinen Feind. Um nicht geſehen zu werden, ſchloß er ſeinen Laden, ſteckte die Mündung ſeiner Büchſe zwiſchen die Jalouſieen und ſchoß den andern todt, wie ihm dieſer eben bei Bezahlung des Briefporto's den Rücken zuwandte.

Ein noch intereſſanteres Beiſpiel von dieſem Brauche habe ich aus dem Munde eines Augenzeugen. Ein gewiſſer General hatte Streit mit einer andern Perſon, und man nahm an, daß es zum Kampf unter ihnen kommen werde, ſobald ſie zuſammenträfen. Es fügte ſich nun, daß der General einigen Freunden verſprochen hatte, mit ihnen an der öffentlichen Tafel des erſten Hauptpoſthauſes in der Stadt zu ſpeiſen. Als die Glocke tönte, eilte wie gewöhnlich alles hinein, um Platz zu kriegen, und der General fand hier ſeinen Feind, der mit einigen ſeiner eigenen Freunde ihm gegenüber ſaß. Augenblicklich zogen beide ihre Piſtolen und

legten auf einander an. „Wollen wir nicht zuvor unser Mahl einnehmen?“ fragte der General, dessen Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart bekannt war. „Ich habe nichts dagegen einzuwenden,“ entgegnete der Andere, und die Pistolen wurden wieder eingesteckt. Einige Bemerkungen gaben jedoch Anlaß, daß die Waffen abermals gezogen wurden, ehe noch das Diner vorüber war. Aber nun legten sich die Freunde in's Mittel und rückten die Gegner um einige Schritte auseinander.

Ein paar Tage nachher trafen sie sich wieder an der Ecke einer Straße und abermals waren im Nu wieder die Pistolen in den Händen. Der General hatte jedoch eben ein wichtiges Geschäft zu besorgen und sagte: „Ich glaube, Sir, ich kann so schnell eine Pistole spannen, als irgend ein Mann, und Ihr wißt dies. Ich lasse Euch die Wahl: soll es jetzt oder bei einer künftigen Begegnung geschehen?“

„Bei einer künftigen also,“ versetzte der Gegner; „denn offen gestanden, General, ich möchte Euch vortheilhaft auf den Leib kommen; das heißt, ich möchte Euch niederschießen, wenn mir Euer Rücken zugekehrt ist.“

Ich habe bemerkt, daß es auch dem achtbareren Theil der Bevölkerung gänzlich an moralischem Muthe fehlt; denn sie drücken zwar in aller Ruhe ihren Abscheu und ihr Entsetzen vor solchen Scenen aus, legen sich aber nie in's Mittel, selbst wenn der barbarischste Mord an ihrer Seite begangen wird. Ich habe mit vielen Gentlemen über diese Sache gesprochen und mein Erstaunen ausgedrückt, erhielt aber stets die Antwort:

„Wenn wir uns einmengten, so würden wir uns nur selbst schaden und doch nichts Gutes damit stiften. Aller Wahrscheinlichkeit nach entlüde sich dann der Streit gegen uns, und wir wagten unser Leben für einen Mann, denn wir vielleicht nicht kennen oder um den wir uns nicht kümmern.“

Nur in einem Falle halten die Südländer zusammen — wenn

ſich's nämlich um einen Streit gegen einen Fremden handelt. Zieht ſich der Fremde vortheilhaft heraus, ſo iſt's für ihn nur um ſo ſchlimmer, denn es iſt ausgemacht, daß der Fremde gepeitſcht werden muß. (Peitſchen iſt der Ausdruck für beſiegen, mag nun der Streit mit oder ohne Waffe geführt werden.) Kommt es daher zu Händeln, ſo zieht der Fremde doch zuletzt den kürzern. In dieſem Punkte ſind alle Südländer einig, und man kann nicht entrinnen.

Ein auffallender Beweis von der Gleichgültigkeit, welche die Behörden gegen ein Menſchenleben zeigen, fand während meines Aufenthaltes in dem Weſten ſtatt. Obriſt Crane kehrte mit ſeinem Regimente von Florida zurück und kam durch eine Stadt im Staate Tenneſſe. Einer ſeiner Soldaten kriegte Streit mit einem Bürger und ermordete ihn. Der Obriſt, welcher die Geſetze achtete, ließ den Soldaten augenblicklich feſtnehmen und mit einer Corporalswache an die Behörden abliefern. Letztere dankten dem Obriſten für ſeine gütige Aufmerkſamkeit, erklärten aber zugleich, den Mann brauchten ſie nicht; und ſo marſchirte der Soldat mit ſeinem Regimente wieder ab.

Man darf nicht glauben, daß mit dieſer Schilderung die niedrigen Klaſſen der Geſellſchaft gemeint ſind, denn ſie gilt denen, welche (wenn anders Reichthum und öffentliche Stellung Gentilität gibt) als die Gentlemen der an den Miſſiſſippi grenzenden Staaten betrachtet werden. Meine Leſer erinnern ſich vielleicht eines Umſtands, welcher ſich vor kurzer Zeit zutrug, als ein Mitglied des geſetzgebenden Hauſes im Staate Arkanſas von dem Sprecher derſelben Corporation, mit dem er einen Span hatte, beim Eintreten in die Halle angegriffen und mit einem Bowiemeſſer in's Herz geſtochen wurde. Was war das Reſultat? Welche Schritte hatte die Begehung eines ſo ſchnöden Mordes ſogar in der Halle der Geſetzgebung zur Folge, und welches Beiſpiel wurde dadurch nicht dem Staate von einem ſeiner bedeutendſten Mitglie-

der gegeben? Nachstehender amerikanischer Bericht wird zeigen, wie es in dieser Gegend beispielloser Barbarei mit dem Gesetze, mit der Gerechtigkeit und mit den Schwurgerichten aussieht.

„Höchst empörender Vorgang.

„Unsere Leser werden sich vielleicht des Umstandes erinnern, der in der Halle der Gesetzgebung von Arkansas vorfiel, indem daselbst durch den Sprecher ein Mitglied getödtet wurde. Die Little Rock-Gazette gibt Folgendes von der öffentlichen Gesinnung in diesem höchst civilisirten Lande:

„Drei Tage waren verflossen, ehe die gesetzliche Obrigkeit von dieser schrecklichen mörderischen That Notiz nahm; denn sie that erst Schritte, als ein Verwandter des ermordeten Anthony die Ausfertigung eines Haftbefehls zu Ergreifung des Wilson verlangte. Dann verstrichen wieder mehrere Tage, ehe der Mörder in's Verhör berufen wurde — eine Vorladung, welcher er in einem vierspännigen Wagen entsprach. Vier oder fünf Tage vergingen mit Abhör der Zeugen, und nie ward das Verbrechen des Mordes klarer erwiesen, als in dem gegenwärtigen Falle. Dennoch erlaubte der Gerichtshof, obschon der Richter Brown Widerspruch einlegte, dem Wilson Bürgschaft zu leisten, und lehnte es mit Entschiedenheit ab, daß der Staatsanwalt gegen die Zulässigkeit einer Bürgschaftsleistung in dem gegenwärtigen Falle Einspruch erhebe. Ja, man wollte denselben nicht einmal anhören, obschon der Anwalt der Familie des Erschlagenen sich ihm anschloß, um Wilson wegen Mordes zu verfolgen.

„Zu der für die Sitzung des Umganghofs anberaumten Zeit erschien Wilson, der ihm auferlegten Verpflichtung gemäß, und sein Anwalt stellte unter Zugrundlegung auf die Aussage Wilson's und zweier andern Männer den Antrag, daß der Ort für das Gericht gewechselt werde. Einer der genannten Männer gab an, daß neun Zehntheile der Einwohner von Pulasky über den Fall mit

sich im Reinen seyen und ihre Ansichten ausgedrückt hätten; es sey daher für Wilson nicht geratheu, wenn er in Pulasky gerichtet werde. Der Andere erklärte, wegen der häufigen Wiederholung ähnlicher Handlungen, die während der letzten vier oder fünf Jahren in dieser Gegend stattgefunden hätten, sey das Volk Willens, streng zu verfahren; es sey daher nicht räthlich, die Gerichtsverhandlung über Wilson in Pulasky vorzunehmen. Der Gerichtshof verwies daher Wilson nach Saline-County und befahl dem Sherif, den Angeklagten in Haft zu nehmen und dem Sherif von Saline-County zu überantworten.

„Der Sherif von Pulasky hielt Wilson nicht eine Minute gefangen, sondern gestattete ihm, ohne Wache oder was immer für eine Beschränkung nach Belieben umherzugehen. Auf dem Wege nach Saline bewirthete er ihn in seinem eigenen Hause und überlieferte ihn am andern Tage dem Sherif der gedachten County, welcher dem Delinquenten im Gefängniß das Schuldnerzimmer anwies und ihm den Schlüssel gab, so daß Jedermann zu allen Zeiten freien Ein- und Ausgang hatte. Wilson lud nun Leute zu sich ein, ließ seine Freunde kommen, und so füllte sich sein Zimmer mit Besuchern, welche bei ihm Grog tranken und mit ihm lachten und plauderten. Da jedoch hiezu der Raum nicht groß genug war, so besuchte er nachher die Branntweinschenken, wo er freigebig alle regalirte, die mit ihm zechen mochten; auch ging er, wenn er Lust dazu hatte, ganz ungehindert mit andern zum Fischfang oder auf die Jagd und speiste sogar mit dem Richter an demselben Tische.

„Sobald der Gerichtshof zu Saline zusammentrat, wurde Wilson vor Gericht gestellt. Mehrere Tage vergingen mit Abhör der Zeugen, und dann hielt Obrist Tailor eine sehr talentvolle, einleuchtende, nachdrückliche Rede, um die Anklage zu unterstützen. Aber während er damit beschäftigt war, hatte draußen ein Mann

einen Haufen Gesindel gesammelt, mit dem er bis auf einige Schritte an die Thüre des Gerichtshauses kam, wo er nun mit lauter Stimme zu rufen anfing: „Reißt sie auseinander — reißt sie auseinander! Alle Anwesenden glaubten, es handle sich um einen Streit, und eilten nach der Thüre und den Fenstern, um nachzusehen, entdeckten aber nichts als den Mann mit dem ihn umgebenden Troß, welchen er bloß deshalb zusammengetrieben hatte, um den Obristen Tailor in seiner Rede zu stören.

„Einige Minuten nachher brachte dieselbe Person ein Pferd in die Nähe der Court-Housethüre und fing an, dasselbe auszurufen, als wäre es zu verkaufen; und so ritt er zehn oder fünfzehn Minuten hin und her, fortwährend das Roß mit lauter lärmender Stimme ausrufend. Der Richter blieb sitzen und hörte stumm diesen Schimpf mit an, welcher dem Gerichtshofe und dem sprechenden Anwalt durch diesen Menschen geboten wurde, ohne von seinem Ansehen Gebrauch zu machen.

„Charakteristisch für die Verderbtheit der Zeit und des Volkes ist der Umstand, daß nach dem Verdict der Jury, welches Wilson freisprach, Alles auf ihn zustürzte. Die Einen ergriffen ihn bei der Hand, die Andern am Arm, und es folgte ein lautes Jubelgeschrei vor dem versammelten Gerichte. Wilson bedeutete nun dem Sherif, er solle die Geschworenen nach einer Branntweinschenke nehmen und daselbst auf seine Kosten traktiren; auch lud er männiglich ein, an dem Gelage theilzunehmen. Das Haus ward bald übervoll, und wir müssen mit Bedauern bemerken, daß einige Männer, welche eine geachtete Stellung in der Gesellschaft einnahmen, dem Pöbel nach der Branntweinbude folgten und gleichfalls auf Wilsons Kosten zechten. Des Tollen dauerte bis zur Nachtzeit; aber um dem Skandal die Krone aufzusetzen, begaben sich bald nach dem Souper die meisten Geschworenen nebst viel Andern nach dem Gemache, wo sich seit mehreren Tagen die Freunde und Verwandte des ermordeten Anthony aufgehalten hatten, um daselbst eine Scene des lächer-

lichsten Tanzes aufzuführen und, wie es scheint, Wilsons Triumph über die Gefühle derjenigen zu feiern, welche dem Erschlagenen durch die Bande der Liebe und des Blutes angehörten. Doch damit nahm es noch kein Ende. Der Haufen begab sich nach einer Branntweinkneipe und setzte daselbst bis nach halb eilf Uhr sein Schwelgen fort. Dann sammelten sie eine Bande von Hornisten, Trompeter u. s. w. und marschirten mit Musik durch die Straße, bis der Tag anbrach, worauf Einer von der Gesellschaft in das Haus hinein und bis vor das Zimmmer ritt, in welchem sich die Verwandten des Gemordeten befanden.

„Dies sind einige der Thatsachen, welche im Verlaufe der Gerichtsverhandlung und nach ihrem Schlusse stattfanden. Das ganze Verfahren wurde mehr wie eine Posse, denn wie ein ernster Gerichtsakt geleitet, und es ist eine unauslöschliche Schmach für das Land, in welchem dieser unselige, grausame Mord vorfiel, daß es darin Menschen gibt, welche so gar aller Tugend und allen Gefühls für Ehre und Menschlichkeit baar sind, daß sie einer so blutigen That in dieser Weise die Weihe ertheilten. Wilson's Hand ist jetzt mit dem Blute eines würdigen, harmlosen Mannes befleckt, und im Auge des ehrenhaften, wohlmeinenden Theiles der Gesellschaft muß das Siegel der Schande für immer auf ihm haften. Die Menschheit schaudert ob der Unthat, und Menschenalter können den Flecken nicht verwischen, den dieser Mensch auf sein Land gebracht hat. Arkansas, bisher schon das Stichblatt der Verachtung bei allen andern Staaten wegen der häufigen Meuchelmorde, deren es sich schuldig gemacht, hat sich nun auch selbst mit dieser schrecklichen Blutschuld das Brandmal aufgedrückt und den gerechten Haß aller Welt auf sich geladen, weil es ein Schwurgericht von zwölf Männern birgt, das gegen alles Gesetz und Zeugniß in einem solchen Falle ein freisprechendes Verdikt erließ."

Wollte man die zahllosen Rechtsverhöhnungen aufzählen, welche in diesem neuen Staate vorkommen, so würden wir Bände brauchen.

Indeß will ich doch mein Zeugniß durch das der Miß Martineau bekräftigen, welche sich über den Staat Alabama folgendermaßen ausspricht:

„Allerdings kann man daselbst reich werden, aber der Zustand der Gesellschaft ist fürchterlich. Einer meiner Wirthe, ein sehr gutmüthiger Mann, wie aus der Behandlung seiner Sklaven und seiner Familie erhellt, wurde vor zwei Jahren auf dem Lesezimmer der Stadt mit einem Dolche in den Rücken gestochen, ohne daß eine Untersuchung eingeleitet wurde. Ein anderer meiner Wirthe führte, als ich anlangte, schon vierzehn Tage stets geladene Pistolen bei sich; denn er wußte, daß ihm Personen auflauerten, deren ungesetzliches Treiben er bei einem Friedensrichter angezeigt hatte, so daß dieser Anlaß nahm, ihnen ihren Wagen zerschlagen und die Trümmer in den Fluß werfen zu lassen. Ein Advokat, in dessen Gesellschaft ich mich eines Nachmittags befand, wurde zu einem Sterbenden berufen, um dessen letzte Verfügungen aufzunehmen. Letzterer hatte mit seiner Familie im Schatten gesessen, als er drei Kugeln in den Rücken erhielt, welche von drei Männern, die sich hinter Bäumen versteckt hatten, auf ihn abgefeuert worden waren. Man erzählt sich zahllose Geschichten von Erbrechung der Gefängnisse und Befreiung der Gefangenen; auch theilte mir eine Dame von Montgomery mit, sie lebe schon vier Jahre in dieser Gegend, glaube aber nicht, daß in dieser Zeit auch nur ein Tag verflossen sey, ohne daß ein Mordversuch entweder durch Duell oder Meuchlerhand vorgefallen wäre."

Seit meiner Rückkehr nach England haben mich Viele gefragt, was die berühmten Bowiemesser für Instrumente seyen und woher der Name komme. Ich will sie zuerst beschreiben und dann die Partieen für sich selbst sprechen lassen. Das Bowiemesser hat eine fußlange, einschneidige Klinge, eine scharfe Spitze und ist sehr

schwer. Man kann damit hauen oder stechen und trägt es gewöhnlich in der Brust unter der Weste, obschon das Instrument in letzter Zeit so lang gemacht worden ist, daß man ihm eine andere Stelle anweisen mußte. Man trägt es daher jetzt sehr häufig auf dem Rücken in einer Scheide zwischen Rock und Weste, wobei der Griff in gleicher Höhe mit dem Rockkragen steht. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß diese Messer in England verfertigt werden; das, welches ich in meinem Besitze habe, ist aus der Werkstätte des W. und S. Butcher*) — kein übler Name für Bowiemesser-Fabrikanten, wenn er nicht allenfalls ein angenommener ist.

Der Erfinder derselben ist ein Mr. Rezin B. Bowie, und wie es scheint, wurde er von dem achtbaren Theil der Gesellschaft wegen des verhängnißvollen Geschenkes, das er seinen Landsleuten machte, so oft angegriffen, daß er es für nöthig hielt, wegen der Sache einen Brief an die Zeitungsredakteure zu schreiben, den ich zum Besten meiner Leser hier abdrucken lasse:

An den Herausgeber des Pflanzeradvokaten!

„Sir,

Ich wurde auf einen Artikel ursprünglich im Baltimore Transcript erscheinend und später in Alexanders Weekly Messenger abgedruckt, aufmerksam gemacht, in welchem ein Correspondent des Transcript die Mühe über sich genommen hat, dem Publikum einen geschichtlichen Bericht über das ‚Bowiemesser' zu geben. Ich würde wahrscheinlich seine Bemerkungen nicht beachtet haben, wenn sie sich bloß auf den Gegenstand, welchen die Aufschrift vermuthen ließ, beschränkt hätten; so aber kann ich unmöglich die beständige Wiederholung von Schmähworten und Lästerungen über mich und meine Familie, wie sie in den Zeitungen veröffentlicht werden, hinnehmen, ohne meinerseits etwas zu ihrer Unter-

*) Schlächter.

drückung beizutragen. Der Baltimore-Correspondent hat sich einer Aufgabe unterzogen, welcher er vermöge seiner Unwissenheit in Betreff der Thatsachen durchaus nicht gewachsen ist. Um nun diesen Herrn zu belehren und diejenigen, welche sich für den Ursprung der gedachten Waffe interessiren, über diesen Punkt sowohl, als über die Art, wie sie ihren Namen erhielt, zufrieden zu stellen, will ich in Kürze alles Erhebliche anführen, was mit dem Gegenstande in Verbindung steht. Die Behauptung des Correspondenten, daß ich von Kentucky nach den westlichen, wilden Theilen des Arkansasstaates gewandert sey, um mich daselbst ungestört den Vergnügungen der Jagd hinzugeben, ist unverdient und durchaus nicht in einer Thatsache begründet; ebenso unwahr ist auch das Mährchen von dem ‚wandernden Schmied'. Das erste Bowiemesser wurde von mir in dem Kirchspiel Avoyelles, Arkansas, als ein **Jagdmesser** verfertigt — ein Zweck, zu welchem es mir viele Jahre diente. Die Länge der Klinge maß neun und einen viertel Zoll, die Breite anderthalb Zoll; auch war es **einschneidig** und nicht gekrümmt, so daß also der Correspondent mit seiner Schilderung ebenso im Irthum befangen ist, wie in seinem Berichte über den Ursprung des Bowiemessers. Der Baltimore-Correspondent muß in Betreff der Art, wie Obrist James Bowie zuerst in den Besitz dieses Messers kam, entweder sehr fälschlich unterrichtet worden sey, oder eine sehr ruchtbare Einbildungskraft besitzen. Seine ganze Angabe über diesen Punkt ist eine **Lüge**, und die Thatsachen verhalten sich folgendermaßen: Obrist James Bowie hatte von einem Individuum, mit dem er im Streite lebte, einen Schuß erhalten, und da ich annahm, mein Verwandter könne bei einem zweiten derartigen Versuche um's Leben kommen, so gab ich ihm das Messer, um es bei passender Gelegenheit als Vertheidigungswaffe zu

benützen. Einige Zeit nachher machte Obriſt James Bowie bei Gelegenheit eines Handgemenges oder rohen Gefechtes zwiſchen ihm und einer andern Perſon, mit welcher er damals in Feindſchaft lebte, Gebrauch (das einzigemal, daß es je zu einem andern Zwecke diente, als zu dem, für welchen es urſprünglich beſtimmt war); auch kam es erſt als Vertheidigungswehr in Anwendung, nachdem er niedergeſchoſſen worden — denn jetzt mußte es das Mittel werden, ſein Leben zu retten. Die Verbeſſerung in der Fabrikation und der Zuſtand von Vollkommenheit, den es ſeitdem durch erfahrene Meſſerſchmiede gewonnen, ſind nicht durch mich veranlaßt worden. Es dürfte hier auch der Ort ſeyn, anzugeben, daß wir beide, weder Obriſt James Bowie, noch ich, in unſerem Leben nie ein Duell mit irgend einer Perſon gehabt haben. Wenn der Correſpondent in Betreff meines verſtorbenen Bruders, des Obriſten James Bowie, die Behauptung aufſtellt, daß er allgemein bekannt war, ſo hat er vollkommen Recht; ſeine Schmähungen aber ſind nur der Erguß einer boshaften Seele und der giftigen Feder eines feigen Scriblers. Wer Obriſt Bowie kannte, wußte ſeine guten Eigenſchaften zu ſchätzen, während diejenigen, welche ihm das Verdammungsurtheil ſprachen, keinen andern Grund dafür hatten, als die falſchen Angaben müßiger, böswilliger Correſpondenten und lügenhafter Zeitungsſchreiber, unter die ich den Baltimorer und ſeine wohlweiſen Helfershelfer zähle.

Ich habe mir dieſe unverſchämten Angriffe faſt zehn Jahre gefallen laſſen, und während dieſer Zeit iſt jede Gelegenheit benützt worden, dem Benehmen meiner Familie etwas anzuheften, obſchon dieſe unverantwortliche Gehäſſigkeit auf keine anderen Thatſachen, als die im Vorſtehenden angeführten, begründet iſt. Ob ſie zureichen, derartige Bemerkungen zu rechtfertigen, oder nicht, gehört nicht zur

Sache, da ich mir vorgenommen habe, entweder eine Wiederholung solcher Angriffe auf mich und meine Familie zu verhindern, oder diejenigen zur Strafe zu ziehen, welche bei der Veröffentlichung die Hand bieten. Ich erkläre daher hiemit auf's Bestimmteste, daß ich jeden Zeitungsschreiber für alle weiteren Kränkungen in seinem Journale, mögen sie nun von ihm selbst oder von seinen Correspondenten ausgehen, persönlich verantwortlich mache.

Ich verlasse mich auf das Anstandsgefühl aller Zeitungsschreiber, welchem Angriffe auf die Heiligkeit des Privatrufs zuwider sind, daß sie dieser meiner Erklärung in ihren Spalten Raum geben.

Ich verbleibe, Sir,

Euer

Iberville, den 24. August 1838. gehorsamer Diener

R. B. Bowie."

Wenn aber Rezin B. Bowie ursprünglich auch bloß ein Jagdmesser erfand, so hat es doch nicht den Anschein, als habe er sich oder seine Familie für verpflichtet gehalten, es ausschließlich zu dem angeblichen Zwecke zu verwenden. Sein Bruder, Mr. John T. Bowie hatte einen Streit mit einem Obristen Nichols, und nachdem sie einigemal sich vor den Gerichtsschranken befehdet hatten, wurde der Vorschlag gemacht, daß ein regelmäßiges Duell stattfinden solle. Obrist Nichols wünschte mit Pistolen zu kämpfen, aber die Bowies zogen das Bowiemesser vor. Folgendes sind die von letzteren beantragten Bedingungen.

„Princeton in Mississippi, den 9. Mai 1838.

Kampfbedinguugen,

wie sie zwischen John T. Bowie und W. Nichols beantragt werden.

Erstlich: die zu gebrauchenden Waffen sollen aus Bowiemessern bestehen — Länge der Klinge zehn und drei viertel Zoll.

Zweitens: Die Kämpfer sollen auf freiem Felde in zwölf Fuß weiter Entfernung von einander aufgestellt werden. Sie entsprechen dem Signalworte: „Zieht!“ worauf sie gefragt werden, ob sie bereit seyen. Auf die Antwort „ja“, folgt das Signal „vorwärts!“ als Losung zum Beginn des Kampfes, worauf jeder Kämpfer rasch um zwei Schritte vortritt.

Drittens: wenn einer der Kämpfer dem Rufe vorwärts nicht entspricht, so soll der Andere in Zwischenräumen von einer Sekunde eins, zwei, drei zählen. Ist mit dem Worte drei noch immer nicht Folge geleistet, so wird angenommen, daß der Gegner auf das Vorrücken verzichte.

Viertens: die Kämpfer tragen bloß Sommerpantalons, Hemd und Weste, letztere nicht dicker oder schwerer, als gewöhnlich Sitte ist.

Fünftens: die Kämpfer erscheinen mit zwei Sekundanten und einem Wundarzte; auch kann außerdem Jeder sechs Zeugen mitbringen, aber weiter nicht, wenn nicht zuvor mit den Sekundanten eine Uebereinkunft getroffen wird.

John T. Bowie.

An Obrist W. Nichols Princeton.

„N. B. Weitere Verabredungen sollen, im Falle diese Bedingungen Genehmigung finden, unter den Sekundanten getroffen werden.“

Die Bedingungen wurden zurückgewiesen, und ich vermag nicht zu sagen, ob Obrist Nichols noch am Leben ist, oder nicht.*) Die rasche Zunahme der Bevölkerung in dem fernen Westen und die

*) Seitdem ich Obiges geschrieben, lese ich in den amerikanischen Zeitungen, daß Mr. J. T. Bowie wegen Ermordung des Mr. G. P. Brown vor Gericht gestellt und freigesprochen worden ist.

vielen achtbaren Leute, welche in letzter Zeit dahin auswanderten, versprechen um so mehr einen baldigen günstigen Wechsel, da nun Texas der Zufluchtsort für diejenigen geworden ist, deren Anwesenheit sogar in den südlichen Staaten nicht länger geduldet wird. Die größeren Städte haben bereits das Beispiel der Säuberung gegeben. Natchez, dessen untere Stadt ein wahres Pandämonium war, hat bedeutend aufgeräumt und Vicksburg durch sein heilsames Lynchlaw sich die schändlichen Spieler vom Hals geschafft, während New-Orleans, in dessen Straßen fast täglich Morde vorfielen, jetzt eine der sichersten Städte in der Union ist.

Diese Wiedergeburt in New-Orleans wurde hauptsächlich durch die Anstrengungen der englischen und amerikanischen Kaufleute aus den östlichen Staaten erzielt, welche eine wirksame Polizei einführten und auf die Zusage der Unterstützung von Seiten der Staatsgesetzgebung den Beschluß faßten, an dem ersten Mörder ein Exempel zu statuiren. Dieser war ein gewisser Obrist oder Mister Whittaker aus Louisiana, ein Mann aus einer verzweigten, reichen Familie. Betrunken trat er in die Schenkstube eines Hotels, wo er von dem Kellner nicht augenblicklich nach Wunsch bedient wurde; darüber aufgebracht, stürzte er auf den unglücklichen Menschen los und hieb ihn buchstäblich mit seinem schweren Bowiemesser in Stücke.

Er wurde in's Gefängniß gesetzt, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Zwar bot man allen Mitteln der Gewalt und der Ueberredung auf, um ihn zu retten, aber vergeblich. Als nun seine Freunde fanden, daß er die gesetzliche Strafe erleiden mußte, so versahen sie ihn, um die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung abzuwenden, mit den Mitteln, welche es ihm möglich machten, sich die Nacht vor der Exekution im Gefängniß zu entleiben. Diese unerwartete Handlung der Gerechtigkeit verursachte das größte Aufsehen, und man betrachtete sie als einen Justizmord. Die Leiche wurde den Verwandten übergeben, welche sie in großem Prunke nach Hause brachten. Die Milizen zogen aus, um ihr die militärischen

Ehren zu erweisen, und General N. N., der sich um die Gouverneurstelle von Louisiana bewarb, sprach die Leichenlobrede!!!

Aber dieser entschiedene und umsichtige Schritt hatte die besten Resultate zur Folge. Man kennt jetzt die Thätigkeit der Polizei, weiß, daß ein Mörder hingerichtet wird, und kann nun in dunkelster Nacht ohne Gefährde durch die Straßen von New-Orleans gehen.

Zum Beweise, wie schwer es ist, schlimme Gewohnheiten auszurotten, erzählte mir ein Gentleman, daß bei Gelegenheit der Quadronen-Bälle, welche zu New-Orleans gegeben würden, die Polizei jede eintretende Person untersuche und ihr das Bowiemesser wegnehme — eine Vorsichtsmaßregel, welche die jungen Männer durch folgende List zu umgehen pflegten. Ein Dutzend derselben vertraute ihre Messer einem Einzigen an, der draußen blieb, und ging nach stattgehabter Untersuchung in den Saal; dann öffneten sie ein Fenster, ließen eine Schnur hinab, an welche der Außenstehende sämmtliche Messer nebst seinem eigenen befestigte, und zogen sie herauf. Dann kam der Helfer gleichfalls herein, worauf Jeder sein Messer an sich nahm. Der Grund, warum die Polizei so handelt, liegt in dem Umstande, daß die Weiber als Farbige vor dem Gerichtshofe nicht zeugen können, während im Falle eines Mordes von Seite der jungen Männer kaum ein Zeugniß zu erwarten stünde.

Aber obgleich einige der Städte eine große Reformation zu Stande gebracht haben, ist doch in diesen Staaten der Allgemeinzustand der Gesellschaft höchst kläglich und bietet nur wenig oder gar keine Sicherheit für Leben und Eigenthum. Noch bedauerlicher aber ist der Umstand, daß sich das Uebel auch auf die anderen Staaten erstreckt, die sonst wahrscheinlich viel früher zur Civilisation heranreifen würden.

Dies rührt von der Sitte der Südländer her, während der Sommermonate nach den andern Staaten zu wandern; denn den übrigen Theil des Jahres bleiben sie auf ihrem Eigenthum, leben

vielleicht in einer ärmlichen Blockhütte und faſt im Stande der Natur, ſparen ihre Dollars zuſammen und widmen ſich ſorgfältig ihrem Geſchäfte. Sobald aber der Herbſt kömmt, treten auch ihre Feiertage ein; ſie kleiden ſich auf's beſte, machen Vergnügensreiſen, verbrauchen ihr Geld und geberden ſich wie Gentelmen. Ihre Zufluchtsorte ſind hauptſächlich die Staaten Virginien, Kentucky und Ohio, wo ſie in Schaaren die Quellen, Cincinnati, Louisville und andere Städte anfüllen. Sie verbringen daſelbſt ihre Zeit in beharrlicher Schwelgerei, indem viele davon gar nie nüchtern werden; auch habe ich in meinem Leben nie ſo entſetzlich fluchen hören, als unter dieſen Gentlemen. Jede Rede beginnt mit einem Fluche, bei dem Einem die Haare zu Berg ſtehen, und obgleich ihre Tracht auf gebildete Leute ſchließen läßt, können ſie doch ihre Anſprüche an einen ſolchen Titel durchaus nicht mit irgend etwas Anderem rechtfertigen. Natürlich ſpreche ich jetzt von der Maſſe, unter der ſich viele Ausnahmen befinden; aber auch dieſe ſchwimmen mit dem Strome und geben ſich keine Mühe, ihm Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie begnügen ſich damit, die gedachten Laſter nicht ſelbſt zu begehen, beſitzen aber nicht den Muth, bei Andern dagegen zu proteſtiren.

In den öſtlichen Staaten widerſtreitet die öffentliche Meinung dem Gebrauche des Meſſers in der Weiſe, wie er leider im Süden ſtattfindet. Ich ging eines Tags in New-York auf dem Broadway ſpazieren, als ein ſchuftiger Fuhrmann einen jungen Südländer, der eine Dame unter ſeinem Schutz hatte, mit ſeiner Peitſche bearbeitete. Mit Recht erbittert und an phyſiſcher Kraft dem grobknochigen Strolch nicht gewachſen, war der junge Mann ſo unklug, ſein Meſſer zu ziehen und es nach Indianer-Weiſe zu ſchleudern; dieſe Handlung zog ihm jedoch den Unwillen des Volkes in ſo hohem Grade zu, daß er nur mit Mühe deſſen Händen entriſſen werden konnte.

Der Ohio-Staat iſt hauptſächlich mit Leuten aus dem Oſten

bevölkert; dennoch fand zu meiner großen Ueberraschung während meines Aufenthaltes in Cincinnati im Theater ein Streit statt, in welchem von mehreren Personen Bowiemesser gezogen wurden. Ich hatte mir nie vorgestellt, daß auch hier eine derartige Waffe üblich wäre, entdeckte aber nachher, daß man sie nur zur Selbstvertheidigung trüge, weil die Südländer damit bewehrt wären. Das Gleiche gilt von den Staaten Virginien und Kentucky, welche großentheils sehr civilisirt sind; aber die alljährlichen Einfälle der Südländer halten ein System aufrecht, das sonst wahrscheinlich längst in Abgang gekommen wäre. Unter solchen Umständen dauert das Duell und der Messerkampf in diesen Staaten ebensogut fort, wie in Mississippi. Dieser bedauerliche Zustand der Gesellschaft muß wohl noch einige Zeit währen, da die Civilisation in einem Sklaven-Staate nur langsame Fortschritte macht. Indeß haben doch, wie bereits angedeutet, in letzter Zeit einige Verbesserungen stattgefunden, obschon dabei hauptsächlich bloß die niedrigere Classe von Schurken ausgerottet wurde, ohne daß die Maßregeln auf die vornehmen Meuchelmörder Anwendung fanden — denn einen andern Titel kann man ihnen kaum beilegen.

Die Weiber des Südens scheinen ebenso ungestüm in ihren Leidenschaften zu seyn, wie die Männer. Als ich zu Louisville war, verlangte eine verheirathete Dame durchaus von ihrem Gatten, daß er einen andern Gentleman wegen einer vermeintlichen Beleidigung peitsche. Der Mann, dem es nicht eben um einen eingeschlagenen Schädel zu thun war, machte Gegenvorstellungen; sie aber erwiederte, wenn er sich weigere, so werde sie schon einen andern Gentleman finden, der ihrem Ansinnen entspreche. Der Gatte mochte sich wohl denken, daß ein derartiger Dienst nicht ohne Lohn bleiben würde, und fügte sich daher endlich darein, für seine Dame zum Ritter zu werden.

Meiner Ansicht nach können die südlichen Frauen, aber auch nur die Frauen allein, in den angeführten Punkten eine Reforma-

tion erwirken. Sie besitzen eine große Gewalt, und wenn sie einen Verein bildeten, der sich's zum Grundsatze machte, daß keines seiner Mitglieder einen Mann heirathete oder in seine Gesellschaft zuließe, der ein Bowiemesser oder eine andere Waffe führte, so würden sie's durchsetzen, wenn auch alles Andere fehlschlüge. Dies wäre ein herrlicher Fortschritt, und die ritterliche Galanterie, welche die Südländer bei jeder Gelegenheit den Frauen erweisen, überzeugt mich, daß sie in der angeführten Weise vermocht werden könnten, von so entehrenden und demoralisirenden Gewohnheiten abzustehen, welche sich weder mit den Grundsätzen der Ehre noch des Christenthums vertragen.

Neuntes Kapitel.

Die Gesellschaft. — Die Frauen.

Die Frauen Amerika's stehen unzweifelhaft sowohl in Betreff der physischen als der moralischen Schönheit weit höher als die Männer, besitzen aber dennoch nicht den Einfluß, der ihnen eigentlich gebührt. Ich habe bereits in meinen früheren Bemerkungen über die amerikanischen Frauen gesagt, daß sie die hübschesten von der Welt seyen, und das Wort hübsch mit gesperrter Schrift abdrucken lassen, da mir dieser Ausdruck besonders auf sie anwendbar scheint. Die Amerikaner haben in manchen Punkten bis auf einen gewissen Grad jene Gleichheit erreicht, die sie zu ihrem Schibolet machen, in keinem aber vielleicht mehr, als in der gleichmäßigen Vertheilung des guten Aussehens unter den Damen. Dies läßt sich leicht erklären; denn man findet einerseits nicht jenen schmutzigen Nothstand, jenes Heranwachsen unter Hunger, Krankheit und Elend, die

uns in der dichten Bevölkerung aller Großstädte Europas so häufig entgegentreten, andererseits aber auch nicht die angeerbte Feinheit, die Inoculation des Schönen, welche eine Frucht des steten Verkehrs mit den schönen Künsten ist, die sorgfältige Pflege und die stete Aufmerksamkeit auf Gesundheit und Leibesübung unter unsern bessern Classen. Diese beiden Momente geben Anlaß zu den vielen Schattirungen der Außenseite, von der größten Plattheit an bis zur vollendetsten Schönheit, wie man dies namentlich in der Hauptstadt von England sieht. In den Vereinigten Staaten kennt man weder jenes maßlose Elend, noch den überschwenglichen Luxus und die feine Bildung, welche bei uns herrschen; das gute Aussehen vertheilt sich daher gleichmäßiger, und obschon man oft auf wirklich schöne Frauen trifft, so ist es doch selten, daß man einer eigentlich häßlichen begegnet. Der augenblickliche Eindruck ist daher in Amerika angenehmer — tritt man in eine Gesellschaft, so wird man in allen Richtungen Anlaß zum Vergnügen, selten aber zu unangenehmer Berührung finden. Das Klima ist jedoch der Schönheit nicht günstig, da sie, namentlich in den östlichen Staaten, weit schneller vergeht, als in England, und wenn ein Frauenzimmer einmal die Dreißig zurückgelegt hat, ist es in der Regel auch mit ihrer Herrlichkeit am Ende.

Die westlichen Staaten sind in dieser Beziehung weit günstiger bedacht, und ich glaube, daß ich in Cincinnati weit schönere Frauen sah, als in irgend einer andern Stadt der Union. Sie waren vollkommener von Gestalt und schöner von Wuchs, da sie nicht dem plötzlichen Stillstande ausgesetzt sind, dem die Frauen des Ostens unterliegen.

Gewöhnlich treten die amerikanischen Mädchen bald, nachdem sie die Schule verlassen haben, in den Ehestand; in der Zwischenperiode ist ihnen weit mehr Freiheit gestattet, als den englischen Mädchen, da sie ohne Chaperons ausgehen und nach Belieben ihre Freundinen besuchen können. Es sind dafür auch zureichende Gründe vorhanden; denn die Mütter müssen wegen des unzureichenden Dienst-

personals persönlich allen den verschiedenen Obliegenheiten des Haushalts vorstehen, Väter und Brüder gehen ihren geldeinbringenden Geschäften nach, und ein Dienstbote kann in dem amerikanischen Haushalt nicht entbehrt werden. Wenn sie daher ausgehen oder sich Bewegung machen wollen, so müssen sie dies allein thun, sind aber auch darin weit ungestörter, als dies überall anders der Fall seyn würde, weil Alles beschäftigt ist und Niemand Zeit hat, müßig umherzuschlendern. Ich glaube, daß derjenige Lebensabschnitt, welcher zwischen den Abgang von der Schule und den Eintritt in den Ehestand fällt, der glücklichste in dem Daseyn eines amerikanischen Weibes ist. Ich habe bereits bemerkt, wie galant und aufmerksam sich die Amerikaner gegen das schöne Geschlecht, namentlich gegen das unverheirathete erweisen. Dies geschieht sogar in einer Ausdehnung, daß es unsere jungen Damen in England für kein Compliment halten würden. Die Rücksicht durchdringt bis zu einem gewissen Grade alle Klassen, und sogar die schwarze Mamsell hat keinen Grund, sich zu beklagen, daß sie nicht mit übermäßiger Höflichkeit behandelt werde. Aber meiner Ansicht nach (und ich glaube die Mehrzahl der amerikanischen Frauen wird ihre Richtigkeit zugeben) fühlen sie sich nicht sehr geschmeichelt durch eine Art von Huldigung, die ihrem Verstande eben kein Compliment macht, obschon sie sich so daran gewöhnen, daß mancher die Aufmerksamkeiten, die ein Engländer dem schönen Geschlecht zu erweisen pflegt, wie Stolz und Vernachlässigung vorkommen.

Sey dem übrigens, wie ihm wolle, die amerikanischen Frauenzimmer werden durch die Schmeicheleien, die man ihnen allgemein vor ihrer Verheirathung zollt, nicht verzogen, da man ihnen die Huldigung in der Regel nicht wegen ihres Reichthums oder wegen außerordentlicher Schönheit erweist — denn in einem solchen Falle könnte sie doch gefährlich werden. Nein, die Schmeichelei gilt dem ganzen Geschlechte, wird Allen erwiesen und Jede glaubt sich der Natur der Sache gemäß dazu berechtigt, so daß nichts Schlimmes

daraus erwachsen kann. Dies beweist jedoch meine am Eingang dieses Kapitels aufgestellte Bemerkung, daß die Frauen nicht jenen Einfluß besitzen, der ihnen gebührt — eine Thatsache, die um der Sache der Moralität willen recht zu beklagen ist. Wenn Männer die Weiber wirklich achten, so suchen sie nicht dieselben zu bethören, sondern behandeln sie als vernünftige, unsterbliche Wesen; diese allgemeine Schmeichelei aber täuscht sie mit dem Schatten, während ihnen das Wesen vorenthalten wird.

Ich habe gesagt die Periode zwischen der Emancipation von der Schule und der Vermählung sey der glücklichste Abschnitt in dem Leben eines amerikanischen Weibes; sie erinnert mich in der That an die Festlichkeiten und Vergnügungen, die man in einem katholischen Lande einem Mädchen bereitet, ehe es den Schleier nimmt und durch die Mauern eines Klosters von der Welt abgeschieden wird; denn die Obliegenheiten einer amerikanischen Frau sind um der Umstände willen sehr lästig, und ich glaube, daß ihr Daseyn nach der gedachten Periode nur das eines negativen Glückes ist. Und doch scheinen die Mädchen sehnlichst zu verlangen, sogar diesen kleinen Theil von Freiheit abzukürzen; denn der Ehestand wird fast als ein Geschäft oder, wie ich lieber sagen möchte, als eine Pflicht betrachtet — wahrscheinlich eine von den ersten Ansiedlern herrührende Idee, da diesen die Vermehrung der Bevölkerung von höchster Wichtigkeit seyn mußte. *) So sehr es übrigens auch die Amerikaner in Abrede zu ziehen wünschen, bin ich doch zu

*) Da in den Vereinigten Staaten die Frauenzimmer mit der Heirath so gar eilen, so kömmt Bigamie nicht selten vor, weil man in Betreff der Freier keine zureichende Auskunft einholen kann. Für dieses Vergehen müssen die Schuldigen ein paar Jahre im Sing-Sing Steine klopfen. Allerdings muß man zugeben, daß es etwas schwer ist, sich die nöthigen Nachweisungen zu verschaffen, wenn ein Ausländer als Freier auftritt; denn wer kann da erfunden, ob der Gentleman nicht ein altes Weib oder gar zwei in der alten Welt zurückgelassen hat?

glauben geneigt, daß in den Vereinigten Staaten mehr Convenienzheirathen vorkommen, als in den meiſten andern Ländern. Die Männer fangen ſchon an zu rechnen, lange ehe ſie heirathsfähig ſind, und es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß ſie den Werth einer Mitgift nicht ebenſogut in Anſchlag bringen, wie den Werth von allen andern Dingen. Außerdem rechnen auch die alten Leutchen ein bischen, und die Mädchen nehmen ein Erbieten an, ohne daß ihre Herzen ernſtlich dabei in's Spiel kommen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen; aber ich glaube nicht, daß in Amerika viele Neigungsheirathen vorkommen — eine Annahme die wohl darin eine ſtarke Bekräftigung finden dürfte, daß ich Zeuge war, wie ruhig Verlöbniſſe aufgelöſt und neue eingegangen wurden. Vielleicht iſt auch dem berechnenden Geiſte der Gentlemen, welche nur gar zu geneigt ſind, zwanzigtauſend Dollars der Hälfte dieſer Summe vorzuziehen, die Thatſache zuzuſchreiben, daß die amerikaniſchen Mädchen mit dem Verſchenken ihrer Herzen nicht allzuvoreilig ſind.

Ich kannte eine junge Dame, die mit einem meiner Bekannten verſprochen war. Als ich kurze Zeit nachher wieder in die Stadt kam, wo das Pärchen wohnte, vernahm ich, daß die Partie abgebrochen worden ſey und ſie ein neues Verhältniß angeknüpft habe. Aus dieſem einfachen Beiſpiele folgt nun gerade nicht viel; aber als ich mich mit Bekannten darüber beſprach, fand ich, daß man dies als einen ſehr gewöhnlichen Umſtand betrachtete und kein Aufhebens davon machte, trotzdem daß in Amerika ſo gerne die Läſterzunge ihr ſchnödes Spiel übt. Wenn eine junge Dame ſich in einer Weiſe benimmt, die ihrem Verlobten Anſtoß gibt und ihn rechtfertigt, die Partie abzubrechen, ſo bleibt er bis auf den letzten Augenblick galant, denn er ſchreibt ihr und bittet ſie, daß ſie ihn entlaſſen möge. Ein ſolcher Fall kam bei einem meiner Bekannten vor; er ſagte mir, dies fordre der gute Ton, und ich gab ihm Recht. Im Ganzen halte ich es für ein Glück, daß bei den amerikaniſchen Heirathen auf beiden Seiten mehr die Klugheit, als die

Liebe waltet; denn wie einmal die eigenthümlichen Gewohnheiten und Bräuche des Landes sind, müßte sich eine Frau, die ohne Klugheit liebte, nicht sonderlich glücklich fühlen.

Werfen wir nun unsre Blicke auf das eheliche Leben in den Vereinigten Staaten.

In Amerika sind alle Männer Geschäftsleute, und ihre ganze Zeit ist durch die wichtige Aufgabe des Geldzusammenscharrens in Anspruch genommen. Sie nehmem früh ihr Frühstück ein und begeben sich dann nach ihren Stores oder Comptoiren. Die Mehrzahl derselben kommt nicht zum Mittagessen nach Hause, sondern speist in der nächsten Schenke oder in einem Austernkeller; denn sie wohnen in der Regel zu ferne von ihrem Geschäftslokal, und die Zeit ist zu kostbar, um sie durch vieles Gehen zu vergeuden. Man glaubt vielleicht, daß sie früh zum Thee nach Haus kommen; dies ist zwar bei Manchen der Fall, aber nicht bei der Mehrzahl. Wenn sie sich den ganzen Tag abgemüht haben, brauchen sie Erholung und suchen dieselbe meist in der Politik und in den Zeitungen. Vielleicht läßt sich nebenher ein kleines weiteres Geschäft machen — und dazu findet sich, außer dem Trunke, Gelegenheit in den Schenkstuben derjenigen Hotels, wo sich die Geschäftsmänner der Stadt versammeln. Die Folge davon ist, daß die Meisten spät nach Hause kommen; sie sind jetzt müde, gehen zu Bette und stehen am Morgen früh wieder auf, um an ihr Geschäft zu kommen. Man ersieht daraus, daß die Frauen von der Gesellschaft ihrer Männer nicht viel genießen können. Auch glaube ich nicht, daß der Grund hiezu in einer Liebloſigkeit der Eheherren liegt; denn es ist unbedingt nöthig, daß sie so emſig arbeiten, als Andere, wenn sie aufkommen wollen, und was der Eine thut, muß der Andere thun. Sogar der Besuch der Schenkstuben wird fast zur Nothwendigkeit, da sie dort alle Neuigkeiten des Tages erfahren. Die Folge davon ist übrigens, daß die verheiratheten Frauen allein bleiben; denn die Männer können ihnen nicht Gesellschaft leisten, und selbst wenn das

Gegentheil der Fall wäre, paſſte doch die Mehrzahl derſelben nicht dazu, aus folgenden Gründen. Ein Amerikaner tritt ſo früh in's öffentliche Leben ein, daß ſeine Schulkenntniſſe mit Ausnahme derer, welche er für ſein Geſchäft braucht, bald verloren gehen. Er hat keine Zeit, etwas Anderes zu leſen als die Zeitung; alle ſeine Gedanken und Ideen concentriren ſich in ſeinem Geſchäfte, in welchem er zwar vollkommen wird, indem er ſich ſehr viele praktiſche Kenntniſſe erwirbt — aber ſie taugen faſt für nichts Anderes, als für's Geldmachen. Auch kann er nicht anders, wenn er fortkommen will, und der größere Theil beſchränkt ſich daher ausſchließlich auf eine derartige Ausbildung. Bei den Frauen verhält ſich's jedoch ganz anders. Ihre Erziehung iſt weit ausgedehnter, als die der Männer, weil ſie gelehriger und in ihrer Jugend viel leichter zu leiten ſind. Im Eheſtande harren ihrer zwar weit beſchwerlichere Dienſtleiſtungen, als bei uns; aber wenn ſie an langen Tagen und Abenden auf die Rückkehr ihrer Gatten harren, ſo bleibt ihnen doch noch einige Zeit ihre Erziehung ſo zu ſagen zu vollenden und ſich durch Lektüre zu veredeln. Die Folge davon iſt, daß unter dieſen und andern Hülfsmitteln ihr Geiſt weit gebildeter wird, als der ihrer Gatten und wenn man dabei an das Tabackkauen und Trinken der letztern denkt, ſo wird man bereitwillig einräumen, daß die Frauen auch in Anbetracht der äußeren Bildung den Vorzug verdienen.

Dies ſind die Urſachen, warum die amerikaniſchen Frauen von den Engländern und andern Nationen ſo allgemein bewundert werden, während ſie den Männern, ſowohl in Anbetracht ihres Benehmens, als ihrer Außenſeite eine niedrigere Stufe zuweiſen müſſen. Allerdings darf man dabei nicht aus dem Auge verlieren, daß ich jetzt von der Mehrheit ſpreche, die ſehr zahlreiche Ausnahmen hat. Ich rechne insbeſondere hieher den ganzen Stand der Rechtsgelehrten, unter denen man ſehr anſtändige und hochgebildete Männer trifft. Ein Gleiches findet bei denen Statt, die ſich den freien Künſten oder gelehrten Berufen weihen — aber nur deshalb, weil eben ihr Beruf

ihnen gestattet, die Zeit, welche der Amerikaner im Allgemeinen bei seinem Ringen nach Reichthum nicht erschwingen kann, auf die eigene Ausbildung zu verwenden.

Ich habe schon früher gesagt, daß um der Umstände willen der Ehrgeiz des Amerikaners meist nur ein Ziel im Auge hat — er will sich schnell durch Sammeln eines Vermögens über seines Gleichen erheben. Diesem einen großen Desiderat ist alle seine Thatkraft, sein Sinnen und Denken geweiht. Als ich nach meiner Ankunft in Amerika das Broadway hinunterging, däuchte es mich sonderbar, daß unter allen den Leuten eine so merkwürdige Familienähnlichkeit stattfand. Jeder der mir begegnete schien mir seinen Zügen nach ein Bruder oder Verwandter desjenigen zu seyn, der zuvor an mir vorbeigegangen, und ich wußte mich anfangs nicht in die Sache zu finden, aber das Geheimniß wurde mir bald aufgeklärt. Alle waren angelegentlich in denselben Gegenstand vertieft; Alle rechneten und reflektirten auf ihrem Wege. Dies hatte ein ähnliches Runzeln der Stirne, Zusammenziehen der Augenbrauen und Aufeinanderpressen der Lippen zur Folge; die Aehnlichkeit der Gefühle schuf eine Aehnlichkeit des Ausdrucks, weil dieselben Muskeln in Thätigkeit gesetzt wurden. Sogar ihr hastiger Gang unterstützte den Irrthum. Man trägt sich in den Vereinigten Staaten mit dem Sprichwort: „ein New-Yorker Kaufmann geht stets, als habe er ein gutes Diner vor sich und einen Büttel hinter sich" — ein nicht unpassendes Bild.

Nun kann aber ein Mann, der so ganz und gar in sein Geschäft vertieft ist, zu Hause kein sonderlich guter Gesellschafter seyn; denn seine Gedanken wären doch anderswo', und deshalb ist es vielleicht besser, wenn es bei dem Stande der Dinge sein Verbleiben hat. Sehr nachtheilig ist übrigens, daß unter solchen Umständen die Kinder ganz der Leitung ihrer Mütter überlassen sind und deshalb der Erziehung, wie ich bereits oben bemerkt habe, der väterliche Ernst fehlt. Die Amerikaner haben allen Grund, auf ihre

Frauen ſtolz zu ſeyn, denn ſie ſind wirklich vortreffliche Weiber — viel zu gut für ſie. Ich nehme keinen Anſtand, dies zu behaupten, und wenn ſich zwiſchen einem verheiratheten Paar in Amerika irgend eine unglückliche Mißhelligkeit entſpinnen ſollte ſo braucht die Dame nur zu ſagen: „die Sache verhält ſich ſo, Herr Gemahl, daß ich viel zu gut für dich bin; du kannſt's im Marryat gedruckt leſen.“ (Ich ſchmeichle mir, daß im letzteren Satze ein bischen Bosheit liegt.)

Man erſieht daraus, daß die amerikaniſche Frau nur wenig von der Geſellſchaft ihres Mannes hat und, trotz ihrer überlegenen Erziehung und Bildung, eigentlich nichts weiter iſt, als eine Hausſklavin. Allerdings kann dies den Amerikanern nicht zum Vorwurf gereichen, da die Schuld in den Umſtänden liegt, über welche ſie keine Macht haben; in einem Punkte aber verdienen ſie entſchiedenen Tadel — daß ſie nämlich den Werth ihrer Frauen nicht gebührend zu würdigen wiſſen. Sie geſtatten denſelben nicht die Hälfte des Einfluſſes, den die Weiber in England beſitzen, und nicht ein Viertheil von dem, zu welchem ſie berechtigt ſind. Ich gebe zwar zu, daß ſie ſich etwas auf ihre ſchönere Hälfte einbilden, ihr ſchmeicheln und nach ihrer Weiſe wohlwollend gegen ſie ſind; aber weiter erſtreckt ſich der Einfluß der Frauen nicht. Einige Schriftſteller haben die Behauptung aufgeſtellt, daß man die Moral eines Landes nach der Moral der Frauen beurtheilen könne, und dies iſt auch im Allgemeinen wahr; Amerika macht jedoch hievon eine Ausnahme, denn die Weiber ſind jedenfalls moraliſcher, unterrichteter und gebildeter als die Männer, ohne übrigens vorderhand auf die Geſellſchaft einwirken zu können.

Worin mag dies wohl ſeinen Grund haben? In nichts Anderem, als in der einen großen herrſchenden Leidenſchaft, die ſo gewaltig iſt, daß ſie ſich keinen Einhalt thun oder Hinderniſſe in den Weg legen läßt und weder auf Gründe, noch auf Bitten hört; auch ſind in einem Lande, wo Alles durch die öffentliche Meinung

entſchieden wird, die Weiber dieſem Banne ebenſo ſklaviſch unterworfen, als die Männer. Die Verhältniſſe Amerikas ſind einmal vorderhand von der Art, daß ſich die Männer nicht zu der Höhe ihrer Frauen zu erheben vermögen und letztere ſich nicht zu dem Niveau ihrer Männer herunterbegeben wollen; beide bewegen ſich in verſchiedenen Sphären, obgleich ſie dasſelbe Bette theilen.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es, wie ich ſchon zuvor bemerkt habe, ein Glück, daß die Heirathen in Amerika mehr durch die Klugheit, als durch die Neigung zur Entſcheidung kommen; denn nichts könnte für eine verſtändige und gefühlvolle Frau ſchmerzlicher ſeyn, als das Erwachen aus einem Liebestraume, um zu entdecken, daß der Gegenſtand, an den ſie ihr Herz geſetzt hat, ſo gleichgültig gegen das von ihr gebrachte Opfer iſt.

Es wäre ein Glück, wenn die amerikaniſchen Weiber den Einfluß hätten, der ihnen gebührt, da es in ihrer Gewalt läge, die Fluth des Laſters und der Unſittlichkeit zu hemmen und die Männer zu ihrer eigenen ſittlichen Höhe zu erheben. Ob es je ſo weit kommen, ob die gegenwärtige Scheidelinie fortbeſtehen oder ob das weibliche Geſchlecht allmählig zu der Tiefe des andern herabſinken wird — dies iſt eine Frage, deren Löſung im Schooße der Zukunft liegt.

Daß die amerikaniſchen Frauen ihre Eigenthümlichkeiten haben und in mancher Hinſicht einer weiteren Veredlung bedürfen, iſt gewiß. Ihr Hauptfehler in der Geſellſchaft iſt der Umſtand, daß ſie ihre Stimmen nicht gehörig moduliren. Andere, die mehr aus ihrer Lebensweiſe entſpringen und beiden Geſchlechtern in gleicher Weiſe eigenthümlich ſind, beſtehen in ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen einen Umzug oder vielmehr in ihrer Vorliebe für den Wechſel, indem ſie ohne Leidweſen von einem Theil der Union zu einem andern wandern — ferner in einer merkwürdigen Apathie gegen die Leiden Anderer, in der Unbekümmertheit um den Verluſt eines Menſchenlebens, in der unweiblichen Vorliebe für Politik und

schließlich in einer Putzsucht, die bis zu einem sehr hohen Grade getrieben wird, obschon sich letztere leicht erklären und in einer Gesellschaft kaum vermeiden läßt, wo Alles gleich seyn will. Aber andererseits sind die amerikanischen Frauen im Besitze einer Tugend die den Männern gänzlich abgeht — ich meine den moralischen Muth, mit dem sich auch die bei dem schwächeren Geschlechte nicht sehr häufige Eigenschaft des physischen verbindet. Man sieht dies namentlich bei mittellosen Wittwen, die nicht hinsitzen und klagen, sondern alsbald sich einem Geschäfte zuwenden, um sich und ihre Kinder fortzubringen, was ihnen auch selten fehlschlägt. Wir haben da Tugenden und Mängel, die beide aus den gleichen Quellen entspringen.

Ich habe bereits in meinem Tagebuche eines andern großen Mangels gedacht, den man bei einem Theile der amerikanischen Frauen findet. Lady Blessington bemerkt in einem ihrer herrlichen Werke ganz richtig:

> „Wie widerlich ist nicht jene Ziererei, die wenigstens auf eine Kenntniß des Bösen, wo nicht auf eine Theilnahme daran deutet, indem sie gewisse Damen veranlaßt, die Augen niederzuschlagen, eine ernste Miene zu machen und die Ausdehnung ihres Wissens oder den Kitzel ihrer Einbildungskraft dadurch an den Tag legen, daß sie dergleichen thun, als fänden sie in einem harmlosen Scherze nichts, was ihre erfahrenen Gefühle beunruhigen könnte. Ich achte die Frau, deren Herzensreinheit ihre Umgebung abhält etwas Unzartes zu äußern weit mehr, als die, deren empfindliche Geziertheit Einen daran erinnert, daß sie in Betreff jeder möglichen Deutung, welche einem verfänglichen Wort untergestellt werden könnte, au fait sey."

Die Bemerkungen der Miß Martineau über die amerikanischen Frauen sind durchaus nicht sehr mild, einige davon aber auch sehr ungerecht. Daß sie in Amerika mit Ziererei und Thorheit zusam-

mentraf, iſt ſehr wahrſcheinlich — wo fände man dies nicht? Wahrhaftig, man hat nicht nöthig, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, um ſich darnach umzuſehen. Was die Anſchuldigung betrifft, daß ſie Siebenzigdollar-Taſchentücher in den Händen herumtrügen, ſo hat ſie, wie ich fürchte, nur zu wahr geſprochen; aber wo es ſo wenig andere Auszeichnung als durch Kleider gibt, müſſen die Frauenzimmer immer ſehr koſtſpielige Artikel ſeyn. Ich weiß nicht, was der Grund iſt, aber die amerikaniſchen Damen pflegen ihre Taſchentücher ſtets in den Händen zu tragen, im Zimmer ſowohl, als beim Ausgehen oder auf Reiſen; auch zeichnen ſie ihre Namen, voll ausgeſchrieben, in die Ecke, und wenn man im Dampfboote oder auf der Eiſenbahn nur ein wenig Acht gibt, ſo kann man in Folge dieſes Brauches recht gut erfahren, wie die Nachbarinnen heißen. Miß Martineau wird dieſe Sitte natürlich dem Wunſche zuſchreiben, daß ſie den Fremden Auskunft über ſich geben wollen.

Die Bemerkung über die Schönen von Waſhington *) iſt, wie ich fürchte, auch wahr, wie ich denn auch bereits bemerkt habe, daß ſich in Amerika die Gleichgültigkeit gegen ein Menſchenleben auch auf das zartere Geſchlecht ausdehnt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich die Kunde von dem Schiffbruch des ‚Home‘ und von dem ſchrecklichen Verluſte an Menſchenleben, der dabei ſtattfand, zuerſt in einem New-Yorker Hauſe erzählte. Mein Bericht wurde von zwei oder drei Damen mit einem ‚o Himmel!‘ angehört, und damit hatte die Sache ihr Bewenden. Desgleichen liegt viele Wahrheit in Miß Martineaus Angaben über die Art, wie in

*) Eine Waſhington-Schöne erzählte mir die traurige Geſchichte von dem Tode eines jungen Mannes, der Nachts zuvor, wahrſcheinlich im Schlafe, aus einem kleinen Boote in den Potamak fiel. Sie theilte mir mit, wie und wo ſeine Leiche gefunden worden ſey und was er für Verwandte hinterlaſſen habe. Der Schluß ihres Berichtes lautete: „Er wird bei den Luſtpartieen ſehr vermißt werden.“

dieſem neuen Lande die Frauen von ihren Herren und Meiſtern behandelt werden. Folgende Stelle aus ihrem Werke verdient alle Beachtung:

„Wenn man nach einem Prüfſteine der Civiliſation forſcht, ſo kann man ihn nirgend beſſer finden, als in der Stellung jener Hälfte der Geſellſchaft, über welche die andere Hälfte Gewalt hat vermöge des Rechts der Stärke. Aber wenn man dieſen Probierſtein anwendet, ſo ſteht die amerikaniſche Civiliſation augenſcheinlich auf einer weit niedrigeren Stufe, als man aus einigen andern Symptomen des geſelligen Zuſtandes erwarten ſollte. In Behandlung ihrer Frauen ſind die Amerikaner nicht nur weit von ihren eigenen demokratiſchen Grundſätzen, ſondern auch von dem Brauche, wie er in einigen Theilen der alten Welt beſteht, abgefallen.

„Der Umſtand, daß beide Theile die Kränkungen ſo wenig kennen, welche die Frauen durch diejenigen erleiden, welche die Gewalt in Händen haben, iſt ein hinreichender Beweis für den niedrigen Grad von Civiliſation in dieſem wichtigen Einzelnfalle, auf welchen ſie ſich ſtützen. Während man den Geiſt des Weibes einengt, ihre Sittlichkeit erdrückt, ihre Geſundheit zu Grunde richtet, ihre Schwächen ermuthigt und ihre Stärke ſtraft, ſagt man ihr, daß ihr Loos gefallen ſey auf's Glücklichſte und ſie ſich in einem wahren Frauenparadieſe befinde; auch macht kein Land in der Welt ſo viel Rühmens von der ‚chevalereſken' Behandlung, deren ſie ſich zu erfreuen habe. Das heißt, ſie hat den beſten Platz in den Poſtkutſchen — die Gentlemen ſtehen, wenn nicht Stühle genug für Alle da ſind, — ſie hört bei öffentlichen Gelegenheiten oratoriſche Floskeln über Weiber und Heimath, — ja, man erweist ſogar den Frauen die Ehre, ſie in den Reden aufzurufen, — dem Gatten ſtehen die Haare zu Berg, wenn er daran denkt, daß ſie arbeiten ſoll, und

er müht ſich ab, ſie mit Geld zu verſehen — ſie hat die Freiheit, ſich das Gehirn mit religiöſer Aufregung zu verwirren, damit ihre Aufmerkſamkeit von Moral, Politik und Philoſophie abgelenkt werde — und namentlich wird ihr ſittliches Gefühl durch ſtrengſte Beobachtung der Schicklichkeit in ihrer Gegenwart geſchont. Kurz, allenthalben muß ſie ſich ſtatt der Gerechtigkeit mit Nachſicht begnügen."

Wenn Miß Martineau hier inne gehalten hätte, ſo würde ſie wohl gethan haben; aber jetzt ſpricht ſie für ihr Geſchlecht alle Vorrechte des unſrigen an, und ſcheint ſich höchlich zu entrüſten, daß man den Frauen nicht geſtattet, an der Landesregierung Theil zu nehmen und die wichtigſten Stellen auszufüllen. Um ihren Ideen zu entſprechen, müßten wir einen „gebärenden" Premierminiſter haben und der Lordkanzler den Wollſack verlaſſen, um ſeinen Säugling zu ſtillen. Miß Martineau vergißt, daß ihr Gebet bereits zur Hälfte erhört iſt, denn wir haben noch nie ein Miniſterium gehabt, ohne daß ein gewiſſes Häuflein alter Weiber darin geſeſſen hätte; wir können daher der Dienſte des Fräuleins wohl entrathen.

Da treffe ich übrigens auf eine Bemerkung der Miß Martineau, die ich nicht ohne Aeußerung des Unwillens übergehen kann. Ich will die Stelle herſetzen.

„Es iſt hierorts kein Geheimniß, daß in den erleuchtetſten Theilen des Landes die Gewohnheit des Uebermaßes im Trinken unter Frauen von Stand und Erziehung nicht ſelten angetroffen wird. Ich habe ſelbſt einige Beiſpiele mitangeſehen und von vielen weiteren gehört. Es kam mir nicht vor als ob eine derartige Aufführung mit dem gebührenden Abſcheu betrachtet werde; dem Fremden aber gibt eine ſo häßliche Thatſache reichlichen Stoff zur Nachforſchung. Wenn Frauen in einem Lande, das ſich auf ſeine ſtrenge Religioſität mehr zu Gute thut, als irgend ein anderes — Frauen, die im tiefſten äuſſern Frieden leben, vom Wohl-

stand umringt sind, und mehr äusserer Ehre geniessen, als in irgend einem andern Reiche, Selbstbeherrschung, Schaam, häusliche Zucht und die tief eingegrabenen Vorurtheile der Erziehung so weit von sich wegwerfen können, um sich in die Hölle der Unmäßigkeit zu stürzen, so muß in ihrer Stellung etwas fürchterlich unrecht seyn."

Miß Martineau ist eine Dame, und ich kann mich daher nicht der Sprache bedienen, die ich in Anwendung bringen würde, wenn ein Mann eine solche Behauptung geäußert hätte. Ich will daher nur sagen, daß vorstehende Stelle eine der größten Verläumdungen enthält, welche je dem Drucke preisgegeben wurden, denn Miß Martineau deutet damit an, daß die Unmäßigkeit ziemlich allgemein unter den amerikanischen Frauen herrsche. Dies ist nicht wahr, denn sie sind im Gegentheil so enthaltsam, daß sie nicht einmal so viel trinken, als für ihre Gesundheit erforderlich ist. Sie können nur sehr wenig Leibesübung machen und würden nicht so viel an Magenübeln leiden, wenn sie ein Bischen mehr Wein genössen, da dieser ihre Verdauung unterstützen würde. Ich kenne übrigens den Ursprung dieser Läste-rung wohl. Zwei oder drei Frauen einer gewissen Stadt waren einigen evangelischen Wiederbelebungsgeistlichen in die Hände gefallen und von denselben in einen Zustand lange andauernder, geistiger Aufregung versetzt worden, der eine entsprechende, niederschlagende Rückwirkung auf den Körper folgte. Dadurch wurden für sie Reiz-mittel nöthig, von denen sie auch Gebrauch machten. Untersucht man vorurtheilsfrei den moralischen Zustand was immer für einer Frau aus den höheren Klassen Amerika's oder Englands, die in das angedeutete Laster verfallen ist, so wird man neunmal unter zehnen finden, daß sie durch religiöse Aufregung so weit gebracht wurde. Fanatismus und Branntwein sind durch die ganze Welt merkwürdig gute Freunde. Ueberhaupt nimmt es mich Wunder, daß Miß Mar-tineau, wenn sie die Vorrechte der Männer für ihr Geschlecht in Anspruch nimmt, eine einfache Thatsache übersehen konnte, welche

sie überzeugen mußte, daß die Frauen die schwächeren Gefäße seyen. Ich habe dabei die von ihr anerkannte Thatsache im Auge, daß die evangelischen Prediger stets unter den Weibern, nicht aber unter den Männern ihre Proselyten suchen. Dies findet nicht nur in Amerika, sondern überall statt, und auf einen einzigen Mann können sie unter ihren Heerden wenigstens zwanzig Frauenzimmer rechnen. Miß Martineau's veröffentlichten Ansichten gemäß kann es keine größere Schwäche geben, als die obige.

In den Vereinigten Staaten können Scheidungen ohne Kosten geschehen; auch hat man nicht, wie in England, nöthig, deshalb ein Verbrechen zu begehen. Die Partie wendet sich in forma pauperis an die Staatsgesetzgebung, und diese genehmigt eine Scheidung auf jeden Grund hin, den sie für billig und rechtmäßig hält.

Miß Martineau erwähnt einer Ehescheidung, welche auf die Klage des Weibes, daß ihr Gatte ein Spieler sey, vollzogen wurde; mir ist ein ähnlicher Fall bekannt, in welchem die Begründung in der Thatsache bestand, daß der Gatte „ein so schrecklicher Fluch er" wäre. Freilich, wenn man das Fluchen in einigen Theilen des Westens gehört hat, so wird man sich nicht wundern, wenn eine religiöse Frau auf Scheidung dringt. Ich befand mich einmal an Bord des Mississippi-Dampfbootes und war Zeuge, wie ein Mann eine solche Salve von Flüchen losbrannte, daß es wahrhaft peinlich war, es mitanzuhören. Sobald die Entladung vorüber war, bemerkte ein neben mir stehender Amerikaner:

„Ich bin nur froh, daß dieser Kerl nichts mit den Maschinen zu schaffen hat; ich rechne, er würde den Kessel sprengen."

Miß Martineau sagt:

> „Ich glaube, in keinem Lande sind die Ehegesetze so ungerecht und demnach auch die ehelichen Verhältnisse so unangemessen. Was man auch immer von den Prinzipien halten mag, auf welche die Scheidungsgesetze gebaut sind — ob es nur einen Scheidungsgrund, wie beschränkte Ausleger des

neuen Teſtaments behaupten, oder zwei, wie das Geſetz von England feſtſtellt, oder gar noch mehrere gibt, wie die Geſetze des Feſtlandes und der Vereinigten Staaten in vielen Fällen einräumen — jedenfalls wird Niemand die Einrichtung billigen, daß in England eine Auflöſung des Ehebundes nur den ſehr Reichen möglich gemacht iſt. Die Barbarei, dem großen Reichthum ein Privilegium in einer Sache zu verleihen, auf welche Geld gar keine Beziehung hat und die für alle verheiratheten Perſonen von gleicher Wichtigkeit iſt, bedarf keiner weiteren Bloßſtellung als einer einfachen Angabe der Thatſache. Man ſieht mit einem Blicke, wie ſehr eine derartige Maßregel dazu dient, das eheliche Verhältniß ſelbſt zu verſchlechtern — wie es den Abenteurern Strafloſigkeit und allen Arten von gewinnſüchtigen Ehen Ermuthigung bietet — wie abſolut ſie die beeinträchtigte Partie unterdrückt — und wie ſie durch Untergrabung des ehelichen Lebens in unberechenbarem Grade die Zügelloſigkeit ausdehnt. England allein trägt die Schmach einer derartigen Geſetzgebung, und obſchon ich hierorts nicht auf die hieher bezüglichen Verfügungen in anderen Theilen der Welt eingehen will, ſo glaube ich doch, daß die Grundlage nirgends ſo demoraliſirend ſeyn kann, wie in England."

Dieſe Bemerkungen ſind wohl leider nur zu wahr, und es iſt um ſo auffallender, daß meines Wiſſens nicht nur in den Vereinigten Staaten, ſondern auch in jeder anderen proteſtantiſchen Gemeinde Scheidung auf billige und rechtmäßige Gründe hin erzielt werden kann. Man hat geglaubt, das eheliche Band werde dadurch loſer, und es dürften wohl Scheidungen ohne Zahl ſtattfinden. Dieſer Anſicht war früher auch Zürich, der einzige proteſtantiſche Kanton in der Schweiz, welcher eine Scheidung blos wegen Ehebruchs genehmigen wollte; nachdem er ſich jedoch in ſeiner Geſetzgebung nach den übrigen Kantonen gerichtet hatte, ſtellte ſich heraus, daß im

Laufe eines Jahres nach stattgefundener Gesetzesänderung nur eine einzige Ehescheidung vorkam. Was mag der Grund davon seyn? Meiner Ansicht dürfen wir ihn nirgend anders, als in dem Umstand suchen, daß die Kette viel leichter getragen wird, wenn man weiß, daß man sie abstreifen kann, wenn sie drückend wird. Die Männer sind von Natur aus Tyrannen und bedrücken die Weiber, die ihrer Knechtschaft nicht entkommen können; wenn sie aber wissen, daß dem schwachen Geschlechte ein Mittel zu Gebot steht, sich Recht zu verschaffen, so mildern sie ihre Härte. Andererseits härmt sich das gebundene Weib in dem Gefühle ab, daß sie sich unterwerfen müsse, ohne auf Hülfe hoffen zu dürfen; ist sie sich aber ihrer Rechte bewußt, so wird sie fügsamer, als sie wohl sonst seyn würde. Das Band ist wohl gut, denn Zeit und Gewohnheit (der besseren Gefühle nicht zu gedenken) machen es schmiegsamer, so daß es ohne Klage getragen wird; bindet man aber zu fest, so schneidet es in's Fleisch ein und der Schmerz wird mit der Zeit unerträglich. In der Schweiz, in Deutschland und, wie ich glaube, in allen protestantischen Gemeinden der alten Welt, werden folgende Scheidungsgründe als zuläßig erkannt: — Ehebruch, Verurtheilung des einen Theils zu einer entehrenden Strafe, Wahnsinn, ansteckende chronische Krankheiten, Verlassung und Unverträglichkeit.

Letzteres werden wohl die meisten Leute für keinen stichhaltigen Scheidungsgrund ansehen. Wie dem übrigens seyn mag — ich maße mir nicht an, darüber zu entscheiden; so viel aber ist gewiß, daß er das meiste Unglück und zuletzt die meisten Verbrechen zur Folge hat.

Alle die großen Irrthümer und die verschiedenen Schismen in der christlichen Kirche haben ihre Quelle in dem Umstande, daß man die heiligen Schriften nicht in dem meiner Ansicht nach wahren Sinne, in dem eines großen moralischen Codex nahm, der auf einer breiten Grundlage Gesetze gibt; man wollte lieber einzelne Stellen ausheben, um daran den Glauben zu heften. Und gewiß ist es doch vernunftgemäß, anzunehmen, daß diejenigen Gesetze, in welchen auf

die Unvollkommenheit unſeres Weſens Bedacht genommen iſt und die dazu dienen, die Summe der Verbrechen zu vermindern, unſerem göttlichen Meiſter weit wohlgefälliger ſind, als alles Andere, was ſeines Zweckes verfehlt, wie ſehr es auch geiſtig in einem ſtrengeren Einklange mit ſeinen Lehren ſtehen mag. Ich kann mich bei dieſer Gelegenheit der Bemerkung nicht erwehren, daß die Kirchenhäupter Englands die Sache nicht gebührend erwogen zu haben ſcheinen, als ſie kürzlich den Verſuch machten, eine Geſetzgebung darauf zu gründen. Wollen uns etwa die engliſchen Biſchöfe glauben machen, daß ſie beſſer unterrichtet ſeyen, als die Häupter all' der proteſtantiſchen Gemeinden in der Welt — daß ſie treuere Ausleger des Evangeliums ſeyen und den göttlichen Willen tiefer durchdrungen haben? Fiel ihnen nie ein, ſie könnten möglicherweiſe Unrecht haben, wenn ſie ſehen müſſen, daß ſo viele wackere und tugendhafte Geiſtliche des gleichen Glaubensbekenntniſſes in anderen Ländern die Eheſcheidung für zuläſſig erklärt haben, ſo daß ſie alſo in einer ſehr kleinen Minderheit ſind — oder gedenken ſie etwa gar, die Untrüglichkeit der päpſtlichen Hierarchie für ſich ſelbſt in Anſpruch zu nehmen?

Jede Geſetzgebung, die, ſtatt Verbrechen zu hindern, noch mehr Laſter erzeugt, muß ſchlecht und krank ſeyn, wie auch die Grundlage heißen mag: Zeugniß dafür bietet die Klauſel über die Baſtarde in der neuen Armengeſetzbill. Daß die früheren Anordnungen mangelhaft waren, iſt unläugbar, denn ſie boten ſo zu ſagen eine Prämie für uneheliche Kinder aus. Dies machte eine Verbeſſerung nöthig, aber das Heilmittel fiel unendlich ſchlimmer aus, als die Krankheit ſelbſt. Betrachten wir das Reſultat. Allerdings ſind viele tauſend uneheliche Kinder weniger *geboren* worden; aber wurden dadurch dem Umſichgreifen der Immoralität ein Zügel angelegt? Im Gegentheil; die Verbrechen ſteigerten ſich, denn zu den früheren kam jetzt ein weit größeres, das des Kindermordes oder der Anwendung von Abortiv-Mitteln. Dies war die Wirkung eines Verſuchs, die

Neigung durch Gesetze zu beschränken; denn meist fällt ein Mädchen als ein Opfer besserer Gefühle, nicht als das ihrer Lüsternheit.

Und in jedem Punkt, der auf die Ehe Bezug hat, ist fortwährend dasselbe verderbliche Verfahren befolgt worden. Die Trauungsceremonie gibt ein merkwürdiges Beispiel dafür, denn so schön sie auch seyn mag, kann man doch gewiß den Einwurf gegen sie machen, man lasse die Leute vor Gott ein Gelübde ablegen, welches die Natur nicht zu halten vermag. Das Weib verspricht den Gatten zu lieben, zu ehren, zu pflegen; der Mann gelobt Liebe und treue Pflege, bis der Tod sie trennt.

Ist es recht, ein solches Gelübde zu fordern? Ein Mann verläßt seine Frau um einer Andern willen, behandelt sie grausam und trennt sie von ihren Kindern. Kann ein Weib solch einen Gatten lieben, ehren und im Herzen tragen? Und doch hat sie vor Gott gelobt, daß sie es thun wolle. Betrachten wir das Gegenstück des Bildes, wenn der Fehler auf der Seite des Weibes liegt, so ist das Uebel ganz das Gleiche. Haben beide Theile Gewalt über ihre Neigungen? Gewiß nicht, und es wäre daher besser, solche Gelübde gar nicht zu fordern.

Ein anderes Uebel entspringt aus dem einzigen Verbrechen, das man als ausschließlichen Scheidungsgrund gelten lassen will; man läßt nämlich den Besitz einer einzigen, negativen Tugend von Seiten des Weibes hin und wieder als Entschuldigung für das Laster und die gänzliche Rücksichtslosigkeit auf ihre Pflichten als Weib gelten. Ich sage negative Tugend — denn die Keuschheit hat sehr oft ihren Grund in dem Temperament oder in dem Mangel der Versuchung.

Eine Frau kann alle ihre Pflichten vernachläßigen — aber sie ist keusch. Sie macht vielleicht ihren Mann elend, indem sie ihr schlimmes Temperament nicht zügelt — aber sie ist keusch. Sie verschwendet sein Geld, richtet ihn durch ihren Aufwand zu Grunde

— aber sie ist keusch. Mit einem Worte, sie treibt ihn vielleicht zur Trunksucht und zum Selbstmord — aber sie ist keusch; und diese Keuschheit muß, wie die Liebe, der Sünden Menge decken — sie ist der Sündenbock für alle andern Laster, für jede Verletzung des ehelichen Gelübdes.

Allerdings muß zugestanden werden, daß, wenn auch hin und wieder der Fehler auf Seite des Weibes liegt, in zehn Fällen neunmal das Gegentheil stattfindet und daß die Mangelhaftigkeit unsrer Ehestandsgesetze die englischen Frauen einer Behandlung aussetzt, wie sie an dem schlechtesten Sklaven nicht geübt wird. Ich muß jetzt auf diese Frage ein wenig näher eingehen, obschon ich sie gerne nur leichthin behandelt hätte; aber die beharrlichen Angriffe, welche ich während meines Aufenthaltes in den Vereinigten-Staaten wegen dieses Punktes von den Amerikanern hören mußte, wie auch die Bemerkungen des Mr. Carey, welcher seinen Landsleuten in dieser wie in jeder andern Hinsicht die Palme zuerkennt, zwingen mich zum Gegentheil.

Miß Martineau sagt:

„Wenn man über die Moral der Gesellschaft in Amerika nachdenkt, so drängt sich dem Geiste des Fremden der letzte und sehr kräftige Eindruck auf, daß die menschliche Natur überall so ziemlich das Gleiche sey."

Zuverlässig hätte Martineau nicht nöthig gehabt, das atlantische Weltmeer zu kreuzen, um diese Entdeckung zu machen; ich führe sie übrigens an, da sie mir bei Nachstehendem als Text dienen kann.

Die Amerikaner preisen die überschwengliche Züchtigkeit ihrer Frauen und verhöhnen uns mit den ärgerlichen Fällen, die hin und wieder in unsern Zeitungen bekannt gemacht werden. Ich muß nun zuvörderst fragen, wo spricht sich die höchste Achtung vor der Sittlichkeit aus, in einem Lande, wo jede Abweichung von der Tugend augenblicklich bekannt gemacht und dem öffentlichen Unwillen preisgegeben wird, oder da, wo man aus Nationaleitelkeit und weil man

wünſcht, daß Alles recht ſcheine, die Thatſachen verheimlicht und die Schuldigen ohne Rüge entkommen läßt, um der Ehre der Nation nicht nahe zu treten?

Wollte man annehmen, daß in den Vereinigten Staaten keine Beiſpiele von ehelicher Untreue vorkommen, ſo müßte man den Satz aufſtellen, daß die menſchliche Natur nicht überall die gleiche ſey. Meines Wiſſens ſind allerdings Fälle nie veröffentlicht worden; aber ich glaube, daß man ſie, wie den Selbſtmord, verheimlicht. Uebrigens habe ich doch während meines Aufenthalts in den Staaten von einem einzigen Beiſpiele Kunde erhalten, welches zeigen mag, wie die Amerikaner über dieſe Sache denken. Es handelte ſich dabei um eine Intrigue zwiſchen einem Ausländer und der Frau eines engliſchen Gentlemens, die man — ich weiß nicht — wirklich entdeckt hatte oder entdeckt haben wollte. Die Amerikaner fielen augenblicklich wie Raben darüber her und ließen die ärgerliche Geſchichte mit gehörigen Verſchönerungen durch alle Zeitungen laufen; ſie ſchienen ſich gegenſeitig darüber Glück zu wünſchen, als hätten ſie einen Sieg über England gewonnen. Es traf ſich nun, daß ein Amerikaner die in Rede ſtehende Dame beſuchte und ſie unter Anderem auch fragte, in welchem Theile von England ſie geboren ſey. Sie antwortete, ſie ſei keine Engländerin, ſondern in den Staaten geboren und in einer amerikaniſchen Stadt erzogen worden.

Man kann ſich unmöglich vorſtellen, wie dieſe unbedeutende Thatſache auf die Amerikaner wirkte. Sie gehörte alſo den Staaten an — ihre Landsleute waren entſetzt, und ich bin überzeugt, ſie würden kein Opfer geſcheut haben, wenn ſie im Stande geweſen wären, das Geſchehene ungeſchehen zu machen und den ganzen Vorfall zu vertuſchen.

Es bleibt dabei, die menſchliche Natur iſt überall dieſelbe, und ich kann mich der Frage nicht erwehren, wie es komme, daß es die Amerikaner, wenn ſie wirklich ſo moraliſch ſind, als ſie behaupten für

nöthig halten, Geſellſchaften in ſo ausgedehntem Maßſtabe zu bilden, um ein Laſter zu verhindern, das ihrer Behauptung zufolge (im Gegenſatz mit uns und andern Nationen) unter ihnen nicht gefunden wird. Ich beſprach mich eines Tages über dieſen Gegenſtand mit einem ältlichen amerikaniſchen Gentleman, und da ich nachher die Hauptpunkte aufzeichnete, ſo wird es nicht am unrechten Orte ſeyn, das Geſpräch hier zu geben, weil der Leſer dadurch eine Einſicht in die amerikaniſche Geſinnung gewinnt.

„Kapitän Marryat, Ihr dürft nicht vergeſſen, daß wir hier nicht ſo laſterhaft und verderbt ſind, wie ihr in dem alten Lande. Wo ſteht in unſern Zeitungen etwas von den criminibus consummatis, welche Eure Blätter aus Eurer vornehmen Welt ſo oft zu Tage fördern? Nein, Sir, unſere Inſtitutionen tragen zur Förderung der Tugend und Moral ſehr bei, und unſere Weiber ſind ſo tugendhaft, wie unſre Männer tapfer.“

„Soweit ich mit euren Männern und Frauen bekannt bin, habe ich keinen Grund, weder die eine noch die andere Eurer Behauptungen in Abrede zu ziehen; aber dennoch möchte ich mir kein Urtheil nach der Oberfläche bilden, wie ſo viele eurer früheren Gäſte gethan haben. Aus dem Umſtand, daß keine crimina consummata in euren Zeitungen ſtehen, folgt nicht, daß eheliche Untreue gar nicht vorhanden ſey. Begeht Einer, der irgend eine Stellung in der Geſellſchaft einnimmt, einen Selbſtmord, ſo wird dies auch nicht in den Zeitungen ausgerufen; und doch gibt es kein Land, wo der Selbſtmord ſo häufig vorkommt.“

„Ich gebe zu, daß hin und wieder der Coroner ſein Verdikt ſo ſtellt, daß die Gefühle der Familie geſchont werden.“

„Deſſen würde ſich ein Coroner in England nicht unterfangen, und wenn der Selbſtmörder den höchſten Ständen angehörte. Aber wenn ihr Selbſtmord vertuſcht, könnt ihr dann nicht ebenſo gut andere Vergehungen verheimlichen, um die Gefühle der Familie zu ſchonen? Ich bin bereits über einen Punkt mit mir einig gewor-

den: ihr begnügt euch in eurem moraliſchen Codex den Schein an die Stelle der Wirklichkeit zu ſetzen. Läugnet's nur nicht, ihr fürchtet euch vor einander — ihr fürchtet die Geſellſchaft, aber fürchtet euch nicht vor Gott."

„Ich denke, Kapitän, wenn Ihr uns ein bischen näher kennen gelernt habt, ſo werdet Ihr geneigt ſeyn, zu widerrufen und mir Recht zu geben. Ich habe mein ganzes Leben in den Staaten verbracht undn ehme keinen Anſtand, zu ſagen, daß wir ein ſehr moraliſches Volk ſind. Bedenkt, daß Ihr während Eures Aufenthaltes unter uns hauptſächlich in unſern Großſtädten verweilt habt; übrigens können auch dieſe ſtolz jede Vergleichung aushalten."

„Meine Anſicht iſt, daß Ihr, wenn Ihr nicht einen einleuchtenden Grund angeben könnt, warum ihr moraliſcher ſeyn ſolltet, als andere Nationen, wahrſcheinlich in euren großen Städten ſowohl, als auf dem Lande draußen gerade ſo ſeyd, wie wir. Ich bedarf für dieſen Punkt gar keiner Unterſuchungen, da er auf der einfachen Regel de Tri-Rechnung beruht. Nennt mir die Ausdehnung der Bevölkerung und ich will euch den Grad ihrer ſittlichen Reinheit abſchätzen. Die Menſchen demoraliſiren einander durch gegenſeitige Beengung, und je größer die Anzahl iſt, welche auf *einen* Raum zuſammen gedrängt wurde, deſto größer wird auch die Sittenloſigkeit ſeyn. Dieſe Regel hält aller Orten Stich, mag nun von England oder den Vereinigten Staaten, von der alten Welt oder der neuen die Rede ſeyn."

„Ich würde Euch Recht geben, wenn unſere Inſtitutionen nicht wären, die der Moral und Tugend in ſo hohem Grade förderlich ſind."

Da bin ich ganz der gegentheiligen Anſicht. Eure Inſtitutionen ſind ſchön in der Theorie, haben aber in der Anwendung keine günſtige Wirkung. Ich vermuthe, daß eure Geſellſchaft ein analoges Gebrechen hat."

„Wenn ich Euch recht verſtehe, Kapitän, ſo wollt Ihr damit

sagen, daß Eurer Ansicht nach die amerikanischen Damen nicht tugendhaft seyen?"

„Ich habe bereits bemerkt, daß ich keine Beweise von dem Gegentheil habe. Ich will nichts weiter, als mein Vaterland vertheidigen, und behaupte daher, daß die englischen Frauen jedenfalls ebenso moralisch sind, wie die Amerikanerinnen."

„Ich rechne, das ist kein Kompliment, Kapitän. Wohlan denn, glaubt Ihr also, daß nach dem Verhältnisse der Bevölkerung in New-York ebenso viel eheliche Untreue herrsche, wie in London? Wollen wir einmal, wenn ich bitten darf, bei diesem Punkte stehen bleiben, Kapitän."

„Das will ich Euch unverholen sagen. Nein, ich glaube nicht, daß es der Fall ist; aber — —"

„Das ist Alles was ich wünsche, Kapitän — es bedarf da keiner weiteren Aber."

„Dennoch müßt Ihr meine Aber mit in den Kauf nehmen. Merkt wohl, ich sagte nicht, daß eure Gesellschaft moralischer sey, obschon ich einräumte, daß vielleicht weniger eheliche Untreue stattfinde."

„Wie wollt ihr dies begründen?"

„Erstlich ist eheliche Untreue nicht das einzige Verbrechen, das in der Gesellschaft existirt, und zweitens sind viele Ursachen vorhanden, warum es hier nicht allgemeiner wird. Wenn dieses Laster weiter greifen soll, so sind zwei Dinge erforderlich — Zeit und Gelegenheit, und Beides findet sich nicht in einer Gesellschaft, wie die eurige. Ihr habt keine müßigen Männer: denn jeder ist den ganzen Tag über von seinem Geschäft in Anspruch genommen. Setzen wir nun den Fall, ein Mann bleibe bloß einen Tag von seinem Geschäfte weg, würde man ihn nicht vermissen und Nachfrage nach ihm anstellen? und wenn sich nun erwiese, er sey weggeblieben, um sich mit seines Nachbars Weibe die Zeit zu vertreiben, würde nicht noch vor Abend der Skandal durch die ganze Stadt laufen? Ich erin-

nere mich, daß eine sehr häßliche Frauensperson eine sehr hübsche der Leichtfertigkeit beschuldigte; erstere rühmte sich ihrer eigenen Reinheit, worauf ihr die letztere zur Antwort gab: ‚bist du auch je in Versuchung geführt worden?‘ So geht es in Amerika; es fehlt an Zeit oder Gelegenheit, und eure Frauenzimmer sind daher selten oder nie einer Verlockung ausgesetzt. Ich will damit nicht sagen, daß sie derselben unterliegen würden; wohl aber kann ich behaupten, daß sich in diesem Falle keine Parallele zwischen den Frauen der beiden Länder ziehen läßt, da ihre Stellungen so ganz und gar verschieden sind. Ich will gerne eurem schönen Geschlechte alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, muß Euch aber doch die irrige Vorstellung benehmen, daß ihr moralischer seyet, als wir.“

„Und doch habt Ihr's bereits zugestanden, obschon Ihr die Thatsache nicht aus den Grundsätzen sondern aus den Verhältnissen ableitet.“

„Nur in einem einzigen Punkte, und in diesem ist allerdings der Anschein für euch, obschon ich Euch die Gründe dafür angab; aus dem übrigens, was wir von euern bessern Klassen der Gesellschaft kennen, dürfen wir nicht die maaßgebenden Beispiele ziehen. Wenn wir die sittliche Höhe eines Landes untersuchen und berechnen wollen, müssen wir uns anderswo umsehen.“

„Und wo wäre dies?“

„In den niedrigeren Klassen der Gesellschaft, nicht aber in den höchsten. Vermuthlich ist Euch nicht unbekannt, daß es in New-York eine größere Verhältnißzahl gewisser unglücklicher Weibspersonen gibt, als in London oder in Paris. Ich habe dies von einer amerikanischen Autorität, und es ist aller Grund vorhanden, diese Behauptung für wahr zu halten.“

„Es nimmt mich Wunder, daß irgend ein Amerikaner etwas der Art sollte zugegeben haben, Kapitän; aber wir wollen Beispiels halber die Sache nicht anfechten. Indeß dürft Ihr nicht vergessen, daß wir einen beharrlichen Zufluß von Menschen aus dem alten

Lande und allen übrigen Staaten Amerikas haben; ferner, daß wir eine Hafenstadt sind, deren Werften stets von Schiffen wimmeln."

„Ich will Alles dies zugeben, und das ist der Grund, warum ihr so viele habt. In allen Ländern richtet sich der Vorrath gewöhnlich nach dem Bedürfniß; aber die Zahlen haben mit der Beweisführung nichts zu schaffen."

„Dann kann ich nicht absehen, auf was Ihr eigentlich hinauswollt; denn erlaubt mir die Bemerkung: selbst angenommen, daß die erwähnte Klasse so zahlreich sey, als sie von amerikanischen Autoritäten angegeben seyn soll, so sind sie doch alle sehr geordnet und eingezogen. Ihr seht sie nie betrunken in den Straßen, hört sie nie fluchen oder schimpfen, wie dies in London und in euern Seehäfen der Fall ist. Es findet ein Schicklichkeits- und Anstandsgefühl unter ihnen Statt, das, wie Ihr einräumen müßt, sogar diesen unglücklichen Personen zu Gunsten spricht und selbst in unserer verworfensten Bevölkerung auf einen Sinn für Moral und Anstand hindeutet."

„Ihr berührt da eben die Thatsache, die ich anführen wollte; aber ich muß ganz die gegentheiligen Folgerungen daraus ziehen. Wenn Euer Einwurf stichhaltig seyn sollte, so müßte sich daraus ergeben, daß die Weiber von Paris viel tugendhafter seyen, als die von London. Meiner Ansicht nach beweist diese Thatsache eher, daß das Niveau der Moralität in Amerika und Frankreich tiefer steht, als in England. Eine gefallene Französin trinkt nie und verfällt nicht in rohe Reden, sondern geht ihrem Gewerbe nach, in dem sie selten herunterkömmt, sondern sich sogar hebt. Die Grisette hält sich ihre Equipage und kann, wenn sie nicht heirathet, für ihr Alter einen zureichenden Nothpfennig zurücklegen. Die amerikanischen Frauenspersonen von dieser Klasse scheinen es ebenso zu halten, während sich in England eine Gefallene nie wieder erhebt; sie sinkt gradweise vom Schlimmen zum Schlechteren, bis sie ihre Tage in Lumpen und Elend beschließt. Aber warum so? Weil sie,

wie Ihr sagt, frech und unmäßig werden. Sie fühlen ihre Herabwürdigung, können nicht mehr dagegen ankämpfen und versuchen nun ihr Gewissen zu ertränken — ein eitler Versuch, in dem sie zu Grunde gehen. Augenscheinlich fühlen die Französinnen und Amerikanerinnen, welche dieser Klasse angehören, nichts der Art benehmen sich deshalb auch anders und kommen auf. Dies ist ein wichtiger Grund, aus dem ich folgere, daß die Sittlichkeit in eurem Lande nicht so hoch steht, wie bei uns, obschon in Maßgabe der Umstände eheliche Untreue weniger vorkommen mag."

„Dann wollt Ihr also sagen, Kapitän, daß in eurem Lande Schwören, Fluchen und Trinken einen Beweis für die Moralität abgebe?"

„Sie deuten nicht auf die Moralität der Person, wohl aber auf die hohe Achtung, in welcher die Tugend gehalten wird. Man sieht dies aus der Gleichgültigkeit und dem Rücksichtsmangel gegen alles Andere, wenn die Tugend einmal verloren ist."

Dies ist ein Pröbchen von den vielen Argumentationen, die ich in Betreff dieser Frage gegen die Amerikaner vorbrachte, und wenn man weiter darauf eingeht, muß man auch wohl in's Auge fassen, daß in Amerika das Laster weit weniger entschuldbar ist, als in den alten Ländern. Armuth ist nur zu oft die Mutter des Verbrechens, und von Amerika kann man sagen, daß es daselbst keine Armuth gebe, welche als Milderungsgrund dienen könnte.

Mr. Carey scheint diese Thatsache ganz außer Augen gelassen zu haben, wenn er so triumphirend auf den Unterschied zwischen den arbeitenden Klassen beider Nationen hinweist und den Bericht unserer Armengesetz-Kommissionäre anführt, um das Elend und die Verderbtheit der unsrigen zu beweisen. Ich kann jedoch seine Behauptungen nicht ohne eine Bemerkung hingehen lassen, namentlich da die englischen und französischen Reisenden sich ohne gebührende Untersuchung bereitwillig zeigten, die Ansprüche der Amerikaner gelten zu lassen. Ich habe hauptsächlich die große Manufakturei zu

Lowell, Massachusetts, im Auge, auf deren Züchtigkeit sich die Amerikaner so gewaltig viel zu Gute thun. Mr. Carey sagt —

„Folgende Stelle aus einem Berichte, den der Inhaber eines der Hauptetablissements in Lowell lieferte, zeigt, wie erfreulich der dortige Stand der Dinge ist: — Es fanden nur drei Fälle Statt, in welchen ein augenscheinlich unschicklicher Verkehr stattgefunden, und jedesmal heiratheten sich die betreffenden Personen noch mehrere Monate vor der Geburt ihres Kindes, so daß also, vom gesetzlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, unter den Frauenspersonen, welche in meinen Fabriken arbeiten, keine uneheliche Niederkunft vorkam. Ueberhaupt ist mir unter allen den Weibspersonen, welche in Lowell beschäftigt sind, nur ein einziger derartiger Fall bekannt — hätte aber sagen sollen, daß ich nur davon sprechen hörte. Wie ich vernahm, handelte sich's dabei um ein Mädchen, das nur ein paar Tage in meiner Fabrik gearbeitet hatte, aber alsbald von der Corporation ausgestoßen und zu ihren Verwandten geschickt wurde. In Anbetracht der weiblichen Zucht steht, glaube ich, Lowell so tadelfrei da, wie nur irgend ein Platz von gleicher Bevölkerung in den Vereinigten Staaten oder überhaupt in der ganzen Welt."

Er schließt dann sein Kapitel mit der folgenden Bemerkung:

„Die Wirkung eines so moralischen Standes der Dinge ist höchst befriedigend und die Zahl der in den Vereinigten Staaten geborenen unehelichen Kinder so klein, daß höchstens eines auf fünfzig eheliche kommt. In den großen Faktoreien der östlichen Staaten herrscht ein hoher Grad von Sittlichkeit, der einen ganz außerordentlichen Gegensatz zu der Immoralität bildet, welche den öffentlichen Berichten zufolge in einem großen Theil der englischen Fabrikstädte stattfindet."

Dann kommt Miß Martineau, welche sagt —

„Die Sittlichkeit der weiblichen Fabrikarbeiterinnen muß wohl

gut seyn, wenn man betrachtet, was für Personen sich zu derartigen Geschäften brauchen lassen. Viele der Mädchen suchen nur deshalb in den Faktoreien Beschäftigung, weil sie zu stolz sind, um zu dienen. Dieser Stolz wehrt sie gegen jede grobe Unsittlichkeit; sie bedürfen keiner Ueberwachung, und man kann ihnen wohl zutrauen, daß sie die Ansteckung des bösen Beispiels von sich abwehren. In dem Auge eines Fremden scheint übrigens derselbe Stolz eine verfehlte Richtung einzuschlagen; denn durch die Abneigung gegen häuslichen Dienst berauben sich die Mädchen augenscheinlich einer recht achtbaren Heimath, einer ehrenwerthen Stellung und vieler Wohlthaten. Freilich ist dies ihre eigene Sache und sie müssen selbst am besten wissen, welche Lebensweise ihnen zusagt, obschon die Gründe ihrer Wahl auf eine geistige Höhe hindeuten, welche sie gegen die größten Gefahren ihrer Stellung schützt."

Auch der ehrwürdige Mr. Reid echoet das Lob, welches Andere den Fabrikmädchen geben, nach, obgleich er zugibt, daß ihr Anzug ihrer Stellung nicht entspreche und daß er sich nicht genug habe wundern können, als er sie „in Seide, mit Shärpen, Schleiern und Sonnenschirmen" aufziehen sah.

Hier ist eine Masse von Beweisen gegen mich; aber die amerikanischen Zeugnisse müssen durchweg mit gebührender Vorsicht aufgenommen werden, und was das englische betrifft, so glaube ich, daß es eher zu Gunsten meiner Ansicht von der Sache spricht. Miß Martineau sagt, der Stolz halte die Mädchen von häuslichen Dienstleistungen ab, und folgert daraus, daß sie nicht unmoralisch seyn werden. Nun aber sind die zwei Haupturſachen, warum Mädchen von der Tugend abfallen, Armuth und falscher Stolz. Ich sehe nicht ein, welcher Unterschied darin liegt, ob man sich für das Bewachen einer Spinnmaschine, oder für die Verrichtung von Haushaltungsgeschäften Geld zahlen läßt. In beiden Fällen findet Dienst-

barkeit Statt, obſchon man vielleicht die erſtere vorzieht, weil man weniger unter Leitung ſteht und mehr Zeit zur eigenen Verfügung hat. Der Stolz von dem Miß Martineau ſpricht, erſcheint mir als falſcher Stolz, der ſich auch in andern Punkten geltend macht, und wenn wir finden, daß die Fabrikmädchen mit einander in Seide und Spitzen wetteifern, ſo kömmt es ſehr in Frage, ob die Putzſucht, die in Amerika ſo allgemein iſt, nicht dieſelbe Wirkung übt, wie auch an andern Orten. Ich muß geſtehen, daß ich nach Lowell ging, weil ich Zweifel ſetzte in das, was ich gehört hatte. Es iſt ſo gar gegen alle menſchliche Natur, daß man unter einer Bevölkerung von fünfzehnhundert oder noch mehr, fünfhundert lauter reine und tugendhafte Mädchen finden ſollte, die alle in Atlas und Seide einhergehen.

Auf meinem Wege nach Lowell reiste ich mit einem amerikaniſchen Gentleman, der ohne Zweifel meine Angabe beſtätigen wird. Wie rein dieſe Stadt auch ſeyn mochte zu der Zeit, als obige Lobſprüche über ſie ausgegoſſen wurden, ſo muß ich doch ſagen, daß mich amerikaniſche Autoritäten ſowohl, als meine eigene Beobachtung zu der Ueberzeugung brachten, es müſſe ſeitdem eine große Aenderung ſtattgefunden und die Fabrikbevölkerung ebenſo gut ihre Rückſchritte gemacht haben, wie die ganze Maſſe der amerikaniſchen Geſellſchaft. Erſtlich hörte ich öſtlich von den Alleghanies nie ein ſchlimmeres Fluchen, als aus dem Munde einer jungen Dame, welche mich und meinen amerikaniſchen Freund anredete, was mir um ſo merkwürdiger vorkam, da dieß der einzige Fall war, in welchem ich eine weibliche Angehörige der Vereinigten Staaten fluchen hörte. Ich will weiter nichts bemerken, als daß ein zweitägiger Aufenthalt in Lowell mich belehrte, wie „die menſchliche Natur eben überall dieſelbe iſt.“ Damit wollen wir die Sache bewenden laſſen.

Mr. Carey zwingt mich zu einer Bemerkung, die ich gerne vermieden haben würde; aber er ſucht in ſeinen vergleichenden Tabellen über die Anzahl der unehelichen Kinder, welche in den beiden

Ländern geboren werden, einen Beweis für die überlegene Moralität Amerikas, und ich muß ihn daher auf eine Sache aufmerksam machen, die er wahrscheinlich nicht kennt. Die öffentliche Meinung wirkt in Amerika wie ein Gesetz; man ringt nach dem Scheine statt nach der Wirklichkeit, und es genügt, wenn ersterer, sey es nun in der Religion oder in der Sittlichkeit, gewahrt wird. Wenn aber eine Bloßstellung stattfindet, so hat der Verbrecher auf kein Erbarmen zu hoffen. Wie diejenigen, welche in Wirklichkeit am wenigsten Tugend in sich tragen, stets am lautesten über den Fall eines Nebenmenschen schreien, eben so gießt auch die Gesellschaft in Amerika in Beziehung der sittlichen Reinheit ihre Anathemas aus. Obgleich mir noch eine Autorität zu Gebot steht, die nicht bezweifelt werden kann, wünsche ich doch über die Sache so wenig als möglich zu sagen. Daß in den Vereinigten Staaten weniger uneheliche Kinder geboren werden, ist sehr wahr, aber warum dieß? weil in Amerika die öffentliche Meinung ebenso wirkt, wie die Bastardklausel der neuen Armengesetz-Bill in England, und wenn Mr. Carey nur in seiner eigenen Stadt nachfragen will, so wird er finden, daß ich gerechtfertigt wäre, über einen so unangenehmen Gegenstand zweimal so viel zu sagen, als es mir zu Vertheidigung meines eigenen Landes abgedrungen wurde.

Zehntes Kapitel.

Die öffentliche Meinung oder die Mehrheit.

Die Mehrheit hat immer **Recht** — so sagt Miß Martineau, und so haben schon größere Personen gesagt, als sogar Miß Martineau ist. Freilich modifizirt übrigens Miß Martineau später ihren

Ausdruck, indem sie erklärt, die Mehrheit werde am Ende immer Recht haben. Was sie damit sagen will, begreife ich nicht ganz; das Ende einer Mehrheit ist ihr Uebergang in die Minderheit und eine Minderheit hat in der Regel Recht. Aber ich glaube vielmehr, sie will damit andeuten, die Mehrzahl werde bereuen und ihre Thorheit einsehen, wenn die Folgen schwer auf sie zurückfallen. Es handelt sich zuvörderst um die große Frage, was ist eine Mehrheit? Muß sie in der ganzen Nation, in einem Theile derselben, in dem Theil einer Stadtbevölkerung, oder in was immer für einem plus gegen irgend ein minus bestehen, mögen sie nun groß oder klein seyn? Zwei gegen Einen sind zum Beispiel eine Mehrheit, und wenn man sie in diesem Sinne nimmt, so können ein paar Schurken einen ehrlichen Mann ermorden und haben dann recht daran gethan; oder es handelt sich um die Mehrheit in einer Stadt, wie etwa in Baltimore,*) wo sie sich erhob und eine unglückliche Minderheit erschlug; vielleicht ist auch die Mehrheit ähnlich der an der Grenze von Kanada, wo ein Haufen Elender der eigenen Regierung Trotz bot und in die Kolonie einer Nation einfiel, mit welcher Amerika im Frieden stand. Alles dies ist natürlich recht. Aber es gibt noch

*) Ein auffallendes Beispiel von den Ausschweifungen, welche durch den Despotismus der Mehrheit herbeigeführt werden können, ereignete sich im Jahre 1812 zu Baltimore. Damals war Baltimore sehr kriegerisch gestimmt. Ein Journal, welches die andere Seite der Frage aufgenommen hatte, erregte den Unwillen der Einwohner durch seine Opposition. Der Pöbel versammelte sich, zerschlug die Druckerpressen und griff die Häuser der Herausgeber an. Zwar wurden die Milizen aufgeboten, aber Niemand gehorchte dem Rufe; man sah daher kein anderes Mittel, die armen Unglücklichen, welche durch die Wuth des Pöbels bedroht waren, zu retten, als daß man sie wie gemeine Uebelthäter in's Gefängniß warf. Aber selbst diese Vorsorge war unwirksam. Die Rotte versammelte sich im Laufe der Nacht abermals, und die Behörden machten einen neuen Versuch, die Milizen ausrücken zu lassen, aber vergeblich. Das Gefängniß wurde erbrochen und einer der Herausgeber auf dem Platze getödtet, während der andere als todt liegen blieb. Als man die Schuldigen vor Gericht stellte, wurden sie von dem Schwurgerichte freigesprochen.

andere Ansichten über diese Frage, außer denen der Miß Martineau, und wir werden sie passenden Ortes anführen.

Ich habe schon früher bemerkt, daß Washington Amerika als eine Republik zurückließ, die aber in der kurzen Frist von fünfzig Jahren zu einer Demokratie herunter sank. Die Schranke, welche die Eingriffe des Volkes zurückweisen sollte, ist abgetragen, und der Senat, welcher schon seiner Wahlordnung gemäß als die Aristokratie der Gesetzgebung dienen sollte, um, gleich unserm Hause des Lords, dem Ungestüm der Mehrheit den Zügel der Besonnenheit anzulegen, steht in letzter Zeit dem Wesen nach bloß noch als ein zweiter Kongreß da, der sich Weisungen und Aufträge gefallen lassen muß, wie der durch seine Zusagen gebundene Repräsentant. Das hatte Washington nicht vorausgesehen.

Washington war selbst ein Aristokrat und zeigt dieß in jeder Weise. Allen andern, mit Ausnahme der höheren Klassen, war es schwer, Zutritt zu ihm zu erhalten. Auch umgab er sich mit äußerem Prunke, indem er stets seine Uniform als General der Truppen trug und eine Ehrengarde bei sich hatte. In der That beweist schon ein einziger seiner Briefe, daß er selbst bedenklich war über das Wirken der neuen Regierung, kurz nachdem sie errichtet worden war. Er sagt:

> „Unter nachdenkenden Männern wird man, glaube ich, nur wenige finden, welche nicht zu glauben anfangen, unser System sey besser in der Theorie, als in der Praxis, und es dürfte sich ungeachtet der gerühmten Tugend Amerika's wohl herausstellen, daß wir den letzten traurigen Beweis liefern, wie die Menschheit unfähig ist, sich ohne die Vermittelung des Zwangs in einem Souverän selbst zu beherrschen." *)

Dies ist ein sehr unverhohlenes Zugeständniß von einer so hohen

*) Washingtons Brief an den Oberrichter Jay, den 10. März 1787.

Autorität, und fünfzig Jahre haben die Weisheit der Bemerkung bewiesen. Die Aristokratie verlor allmählig ihren Einfluß (denn es gab damals eine Aristokratie in Amerika), und mit der abnehmenden Bildung kamen auch die Eingriffe in die Konstitution. Ein Präsident um den andern legte mehr und mehr von den Insignien und dem äußeren Prunke seines Ranges nieder; der Senat wurde weniger achtbar, und in demselben Grade steigerte sich die Gewaltthätigkeit des Volkes.

Mr. Torqueville sagt:

„Mit der amerikanischen Revolution trat auch eine große Anzahl ausgezeichneter politischer Charaktere auf; denn die öffentliche Meinung diente damals nur zu dem Zwecke, die Anstrengungen Einzelner zu lenken, nicht aber eine Tyrannen über sie zu üben. Jene berühmten Männer nehmen vollen Antheil an der allgemeinen geistigen Aufregung jener Periode und errangen sich einen hohen Grad persönlichen Rufs, der auf die Nation zurückfiel, aber keineswegs von ihr geborgt war."

Erst unter der Präsidentschaft des General Jackson machte die demokratische Partei gewissermaßen ernstliche Eingriffe in die Konstitution. Ihr früheres Umsichgreifen war zwar sicher, aber doch beziehungsweise nur langsam; sobald jedoch Jackson von dem Pöbel zur Präsidentschaft erhoben worden, kamen die Demagogen, welche in Masse anführten, in Amt und Würden, während die aristokratische Partei, deren Urtheil von jetzt an besiegelt war, allenthalben ausgeschlossen wurde. Im Laufe der letzten zehn Jahren hat das Volk gleich einem Strome Alles vor sich her gefegt und gleich gemacht; der Wille der Mehrheit ist nicht nur in der Regierung absolut geworden, sondern trotzt auch dem Gouvernement selbst, welches zu schwach ist, sich ihm entgegenzusetzen.

Ist es nicht seltsam und sogar lächerlich, daß wir unter einer Regierung, die nicht viel über fünfzig Jahre besteht und der ganzen

Welt zur Lehre dienen sollte, politische Schriftsteller finden, welche eine Sprache brauchen, wie die nachstehende: „Wir sind für die Reform, für eine gesunde, fortschreitende Reform, und wollen nichts von Umsturz und Zerstörung.“ Diese Worte lesen wir in einem der bestgeschriebenen amerikanischen Journale neuester Zeit. Dies ist eine Sprache, wie man sie etwa in einem Lande wie England erwarten sollte, das unter einer achthundertjährigen Regierung noch Gesetze gibt; aber wie verfehlt muß nicht ein Gouvernement seyn, das schon nach fünfzig Jahren sogar seine Verfechter zu einem derartigen Zugeständniß veranlaßt!!

Mr. Tocqueville sagt:

„Uebrigens hat die Gewohnheit sogar noch mehr gethan, als die Gesetze. Ein Verfahren, das zuletzt alle Garantieen einer Repräsentativ-Regierung zu Nichte machen muß, wird in den Vereinigten Staaten mehr und mehr allgemein. Es trifft sich häufig, daß die Wähler ihrem Abgeordneten eine gewisse Haltung vorschreiben und ihm eine bestimmte Anzahl positiver Verbindlichkeiten auflegen, die er zu erfüllen geloben muß. Mit Ausnahme des Tumults kommt dieß so ziemlich auf das Gleiche heraus, wie wenn die Mehrzahl der Bevölkerung ihre Berathungen auf dem Marktplatz hielte.“

Ueber die Mehrheit, sofern sie sich als Volkswille geltend macht, spricht er sich folgendermaßen aus:

„Es sind keine Hindernisse vorhanden, die ihn beschränken, sein Fortschreiten verzögern, oder ihn veranlassen könnten, auf die Klagen derer zu achten, die er auf seinem Pfade zusammentritt. Dieser Stand der Dinge ist an sich bedenklich und jedenfalls für die Zukunft gefährlich.

Der Zweck dieses Kapitels ist, zu untersuchen, welche Wirkung durch diese anerkannte Herrschaft der Mehrheit auf die Moral des amerikanischen Volkes geübt wurde.

Betrachten wir zuvörderst die Volksmasse selbst. Es ist klar, daß sie, wenn sie nicht nur Gesetze gibt, sondern auch im Zustande der Aufregung den Gesetzgebern Hohn spricht, nicht mit einem beschränkten Monarchen, sondern mit einem Despoten verglichen werden muß, dessen Wille und Laune Gesetz ist. Die Laster eines despotischen Hofes werden daher von dem Volk geübt, denn das Volk wird gewissermaßen zum Hofe, vor welchem diejenigen, welche in Amt und Würden stehen oder sich dazu erheben möchten, unterwürfig die Knie beugen müssen. Ein Despot hört nie gern die Wahrheit; denn der moralische Muth fehlt, wo er keine schützende Gesetze findet und der redliche Rath vielleicht mit einer summarischen Züchtigung abgelohnt wird. Das Volk will daher, gleich dem Despoten, nie etwas von der Wahrheit hören, sondern verlangt und genießt im Gegentheil die kriechendste Huldigung von Seite seiner Höflinge, welche durch die Beamten und Stellenjäger vertreten werden.

Nun kann der Präsident der Vereinigten Staaten als der Premier-Minister eines erleuchteten Publikums, das sich selbst beherrscht, betrachtet werden, und die Mittheilung an dasselbe geschieht durch seine jährliche Botschaft.

Untersuchen wir, was Mr. van Buren in seiner letzten Botschaft sagt.

Zuerst erkennt er demüthig die Volksgewalt an.

„Eine Nationalbank," bemerkt er, „würde die rechtmäßige Oberherrlichkeit des Volkswillens beeinträchtigen."

Dann läßt er jene höchst zarte Art von Schmeichelei folgen, indem er sie um derselben Tugend willen preist, die ihnen doch ganz und gar abgeht. Er sagt ihnen, sie seyen „ein Volk, dem man die Wahrheit, wie unangenehm sie auch seyn möge, stets ohne Gefährde sagen könne."

Zu derselben Zeit in welcher sie allem Gesetz und aller Regierung Hohn sprach, sagt er, „es sey der amerikanischen Union vor-

behalten geblieben, den Vortheil einer Regierung zu erproben, die sich fortwährend dem Volkswillen unterstellte, und die Erfahrungen hätten gezeigt, daß dieses System ebenso wohlthätig in der Praxis, als gerecht in der Theorie sey."

Bei Berührung der Theilnahme, welche die ganze Union an dem Aufstande in Kanada genommen, indem sie die Rebellen mit Soldaten und Geld unterstützte, lobt er sie, daß sie „den Verlockungen sich in die inneren Bewegungen der Grenzländer zu mischen, so weit erfolgreichen Widerstand geleistet hätten."

Dies ist vollkommen hinreichend. Mr. van Burens Motive sind, bei der nächsten Wahl wieder Präsident zu werden. Wir finden dies sehr natürlich von seiner Seite; aber wie kann man erwarten, daß ein Volk besser werde, wenn es nie die Wahrheit hört?

Mr. Cooper bemerkt:

> „Den Monarchen sind ihre eigenen Thorheiten, welche unter der Schmeichelei von Parasiten heranwuchsen, weit verderblicher geworden, als die Umtriebe ihrer Feinde, und in einer Demokratie macht man dem Volke dieselben Blendwerke vor, mit denen man anderwärts die Fürsten berückt."

Dasselbe System wird von Allen befolgt, welche zu Gewalt und Ansehen kommen oder darin verbleiben möchten. Aber zu welchen Folgen muß dies führen? Der gerade, ehrenhafte, wackere Mann wird von dem Volke verworfen, während der Parasit, der Schmeichler, der Demagog, welcher den Ansichten des Pöbels schmeichelt, von Volksoberherrlichkeit spricht und den eigenwilligen Forderungen der Menge nachgibt, zu Amt und Würden kömmt. So demoralisiren sie sich gegenseitig, und wer zu einer Stelle kommen will, muß durch kriechende Unterwerfung unter die Masse, seinem eigenen Vortheil und seiner Ueberzeugung zum Trotze, zuerst den Beweis führen, daß er der Wahl völlig unwürdig ist, um die er buhlt. So kömmt es denn, daß die fähigsten und gewissenhaftesten Männer in den Staaten fast einmüthig verworfen werden.

Mr. Tocqueville sagt:

„Es ist eine wohlverbürgte Thatsache, daß heutigen Tages in den Vereinigten Staaten sehr selten die talentvollsten Männer an die Spitze der Angelegenheiten gestellt werden, und man muß anerkennen, daß dieses Uebel in demselben Grade fortschreitet, als die Demokratie alle ihre früheren Grenzen überstieg. Die Race der amerikanischen Staatsmänner ist im Laufe der letzten fünfzig Jahre augenscheinlich in merkwürdiger Weise zusammengeschrumpft."

Freilich bietet sich auch kein hochsinniger, konsequenter Mann an, und dieß ist ein Grund unter den vielen, warum die Engländer und andere Fremde den Angehörigen der Vereinigten Staaten nicht gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließen. Der Schaum schwimmt oben, und sie sehen nicht, was sich unter demselben befindet. Die Verständigen, Erleuchteten, Weisen und Guten haben sich in den Schatten zurückgezogen, weil sie ihr Leben lieber in ruhiger Einsamkeit zubringen, als sich den unverschämten Machtgeboten eines Pöbels unterwerfen wollen.

Mr. Tocqueville spricht sich an andern Orten folgendermaßen aus:

„Während es in der Natur einer demokratischen Verfassung liegt, das Volk zu veranlassen, daß es nicht seine ausgezeichnetsten Bürger zu den Lenkern des Staates mache, ziehen es diese nicht minder vor, eine politische Laufbahn zu vermeiden, in welchen sie fast unmöglich ihre Unabhängigkeit behaupten oder aufkommen können, ohne sich selbst herabzuwürdigen."

Ferner:

„Zur Zeit sind in den Vereinigten Staaten die einflußreichsten Klassen der Gesellschaft so ganz von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten entfernt, daß der Reichthum durchaus kein Recht zu Ausübung von Gewalt gibt, sondern

vielmehr der Erlangung derſelben als Hinderniß im Wege ſteht. Die reichen Mitglieder der Gemeinſchaft laſſen ſich aus den Liſten ſtreichen, weil ſie ſich nicht gerne mit den ärmſten Klaſſen ihrer Mitbürger herumſtreiten wollen, da ſie am Ende doch nichts erzielen. Sie ſuchen ihre Vergnügungen in dem häuslichen Kreiſe ihrer Familie und ihrer Freunde, unter denen ſie einen Rang einnehmen, der ihnen in der Oeffentlichkeit verſagt iſt, und bilden ſo eine Privatgeſellſchaft in dem Staate, der ſeine eigenen Liebhabereien und Beluſtigungen hat. Dem Stande der Dinge unterwerfen ſie ſich als einem unheilbaren Uebel, obſchon ſie ſich ſorgfältig in Acht nehmen, an den Tag zu legen, wie vergällend die Fortdauer deſſelben auf ſie wirkt. Ja, es iſt ſogar nicht ſelten, daß man ſie öffentlich das Glück einer republikaniſchen Regierung und die Vortheile demokratiſcher Inſtitutionen loben hört. Es liegt in der Natur des Menſchenherzen, ſeine Feinde zu haſſen; aber ebenſo geneigt iſt es auch, je nach den Umſtänden denſelben zu ſchmeicheln. Trotz dieſes künſtlichen Enthuſiasmus und der dienſteifrigen Huldigungen gegen die herrſchende Gewalt, kann man doch leicht bemerken, daß die reichen Mitglieder des gemeinſamen Verbandes einen herzlichen Widerwillen gegen die demokratiſchen Inſtitutionen ihres Landes im Innern bergen. Der Pöbel iſt zugleich der Gegenſtand ihrer Verachtung und ihrer Furcht. Wenn einmal die ſchlechte Verwaltung der Demokratie eine revolutionäre Kriſis herbeiführt und je monarchiſche Konſtitutionen in den Vereinigten Staaten anwendbar werden, dürfte wohl die Wahrheit meiner Bemerkungen in die Augen ſpringen."

Es ſcheint alſo, daß der achtbarere Theil der amerikaniſchen Bürger ſich zurückgezogen und die Rennbahn für die unwürdigſten offen gelaſſen hat. Die Mehrheit gebietet, und faſt Niemand wagt es, ihr entgegen zu treten, da Jeder, der ſich deſſen erdreiſtet, augen-

blicklich geopfert wird. Ihrem vielköpfigen Herrn dienstpflichtig, gießt die Presse ihr Gift aus, und es ist unglaublich, wie schnell ein Mann, wenn er nicht ein ganz überlegener Geist ist, in den Vereinigten Staaten zur Null wird, sobald er es einmal gewagt hat, sich dem Volkswillen entgegenzustellen. Er wird mit Koth beworfen, besudelt und unter die Füße getreten, bis nur noch ein lebloses Gerippe zurückbleibt. Er fällt, um sich nie wieder zu erheben — ungeehrt und vergessen.

Kapitän Hamilton erhielt auf eine Bemerkung von einem Föderalisten oder Angehörigen der aristokratischen Partei folgende Erwiederung, die ich mit vielen ähnlichen, die mir selbst auch gegeben wurden, bekräftigen könnte:

„Meine Ansichten und, ich glaube, auch die der Partei, zu welcher ich gehöre, bleiben unverändert; der Gang der Ereignisse in diesem Lande hat uns die Ueberzeugung von ihrer Weisheit nur tiefer und nachdrücklicher einprägen können. Aber bei dem gegenwärtigen Stand der öffentlichen Gesinnung dürfen wir es nicht *wagen*, uns auszusprechen. Wer es versuchte, würde sich nicht nur von jedem Amte das in dem Bereiche eines verständigen Ehrgeizes liegt, ausgeschlossen sehen, sondern hätte auch den Groll seiner Nachbarn und Mitbürger zu erfahren. Seine Worte und Handlungen würden Gegenstände eifersüchtiger und boshafter Zergliederung, und es wäre ihm nicht möglich, gegen die unablässigen Angriffe einer Schaar gewissenloser, ränkevoller Feinde Stand zu halten."

Mr. Cooper sagt:

„Das allgemein herrschende und *herabwürdigendste* Gebrechen in Amerika ist die moralische Feigheit, durch welche die Menschen verleitet werden, sich unter die sogenannte öffentliche Meinung zu beugen, obschon dieselbe unter zehn Fällen neunmal bloß eine Maschine ist, welche von dem ver-

derbteſten und unachtbarſten Theile der Gemeinſchaft für die unwürdigſten Zwecke in Bewegung geſetzt wird. In dieſem Betracht ſind die Engländer eine weit ehrenwerthere und konſequentere (unkonſequent?) Nation als die Amerikaner."

Um bei der amerikaniſchen Mehrheit populär und unter dem Volke beliebt zu werden, muß man ſich zuerſt aller Freiheit der Meinung entſchlagen, alle Würde abwerfen, mit Jedem, dem man begegnet, Händedrücke wechſeln und trinken, ja, ſogar ſchlumpig und ſchmutzig einhergehen, wenn man nicht unter die Ariſtokraten gezählt werden will. Ich erinnere mich, daß mich einmal ein amerikaniſcher Kandidat fragte, ob ich nicht einen Spaziergang mit ihm machen wolle. Ich willigte ein, aber er bat mich nun, ihm zu erlauben, daß er ſeinen anſtändigen Rock gegen einen ſchäbigen vertauſche; „denn," ſagte er, „ich gedenke unterwegs einige meiner Wähler zu beſuchen, und wenn ſie mich in dem andern Rocke ſehen würden, fiele ich zuverläſſig bei der Wahl durch." Dies erinnert an die Gewohnheit der Kandidaten in früheren Demokratieen, die ſich als Bittſteller in zerriſſenen Kleidern auf dem Markte aufpflanzten, um das Volk „um Stimmen anzugehen."

Es iſt zuverläſſig, daß in den letzten zehn Jahren, ſeit die Ariſtokratie aus der Regierung ſowohl, als aus der Geſellſchaft gänzlich verdrängt iſt, die Moral des Volks gewaltige Rückſchritte gemacht hat.

Die Gewalt iſt in die Hände der unteren Klaſſen gefallen und die Regierungsſtellen werden hauptſächlich mit den Günſtlingen des Pöbels ausgefüllt, die entweder arm und bedürftig, der Heſe entſproſſen, oder gemeine unehrenhafte Menſchen ſind, welche ihre Grundſätze und ihr Gewiſſen einem Amte opferten. Ich werde ſpäter ausführlicher auf dieſes Thema zurückkommen und begnüge mich, vorderhand zu ſagen, daß unter Mr. Adams' Präſidentſchaft Mr. Benjamin Walker eine Summe von achtzehntauſend Dollars öffentlicher Gelder unterſchlug und deßhalb auf zwei Jahre eingekerkert

wurde. Seit die demokratische Partei ans Ruder kam, haben sich derartige Verbrechen in einem ungeheuren Umfang vermehrt, und trotz des großen Schadens, den der Staatsschatz dadurch erlitt, ist doch durchaus nie Strafe eingetreten. Sie sagen, es handle sich nur um einen Bruch des Vertrauens, der bloß in Folge einer Civilklage strafbar werde, und ein solcher Prozeß hilft in den Vereinigten Staaten nicht viel, da man der Bezahlung des Geldes stets ausweichen kann. Die Folge davon ist, daß man Personen, welche sich Unterschlagungen zu Schulden kommen ließen -- ich will nicht gerade sagen durchweg in den besten Gesellschaften, wohl aber in den besten Gesellschaften einiger Theile der Vereinigten Staaten trifft. Ich befand mich einmal bei einem Diner, zu welchem ich eingeladen war, und hatte rechts und links einen derartigen Ehrenmann zum Nachbar. Ein weiterer ist mir bekannt, der sich um eine Repräsentantenstelle im Kongreß bewarb, und sonderbarer Weise wurde sein Vergehen von dem Volke nicht als Hinderungsgrund betrachtet. Ein amerikanischer Autor*) gibt an:

„Am siebenzehnten Juni 1838 zeigte der Schatzmeister der Vereinigten Staaten dem Congreß drei und sechzig Personen an, welche Staatsgelder unterschlagen hatten; die Gesammtsumme des veruntreuten Geldes belief sich auf eine Million zwanzigtausend und ungerade Dollars."

Die Tyrannei der Mehrheit hat den moralischen Muth des amerikanischen Volkes völlig zerstört, und wie kann sich die Moral heben oder nur auf einer gewissen Höhe stehen bleiben, wo dieß der Fall ist?

Mr. Tocqueville bemerkt

„Demokratische Republiken begünstigen die Gewohnheit, um die Geneigtheit der Menge zu buhlen, und dehnen sie

*) Stimme aus Amerika.

auf viele Classen aus; dieß ist einer der ernstlichsten Vorwürfe, die man ihnen machen kann. Man findet dies um so mehr in demokratischen Staaten, welche auf Grundsätze gebaut sind, wie die amerikanischen Republiken. In letzteren ist die Autorität der Mehrheit so absolut und unwiderstehlich, daß man seine Rechte als Bürger aufgeben und fast der Eigenschaft eines menschlichen Wesens abschwören muß, wenn man im Sinne hat, von dem Pfade abzugehen, den sie vorzeichnet."

„In dem ungeheuren Gedränge, das in den Vereinigten Staaten die Zugänge zur Gewalt ausfüllt, traf ich nur auf sehr wenige Männer, welche einige Spuren männlicher Offenheit und Unabhängigkeit der Ansicht blicken ließen — dieser Hauptzüge in jedem großen Charakter, wo man ihn auch immer finden mag. Wie klein gestaltet sich da nicht die neue Zeit gegen die alte, in welcher sich die Amerikaner so ruhmvoll auszeichneten. Auf den ersten Anblick gewinnt es völlig den Anschein, als ob der Geist sämmtlicher Amerikaner heutigen Tages in demselben Model gegossen sey — so genau harmoniren sie miteinander in ihrem Urtheil. Der Fremde trifft allerdings bisweilen auf Amerikaner, die keine Freunde dieser starren Förmlichkeit sind und die Mängel der Gesetzgebung wie auch die Wandelbarkeit und Ignoranz der Demokratie beklagen; ja sie gehen vielleicht so weit, auf die üble Richtung hinzudeuten, welche den Nationalcharakter verdirbt, und die Heilmittel zu bezeichnen, welche möglicherweise in Anwendung kommen könnten. Aber Niemand ist da, um diese schönen Dinge mitanzuhören, als eben dieser Fremde; bloß ihm werden diese geheimen Gedanken anvertraut — aber er ist ein Fremder und ein Wandervogel. Sie sind sehr bereit, Wahrheiten einem Reisenden mitzu-

theilen, für den sie keinen Nutzen haben; höre man sie übrigens öffentlich, so lautet es ganz anders.*)"

Es gibt nur einige Ausnahmen — Clay und Webster sind Männer von so viel innerer Kraft, um sich bis zu einem gewissen Grade ihre Unabhängigkeit zu wahren. Dr. Channing gereicht seinem Lande und der ganzen Welt zur Ehre. Auch Cooper hat in dieser Beziehung großes Verdienst, und gewiß hat kein Mann mehr moralischen Muth gezeigt, mag nun die Sache gut oder schlimm seyn, als Garrison, der Führer der Abolitionspartei.

Aber außer diesen wenigen merkwürdigen Ausnahmen liegt der moralische Muth in den Vereinigten Staaten fast ganz darnieder. Das entschiedenste Pröbchen vom Gegentheil traf ich zu Cincinnati, wo ein großer Theil der ersten Einwohner, gegen den Willen der Mehrheit, ihre Ansichten zu meinen Gunsten auszudrücken wagte und denselben dreist dadurch Kraft gab, daß sie mich zu einem öffentlichen Diner einluden. Ich sagte ihnen meine Meinung über ihr Benehmen und dankte ihnen. Ich thue dies auch noch jetzt, denn sie hatten mit viel zu kämpfen und leisteten mannhaften Widerstand. Aber nicht nur aus diesem merkwürdigen Beispiel von Muth, sich der öffentlichen Meinung zu widersetzen, vor der alle Andern zurückbeben, sondern auch aus vielen andern Umständen ziehe ich die Folgerung, daß Cincinnati eines Tages eine bedeutsame Stellung einnehmen wird, wobei die moralische Kraft seiner Bürger, wie auch seine eigenthümlich glückliche Lage zusammen-

*) Mr. Carey sagt in seiner Einleitung: „Die Freiheit der Besprechung kann der schützenden Macht nur förderlich seyn. Freie Aeußerung der Ansichten in Dingen von öffentlicher Bedeutung ist unerläßlich für die Sicherheit."

Dieses spricht er England ab und nimmt es für Amerika in Anspruch; aber wie?

Erstlich dürfe sich Jedermann zu einer beliebigen Religion bekennen!!

Zweitens macht er die Freiheit der Presse in den Vereinigten Staaten geltend!!

wirken werden. Zu Saint Louis zeigte ſich ein auffallender Gegenſatz, wo ſie mich in effigie durch die Straßen zogen. Gewiſſe junge Boſtonianer, die mir in den öſtlichen Staaten gerne die Hand gereicht haben würden, ehe ich zufälligerweiſe gegen die Mehrheit anſtieß, hielten ſich ferne oder ſchlichen weg, um nur nicht genöthigt zu ſeyn mich anzuerkennen. Eine ſo demoraliſirende Wirkung übte die Tyrannei der öffentlichen Meinung in dem kurzen Zeitraume von fünfzig Jahren, und ich will nun dieſes Kapitel ſchließen, indem ich dem Leſer Auszüge aus zwei franzöſiſchen Schriftſtellern vorlege, von denen der eine Amerika im Jahre 1782, der andere daſſelbe Land im Jahre 1835 ſchildert.

Amerika im Jahre 1782.

„Je vais, disais-je, mettre à la voile aujourd'hui; je m'éloigne avec un regret infini d'un pays où l'on est, sans obstacle et sans inconvénient, ce qu'on devrait être partout, sincère et libre." —

„On y pense, on y dit, on y fait, ce qu'on veut. Rien ne vous oblige d'y être ni faux, ni bas, ni flatteur. Personne ne se choque de la singularité de vos manières ni de vos gouts." —

Mémoires ou Souvenir de Mr. de Ségur. Vol. I. p 409.

Amerika im Jahre 1835.

„L'Amerique est donc un pays de liberté où, pour ne blesser personne, ou ne doit parler librement ni de gouvernans, ni des gouvernés, ni des entreprises privées, de rien, enfin, de ce qu'on y rencontre, sinon peut-être du climat et du sol; encore trouve-t-on des Americains prêts à défendre l'un et l'autre, comme s'ils avaient concouru à les former." —

M. De Tocqueville sur la Démocratie aux Etats Unis de l'Amérique. Vol. II. p. 118.

Eilftes Kapitel.

Patriotismus.

Dies iſt ein ſehr doppelſinniges Wort, und wenn wir nicht zuvor im Stande geweſen ſind, die geheimen Triebfedern des Handelns zu zergliedern, ſo iſt es unmöglich zu ſagen, wer ein Patriot iſt, und wer nicht. Die Chartiſten, die weißen Jungen mögen in ihrem Herzen ächte Patrioten ſeyn, obſchon ſie einen Umſturz verſuchen und als die Feinde der Ordnung betrachtet werden. Vielleicht gehören in die Reihe der Patrioten auch Joſeph Hume, O'Connell und — doch gleichviel. Ich bin der Anſicht, es würde weit richtiger ſeyn, wenn man in den meiſten Fällen und allen Orten, namentlich aber in Amerika, das Wort Egoiſten dafür ſetzte.

Mr. Tocqueville ſagt:

„Die Einwohner der Vereinigten Staaten thun ſich ungemein viel auf ihre Vaterlandsliebe zu gut; aber ich geſtehe, daß ich nicht ſonderlich auf dieſen berechnenden Patriotismus baue, der ſich auf das Intereſſe gründet und vielleicht hinſchmilzt, ſobald andere Intereſſen ins Spiel kommen."

Wir müſſen zugeben, daß der Amerikaner weiß, wie Alles, was auf das Gemeinwohl Einfluß hat, auch auf das Individuum wirken muß, und daher iſt ihm die Geſammtheit ſo wichtig; auch betrachtet er ſich als ein mitwirkendes Glied in der Geſetzgebung des Landes und iſt deshalb ebenfalls dabei intereſſirt, daß die Geſetze für gut erkannt werden. Wenn man nun ſein Land angreift, ſo bezieht er dies perſönlich auf ſich — man verwundet ſeine Eitelkeit und Eigenliebe.

In Amerika sind es nicht unsere Herrscher, welche recht oder unrecht gethan haben, sondern wir (oder vielmehr ich), und die Folge davon ist, daß der Amerikaner *etwas* reizbar über den Gegenstand wird, da er jeden Angriff für einen persönlichen nimmt. Es ist eigentlich lächerlich, mit anzusehen, wie gekitzelt sich selbst die besten Amerikaner fühlen, wenn man ihr Land und ihre Institutionen lobt; wie sie die Gesichter verziehen, wenn man das Lob modificirt, und wie sie sich förmlich krümmen, falls man einen unverhohlenen Tadel laut werden läßt. Sie stellen sogar Fragen, wenn sie einer ungünstigen Antwort mit Sicherheit entgegensehen müssen, denn sie können nicht anders. Was ist der Grund davon? Die einfache Thatsache, daß ihr besserer Verstand mit den Irrthümern der Erziehung und einer lange gehätschelten Selbsttäuschung ringt. Sie fühlen, daß ihre Institutionen nicht wirken, wie sie wünschen möchten, daß die Theorie nicht durch die Erfahrung erprobt wird, und daß sie gegen ihre Ueberzeugung eine Stütze aufbieten müssen. Sie können es nicht über sich gewinnen, tief gewurzelte Vorurtheile auszurotten, welche von früher Jugend an die Quelle ihres Stolzes und ihrer Ruhmredigkeit gewesen sind, und vermögen nicht, anzuerkennen, daß das, was sie als vollkommen und als eine *Lehre* für andere Nationen angesehen haben — daß jenes Idol, dem sie die Freiheit ihrer Rede, ihrer Handlungen und ihrer Ansichten geopfert, im Grunde nichts sey, als ein klägliches Fehlschlagen: keine Lehre für andere Völker, sondern vielmehr eine *Warnung*.

Dennoch sind dies die Zweifel und die Bedenken, welche die Gemüther sehr vieler Amerikaner aufregend durchwühlen — die entschiedene Ueberzeugung eines Theils derjenigen, welche sich in die Dunkelheit zurückziehen, um zu schweigen, und mit jedem Jahr steigert sich die Anzahl dieser beiden Parteien. Sie erinnern an einen Gatten, der eine Neigungsheirath geschlossen und seine Frau für ein Musterbild von Vollkommenheit gehalten hat, allmählig

aber finden muß, daß sie Fehler besitzt und durchaus nicht geeignet ist, ihn glücklich zu machen. Sein Stolz gestattet ihm jedoch nicht, einzuräumen, daß er in seiner Wahl einen Fehler begangen habe, und er fährt fort, vor der Welt ihre Tugenden zu preisen und ihre Mängel zu bedecken, obschon er sich in seinem Hause elend fühlt.

Eben in der egoistischen Natur des amerikanischen Patriotismus liegt der Grund, daß er so leicht aufgeregt und gekränkt wird. Der Amerikaner ist in der Verachtung aller andern Länder erzogen und daran gewöhnt worden, das seinige als das erste in der Welt zu betrachten; er hat gelernt, daß alle andern Nationen nur Sklaven von Despoten und die amerikanischen Bürger die einzigen Freien seyen — eine Behauptung, in der er nie einen Widerspruch erfuhr. Denn obgleich Tausende in ihrem Herzen die Unwahrheit derselben fühlen mögen, so ist doch Niemand vorhanden, der es wagen würde, seine Ansichten auszusprechen. Die Regierung geht mit dem schlimmen Beispiele voran, die Presse folgt nach, und das Volk läßt sich den Weihrauch der Schmeichelei belieben, der in andern Ländern blos dem Hofe geopfert wird. Kämen daher nicht gelegentliche Bedenken, die jeden klaren Kopf bisweilen heimsuchen, so würde sich auch der verständigere Amerikaner in seiner eigenen Verblendnng so glücklich fühlen, wie der große Haufen.

Mr. Tocqueville sagt:

> „Im Laufe der letzten fünfzig Jahre hat man keine Mühe gespart, um die Einwohner der Vereinigten Staaten zu überzeugen, daß sie das einzige religiöse, erleuchtete und freie Volk seyen. Sie bemerken, daß für den Augenblick ihre demokratischen Institutionen Gedeihen bringen, während die in andern Ländern zerfallen. Dadurch gelangen sie zu einer dünkelvollen Ansicht von ihrer Vortrefflichkeit, und es fehlt wahrhaftig nicht viel, daß sie sich glauben machen, sie gehören nicht der gewöhnlichen Race des Menschengeschlechts an.“

Es gibt jedoch noch andere Urſachen, welche dieſe Verblendung von Seiten der amerikaniſchen Mehrheit unterſtützen, und die hauptſächlichſte liegt in dem Umſtande, daß ſie keine Vergleichungen anſtellen können. Die Amerikaner liegen dem alten Continent zu ferne und ſind, ſelbſt wenn dies nicht der Fall wäre, zu viel beſchäftigt, als daß ſie Zeit gewinnen könnten, ihn zu beſuchen und eine Vergleichung mit längſt beſtehenden Staaten und ihren eigenen anzuſtellen. Ferner iſt Amerika ſo groß, daß die Ideen von ihrer eigenen Bedeutſamkeit durch Reiſen in dem eigenen Lande nur noch vergrößert werden. Die einzige Vergleichung, für die ſie einen Sinn haben, beſteht alſo blos in der Menge von Morgen, die ein jedes Land faßt, und in dieſem Punkte ſind ſie natürlich gewaltig im Vortheil.

Der Amerikaner Mr. Saunderſon bemerkt in ſeinen trefflichen Skizzen aus Paris:

„Es iſt gewiß für einen amerikaniſchen Gentleman von hohem Werthe, dieſe alten Lande zu beſuchen, wäre es auch nur, um das eigene recht würdigen zu lernen; denn über die Heimath iſt er in einem fortwährenden Irrthum befangen, indem er ſie ſtets zu hoch anſchlägt, weil es ihm an Vergleichungs-Gegenſtänden fehlt. ‚Nimium se aestimet necesse est, qui se nemini comparat.‘ Derjenige, der keine Weiſeren ſieht, wird ſich ſtets für ſehr weiſe halten, und es gehört gewiß zur Vollendung einer guten Erziehung, die Sitten und Inſtitutionen fremder Länder kennen zu lernen, was nicht wohl angeht, wenn man ſich nicht in denſelben aufhält.“

Iſt es übrigens am Ende nicht ein Glück, daß die amerikaniſche Mehrzahl in dieſer Verblendung lebt, und haben ſie nicht das Gefühl der Bewunderung ihres eigenen Landes uns ſelbſt abgeborgt? Bei den Amerikanern mag ſich's wohl ſtärker entfalten, weil es egoiſtiſcher iſt; aber gewiß hat eine Ueberpflanzung des

englischen Gefühls stattgefunden, das jetzt in einem üppigeren Boden gedeiht. Wir mögen die Amerikaner des Dünkels, des Starrsinns und eigenwilliger Blindheit beschuldigen; aber im Grunde liegt doch etwas sehr Gutes darin, wenn man mit sich selbst und dem Seinigen zufrieden ist. Die Engländer zeigen dieß anders, sind aber nicht so gutmüthig wie die Amerikaner. Sie brummen über Alles und kennen auch die Mängel ihrer Institutionen, geben aber gleichwohl nicht zu, daß sich Jemand darin einmenge. Das Murren ist ein so großer Hochgenuß, daß ihn der Engländer Niemand gestatten will, als sich selber. Er murrt über seine Regierung, unter welcher er sich doch einer vernünftigeren Freiheit erfreut, als die Angehörigen jeder andern Nation in der Welt, während der Amerikaner, von dem Despotismus der Mehrheit beherrscht und aller Freiheit der Rede sowohl als der Ansichten entbehrend, seine Institutionen bis zum Himmel erhebt. Der Engländer murrt über sein Clima, das, wenn wir aus der Kraft und Vollkommenheit seiner Einwohner einen Schluß ziehen dürfen, ungeachtet seiner Feuchtigkeit, unter die besten in der Welt gehört; der Amerikaner aber rühmt sich des seinigen vor allen andern und hält es sogar für nothwendig, es um eines schlechten Tages willen zu entschuldigen, obschon es wegen seiner plötzlichen Extreme die Schönheit hinwelken läßt und so feindselig auf das Nervensystem einwirkt. In Allem, was auf Amerika Bezug hat, zeigt der Amerikaner dieselbe Gesinnung. Berechnend, in seinen Ideen blos auf das Nützliche abzielend und ohne eigenen poetischen Sinn ärgert er sich darüber, wenn ein Fremder nicht über Amerika's Flüsse, Wasserfälle und Waldlandschaften in ein Entzücken ausbricht, das er selbst nicht empfindet; denn so weit Amerika überhaupt in Frage kommt, ist Alles unvergleichlich in diesem besten aller nur möglichen Länder. Man muß lachen, kann aber doch nicht umhin, es lobenswerth zu finden, wenn man Zeuge ist, wie sich die ganze Nation niederbeugt, um den mindesten Funken zu fächeln, der

einem einheimischen Genius entsprungen ist, denn sie machen es hier gerade, wie der Londoner Spießbürger, der entzückt ist über seine eigenen verkümmerten Gurken, die er mit zehnmal höherem Aufwand gezogen hat, als sie ihm der Markt in schönster Qualität geboten haben würde. Es ist fast Schade, den Amerikaner aus diesem Traume zu wecken; indeß müssen wir doch in's Auge fassen, daß der daraus entspringende Dünkel ihn zuletzt in eine üble Lage bringen muß.

Seyen wir übrigens ehrlich. Amerika ist das Land der Begeisterung und der Hoffnung und wir dürfen nicht zu strenge seyn gegen das, was aus einem jungfräulichen Boden allzu üppig aufgeschossen ist. Wir haben hier nur den englischen amor patriae in etwas allzugroßer Ausdehnung. Die Amerikaner sind gewaltige Großsprecher; aber bleiben wir hinter ihnen zurück? Eines unserer beliebtesten Volkslieder lautet folgendermaßen:

„So oft wir seh'n den Feind,
Ist unser Wunsch sein Streiten;
Doch sehnt, erblickt er uns,
Er sich in alle Weiten!"

Was kann prahlerischer oder unwahrer seyn, als die Worte dieser Zeilen? In derselben Weise trägt sich das gemeine Volk Englands mit dem Sprichwort: „ein Engländer könne es mit drei Franzosen aufnehmen;" aber es gibt nicht viele Engländer, denen ein derartiger Versuch gelingen dürfte. Auch ist es nicht ganz unrecht, derartige Gefühle zu ermuthigen, denn obgleich dünkelhafte Anmaßung bei dem Individuum ein Fehler ist, wird sie doch, vom nationalen Gesichtspunkte aus betrachtet, oft der Zunder zu großen Handlungen und sichert, wenn sie nicht alles Maß übersteigt, den Erfolg, weil sie Selbstvertrauen einflößt. Der Umstand, daß man Leuten eine Tugend zutraut, welche sie nicht besitzen, erweckt sehr oft dieselbe Tugend in ihnen, und ich halte es daher nicht für unweise, den niederen Classen derartige

Gefühle in die Herzen zu pflanzen, welche, wenn sie steif und fest glauben, daß sie drei Franzosen schlagen können, jedenfalls den Versuch dazu machen werden. Wie gefährlich übrigens allzugroßer Erfolg ist, und wie jener Dünkel in den Irrthum verlocken kann, den Feind zu verachten, haben wir während des letzten Krieges in unserem ersten Kampfe mit Amerika an uns selbst erprobt. In dieser Beziehung hat nunmehr Amerika und England die Stellung gewechselt, indem jetzt in Folge einer falschen Erziehung, Mangels an Vergleichung und eines unerwarteten Erfolgs im Kampfe mit uns die Amerikaner weit anmaßender sind, als wir es je in der größten Siegestrunkenheit waren. Sie sind blind gegen ihre eigenen Fehler und die Verdienste Anderer, und unter solchen Umständen ist es klar, daß sie den Fremden Anstoß geben müssen, ohne je sich selbst verbessern zu können. Ich habe oft gelacht über die seltsame Vorstellung, welche sich die Mehrheit in Amerika von England macht. So sagte mir eines Tages ein Mann mit patronisirender Miene „in kurzer Zeit werde man von England nichts weiter wissen, als daß es die Mutter Amerika's gewesen sey."

„Wenn Ihr in unsere inneren Lande kommt, Kapitän," sagte ein New-Yorker Gentlemen zu mir, „so werdet Ihr Pflanzen sehen, von denen Ihr in Eurem Lande keinen Begriff habt, zum Beispiel Rhododendren, Magnolien und hundert andere."

Einer von den Versen des amerikanischen Jim-Crow ist einem englischen Volksliede getreu nachgebildet —

„Der Engländer kann schlagen
Der Franzosen oder Portugiesen zwei;
Yankee Doodle kömmt herunter,
Peitscht sie alle Drei."

Aber ein vortreffliches Pröbchen von der Wirkung der amerikanischen Erziehung gab kürzlich ein amerikanischer Knabe von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Er befand sich bei einer Dinerpartie, und nach dem Mahle führte das Gespräch auf die Verdienste

des Herzogs von Wellington. Nachdem er eine Weile in großer Ungeduld die gerechten Lobeserhebungen, welche Sr. Gnaden gespendet wurden, mitangehört hatte, ſtand er von ſeinem Stuhle auf und begann:

„Ihr ſprecht von dieſem Herzog von Wellington, aber was ſagt Ihr zu Waſhington? Ihr werdet doch nicht Wellington mit Waſhington vergleichen? Ich will Euch blos ſagen, wenn Waſhington jetzt hier ſtünde, und der Herzog von Wellington wollte ihm nur in's Geſicht ſehen, ei, Sie, ſo würde dieſer verdammte Wellington augenblicklich todt vor ihm zuſammenfallen."

Dieß wurde mir von dem Gentleman erzählt, an deſſen Tafel ſich der Vorfall zutrug.

Selbſt wenn ſie ihre Augen brauchen können, thun ſie's nicht. Ich hörte auf dem Deck eines Dampfboots ein Geſpräch zwiſchen einem Mann, der eben von England angekommen war, und einem Andern mit an.

„Iſt in Liverpool großer Handelsverkehr?" fragt der Letztere.

„Ja, einiger," lautet die Antwort.

„Und in London?"

„Rechne, dort iſt nicht viel. New-York Sir, iſt das Emporium der ganzen Welt."

Dieſe Nationaleitelkeit wird in jeder nur erdenklichen Weiſe genährt. In einem der Muſeen fragte ich nach dem Gegenſtande eines Gemäldes, welches ein Seegefecht darſtellte. Der Aufwärter, der mich vermuthlich für einen Amerikaner hielt, entgegnete:

„Dieſes Schiff da," er deutete dabei auf eines, welches zweimal ſo groß war als das andere, „iſt die engliſche Fregatte Macedonian, und dieſe andere Fregatte," er deutete auf das kleine, „iſt die Conſtitution, ein amerikaniſches Schiff, welches die andere in weniger als fünf Minuten kaperte."

In der That hat ſich dieſes Gefühl durch die beharrliche Pflege dermaßen geſteigert, daß ihm nichts in den Weg treten darf und

Alles zu seiner Unterstützung geopfert wird. Erst nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten erfuhr ich von mehreren Leuten, daß Capitän Lawrence, welcher die Chesapeake kommandirte, betrunken gewesen sey, als er in's Gefecht ging. Bei Gelegenheit einer Berührung jener Action schüttelte ein Mann seinen Kopf und sagte: „Schade, daß der arme Lawrence auch seine Fehler hat; er wäre sonst ein guter Offizier.“ Ich mußte oft das Gleiche hören, obschon nie eine größere Lästerung laut wurde; aber so mußte auch die Ehre eines tapfern Offiziers befleckt werden, um die Nationaleitelkeit zufrieden zu stellen. Ich brauche kaum zu bemerken, daß die amerikanischen Flottenoffiziere ebenso empört waren über diese Behauptung als ich. Es ist wahr, daß Lawrence unter Nachtheilen focht, denn ein grosser Theil seiner Mannschaft, die hastig aus dem Urlaub gesammelt worden waren, war nicht ganz nüchtern und schlecht organisirt, weil sie eben erst aus dem Hafen kam — Umstände, welche die Niederlage zur Genüge erklären; aber ich weiß aus dem Munde Derjenigen, welche mit ihm in's Boot stiegen, daß er vollkommen nüchtern, ruhig und so gefaßt war, wie er sich stets zu zeigen pflegte. Doch in einer Demokratie ist von Dank keine Rede, und es gilt als Schuld, wenn man unglücklich ist.

Auch unter den amerikanischen Frauen gibt es viel Patriotismus der einen oder der andern Art. Als ich mich eines Tages mit einer hochgebildeten schönen Amerikanerin unterhielt, fragte ich sie ob sie nicht mit einer Dame bekannt sey, welche einige Zeit in England gewesen und eine gute Freundin von mir sey. Sie antwortete bejahend.

„Gefällt sie Euch nicht?“

„Offen gestanden, nein,“ versetzte sie; „sie ist mir zu englisch.“

„Das heißt, sie liebt England und die Engländer?“

„Ja, so meine ich's.“

Ich entgegnete: wäre sie selbst auch in England gewesen, so

würde sie wahrscheinlich gleichfalls zu englisch geworden seyn; denn bei ihren gebildeten Ideen müßten ihr natürlich der feine Ton, der Luxus und die Abstufungen in der Gesellschaft gefallen, zu deren Erringung achthundert Jahre ihre Beiträge geliefert hätten.

„Wenn dies der Fall seyn sollte, so hoffe ich nie nach England zu kommen."

Nun, dies war ächter Patriotismus — und es gibt wirklich vielen ächten Patriotismus unter den höhern Klassen der amerikanischen Frauen, ohne daß ihm Egoismus beigemischt wäre.

In der That sind alle Amerikanerinnen sehr patriotisch, obschon sich diese Eigenschaft nicht immer gleich ehrenvoll entfaltet. Einmal stehen sie, wie die Männer, unter der Zuchtruthe der öffentlichen Meinung, und dann würden sie, wenn sie nicht Patriotismus zur Schau trügen, keine Männer kriegen. Je weiter man in der Leiter herunterkömmt, desto geräuschvoller werden sie, und ich glaube, daß sie aus demselben Grunde weniger aufrichtig sind.

Das Gemisch von Eitelkeit und Unwissenheit, das man in den sogenannten mittleren Klassen trifft, gab mir oft Anlaß zur Unterhaltung. Sie können zwar lesen und schreiben, indeß erstreckt sich, wie ich bald entdeckte, fast all ihr Wissen nur auf das eigene Land, namentlich in der Geographie. Auf amerikanischem Boden waren sie nicht leicht zu schlagen; aber sobald man sie auf ein anderes Terrain führte, wußten sie sich nicht mehr zu helfen. Der Leser muß mich übrigens wohl verstehen, ich spreche hier nicht von den gebildeten Amerikanern, sondern von jener Klasse, welche als in gleicher Stufe mit dem Mittelschlag unserer Detailkaufleute betrachtet werden könnte: denn ich hatte in Amerika eine sehr ausgedehnte Bekanntschaft. Ich machte mir da gerne den Spaß, Vergleichungen zwischen den beiden Ländern anzustellen, weil ich hierdurch augenblicklich den gewünschten Streit herbeiführen konnte, obschon das Unternehmen nicht ohne Gefahr war; denn es hatte bisweilen ganz den Anschein,

als wollten ſie in der Glut ihres Patriotismus das Schickſal des Orpheus über mich verhängen.

Ich machte bald die Entdeckung, daß man mir nur um ſo mehr anmuthete, je mehr ich einräumte, und hatte es daher für's Beſte gefunden, gar nichts zuzugeſtehen. Ich befand mich einmal in einem mit Frauenzimmern angefülltem Gemach — hauptſächlich Mädchen von allen Altern. Das Geſpräch führte auf den Dampf; die Mama und ein Theil derjenigen, welche auf dem Sopha ſaßen, riefen:

„Ihr müßt uns doch zugeſtehen, Kapitän, daß wir euch in dieſer Hinſicht den Vorſprung abgewonnen haben."

„Ganz im Gegentheil," verſetzte ich. „Unſere Dampfboote gehen über die ganze Welt; die eurigen aber fürchten ſich, die Flüſſe zu verlaſſen."

„Aber das werdet Ihr doch einräumen, Kapitän, daß Amerika ein bischen größer iſt, als England."

„Ein bischen breiter wohl, aber wenn ich mich recht erinnere, nicht ganz ſo lang.

„Der Tauſend, Kapitän!"

„Seht nur einmal die Karte an."

„Aber iſt der Miſſiſſippi nicht ein größerer Fluß, als irgend einer, den ihr in England habt."

„Größer? Pah! Haben wir nicht die Themſe?"

„Die Themſe? Ei, die iſt ja gar nicht der Rede werth."

„Nicht? So ſeht nur einmal die Karte an und meßt ſie."

„Nun ja, Kapitän, ich will Euch was ſagen: Ihr nennt Euer Britanien die Gebieterin der Meere, und doch wißt Ihr, daß wir euch tüchtig gepeitſcht haben."

„O! ja — Ihr meint vielleicht damit den Shannon und die Cheſapeake?"

„Nein, wir meinen nicht dieß — denn damals war, wie es

heißt, Lawrence betrunken. Aber haben wir euch nicht bei New-Orleans tüchtig gepeitſcht?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Nein? O, Kapitän!“

„Ich wiederhole es. — Wenn eure Leute hinter ihren Baumwollenballen und Zuckerfäſſer hervorgekommen wären, ſo würden wir euch Alle in einen Eckenhut geklopft haben; aber ſie ließen ſich nicht blicken, und ſo zogen wir voll Verachtung wieder ab.“

„Kapitän, Ihr wollt uns mit einem Roman unterhalten — aber das geht nicht.“

Nun ſchloſſen ſich auch die Kleinen zu dem Rufe an:

„Wir ſchlugen euch, und Ihr wißt es.“

Dann holten ſie mich in die Mitte des Gemachs, bildeten mit ihren Händen einen Kreis, tanzten um mich her und ſangen:

„Yankee doodle is a tune,
Which is nation handy.
All the British ran away
At Yankee doodle dandy.“

Ich ſchließe nun mit der Bemerkung, daß dieſes Gefühl, mag man es nun Patriotismus nennen oder wie man will, durch Erziehung und äußere Verhältniſſe den Herzen des Amerikaners auf's Tiefſte eingeprägt iſt; wo oder wann daher die Nationalehre in Frage kömmt, iſt ihm kein Opfer zu viel, um den Schein zu wahren. Dies iſt auch der Grund, warum ſie Mörder freiſprechen, den Selbſtmord vertuſchen und jedes andere Vergehen zu bemänteln verſuchen, das ihrer viel geprieſenen Moralität einen Mackel anheften könnte. Ich möchte nicht einmal einem amtlichen Dokumente der Regierung Glauben beimeſſen, denn ich habe bereits berührt, wie auch dieſe Alles zu drehen weiß, um der Mehrzahl keinen Anſtoß zu geben. Das Volk iſt durch Schmeichelei ſo verderbt, daß kein Regierungsmitglied es wagt, ihm die Wahrheit zu ſagen oder etwas zu veröffentlichen, was die Eigenliebe der Maſſe verletzen könnte.

Fügen wir noch ein paar Auszüge aus einem Werke des Amerikaners Cooper an: —

„Wir sind fast allen Nationalstolzes baar, obgleich wir an seiner Statt in hohem Grade eine reizbare Eitelkeit besitzen, die sich zum Stolz heben könnte, wenn wir größeres Vertrauen in unsere Thatsachen setzen dürften."

„Wir sind ebenso empfindlich wie die Provinzialen, ja, noch mehr sogar, weil wir wissen, daß wir in allen Dingen, in welchen es sich um Ruf und Ruhm handelt, erst unsre Sporen verdienen müssen. Unsere Eifersucht erstreckt sich sogar auf die Reputation unsrer Katzen und Hunde."

Zwölftes Kapitel.

England und die Vereinigten Staaten.

Kapitän Hamilton hat in seinem Werke die Meinung ausgedrückt, daß die Amerikaner keinen Groll gegen England hegten, würde aber besser gethan haben, wenn er diese Behauptung blos auf die Gentlemen und den achtbareren Theil der Amerikaner, zum Beispiel auf die New-Yorker Kaufleute u. s. w. beschränkt hätte, da diese allerdings auf gutem Fuße mit uns zu bleiben wünschen. Die ehrenwertheren Journale geben sich alle Mühe, den Groll zu versöhnen, und die amerikanischen Gentlemen lassen sich's, wenn sie mit Engländern zusammentreffen, höchlich angelegen seyn, letztere zu überzeugen, daß keine feindselige Gesinnung gegen England stattfinde. *)

*) Bald nach meiner Ankunft in New-York waren die Flottenoffiziere so freundlich, mir das Diplolom eines Ehrenmitgliedes von ihrem Lyceum in

In der ersten Woche meines Aufenthalts in New-York hörte ich diese Versicherung wenigstens zu zwanzig Malen, und ich fühlte mich anfangs geneigt, ihr Glauben zu schenken, entdeckte aber bald, daß sich eine derartige Gesinnung, nur auf eine kleine Minderheit erstrecke, während in den Herzen der Mehrzahl oder der demokratischen Partei ein tiefer, unversöhnlicher Haß wurzle. Es thut mir leid, diese Behauptung aussprechen zu müssen, aber es ist immerhin besser mit dem Stande der Dinge bekannt zu seyn, damit wir uns nicht durch die angebliche Geneigtheit von Seite der Regierung oder durch die theilweise gute Gesinnung einiger von der verständigeren Bevölkerung irre führen lassen. Sogar diejenigen, welche unser Land lieben und bewundern, wagen es nicht, ihre Herzensmeinung auszusprechen, und man kann sie darum nicht tadeln, wenn man weiß, in welche unangenehme Lage sie sich dadurch versetzen würden. Gegen die Engländer benehmen sie sich zwar unverhohlen, und ich glaube, daß es ihnen Ernst ist; aber da sie an sich halten müssen, so kann natürlich diese Gesinnung nicht um sich greifen und eine ähnliche Wärme in den Herzen Anderer entzünden. Uebrigens ist es, wenn wir den Nationalcharakter in's Auge fassen, nicht überraschend, daß ein Groll gegen England besteht, denn es wäre sogar zu verwundern, wenn das Gegentheil stattfände. Es ist

---

Brooklyn zu überreichen. Ich ging hinüber, um das Lyceum zu besuchen, und fand an dem augenfälligsten Theile des Saales unter andern Portraiten das von Wilhelm dem Vierten, unter welchem in großen Capitalbuchstaben „Matrosenkönig" geschrieben war. Die Gesundheit unserer Königin wurde wiederholt in meiner Gegenwart getrunken, wie denn überhaupt ihre Thronbesteigung einen großen Theil der Amerikaner besser für die Monarchie gestimmt zu haben scheint. Sie ist eigentlich dort ein Liebling geworden, und man erkundigte sich bei mir unabläßig nach ihr. Die Amerikaner erweisen nämlich dem andern Geschlecht so viel äußere Hochachtung, daß ich glaube, sie würden nichts dagegen haben, sich durch dasselbe beherrschen zu lassen; und wenn je in den Vereinigten Staaten eine Monarchie versucht werden sollte, so müßte wohl die erste Herrscherin eine sehr hübsche Frau seyn.

ganz natürlich, daß die Amerikaner nach ihrem Unabhängigkeitskampf gegen das Mutterland aufgebracht waren; sie hatten Bedrückung erlitten, sich erfolgreich gerächt und das Joch abgeworfen. Aber dennoch waren die Gefühle damals ganz anders, als jetzt. In der ersten Zeit konnte man sie mit denen vergleichen, die in dem Herzen eines jüngeren Sohnes von alter Familie wurzeln, welcher durch die harte Behandlung des Familienhauptes ausgeschlossen und auf die Sorge für sich selbst hingewiesen wurde; er ist noch immer stolz auf seine Abkunft, obschon wegen des erlittenen Unrechts, Rachsucht sein Inneres durchwühlt, die sich bald offen ausspricht, periodisch aber wieder der Zärtlichkeit und Liebe weicht. Es war damals ein männliches, schönes Gefühl, so lange noch die aristokratischen und demokratischen Impulse abwechselnd die Oberhand gewannen. Der Krieg von 1814, das verhängnißvollste Ereigniß in Amerika's kurzer Geschichte, würde den Groll nicht erhöht haben, da die Amerikaner sich mit ihrem unerwartet guten Glück in ihren Seekriegen und ihrer erfolgreichen Zurückweisung unserer Versuche, in das Land einzufallen, zufrieden gaben. Sie fühlten, daß sie sich Achtung und Berücksichtigung in den Augen der übrigen Nationen, namentlich aber, was ihnen am erfreulichsten war, in denen von England gewonnen hatten und konnten sich in jeder Hinsicht glücklich preisen, denn der Friede fand unter ehrenhaften Bedingungen und just in demselben Augenblicke statt, als sie die bittern Folgen des Krieges zu fühlen begannen. Aber die Wirkung dieses Krieges erfüllte das Volk mit einer hohen Idee von seiner militärischen Tapferkeit, und der Nationalruhm wurde nun das Lieblingethema. Die demokratische Partie erhob ihren Helden, den General Jackson, auf den Präsidentenstuhl, und seitdem spielen die Amerikaner gegen Jedermann die Eisenfresser und wollen wegen Allem Händel anfangen.

Diese Gesinnung steigert sich mit jedem Tage mehr und mehr, und nichts wäre ihnen lieber, als wenn sie die ganze Welt peitschen könnten. Der Verständige und Weise sieht natürlich die

Thorheit ein und bietet Allem auf, ein beſſeres Gefühl hervorzubringen; aber die Mehrheit iſt jetzt unwiderſtehlich, und ihrem Machtworte fällt die Entſcheidung über Krieg oder Frieden anheim. Die Regierung hat keine Macht gegen ſie und iſt rein darauf angewieſen, jedem Akt der Gewalt die geſetzliche Weihe zu ertheilen.

Die hohe Meinung, die ſie von ihrer Tapferkeit haben, wird mit der Zeit noch ihren Inſtitutionen gefährlich werden; denn in Demokratieen iſt ein Krieg ſtets verhängnißvoll. In England wurden wir während des Friedens ſtets mehr und mehr demokratiſch; aber ſo oft wir uns wieder zu einem Kriege gezwungen ſahen, zog die Noth die Zügel wieder ſtrenger an. In gleicher Weiſe beeinträchtigt der Krieg alle freien Inſtitutionen. Einen maßgebenden Beweis von der hohen Meinung, welche die Amerikaner von ihrer eigenen Tapferkeit haben, drückte ſich in den Erſatzanſprüchen aus, die General Jackſon gegen Frankreich geltend machte. England übernahm in dieſer Frage die Rolle des Vermittlers und der Friede blieb erhalten; aber die Amerikaner wiſſen nicht, zu welchem Dank ſie uns dafür verpflichtet ſind, da ſie nicht die mindeſte Vorſtellung von der Macht und den Hülfsquellen Frankreichs haben. Sie bilden ſich ein, und ich mußte es wohl fünfzigmal hören, die Franzoſen hätten das Geld bloß aus Furcht bezahlt. Hätten ſie ſich geweigert, ſo würden ſie dieſelben in ein Mausloch gepeitſcht haben (whipped them into the little corner of nothing).

Ich zweifle nicht, daß die Amerikaner ihr Beſtes verſucht und um ihrer anerkannten Tapferkeit willen theilweiſe mit Erfolg gekämpft haben würden, bin aber zugleich der Anſicht, daß Frankreich mit ſeinen Mitteln, welche die Engländer wohl kennen und zu würdigen wiſſen, im Stande geweſen wäre, in ein paar Jahren den Vereinigten Staaten (um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen) einen unſterblichen Klaps anzuhängen und ſie zu einem ſchimpflichen Frieden zu zwingen. Ich kann mir denken, daß in Amerika ſchon eine ſolche Idee als abgeſchmackt verſchrieen wird; aber dennoch lebe

ich der Ueberzeugung, daß jeder länger dauernde Krieg die Vereinigten Staaten nicht nur in pekuniärer Beziehung zu Grunde richten, sondern auch den Institutionen derselben verderblich werden müßte. Kehren wir übrigens zur Sache zurück.

Es gibt viele Gründe, warum die Amerikaner einen so eingefleischten Widerwillen gegen England hegen. Einmal sind sie dazu erzogen, uns und unsere monarchischen Institutionen zu hassen, und ihre kurze Geschichte belehrt sie, daß wir nicht nur anfangs ihre einzigen Unterdrücker, sondern auch seitdem stets ihre Gegner waren. Ihr jährliches Unabhängigkeitsfest gibt ihnen eine Gelegenheit, welche nie verabsäumt wird, unser Land mit Tadel zu überhäufen. Ihre Nationaleitelkeit empört sich bei dem Gedanken, daß sie, was sie sich doch so gerne glauben machen möchten, nicht „die größte Nation auf Erden" seyn sollen, daß sie uns und dem Kredite, den wir ihnen schenken, ihren Wohlstand danken, daß sie in Betreff der Literatur und schönen Künste noch immer auf uns hingewiesen — mit einem Worte, daß sie noch immer von England abhängig sind. Ich habe schon früher bemerkt, daß dieser feindselige Geist gegen uns durch unzufriedene Auswanderer und diejenigen Schriftsteller, welche, um bei der Mehrheit populär zu werden, ihr eigenes Land loben und England herabwürdigen, zur hellen Flamme angeblasen wird; aber der Hauptgrund, warum diese gehässige Stimmung sich mehr und mehr steigert, liegt in dem Umstand, daß die demokratische Partei an's Ruder kam und diese es für nöthig hält, dem Groll gegen uns Nahrung zu geben. So oft es nöthig wird, eine Wurst nach der Speckseite zu werfen, ist die Presse augenblicklich voll von Schimpfreden. Alles wird auf Rechnung Englands und der englischen Umtriebe geschrieben, und den amerikanischen Berichten zufolge brütet es hier, da und überall nichts als Unfug, von der Rocky Mountains an bis zum Golf von Mexiko. Wenn wir der demokratischen Presse Glauben schenken sollten, so ist England die Ursache von gar Allem was der Mehrheit zum Anstoß gereicht. Gibt es wenig Geld, so

steckt England dahinter — ist der Kredit schlecht, so muß es England verantworten — sind die Eier nicht frisch oder das Ochsenfleisch zäh, so wird es England in den Schuh gegossen. Mit Einem Worte, sie erinnern an die Parodie auf Fitzgerald in Smiths humoristischen und witzigen ‚Rejected Adresses,' welche man auf Buonaparte deutet:

„Wer machte, daß die Semmeln und die Laibe stiegen,
Wer füllt' das Schlachthaus an mit großen blauen Fliegen,
Wer ließ durch Erdbeben verheeren die Carracas,
Wer steigerte den Preis der Schnittwaaren und des Tabackes?"

Niemand anders, als England. Und Alles dies glaubt die Majorität steif und fest, weil man wünscht, daß sie es glaube.

Wie ist es also möglich, daß die unteren Klassen in den Vereinigten Staaten (denn die unteren und unwissenden bilden hauptsächlich die Majorität) gegen England ein anderees Gefühl, als das des Grolles hegen können, und was nützt es uns, daß der hochgesinnte und verständigere Theil anders denkt, wenn er eine so unbedeutende Minorität bildet und sich noch obendrein scheut, seine Ansicht auszusprechen? Wenn wir von einer Nation sprechen, müssen wir die Masse in's Auge fassen, und es ist eine unläugbare Thatsache, daß diese Masse einen eingefleischten Haß gegen uns im Herzen trägt.

Ein anderer Grund der Feindseligkeit, den ich noch nicht berührt habe, liege in den Bemerkungen der Reisenden über Amerika, unter welche auch die gegenwärtigen gehören; da jedoch die Amerikaner nie von ihren Landsleuten die Wahrheit hören, so müssen ihnen wenigstens Fremde*) diesen Dienst erweisen. Freilich wenn

*) Einen Beweis, wie sehr sich dieses Gefühl gegen England steigert, liegt in der einfachen Thatsache, daß sie in der letzten Zeit die Engländer nicht anders, als Ausländer nennen, ein Ausdruck, den sie früher auf alle andere Nationen anwandten, nur nicht auf uns.

man von früher Jugend auf ſtets an Schmeichelei gewöhnt iſt, ſo wird man von der Wahrheit, wenn ſie einmal kommt, viel ſchwerer betroffen, und die Kränkung, welche man dadurch erfahren zu haben glaubt, bleibt unvergeßlich.

Unter den amerikaniſchen Schriftſtellern, welche den Groll ihrer Landsleute gegen England geſteigert haben, ſteht Mr. Cooper oben an. Bulwer hat bemerkt, daß der Charakter und die Anſichten eines Schriftſtellers nach ſeinen Werken gewürdigt werden können. Dies iſt wahr; indeß eignet ſich hiefür eine Art von Schriftſtellerei vor der andern. In Romanen zum Beiſpiel können wir nur da oder dort durch eine gelegentliche Bemerkung einen Schlüſſel zu des Autors Gefühlen gewinnen. Das Intereſſe der Geſchichte reißt uns hin, eine lebhaft geſchilderte Scene erfüllt unſre Einbildungskraft, und wir ſind dann geneigt, uns eine weit beſſere Meinung von einem Schriftſteller zu bilden, als er verdient, weil wir ihm für das Vergnügen, das er uns gewährt, den Zoll des Dankes abtragen zu müſſen glauben; aber wenn ein Autor das Feſttagsgewand der Poeſie ablegt und in ſeinem Alltagskoſtüme vor uns erſcheint, indem er uns ſeine Gedanken und Gefühle über das gewöhnliche Leben gibt, ſo können wir ſeinen wahren Charakter erſt recht würdigen. Ueber den des Mr. Cooper läßt ſich aus der Lektüre ſeines ‚Lotſen‘ nicht viel erholen, dagegen deſto mehr aus ſeinen ‚Reiſen in der Schweiz‘ und ſeinen Bemerkungen über England. Wenn wir daher Cooper nach gedachten Werken beurtheilen wollen, ſo nehme ich keinen Anſtand zu behaupten, daß er augenſcheinlich ein Demokrat iſt, der ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſah und einen entſchiedenen Haß gegen England und die Engländer im Herzen trägt. Dieſe Feindſeligkeit von Seiten Coopers kann ihren Grund nicht in einem Mangel an Aufmerkſamkeit von Seiten unſres Landes oder in einer Verkennung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Verdienſte haben; wir müſſen ihn daher anderswo ſuchen. Die Angriffe auf die Engländer in einem Werke, das eigentlich die Schweiz betrifft, beweiſen, wie gewaltig dieſes

Gefühl in seinem Innern wuchert, wie denn überhaupt seine Schriften den Groll der Amerikaner gegen uns mehr gespornt haben, als alle Werke, welche englische Reisende über Amerika drucken ließen. Es scheint, als wünsche Cooper seine Landsleute nicht nur von uns, sondern von dem ganzen europäischen Continent abzuscheiden; denn er sagt ihnen in seinem Werke über die Schweiz, daß sie nirgends geliebt oder geschätzt wären und es ganz zureichend sey, sich als einen Amerikaner zu bekennen, um Jeden, der sich nähern wolle, wieder abzustoßen. Meiner Ansicht nach ist Mr. Cooper in Betreff dieses Punktes sehr irrig daran, denn die Bewohner des Continents wissen nicht genug von den Amerikanern, um sich über ihren Nationalcharakter ein entschiedenes Urtheil zu bilden. Er bemerkt ganz richtig, Niemand scheine an die zwölf Millionen zu denken — aber warum geschieht dies? Weil man in der Schweiz, in Deutschland und überall im Herzen des Continents sich nicht um eine Nation kümmert, die zu weit entlegen ist, als daß man aus dem Verkehr mit ihr Vortheil oder Schaden erholen könnte. Ebensowenig denken sie an die Millionen in Süd-Amerika; und da sie nicht davon hören oder sich nicht um dieselben kümmern, so können sie sich auch keine Vorstellung von ihrem Charakter als Nation machen. Wenn also die Amerikaner gemieden werden — und ich glaube nicht einmal, daß dies der Fall ist, da man sie in der Regel für eine Abart der Engländer hält — so muß das Benehmen der früheren amerikanischen Reisenden daran Schuld seyn, nicht aber, wie Mr. Cooper andeuten will, der Umstand, daß sie eine demokratische Regierungsform haben. Trifft nicht in der Schweiz der gleiche all zu und werden die Schweizer deshalb gemieden? Wer kümmert sich um die Regierungsform eines Landes, das durch einen drei oder vier tausend Meilen breiten Ocean abgeschieden ist und das man nur aus Zeitungen oder Büchern kennt? Jede Nation muß sich, wie das Individuum, seinen eigenen Ruf gründen; aber Mr. Cooper möchte gern beweisen, daß die Abneigung, welche im Auslande den Ame-

rikanern erzeigt wird, in den Schmähungen der Engländer begründet sey. Dabei bezieht er sich auf die Fremdenbücher, in welchen er nicht weniger als fünf und zwanzig Mal gehässige Bemerkungen unter den Namen derjenigen gelesen hat, welche sich als Amerikaner bekannten. So traf er es an verschiedenen Orten — natürlich an Orten, die alle Schweizerreisende besuchten. Ist da wohl dem Mr. Cooper nie eingefallen, daß ein einziger einfältiger junger Engländer während seiner Tour alle diese anstößigen Bemerkungen geschrieben haben konnte, und ist es wohl der Mühe werth, die Thorheit eines unbedeutenden Individuums in einem weit verbreiteten Werke auf so strenge Weise zu geißeln, daß dadurch ein Nationalgroll erregt oder gesteigert wird? Sicherlich liegt in einer solchen Handlungsweise wenig Klugheit und viel Tadelsucht.

Wie geblendet muß nicht Mr. Cooper durch seinen Haß seyn, daß er in dem angeführten Werke auf eine lange Abhandlung eingeht, um zu beweisen, England verdiene neben andern Charakterbezeichnungen vorzugsweise den Titel einer Nation von Troßbuben (Blackquardingnation)! — eine Behauptung, die er auf die Sprache unserer Tagespresse begründet. Wenn die Engländer, nach ihrer Presse beurtheilt, ein Troßbubenvolk sind, als was muß man dann die Amerikaner bezeichnen, wenn man den nämlichen Maßstab an sie legt? Sie werden uns da wohl selbst mit einem Beiworte aushelfen müssen. Cooper nennt die Engländer mehr als einmal Parvenus; es gibt übrigens ein gutes altes Sprichwort, welches sagt: „ein Mann, dessen Haus aus Glas gebaut sey, sollte nicht zuerst mit Steinen um sich werfen," und daß diese letzten beiden Anschuldigungen von einem Amerikaner gegen uns aufgebracht werden, ist gewiß ebenso auffallend, als unglücklich.

Die feindselige Gesinnung gegen die Engländer, wenn diese nach Amerika hinübergehen, um im Geschäftsleben mit den Amerikanern zu concurriren, liegt in der Natur der Sache, denn es würde überall so ergehen; indeß zeigt man in den Vereinigten Staa-

ten ein derartiges Gefühl gewöhnlich durch einen Angriff auf die Ehre der betreffenden Person, gegen welche man das Publikum aufzuhetzen sucht. An einem Orte gab sich ein Amerikaner gewerbsmäßig mit Phrenologie ab, als auch von England ein Phrenologe anlangte. Da diese Concurrenz nicht angenehm war, setzte der Amerikaner augenblicklich das Gerücht in Umlauf, der englische Phrenologe habe behauptet, es seyen ihm schon viele amerikanische Schädel unter die Hände gekommen, aber er habe in seinem Leben nie auf so dickköpfige Menschen getroffen. Dieß war völlig zureichend. — Der englische Praktikus sah sich genöthigt, in möglichster Bälde das Feld zu räumen und sein Glück anderwärts zu versuchen.

Nachstehende zwei Plakate kamen mir zu Handen; sie waren durch die ganze Stadt an allen Ecken angeklebt worden. Durch welche Verschuldung sie veranlaßt wurden, habe ich nie gehört; aber jedenfalls sind sie sehr erbauliche Dokumente. Es ist das erste Mal, glaube ich, daß reisende Sänger als Aristokraten und Engländer vom ersten Gepräge bezeichnet werden.

„Amerikaner!

„Wir stellen es euch anheim, euch zu erklären, ob ihr euch betrügen lassen wollt von diesen schnöden Aristokraten, welche von England nach Amerika kamen, um sich einen Unterhalt zu verdienen, und das Land verachten, das ihnen Brod gibt.

„Vor einigen Jahren kamen ‚drei Herren Comödianten' in dieses Land und wurden mit offenen Armen von den Amerikanern aufgenommen, welche sie nicht wie Fremde, sondern eher wie Brüder behandelten. Sobald aber ihre Taschen voll waren, wandten sich die undankbaren Hunde gegen uns und fingen an, uns zu beschimpfen — zum Danke für unsere besten Bemühungen, sie zu ihrem Verdienst zu

erheben. Es ist zur Zeit unnütz, die Namen zweier von diesen Herren zu geben, da sie eben jetzt keine Candidaten um die öffentliche Gunst sind; aber da ist noch einer, ein Mr. Hodges, welcher gegenwärtig an dem Pavilion-Theater ein Engagement hat. Dieses Ding hat öffentlich ausgesprochen, die Amerikaner seyen nichts als ‚ein Haufen von Ignoranten,‘ die ‚Yankee-Schauspieler‘ aber die ‚größten Esel, welche nicht die mindeste Spur von Talent besäßen,‘ u. s. w. Wir müssen kurz seyn, denn wollten wir Alles wiederholen, was wir gehört haben, so müßten wir ein ganzes Zeitungsblatt füllen.

„Werden sich die Amerikaner in dieser Weise beschimpfen lassen, ohne Rache zu nehmen? Wir sind stets bereit, Fremden die ihnen gebührende Achtung zu zollen; aber wenn unsre Güte mit Verachtung belohnt und mit schnöden Schmähungen erwiedert wird, so sollten wir doch ‚dem Wild zu Leibe gehen‘.

„Ein für allemal — wollt ihr gestatten, daß dieses Ding in Pantalons und mit Backenbart, dieser hirn- und ideenlose Klotz, den tausend Jahre nicht zu einem Bären lecken würden, länger eure Gutmüthigkeit verhöhne? Wenn dieß der Fall ist, so müssen wir daraus den Schluß ziehen, daß ihr allen jenen Geist verloren habt, der einem ächt geborenen Amerikaner so charakteristisch ist.

„Noch ein Wort an Mister (?) Hodges. — Wenn Euch dieß zu Gesicht kömmt, wird eine würdevolle Verachtung sehr gelegen Eure Brust schwellen — aber dieß ist stets bei dem Feigling der Fall. In erkünstelter Geringschätzung werdet Ihr Schutz suchen gegen die Gefahr, der ihr nicht dreist entgegenzutreten wagt, obschon sie Euch, wie wir Euch zum Voraus warnen, eines Tages überholen muß.

Mehrere Amerikaner.“

„Amerikaner, merkt auf!

„Amerikaner,

„Wenn noch ein Funke von jenem Geiſte, den euch eure Vorväter vermacht haben, in eurem Blute iſt, ſo hoffe ich, ihr werdet ihn zeigen, wenn aus fremden Ländern Leute zu euch kommen, um ſich einen Unterhalt zu gewinnen, zugleich aber von unſerem Vaterlande und uns in Ausdrücken ſprechen, welche die Gefühle eines Amerikaners empören müſſen. Die Menſchen, von denen ich rede, ſind Mr. Hodges und Mr. Corri, Engländer vom erſten Gepräge, welche erklären, daß die **Yankees** (ſo nennen ſie uns Alle, aber wir dürfen ſtolz ſeyn auf dieſen Namen) ‚ein Haufen von Ignoranten und Kannibalen ſeyen, die kein Talent zu würdigen wüßten‘ — freilich ſie beſitzen ſehr wenig davon. Die Sache ſteht übrigens ſo: ſie haben unſer Land geſchmäht — haben uns geſchmäht, und wenn man ſie auf den Brettern des Eagle-Theater ſpielen läßt, ſo ſchließe ich daraus, daß wir allen jenen Stolz verloren haben, der für einen ächt geborenen Amerikaner ſo charakteriſtiſch iſt.“

Soviel iſt gewiß, daß die Mehrheit keine gute Geſinnung gegen England unterhält; auch zeigt ſie dieß unaufhörlich bei jeder Gelegenheit, namentlich wenn in Folge eines Nothſtands oder aus anderen Urſachen Aufregung herrſcht. Zur Zeit der großen Handelskriſe überſtiegen die Schmähungen gegen England alle Grenzen, und in einem öffentlichen Demokraten-Meeting zu Philadelphia lautete die erſte Reſolution, welche erlaſſen wurde, „daß ſie England keinen Farthing ſchuldig wären.“ Dieß iſt denn auch das allgemeine Geſchrei der untern Claſſen, ſobald etwas ſchief geht. Ich habe oft über den Gegenſtand mit ihnen diſputirt, konnte ſie aber nie überzeugen. England hat nun fünf und fünfzig Millionen Sterling auf amerikaniſche Sicherheiten angelegt — eine

große Summe. und die Mehrheit iſt der Anſicht, daß ein Krieg dieſe Schuld austilgen würde. Die Gründe, welche ſie beharrlich gegen mich anführten, ſind triftiger, als man wohl glauben würde:

„Was thut ihr zuerſt, wenn ihr uns einen Krieg erklärt? Ihr bemächtigt euch aller amerikaniſchen Schiffe und allen amerikaniſchen Eigenthums, das euch in den Wurf kömmt und im Vertrauen auf den zwiſchen den beiden Ländern beſtehenden Frieden in eure Häfen eingelaufen iſt. Warum ſollten wir nicht das gleiche Recht haben, uns allen engliſchen Eigenthums zu bemächtigen, das wir in unſerem Lande finden können?“

Doch dies iſt, wie bemerkt, nur die Sprache der Demokraten und Loco focos. Es gibt tauſende von ehrenwerthen Männern in Amerika, nicht blos Kaufleute, ſondern in jeder andern Claſſe, welche nichts ſehnlicher wünſchen, als mit uns auf gutem Fuße zu ſtehen und die wohlwollendſten Gefühle gegen England hegen. Freilich kommen ſie in Vergleichung mit der Mehrheit nur ſehr wenig in Betracht, und ſo ſehr ſie auch den Groll, der gegen uns herrſcht, beklagen, ſo fürchte ich doch, daß es völlig außer ihrer Macht liegt, die Steigerung deſſelben zu hindern, welche in demſelben Verhältniſſe fortſchreiten wird, als die Volksgewalt weiter um ſich greift.

Dreizehntes Kapitel.

Geſellſchaft — allgemeiner Character u. ſ. w.

Der Charakter der Amerikaner iſt der eines raſtloſen, unruhigen Volkes — ſie können nicht ruhig ſitzen und aufmerkſam zuhören, wenn ſich's nicht um Politik oder Dollars handelt; wie

Kinder müssen sie etwas thun, und wenn's an anderer Beschäftigung gebricht, so treiben sie eben Unfug; auch sind sie höchst launenhaft und maßlos neugierig. Da sie nur nach den Eingebungen des Augenblicks handeln, so kann man sie das eine Mal sehr edelmüthig, das andere Mal aber wieder ohne eine Spur von Menschenliebe treffen. Im Allgemeinen sind sie gutmüthig und besitzen viele Thatkraft, Scharfsinn, Tapferkeit und Geistesgegenwart. Diese Ansicht bildete ich mir von ihrem Allgemeincharakter, abgesehen von den demoralisirenden Wirkungen ihrer Institutionen, durch welche er leider so zweideutig gemacht wird.

Der amerikanische Schriftsteller Mr. Saunderson bemerkt sehr richtig über seine Landsleute, daß „sie demoralisirt worden seyen ohne die Bildung und Zerstreuung durch schöne Künste und verweichlichende Unterhaltungen.“ Die Amerikaner sind zu geschäftig, um viele Zeit auf's Vergnügen wenden zu können; auch machen sie sich nichts aus athletischen Spielen, da sie nur solche Unterhaltungen suchen, welche ihrer Liebhaberei für Aufregung Nahrung bieten. Das Theater ist fast ihr einziger Zufluchtsort, und auch dieser wird nicht so besucht, als sich wohl von ihren Mitteln erwarten ließe. Es gibt in Amerika einige sehr gut geleitete Theater, unter denen der Park und National zu New-York, das Tremont-Theater in Boston und das Chesnut-Street-Theater in Philadelphia obenan stehen. Die amerikanischen Stockschauspieler, wie sie diejenigen nennen, welche sie nicht als Sterne betrachten, sind besser, als die unsrigen; aber die Theater würden leer bleiben, wenn sie nur durch diese ständigen Akteure bedient würden. Der Amerikaner besucht hauptsächlich das Schauspielhaus, um etwas Neues zu sehen, und zählt daher so regelmäßig auf die Einfuhr englischer Sterne, als auf die unsrer Manufakturen oder der Pariser Moden. In den meisten großen Städten befinden sich zwei Theater, eines für das Drama, das andere für Melodramen u. s. w. wie zum Beispiel das Bowery-Theater in New-York

und das Walnut-Street-Theater in Philadelphia. Letztere werden selten von dem aristokratischen Theil der Einwohnerschaft besucht.

Das National-Theater zu New-York hatte ursprünglich den Zweck eines Opernhauses, und die Gesellschaft wurde von der Havannah herbeibeschieden; aber die Oper ging aus Mangel an Unterstützung wieder ein. Seitdem hat daselbst Mr. James Wallack eine Concurrenz mit dem Park-Theater eröffnet. Die zwei ersten Saisons hatten nur unbedeutenden Erfolg, da der Park vortheilhafter gelegen war und sich eines langbestehenden Rufs erfreute. In der letzten Zeit gelang es jedoch dem anerkannten Talent des Mr. Wallack und seinen unabläßigen Bemühungen, das amerikanische Publikum mit Neuigkeiten zu versehen und seine Unternehmung dermaßen in Aufnahme zu bringen, daß es seit einem Jahre der Nebenbuhlerin entschieden Vorrang abgelaufen hat. Ich wohnte einigen Vorstellungen in dem National-Theater an; die Aufführung war prachtvoll und entwickelte in Scenerie sowohl, als in Kostüm einen Geschmack, der sogar von unsern großen Theatern selten übertroffen wird. Mr. Wallack hat während seiner drei Saisons in der That viel dazu beigetragen, um den Nationalgeschmack zu veredeln, und man muß seinen Bemühungen nachrühmen, daß sie einen wohlthätigen Einfluß auf die amerikanischen Theater im Allgemeinen übten. Indeß ist doch gegen den Wetteifer zwischen dem Park- und National-Theater die Einwendung zu erheben, daß die Sterne zu schnell ausgehen und bald sammt und sonders ausgebraucht seyn werden! Früher ging es viel regelmäßiger. Mr. Price beschickte sich von Mr. Simpson gegen gebührende Berechnung eine gewisse Portion Talent für jede Saison, und Mr. Simpson, der ein sehr gescheidter Direktor ist, stellte sie zuerst den New-Yorkern zur Verfügung, worauf er sie an Boston, Philadelphia und die andern Theater der Union abtrat. Wenn aber nun Mr. Simpson zwei Sterne geschickt hat, so geht James Wallack nach England

und holt drei, worauf Mr. Price ſich einen noch größern Stern verſchreibt. Und ſo geht's fort — die Sterne werden ſo ſchnell verbraucht, daß der Vorrath nie der Nachfrage entſprechen wird. England zählt kaum noch zwei oder drei ausgezeichnete Schauſpieler, welche nicht auf amerikaniſchen Brettern debütirten, und wahrſcheinlich werden auch dieſe mit der nächſten Saiſon an die Reihe kommen. Allerdings können dieſelben Schauſpieler ſich wieder und wieder zeigen, ſo zum Beiſpiel Power und Ellen Tree, welche verdientermaßen die Lieblinge der Amerikaner ſind. Celeſte hat ſich ein großes Vermögen gewonnen. Mr. Wood und die Keeleys waren gleichfalls ſehr beliebt; aber es gibt nicht viele Schauſpieler, welche ſich zum zweitenmal über das atlantiſche Meer wagen können — wenigſtens nicht bis eine gewiſſe Zeit abgelaufen iſt, um den Amerikanern Gelegenheit zu geben, ſie zu vergeſſen. Wenn nicht länger Sterne da ſind, ſo bleiben die Theater leer, wie es überhaupt allenthalben der Fall iſt. Um zu beweiſen, wie ſehr die Amerikaner Aufregung lieben, will ich einer Darſtellung erwähnen, die ich eines Tags ſelbſt mit anſah — die der „hölliſchen Regionen.“ Man zeigte ihrer zwei oder drei in den verſchiedenen Städten der Vereinigten Staaten, und ich ſah ſelbſt die Dekorationsüberreſte einer weiteren Höllenregion, obſchon der Muſeumsaufwärter ſehr paſſend gegen mich bemerkte: „es war einmal ein ſchönes Ding, aber jetzt iſt Alles zum Teufel gegangen.“ Man tritt in ein verfinſtertes Zimmer, wo man hinter eiſernen Gittern eine lange Perſpektive von Höhlen im Innern der Erde und in der Ferne einen geſchmolzenen See erblickt. Im Vordergrunde befanden ſich die ſchrecklichſten Ungeheuer, welche menſchliche Phantaſie nur zu erſinnen vermag — brummende Bären mit Menſchenköpfen — Schlangen, die ziſchend herein und hinausfuhren — hier ein ermordeter Menſch, dem ein Meſſer in der Bruſt ſtack — dort ein Selbſtmörder, der ſich am Halſe aufgehenkt hatte — in allen Richtungen Skelette, die zum Theil umherlagen oder in Muſſelinleichentüchern auf und abgingen.

Die Maſchinerie war ganz vollkommen. Auf der einen Seite war eine ſitzende Menſchengeſtalt mit einem ſchrecklichen Geſichte: Eberhauer ragten aus ihrem Munde hervor, die Augen rollten, und auf dem Kopfe ſtarrten Hörner. Ich hielt ſie, wie alles Uebrige, für Mechanismus, war aber nicht wenig überraſcht, als ſie mich mit hohler Stimme anredete: „Wir haben ſchon lange auf dich gewartet, Kapitän.“ Als ich bemerkte, daß ſie mit einer Zunge begabt war, ließ ich mich mit ihr in ein Geſpräch ein. Die Darſtellung ſchloß mit einem Feuerregen, Raſſeln von Knochen, Donner, Geſchrei und einer regelmäßigen Cascade von Verdammten, die in den geſchmolzenen See niederſtürzten. Bei der erſten Aufführung hatte man das Eiſengeländer elektriſch geladen, und wer demſelben allzunahe kam oder ſeine Hand daran legte, erhielt einen tüchtigen Schlag. Der Schrecken jedoch, den dieſe Zugabe einflößte, war mit ernſtlichen Folgen verbunden, weshalb ſpäter davon abgegangen wurde.

Dieſe Sucht nach Aufregung mußte natürlich auch Liebe zum Spiel erzeugen, das als eine der amerikaniſchen Unterhaltungen betrachtet werden kann; indeß wird es in den größeren Städten ganz in der Stille geübt. Im Süden und auf dem Miſſiſſippi ſpielt man am hellen Mittage, und man kann ſagen, daß dort aus dem Spiele eigentlich ein Gewerbe gemacht wird. Ich habe bereits früher davon geſprochen und der Verſuche Erwähnung gethan, welche angeſtellt wurden, um ſich derartige Leute vom Hals zu ſchaffen. Dieſe Spieler üben ihre Geſchicklichkeit nicht nur an dem Unbeſonnenen, ſondern verbinden dieſes Geſchäft auch mit dem der Fälſchung, da ihnen das Spiel Gelegenheit gibt, ſchlechtes Geld in Verkauf zu ſetzen. Wenn ſie verlieren, ſo verlieren ſie bloß gefälſchte Banknoten. Es gibt keinen Theil der Welt, wo die Falſchmünzerei in ſo ausgedehntem Style getrieben wird, als in den Vereinigten Staaten, hauptſächlich in den weſtlichen Theilen. Die amerikaniſchen Banken ſind zwar ſehr vorſichtig, um ſich gegen dieſes Uebel zu ſchützen, aber der Scharfſinn dieſer Elenden iſt ſo überraſchend, daß ihre nachgemachten Pa-

piere sogar die Banken selbst täuschen. Die Vereinigten Staaten haben das Banknotenstechen in höchster Vollkommenheit inne, aber es nützt fast nichts. Ich habe selbst zu Boston eine Anzeige gelesen die uns sonderbar erscheinen dürfte. „Hier werden Banknoten nach jedem Muster gemacht.“ Indeß übt man diese Praxis selten gegen die östlichen Banken. Falsches Geld ist gleichfalls sehr häufig. Während meines Aufenthalt's im Westen traf sich's gelegentlich, daß ich einem Freunde einige Dollars zu bezahlen hatte; als ich ihn ein paar Tage später wiedersah, sagte er zu mir: „Wißt Ihr auch, daß drei von den Dollars die Ihr mir gabt, falsch waren?“ Ich bat um Entschuldigung und erbot mich, sie gegen andere umzutauschen. „O, nicht doch,“ versetzte er, „'s hat nichts zu sagen. Ich gab sie an Zahlungsstatt meinen Leuten, welche mir bemerkten, daß sie falsch seyen; sie meinten aber, es sey von keinem Belange, da sie dielben leicht wieder an den Mann bringen würden.“

In einigen Staaten sind die Lotterien verboten, in anderen dagegen erlaubt; sie beruhen auf dem französischen Principe und sind sehr beliebt.

Eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit des amerikanischen Charakters liegt darin, daß sie beständig ihre Gewerbe wechseln. Ich weiß nicht, rührt dies einfach von ihrer Liebe zur Veränderung oder von dem Umstande her, daß sie sich zu früh für ein Geschäft entscheiden und daher noch nicht wissen können, in welchem Fache sie vermöge ihrer natürlichen Anlagen auf den besten Erfolg rechnen können. Wie ich mir sagen ließ, glückt es dem Amerikaner selten in dem Berufe, den er zuerst gewählt hat. Er fängt vielleicht als Advokat an und gibt dieses Geschäft wieder auf, um ein Jährchen oder zwei zur See zu gehen. Nach seiner Rückkehr wendet er sich einem andern Fache zu, wird es abermals müde und geht als Schreiber oder Restaurateur in ein Dampfboot, blos weil er zu reisen wünscht. Dann kommt er wieder an etwas Anderes und fängt an, Geld zusammenzuraffen. Es ist ihm gleichgültig, was er

treibt, denn der Amerikaner weiß sich in Alles zu schicken, auch in Berufszweige, zu denen er am allerwenigsten Neigung hat.

In Mrs. Butler's gediegenem Journal las ich eine Bemerkung, die mich in der That überraschte. Sie sagt:

> „Bei gänzlichem Mangel der Einbildungskraft fehlt natürlich auch ganz und gar der Humor. Der Amerikaner kann einen feinen Witz ebenso wenig fassen, als eine poetische Idee, weshalb denn auch in der Gesellschaft und in der Unterhaltung die strengste Thatsächlichkeit herrscht u. s. w."

Wenn die Gesellschaft in Amerika sowohl, als anderwärts, sich blos mit „Thatsächlichkeit" trüge, so würden wohl, wie ich meine, nicht viel Worte nöthig; ich habe jedoch obige Stelle angeführt, weil sie den Amerikanern Mangel an Einbildungskraft zur Last legt, während ich im Gegentheil glaube, daß es auf der ganzen Welt kein einbildungsreicheres Volk gebe. Allerdings ziehen sie den breiten Humor vor und ergötzen sich an Hyperbeln; aber von einer jungen Nation läßt sich nichts anderes erwarten, namentlich, da sie in der Regel durch ihre Erziehung nicht befähigt sind, einen feinen Witz zu fühlen, der, wie ich zugeben muß, an den Meisten verloren geht. Den zarten Spott zum Beispiel verstehen sie nicht, und wenn sie den Sam Slick lesen, so fällt es ihnen nicht ein, daß sich der Autor über sie lustig mache; auch werden Major Jack Downing's Briefe in England weit mehr geschätzt als in Amerika. Wenn man übrigens sagen wollte, es fehle ihnen an Einbildungskraft, so wäre man sehr im Irrthum, und ich zweifle nicht, daß inzwischen auch Mrs. Butler dies entdeckt hat.

Miß Martineau bemerkt ganz richtig, „daß ihr die Amerikaner ein ausgezeichnet einbildungsreiches Volk zu seyn schienen," und man braucht in der That nur ihre Zeitungen zu lesen, um sich davon zu überzeugen. In der Hyperbel liegt ihre Hauptstärke — aber was ist Lügen anders, als Imagination, und warum findet man,

daß hoffnungsvolle Kinder so sehr zum Lügen geneigt sind? Weil sich darin die erste Aeußerung einer kräftigen Einbildungskraft ausspricht. Der Witz fordert eine feinere Bildung, die den Amerikanern abgeht; aber sie haben einen maßlosen Humor, obschon er in der Regel roh ist.

Ein Amerikaner sagte zu mir, als eben von einem häßlichen Weibe mit einem sehr großen Munde die Rede war:

„Ei, Sir, wenn sie gähnt, so könnt Ihr bis zu ihren Strumpfbändern hinuntersehen."

Ein Anderer erzählte von seiner Seekrankheit, „er habe von den Kniekehlen an Alles herauswerfen müssen."

Wenn es eines Beweises bedürfte, welche unehrliche Gesinnung in den Vereinigten Staaten aus dem Streben nach Gewinn entspringt, so dürfte er in der Thatsache zu finden seyn, daß, wie die Amerikaner selbst sagen, fast jeder gute Laden ein Inbegriff von Schlauheit und Grundsatzlosigkeit ist. Darüber ist schon soviel gesprochen worden, daß ich Anstand nehme, meine Bemerkung ferner zu beleuchten, um nicht die Beschuldigung auf mich zu ziehen, daß ich veraltete Witze vorbringe. Dennoch will ich es mit ein paar Pröbchen versuchen.

„Ein Amerikaner, natürlich im Osten drunten, fand nach dem Tode seines Vaters, daß sein Erbtheil bloß aus mehreren hundert Dutzend Schachteln mit Salbe bestand — ein Heilmittel gegen eine gewisse Krankheit, die dem Vernehmen nach bei uns im Norden häufiger, als in England vorkömmt. Er machte seinen Pack zusammen und zog fast hundert Meilen weit in die Runde, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gehend und sein Heilmittel zum Verkauf anbietend. Zum Unglück für ihn war aber Niemand zur Zeit mit der fraglichen Beschwerde behaftet, und Niemand wollte einen Einkauf machen, der ihm möglicher Weise erst in Zukunft von Nutzen seyn konnte. Der Hausirer kehrte

nach seinem Wirthshause zurück, überlegte sich die Sache und stellte Erkundigungen an, wo er die Krankheit wohl treffen könne. Nachdem ihm dies endlich zu erfahren gelungen war, impfte er sich selbst das Uebel ein. Sobald er die Ueberzeugung gewonnen, daß er zureichend mit dem Gifte geschwängert war, machte er wieder dieselbe Runde, nach dem amerikanischen Brauche Jedem die Hand drückend, den er auf seinem früheren Besuche gesprochen, indem er zugleich erklärte, daß er „ewig froh sey, ihn wieder zu sehen." Nach beendigtem Umgange begab er sich wieder nach der ersten Stadt und fand nun, daß erwartetermaßen seine Salbe jetzt sehr in Nachfrage stand. Auch verkaufte er im Laufe seiner Wanderung jede Schachtel, die er im Besitze hatte."

Man erzählt sich eine Geschichte von dem Scharfsinn eines Yankee-Uhrenmachers, die ich jedoch nicht im Druck zu Gesicht bekam. Auch er machte einen Umgang, indem er mit hundert Wanduhren aufbrach. Es war ihm nicht unbekannt, daß sie sammt und sonders sehr schlecht waren; dennoch wußte er seinen Landsleuten neunundneunzig aufzuschwatzen, die hundertste für den beabsichtigten Pfiff sich vorbehaltend. Er begab sich nach dem Hause, wo er seine erste Uhr verkauft hatte, und begann: „Nun wie geht Eure Uhr? schätz' wohl sehr gut?" Die Antwort lautete, wie er vorausgesehen — „nein sehr schlecht." „Wirklich? na, das habe ich endlich ausgefunden. Seht Ihr, ich hatte eine einzige Uhr, von der ich wußte, daß sie nicht gut war, und ich sagte zu meinem Buben: ‚thu' mir diese Uhr bei Seite, denn ich mag mich nicht mit dem Verkauf eines solchen Artikels abgeben.' Gut, der Bube vergaß dies und ließ die Uhr bei den andern; und nachher entdeckte ich, daß ich sie irgendwo verkauft haben mußte. Ich kann Euch sagen, daß ich mächtig wild darüber war, denn ich halte große Stücke auf meinen Credit. So habe ich denn da und dort fast überall herumgefragt, wie meine Uhren gingen, und Jedermann gab mir zur Antwort, ‚daß sie

beſſer gingen, als die Sonne.‘ Aber ich hatte mir vorgenommen, ausfindig zu machen, wer die ſchlechte Uhr habe, und bin ganz beſonders froh, daß mir's endlich gelungen iſt. Ihr ſeht da, ich habe nur noch eine einzige Uhr übrig, ein ganz vorzügliches Werk, die ihre zehn Dollars mehr werth iſt, als die anderen, und ich muß ſie Euch darangeben. Aber da Ihr an dem ſchlechten Artikel ſchon Aerger genug gehabt habt, ſo will ich mich mit fünf Dollars Aufgeld begnügen.“ Der Mann, der die ſchlechte Uhr gekauft hatte, meinte, es ſey doch immerhin beſſer, fünf Dollars aufzugeben, um nur ein gutes Hausgeräth zu erhalten, und ſo ging der Tauſch von Statten; der Yankee aber begab ſich mit der eingehandelten Wanduhr nach dem nächſten Hauſe. „Nun, wie geht Eure Uhr? Schätz' wohl, ſehr gut.“ Die gleiche Antwort — Wiederholung derſelben Geſchichte — und abermals fünf Dollars Aufgeld. Und ſo machte er die ganze Runde, Uhr um Uhr tauſchend, bis er ſich an jeder fünf Dollars extra verdient hatte.

Logik.

„Ein Yankee trat in die Schenkſtube des Wirthshauſes einer Landſtadt. ‚Sagt an, was iſt der Preis für eine Pinte Shrub?‘ ‚Ein halber Dollar,‘ lautete die Antwort des Aufwärters. ‚So gebt her.‘ Der Shrub wurde eingeſchenkt, als eben die Glocke zum Mittageſſen läutete. ‚Iſt das Eure Dinerglocke?‘ ‚Ja.‘ ‚Was fordert Ihr für ein Mittageſſen?‘ ‚Einen halben Dollar.‘ ‚Ei, da iſt's wohl am beſten, ich nehme den Shrub nicht, ſondern laſſe mir ſtatt deſſen ein Mittageſſen geben.‘ Dagegen wurde keine Einwendung erhoben. Der Yankee ging hinein, ſetzte ſich zum Mahle nieder ließ ſich's wohl ſeyn und ging dann ohne Bezahlung zur Thüre hinaus. ‚Maſſa,‘ ſagte der ſchwarze Aufwärter, ‚Ihr habt Euer Diner nicht bezahlt.‘ ‚Ich weiß das, aber ich nehme das Mittageſſen ſtatt das Shrub.‘ ‚Ihr habt ja auch den Shrub nicht bezahlt, Maſſa.‘ Ei, der Tau-

ſend, habe ich denn den Shrub erhalten — he, du Nigger?“ entgegnete der Yankee und ging von hinnen. Der Neger kratzte ſich im Kopf; er wußte, daß da etwas nicht recht ſeyn konnte, weil er kein Geld erhalten hatte, vermochte aber doch nicht mit ſich in's Reine zu kommen, bis der Yankee außer Sicht war.“

Ich glaube nicht, daß den niedrigeren Claſſen in den Vereinigten Staaten die Demokratie auf dem Geſichte abgeſtempelt iſt, denn man trifft durchaus nicht auf die anmaßende Haltung, auf die man nach dem Deſpotismus der Mehrheit ſchließen ſollte. Im Gegentheil ſind ſie ſogar viel höflicher, als bei uns. Bei meinem erſten Landen in New-York werde ich durch einen Klaps der Gleichheit bewillkommt. Ich hatte nämlich einen Schubkarrenmann gemiethet, der mein Gepäcke von dem Kai fortſchaffen ſollte, und ging voraus, verfehlte aber meinen Dienſtmann, als ich an die Straßenecke kam, wo ich mir Zimmer beſtellt hatte. Ich ſah mich eben nach ihm um, als ich auf einmal mit einem Klaps auf die Schulter begrüßt wurde, der gewiß recht von Herzen kam. Ich drehte mich um und erblickte meinen Schubkärrner, der ſich die Freiheit genommen hatte, meine Aufmerkſamkeit in dieſer nachdrücklichen Weiſe auf ſich zu ziehen. Er war ein Mann von wenigen Worten, denn er deutete nur nach der Stelle, wo ſein Karren mit dem Gepäcke ſtand, und ging weiter.

Das höfliche Benehmen der Amerikaner iſt um ſo auffallender, da es kaum unverſchämtere und anmaßendere Menſchen gibt, wenn ſie einmal durch Politik oder andere Urſachen aufgeregt ſind. Im gewöhnlichen Verkehr iſt der eingeborene Bürger ruhig und verbindlich; trifft man auf einen frechen Burſchen, ſo darf man darauf zählen, daß er ein Einwanderer iſt. Ich habe ſchon früher bemerkt, daß die Amerikaner ſehr gutmüthig ſind, und dieſem Umſtand mag wohl auch ihre Höflichkeit zuzuſchreiben ſeyn. Aber warum ſind ſie gutmüthig? Meiner Anſicht nach iſt dies eine von den wenigen

Tugenden, die aus einer Demokratie entſpringen. Sind die Grade der Geſellſchaft getrennt, wie dies in den älteren Inſtitutionen der Fall iſt, wo man ſich dem Range ohne Murren unterwirft, ſo fällt in die Augen, daß Leute, welche in Gegenwart ihrer Oberen oder ihres Gleichen an ſich halten müſſen, gerne den Untergebenen gegenüber ihrem Temperamente etwas nachſehen, und eben dieſe Nachſicht ſetzt daſſelbe in den Stand, über uns Meiſter zu werden. Unter einer Staatsverfaſſung jedoch, wo Alles gleich iſt, wo Niemand den Vorrang eines Andern anerkennt, wenn ſich derſelbe auch noch ſo ſehr durch eigenes Verdienſt auszeichnet, wo der Taglöhner mit der Spate in der Hand dem Millionär Trotz bietet, und wo man ſich der launiſchen Unverſchämtheit eines Domeſtiken unterwerfen oder auf ſeine Dienſtleiſtungen verzichten muß, hat wohl Jeder von Kindheit an ſich ſelbſt beherrſchen gelernt; denn es kann keine Aufwallung ſtattfinden, ohne daß ſie augenblicklich Folgen nach ſich zöge. Dieſer Vorzug iſt, wie ich glaube, den Amerikanern durch die Natur ihrer Inſtitutionen aufgezwungen, welche geeignet ſind, die Leute gutmüthig zu machen, obſchon der Zuſtand der Aufregung wieder eine Ausnahme bildet. Indeß iſt die amerikaniſche Maſſe in Einem Punkte ſo ziemlich wie der engliſche Pöbel; wenn man ſie lachen macht, vergißt ſie augenblicklich ihren Groll.

Einer der auffallendſten Züge unter den niedrigeren Claſſen Amerika's beſteht darin, daß ſie ſich ſelbſt Ladies und Gentlemen nennen, während ſie doch ihren Vorgeſetzten dieſe Titel verweigern. Miß Martineau berührt einen Umſtand, der mir in ähnlichen Fällen oft genug vorkam.

> „Ich war einmal bei einem Gentleman, der ein großes Haus bauen ließ. Er ging nach der Bauſtelle, um nach dem Fortſchreiten der Arbeit zu ſehen, aber die Werkleute waren alle bis auf einen verſchwunden. ‚Wo ſind die Arbeiter?‘ fragte er. ‚Die Gentlemen ſind alle fort, um

ein Schlückchen Branntwein zu sich zu nehmen,' lautete die Antwort."

Als ich im Dampfboot von New-York nach Albany aufbrechen wollte, kaufte ich eine von den kleineren Zeitungen. Der Junge konnte mir nicht herausgeben und entfernte sich, um wechseln zu lassen, kam aber nicht wieder, sondern schickte statt seiner eine andere Person.

„Seyd Ihr der Mann, der die Zeitung gekauft hat?"

„Ja," entgegnete ich.

Der junge Gentleman, der sie an Euch verkauft hat, schickt mich, ich solle Euch vier Cents herausgeben."

Ein angesehener Mann reiste mit seiner Gattin, und als sie in einem Wirthshause Halt machten, wandelte die Dame während der augenblicklichen Abwesenheit ihres Eheherrn ein Uebelbefinden an. Sie wünschte ihren Gatten um sich zu haben, und ein Mann erbot sich dienstfertig, ihn aufzusuchen. Als er ihn endlich fand, redete er ihn mit den Worten an:

„He, Mister, Euer Weib verlangt nach Euch; aber ich sagte der jungen Dame des Hauses, sie solle ihr ein Glas Wasser bringen."

Damit wurde nun durchaus keine Unverschämtheit beabsichtigt. Ein derartiges Benehmen ist eine Eigenthümlichkeit des Landes, die wohl in der Sucht der Amerikaner nach Titel und Auszeichnung ihren Grund hat.

Es ist merkwürdig, wie auch bei den Amerikanern die Menschennatur überall herausguckt und wie sie in ihrem Benehmen stillschweigend anerkennen, daß ihnen die vollkommene Gleichheit doch nicht so recht zusagt. Sie zollen einem Titel weit größere Achtung, als dies in England der Fall ist, und ich finde dies ganz natürlich, da wir einen um so höheren Werth auf das setzen, was wir nicht erreichen können. Ich belustigte mich oft über den Widerstreit in ihren Worten und ihren Gesinnungen, denn man sieht darin ihre

Gier nach Rang. Jeder der in der Miliz gedient hat, führt seinen Titel bis zum Tage seines Todes. Man hat zahllose Generale, Obristen und Richter, welche, namentlich im Westen, Wirthshäuser und Grogbuden halten. Ueberhaupt trifft man nur wenige Personen, welche nicht irgend einen Rang behaupten, und da ich nur ein Kapitän war, so betrachtete man mich, was meine Stellung betraf, als eine sehr kleine Person. Ein Engländer, der in dem Staate New-York wohnt, wollte den Schornstein seines Hauses höher machen lassen und sah am Morgen nach der Bestellung einen Arbeiter vor der Thüre Mörtel anfertigen.

„Wann wird der Schornsteiu wohl fertig werden?“ fragte der Engländer.

„Kann's wahrhaftig nicht sagen. Da müßt Ihr den Obrist fragen.“

„Den Obrist? Was für einen Obrist?“

„Ei, ich rechne, das ist der Obrist — der auf dem Dach oben, welcher den Schornstein abbricht.“

Im Grunde liegt diese Sucht nach Auszeichnung so sehr in der Natur des Menschen, daß auch eine Demokratie nichts daran zu ändern vermag, und die Amerikaner haben ihre Vorgänger. Seine satanische Majestät war der erste Demokrat im Himmel; aber wenn Milton Recht hat, nahm er unverweilt seinen Titel an, sobald er nach seinen unterweltlichen Regionen verwiesen war.

Vierzehntes Kapitel.

Ariſtokratie.

Wenn die Amerikaner glaubten, ich habe eine Freude daran, den Inhalt dieſes Capitels zu ſchreiben, ſo würden ſie ſehr im Irrthume ſeyn; indeß habe ich es doch nach reiflicher Ueberlegung für meine Pflicht gehalten, daſſelbe nicht zu übergehen. Ich mag nicht einmal auf ein einziges Individuum, geſchweige denn auf ein ganzes Volk eine Schmähſchrift niederſchreiben, muß aber doch die Wahrheit laut werden laſſen und daher ſagen, daß allem dem zufolge, was ich ſelbſt beobachtet und anderweitig erfahren habe, zur Zeit die Moralität in Amerika weit niedriger ſteht, als auf irgend einem anderen Theile des civiliſirten Erdballs. Ich ſpreche von der Gegenwart, denn vor zwanzig Jahren war es noch nicht ſo und hat ſich vielleicht nach zwanzig Jahren ſchon wieder geändert. Alles unter dem Monde iſt in einem beharrlichen Wechſel begriffen, und ich glaube aus vielen Gründen, daß es auch in Amerika bald zum Beſſern gehen muß. Es iſt nicht in Abrede zu ziehen, daß viele Tauſende tugendhafter, ehrenwerther und erleuchteter Leute in den Vereinigten Staaten leben; vorderhand iſt jedoch der Tugend nur eine paſſive Stellung angewieſen, während das Laſter eine große Thatkraft entfaltelt.

Die Amerikaner beſitzen Muth, Geiſtesgegenwart, Ausdauer und Thatkraft; aber dieſe Eigenſchaften ſind nicht ſo faſt als Tugenden, ſondern als Gaben, als vorwärts treibende Kräfte zu betrachten, welchen ſie die Hebung ihrer Nationalität verdanken. Wären dieſelben durch eine religiöſe, moraliſche Geſinnung geordnet und gemildert, ſo könnten ſie als Volk groß und gut werden, während ſie ohne dieſe Beigaben nur groß und laſterhaft zu werden im Stande ſind.

Ich habe in meiner Vorrede bemerkt, daß die Vorzüge und Gebrechen einer Nation ſich aus der Regierungsform, aus dem Clima und aus den Umſtänden ableiten laſſen, und es wird mir leicht werden, zu zeigen, daß die gedachten Momente auf den Werth ſowohl als auf den Unwerth des amerikaniſchen Volkes weſentlich eingewirkt haben.

Erſtlich bin ich der Anſicht, daß die Regierung ein ſehr nachtheiliges Beiſpiel gibt durch ihren unerſättlichen Ergeiz, durch ihre Mißachtung aller Treue und durch ihre maßloſe Verderbtheit. Hierin liegt ein Hauptgrund der Demoraliſation unter den Amerikanern. Zunächſt kommt die ſogenannte Glaubensfreiheit, welche die Macht des Clerus zerſtört hat und die Laien eine Tyrannei üben läßt, in deren Folge äußerliche Formen das wahre Gefühl verdrängten und nur zu oft Heuchelei an die Stelle der Religion tritt.

Zu dem ſchlimmen Einfluße, welchen das verderbliche Beiſpiel der Regierung übt, kömmt noch der natürliche Hang der Demokratie, Ehrgeiz auch da zu wecken, wo er nicht ſittlich oder tugendhaft verfolgt werden kann, und die nachtheiligen Wirkungen der Gewinnſucht ſpringen allenthalben in die Augen. Sie zeigen ſich zuvörderſt in der Thatſache, daß in Amerika Geld Alles gilt und nichts außerdem geachtet wird. Es iſt der einzige ſichere Beſitz; denn der Ruf kann Einem jeden Augenblick entriſſen werden und wird daher weniger werthvoll, als in andern Ländern, wenn nicht etwa gerade merkantiliſche Unternehmungen dabei in Frage kommen. Mr. Cooper ſagt nicht nur einmal, ſondern an vielen Stellen, daß in Amerika alle heimiſchen Gefühle — mit einem Worte, gar Alles der Gewinnſucht geopfert werde. Aehnlich lautet auch der beharrliche Klageruf des Doctor Channing, welcher die ſehr richtige Behauptung aufſtellt: „ein Volk, das in dem Beſitze von Reichthümern die höchſte Quelle der Auszeichnung ſieht, läßt ſeine Meinungen durch einen der herabwürdigendſten Einflüſſe beherrſchen. Das Geld ſollte ſtets nur als ein Mittel gebraucht werden, und

wer da lebt, als ob die Erwerbung von Eigenthum das einzige Ziel seines Daseyns sey, gibt dadurch zu erkennen, daß der schmutzigste, schnödeste und erbärmlichste Beweggrund, welchen das Leben bietet, die Herrschaft über ihn übt." Er schreibt diesen Uebelstand den Institutionen zu und sagt: „In einem Betracht haben unsere Institutionen uns Alle getäuscht, indem sie nicht jene Erhebung des Charakters zur Folge hatten, welcher der köstlichste und in Wahrheit einzige wesentliche Segen der Freiheit ist."

Ich habe schon oben bemerkt, daß die Menschen zu allen Zeiten das thun und es nicht für unrecht halten werden, was die Gesellschaft gestattet, und wenn die Regierung Veruntreuungen am Staate für etwas Unbedeutendes hält und die Schuldigen entkommen läßt, so wird natürlich der Treubruch von der Mehrheit nicht für ein Verbrechen angesehen. Mr. Cooper bemerkt: „Eine augenscheinliche Unehrlichkeit der Gesinnung durchdringt das ganze Publikum, welches im Privatleben verbrecherische Handlungen mit gefährlicher Gleichgiltigkeit zu betrachten beginnt, wie sehr auch diese Handlungen geeignet seyn mögen, die Ehre, die Sicherheit und das Verwaltungsrecht des Staates zu benachtheiligen." So ist's unglücklicher Weise jetzt der Fall, und man kann sagen, daß der Uebelstand mit der Jackson'schen Dynastie begonnen hat; denn erst seit einigen Jahren ist diese schändliche Demoralisation so augenfällig und schamlos zur Schau getragen worden. In einem anderen Werke bemerkt derselbe amerikanische Schriftsteller:

> „Wir sehen die Wirkungen dieses pestartigen Einflusses in der kühnen Offenheit, mit welcher man ungebührliche Beweggründe und widerrechtliche Handlungen eingesteht, weil man in der Volksgesinnung eine Stütze zu finden glaubt; denn wenn auch vielleicht in andern Ländern das Laster thätiger ist, als in Amerika, wird es doch nirgends so unverhohlen zur Schau getragen."

Zuverlässig haben wir da doch eine genügende amerikanische

Autorität, um jeden Leser zu überzeugen, daß ich mich in meinen Bemerkungen keiner Uebertreibung schuldig mache. Auch bin ich nicht der einzige Reisende, der sich über das ausgesprochen hat, was eigentlich handgreiflich vor die Augen tritt. Capitän Hamilton sagt:

> „Ich habe in öffentlichen Tischgesprächen Handlungen loben hören, die in England jedenfalls den gänzlichen Verlust der Ehre, wo nicht eine Reise nach Botany-Bai zur Folge gehabt haben würden. Es ist unmöglich, eine Stunde in der Schenkstube eines Hotels zuzubringen, ohne von dem Tone verhärteter Selbstsucht, welcher in der Unterhaltung herrscht, und von dem Prunken mit der eigenen Gewissenlosigkeit unangenehm berührt zu werden."

Man kann in der That wohl sagen, daß die Mehrheit in Amerika nichts für schimpflich hält, was nicht ausdrücklich durch das Gesetz mit Strafen bedroht ist.*) Man ist entweder in dem Pönitentiary, oder nicht; hat man einmal diese Anstalt aus eigener Erfahrung kennen gelernt, so ist man für immer verloren; andernfalls aber ist man so gut als der Nachbar. Man kann mit Zuversicht die Behauptung aufstellen, daß man stets die Ehrlichkeit

*) Englische Kapitale. — Es ist hier am Orte, den Engländern, welche ihr Geld auf amerikanische Sicherheiten angelegt haben, einen Begriff zu geben, welche Aussichten sie in Betreff der Wiedererlangung ihres Kapitals oder der Zinsenzahlung besitzen. So lange sie sich nur an diejenigen zu halten haben, welche die Schuld contrahirten, ist ihr Geld sicher; sobald jedoch diesen die Macht entnommen und der Mehrheit übertragen ist, darf es als verloren betrachtet werden. Ich will mich weiter erklären. Zur Zeit haben die Engländer ihre Kapitalien bei den Kanal-Eisenbahn- und andern öffentlichen Bauten angelegt. Der Ertrag dieser Unternehmungen wird vorderhand ehrlich darauf verwendet, den Kapitalisten ihre Interessen zu bezahlen, und reicht er nicht zu, so wird Geld aufgenommen, um die Ansprüche der Gläubiger zu decken. Aber es kann der Fall eintreten, daß der Credit aufhört und kein weiteres Geld mehr geborgt werden kann. Wodurch soll nun der Ausfall gut gemacht werden, wenn die Einkünfte der Eisenbahnen, Kanäle u. s. w. die

findet, wo sie unbedingt nöthig ist, und die New-Yorker Kaufleute geben hievon ein Beispiel, da sie in Wahrheit eine sehr achtbare Corporation bilden. Wenn daher die Amerikaner moralischen Muth genug hätten, das Laster auszutreiben und nicht zu dulden, daß die Tugend, wie es gegenwärtig der Fall ist, in Fesseln geschlagen werde, so wäre die Moralität der Gesellschaft bald wieder hergestellt. Aber wie und wann kann dies erzielt werden? Ich habe gesagt, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sey zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung vielleicht das moralisch'ste Volk gewesen, das man nur finden konnte, während ich jetzt die Behauptung aufstellen muß, daß sie das unsittlichste ist. Welchen Ursachen muß wohl dieser Wechsel zugeschrieben werden? Gewiß nicht ausschließlich dem Ringen nach Gewinn, denn dieses findet sich allenthalben, obschon vielleicht nirgends so stark ausgedrückt, als dies unter einer Regierungsform der Fall seyn muß, welche keine anderen Ansprüche auf Ueberlegenheit gelten läßt. Ich bin der Ansicht, die Quelle dazu ist in der Thatsache zu suchen, daß die Aristokratie ganz erloschen, oder doch sowohl politisch als social in Fesseln geschlagen ist. Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung gab es eine Aristokratie — keine Aristokratie der Titel, sondern eine viel edlere — eine Aristokratie großer, geistesgewaltiger Männer, zu denen man

---

Interessen nicht mehr decken? In England würde zu diesem Ende eine Steuer ausgeschrieben, um den Credit der Nation aufrecht zu erhalten; in Amerika kömmt aber die Frage in's Spiel — wird sich die Mehrzahl eine Steuer gefallen lassen? Ich sage — nein. Ich würde mich höchlich wundern, wenn ich darin irrte, und dann mit Freuden widerrufen; vorderhand aber beharre ich auf meiner Ansicht und erkläre das englische Kapital für verloren. Wenn sich nun der Leser dessen erinnert, was ich von der wahrscheinlichen Wirkung der Züge nach dem Westen auf die Macht Amerika's und von der direkten Einfuhr gesagt habe, die nach wenigen Jahren stattfinden muß, so wird er wohl einsehen, daß der Werth der Sicherheiten, welche den englischen Kapitalisten zu Gebote stehen, wahrscheinlich schnell abnehmen wird, und zuletzt nur noch die Aussicht vorhanden ist, das angeborgte Geld zurück zu erhalten, wenn die Föderal-Regierung die Bezahlung von dem Volke erzwingt.

aufblickte und die man nachahmte. Politiſch geſprochen war ſie in dem Senat zu finden, welcher durch Männer gewählt wurde, die damals unabhängig von dem Volkswillen waren. Aber obgleich noch ein Theil davon vorhanden iſt, ſo kann man doch ſagen, ſie ſey faſt ganz erſtickt und beſtehe nicht länger in der Geſellſchaft. Der Mangel dieſer Ariſtokratie iſt's, was die Moralität in Amerika ſo tief herabgedrückt hat, und nur durch Wiederherſtellung derſelben kann das Volk der Vereinigten Staaten die verlorne Sittlichkeit wieder gewinnen. Das Erlöſchen der Ariſtokratie ließ die Republik in eine Demokratie verſinken, und nur wenn erſtere wieder auflebt, kann das Land auf's Neue in ſeine frühere Lage kommen. Die Amerikaner brauchen vor dieſem Gedanken nicht zurückzuſchrecken; denn eine Ariſtokratie iſt nicht nur nicht unverträglich mit einer demokratiſchen Regierungsform, ſondern für deren Dauer ſogar unbedingt nöthig. Sie bildet den dritten Stand, welcher unerläßlich iſt, um zwiſchen der vollziehenden und der Volksgewalt jenes Kräfte-Gleichgewicht zu erhalten, welches unglücklicherweiſe verſchwunden iſt. Eine Ariſtokratie iſt für die Moral ſowohl, als für die Regierung einer Nation gleich nöthig. Die Geſellſchaft muß ein Haupt haben; denn ohne daſſelbe kann ſie keine ſittlichen Grundſätze feſtſtellen, und die Verhältniſſe müſſen in demſelben chaotiſchen Zuſtand verbleiben, in welchem ſie ſich gegenwärtig befinden.

Ein Autor hat die engliſche Nation mit ihrem Biere verglichen — Schaum oben, Hefe unten und in der Mitte vortrefflich. Weil die Bemerkung Witz hat, ſo iſt ſie ohne Kritik angenommen und ohne Widerſpruch oftmals citirt worden; aber dennoch iſt ſie grundfalſch, da die Thatſachen ſich gerade umgekehrt verhalten. Es herrſcht mehr Moralität unter den niedrigern Claſſen, als in dem Mittelſtande, und noch weit mehr unter den höhern als unter den niedrigern. Man hat uns als eine Krämernation bezeichnet — ein Ausdruck, der ohne Frage weit beſſer auf die Amerikaner anwendbar iſt, die ſich ſammt und ſonders mit dem Handel und dem Geld-

erwerb abgeben, ohne Unterscheidungen oder erbliche Titel zu besitzen. Der Handel demoralisirt; denn jeder Gewerbtreibende muß, um mit seinem Nebenbuhler zu concurriren, zu so vielen kleinen Kunstgriffen und Betrüglichkeiten seine Zuflucht nehmen, oder zu Verlockung eines Käufers geschäftsmäßig so viele Lügen sagen, daß er, fast ohne daß er's merkt, allmählig unehrlich wird. Sogar derjenige, welcher es gerne vermeiden möchte, muß zu derartigen entsittlichenden Praktiken seine Zuflucht nehmen, wenn er anders in seinem Geschäfte aufkommen will. Der ehrliche Gewerbsmann kommt zu keinem schnellen Wohlstande, und es ist sogar zweifelhaft, ob er nur im Stande ist, sein Geschäft fortzuführen; und dennoch fühlt ein Krämer kaum je, daß er unehrlich ist, weil er sich an die sogenannten Gewerbsvortheile gewöhnt hat und nie deshalb Vorwürfe erhält. Der schlimmste Zustand der Demoralisation ist aber gerade derjenige, welcher gegen die eigenen Fehler blind macht und das Gewissen nie zum Erwachen kommen läßt — ein Zustand, in welchem sich, mit wenigen Ausnahmen, jede Classe von Gewerbtreibenden befindet, mögen sie nun in England, in Amerika, oder sonst wo sich aufhalten.

Unter den niederen Klassen nimmt natürlich die Sittlichkeit der Manufaktur-Distrikte in den großen Städten die unterste Stufe ein; denn wo immer Menschen dicht zusammengepackt sind, findet gegenseitige Demoralisation statt. Werfen wir übrigens einen Blick auf die Ackerbauer, welche bei weitem die zahlreichsten sind, so finden wir, daß in der bescheidenen Hütte viel Tugend und Herzensgüte herrschte. Man trifft da Frömmigkeit, Ergebung, Ehrlichkeit, Gewerbsfleiß und Genügsamkeit weit allgemeiner, als man wohl glauben sollte, und die Bibel spielt unter diesen Leuten eine weit wichtigere Rolle, als das Haus- und Schuldbuch.

Hauptsächlich sind es aber die hohen Classen der englischen Nation, der Adel und der Gentry, durch welche Tugend und Moralität aufrecht erhalten wird. Ausländer, namentlich die Amerikaner,

deuten zwar unaufhörlich und mit augenscheinlicher Schadenfreude auf das Aergerniß hin, zu welchem hin und wieder ein Mitglied dieser Classe Anlaß gibt, und bezeichnen es als einen maßgebenden Beweis für das Ganze, indem sie irrthümlicherweise die Ausnahme zur Regel machen. Wenn sie jedoch aufmerken wollen, so werden sie bald finden, daß sich diese Anschuldigungen nur auf sehr wenige Angehörigen einer Classe beschränken, welche auf unsrer reichen Insel viele Tausende in sich faßt, und der Umstand, daß sie sogar ihr Rang nicht gegen Angriffe schützt, liefert der Beweis, daß sie Ausnahmen sind, deren Benehmen dem öffentlichen Spotte oder Unwillen preisgegeben wird. Die Amerikaner jubeln über einen Ehebruch in der englischen vornehmen Welt und rufen: „seht was eure Aristokratie ist!“ vergessen aber darüber ganz, daß er nur von Einem aus Tausenden begangen und der verdienten Schmach preisgegeben wurde, obschon das Verbrechen gewissermaßen durch unsere Ehescheidungsgesetze ermuthigt wird. Glauben etwa die Amerikaner, daß in den vereinigten Staaten keine Fleischesvergehen vorkommen? Ich habe mich nur kurze Zeit unter ihnen aufgehalten, aber doch von vielen Fällen des Argwohns, theilweise sogar wirklicher Entdeckung Kunde erhalten, obschon sie stets und vielleicht auch klüglicherweise um der Familien- und Nationalehre willen vertuscht wurden. Es liegt nicht in meiner Absicht, selbst wenn es möglich wäre, in dieser Beziehung eine Parallele zwischen den beiden Nationen zu ziehen, weshalb ich bloß bemerke, daß wir in England nicht der Ansicht sind, die Sünden des Fleisches haben dermaßen um sich gegriffen, um zu Verhinderung derselben die Errichtung von Gesellschaften für nöthig zu halten, wie dies in den vereinigten Staaten der Fall ist.

Es ist von anderen Nationen anerkannt worden und ich zweifle nicht an der Wahrheit, daß der Adel und die Gentry von England die sittlichsten, religiösesten und ehrenhaftesten Classen bilden, die man nicht nur in unsrem Lande, sondern durch die ganze

Welt finden kann, und sie können es auch den Verhältnissen nach seyn.

Sie sind im Besitze eines guten Auskommens und haben daher keine Veranlockungsmittel, sich unehrenhaft zu benehmen. Mit einer guten Erziehung verbinden sie den schönsten Körperbau, der sich nur irgendwo auffinden läßt, während sich die Männer mit gesunden, kräftigenden Vergnügungen abgeben. Sie haben die Ehre einer alten Familie aufrecht zu erhalten und den Namen derselben unbefleckt auf ihre Nachkommenschaft zu verpflanzen, erfreuen sich jeden Anlasses zu edlen Thaten und sind in der Regel über die Bedürfnisse erhaben, welche die Menschen bewegen, Unrecht zu thun. Wenn die Amerikaner behaupten, daß Luxus Laster erzeuge, so kann ich darauf nur erwiedern, daß er Müßiggang und Unthätigkeit in sich fasse — ein Punkt, in welchem die englische Aristokratie den amerikanischen Damen von Rang gegenüber einen Vortheil hat; denn letztere können um der Eigenthümlichkeit ihres Klimas willen nicht so viel Leibesübung machen, als dieß in der Regel bei unsern höhern Classen der Fall ist. Ich gebe zu, daß auch Verirrungen vorkommen; aber beschränken sich diese auf den Adel allein? Gibt es nicht Verschwender, ausschweifende Jünglinge oder mißrathene Mädchen unter allen Ständen? Ist Amerika frei davon? Außerdem gibt es gewisse Arten von Laster, die den Geist weit mehr verderben, als andere, und diese muß man hauptsächlich unter den mittleren und niedrigeren Classen aufsuchen.

Die höhern Stände geben stets den Ton in der Gesellschaft an. Ist der Hof sittlich, so wird auch die Moralität der Nation durch das gute Beispiel verbessert, wie es in den Zeiten Georg's III der Fall war, während ein ausschweifender Hof, wie etwa der unter Carl II, das Volk zum Laster mit fortreißt. In Amerika ist aber Niemand, der an die Spitze treten könnte — es gibt keine Hüter der Moral und der Religion, und deshalb steht auch die Sittlichkeit so tief. Ich habe einmal beweisen hören,

wenn ein Mensch eine sehr beschränkte sittliche Erkenntniß besitze und danach handle, so sey er in Wahrheit weit moralischer, als derjenige, der einen weit ausgedehnteren ethischen Gesichtskreis beherrsche, denselben aber nicht zur Richtschnur seines Benehmens mache. Dieß läßt sich auch auf eine Prüfung der Tugenden und Laster von Nationen anwenden: denn der amerikanische Indianer, welcher in Moral und Relion nach seinem eigenen Gesetzbuche und Glaubensbekenntnisse handelt, ist ohne Zweifel nur achtbarer, als ein Christ, der seine Pflichten verabsäumt. Wenn sich's aber um die beziehungsweise Sittlichkeit zweier unterrichteter Nationen handelt, die sich zum Christenthume bekennen und die Bibel zu ihrem Wegeweiser haben, so kann von keiner mangelhafteren Erkenntniß anders als aus eigener Schuld die Rede seyn. Mr. Tocqueville bemerkt in Beziehung auf den Unterschied zwischen einer aristokratischen und demokratischen Regierungsform:

„Unter aristokratischen Regierungen stehen reiche Leute, denen es ausschließlich um die Macht zu thun ist, an der Spitze der Angelegenheiten, während in Demokrationen die Staatsmänner arm sind und nach Vermögen trachten. Die Folge davon ist, daß in ersteren die am Ruder Stehenden selten der Bestechung zugänglich sind und wenig nach Geld ringen, während unter demokratischen Nationen der entgegengesetzte Fall eintritt."

Dies ist wahr und kann ohne Bedenken auf die amerikanische Demokratie angewendet werden. So lang man nicht den Rechtschaffenen und Verständigen gestattet, an die Spitze zu treten, muß man sich eben von Solchen beherrschen lassen, welche dem Volke zwar schmeicheln, es aber zugleich betrügen und demoralisiren. Ueberlaßt daher eurer Aristokratie die Zügel, ihr Amerikaner, und ihr werdet nicht nur besser beherrscht werden, sondern auch eure Sittlichkeit durch das Beispiel veredelt sehen. Was ist dagegen zur Zeit der Zustand Amerika's? Die Aristokratie des Landes hat sich

entweder zurückgezogen oder iſt ausgewandert, und wenn die Mehrheit fortfährt, ihre deſpotiſche Herrſchaft zu üben, ſo werden die Auswanderungen immer weiter um ſich greifen. Viele Hunderte von Amerikanern haben ſich nach dem alten Continent begeben, um ſich ihres gewonnen Reichthums zu erfreuen, weil ſie dieß in ihrem eigenen Lande nicht konnten; denn wenn man ihnen hier auch nicht ſchmeichelt, ſo werden ſie wenigſtens nicht verunglimpft und herabgewürdigt.

Mr. Saunderſon ſagt in ſeinen Skizzen von Paris:

„Die amerikaniſche Geſellſchaft zu Paris iſt im Ganzen gut; ſie beſteht aus mehreren hundert Perſonen — entweder reichen Familien oder jungen Männern von freiſinniger Erziehung. Man trifft hier Baumwollenpflanzer von Carolina, Beſitzer von Zuckerrohrfeldern aus Miſſiſſippi, *Millionäre* von den Canadas und Zahlmeiſter von allen Flotten, die, weil ſie in der Fremde auf einander angewieſen ſind oder aus anderen Urſachen, ſich vortrefflich zuſammenſchicken und hier weit regſamer ſind, als in der Heimath.

„Sie bilden eine kleine, geſonderte Republik, und wenn ein Fremder anlangt, findet er ſich unter ihnen heimiſch, obſchon er zugleich auch unter der Cenſur einer öffentlichen Meinung ſteht — ein heilſamer Zwang, deſſen ſich nicht Alle, die in fremden Ländern reiſen, zu erfreuen haben. Nur eines iſt tadelnswerth — daß es nämlich unter der Elite unſre großen Städte mit jedem Tage mehr Mode wird, ſich hier *bleibend* anzuſiedeln. Wir können dieſe Exportation der koſtbaren Metalle nur beklagen, weil dadurch unſerem Lande entzogen wird, was es nicht allzu überflüſſig beſitzt. Diejenigen welche ſich einige Jahre in Paris aufzuhalten habe und ſowohl durch ihre Vermögensverhältniß als durch ihre Zeit nicht behindert ſind, ſcheinen, wie ich bemerke, nirgend anders mehr wohnen zu wollen."

Dies iſt eine Thatſache, und da ſich der Reichthum Amerika's

mit jedem Tage mehrt, so werden die Reichen so schnell, als sie können, nach andern Ländern entweichen, wenn nicht in der gegenwärtigen Gesellschaft ein Wechsel eintritt und eine Art von Ordnung und Rang zurückgeführt wird. Wer möchte auch in einem Lande bleiben, wo es keine Freiheit der Gedanken oder des Handelns gibt, und wo man nicht einmal sein Geld nach Belieben verbrauchen kann? Mr. Butler ließ kürzlich zu Philadelphia ein Haus mit einem Thorwege bauen, und die Folge davon war, daß man ihn als einen Aristokraten verschrie und Niemand für ihn stimmen wollte. Mit einem Worte, werden wohl Leute von Bildung geneigt seyn, sich Gesetze vorschreiben zu lassen durch eine wilde, unwissende Mehrheit, die weder ihren Ruf noch das Geheimniß ihres Privatlebens achtet? Die Amerikaner sind in ihrer Furcht, ihren Institutionen nichts zu vergeben und jeden Eingriff in die Freiheit des Volkes sorgfältig abzuwehren, in den Irrthum verfallen, daß sie den tugendhaftesten Stand ihre Gemeinschaft opferten und großentheils aus dem Lande trieben. Man wird mit der Zeit entdecken, welche große Nachtheile daraus hervorgehen; denn der Absentismus wird sich mit jedem Tage mehr steigern und zuletzt eben so schmerzlich empfunden werden, wie gegenwärtig in Irland. Die Amerikaner pflegten mir frohlockend zu sagen, daß in ihrem Lande nie eine Aristokratie aufkommen könne, weil das Gesetz die Fidei-Commisse abgeschafft habe, und haben oft ganz richtig gegen mich bemerkt, daß unter ihnen das Eigenthum nie über zwei Generationen hinaus beisammen bleibe; man finde *stets*, daß der Enkel eines *Millionärs* beziehungsweise arm sey. Sie schreiben diese Wirkung ihren Institutionen zu und ziehen daraus die Folgerung, daß es einer Familie *für alle Zeit* unmöglich seyn werde, sich durch Vererbung ihres Eigenthums über die Masse zu erheben. Da nun dies unabänderlich der Fall seyn soll, so sehe ich mich veranlaßt, mich nach dem wahren Grunde umzusehen, denn in ihren Institutionen ist nichts enthalten, was die nothwendige Bedingung in

ſich faßte, daß alle Enkel von Millionären verarmen müſſen. Die Inſtitutionen ſind in keinem Fall Schuld daran; wir müſſen daher die Urſache in ſittlichen Verhältniſſen ſuchen, die zwar bis jetzt beſtanden haben, aber nicht für immer fortdauern werden. Sogar in den reichſten Städten der Union iſt es ſchwer, jährlich mehr als zwölf oder fünfzehntauſend Dollars auszugeben, da man durch einen derartigen Aufwand mit den Höchſten auf gleichen Fuß geſtellt wird, folglich nicht höher hinaus kann. Was iſt die Folge davon? Wenn ein junger Amerikaner fünfzig oder ſechszig tauſend Dollars jährlich erbt, ſo wird ihm der Ueberſchuß nutzlos. Niemand iſt da, der mit ihm wetteifern oder ihm eine Erwiderung geben könnte — er ſteht alſo allein da. Natürlich wird er gleichgiltig gegen eine Sache, die er nicht zu gebrauchen weiß. Seine Freunde und Bekannte ſind im Laufe des Tags durch ihre verſchiedenen Berufe in Anſpruch genommen; nur er hat Zeit und muß entweder allein bleiben oder ſich mit andern beſchäftigungsloſen Perſonen vergnügen. Aber was iſt dieß meiſt in den Städten und Vereinigten Staaten für Geſellſchaft? Halunken von gentilem Aeußeren, in deren Schlingen er fällt und an die er zuletzt die ihm gleichgiltige Habe verliert. Unter lauter beſchäftigten Perſonen müßig zu ſeyn, iſt nicht nur ein großes Unglück, ſondern auch eine ſehr gefährliche Lage. Wären die Söhne von Millionären, die in den Staaten blieben und ihre Kinder arm zurückließen, nach dem alten Continent hinübergezogen, wie ſo Viele gethan haben, ſo hätte ſich ihnen eine beſſere Ausſicht geboten, ihr Eigenthum zu erhalten.

Wie dem übrigens ſeyn mag, wenn es wahr iſt, daß die Amerikaner keine Ariſtokratie haben können, ſo iſt's nur um ſo ſchlimmer für ſie; indeß glaube ich nicht einmal an dieſe Unmöglichkeit, obgleich ſie in Mr. Tocqueville eine gewichtige Autorität findet. Er ſagt: —

„Ich glaube nicht, daß ſich ſeit dem Beſtand der menſchlichen Geſellſchaft ein einziges Volk aufzählen läßt, welches

aus eigenem freien Willen und durch eigene Anstrengung in seinem Schooße eine Aristokratie geschaffen hat. Die gesammte Aristokratie des Mittelalters stammt aus militärischen Eroberungen, welche den Sieger zum Adelichen, den Besiegten aber zum Knechte machten. Die Ungleichheit war damals eine Frucht der Gewalt, ging nachher in die Sitten des Landes über, wurde durch ihre eigene Autorität festgehalten und fand in der Gesetzgebung ihre Stütze. So haben Gemeinden bestanden, welche von ihrem frühesten Ursprung an in Folge von Umständen, die vor ihrer Bildung wirkten, aristokratisch waren und mit jedem nachfolgenden Jahrhundert demokratischer wurden. Wir finden dies bei den Römern und bei den auf sie folgenden Barbaren. Aber ein Volk, das seinen Ursprung aus der Civilisation nahm und mit demokratischen Grundsätzen begann, allmählig aber eine Ungleichheit der Stände einführte, bis es bei den unverletzlichen Privilegien und ausschließlichen Klassen angelangt wäre, würde in der That eine neue Erscheinung in der Geschichte seyn, und nichts deutet darauf hin, daß Amerika wahrscheinlich je ein so auffallendes Beispiel geben dürfte."

Ich gebe zu, daß kein einzelnes Volk je aus freien Stücken eine Aristokratie geschaffen hat; aber sie kann gegen den Willen desselben durch die Umstände nöthig werden, und wenn keine Aristokratie vorhanden ist, welche die Macht besitzt, Einhalt zu thun, so könnte aus diesem Mangel wohl das Uebel des Despotismus entspringen. Vor der Hand ist Amerika nur spärlich bevölkert; blicken wir jedoch vorwärts auf die Zeit, in welcher die Lücken ausgefüllt seyn werden, und welche Wirkung steht wohl dann zu gewärtigen? Natürlich eine Spaltung zwischen Reich und Arm, und was wäre dies anders, als die Gründung, wo nicht die Bildung einer Aristokratie? Ein Amerikaner kann seine Güter nicht in ein

Fidei-Commiß umwandeln, wohl aber, wenn er Luſt dazu hat, das Ganze ſeinem älteſten Sohne hinterlaſſen, und in wenigen Jahren werden die Ländereien, welche für eine Kleinigkeit angekauft wurden, zum Grundſtocke eines ſchönen Vermögens werden.*) Doch auch ſchon jetzt wirkt das Geſetz, welches die Fidei-Commiſſe verbietet, nicht ſo, wie ſie wohl wünſchen."

---

*) „Zur Zeit der erſten engliſchen Anſiedelung in Virginien, als das Land zu einem Spottgelde oder umſonſt zu haben war, ließen ſich einige vorſichtige Perſonen große Verleihungen machen und verpflanzten dieſelben fideicommiſſoriſch auf ihre Abkömmlinge, weil ſie den Glanz ihrer Familien aufrecht zu erhalten wünſchten. Die Vererbung dieſer Güter von Generation zu Generation an Leute, welche dieſelben Namen trugen, hätte die Wirkung, eine ausgezeichnete Claſſe von Familien hervorzurufen, welche, weil ſie geſetzlich das Privilegium beſaßen, ihren Reichthum in der Geſammtheit fortzupflanzen, eine Art Patrizierſtand bildete, der ſich durch die Großartigkeit und den Luxus ſeines Hausweſens auszeichnete. Aus dieſem Stande wählte der König gewöhnlich ſeine Staatsräthe.

„In den Vereinigten Staaten ſind die Hauptclauſeln des engliſchen Geſetzes in Betreff der Vererbung einmüthig verworfen worden. Mr. Kent ſagt: In der Succeſſion gilt bei uns Folgendes als erſte Regel. Wenn Jemand ohne Teſtament ſtirbt, geht ſein Eigenthum an ſeine Erben in gerader Linie. Iſt nur ein einziger Erbe vorhanden, ſo geht das Ganze auf ihn über; finden ſich aber mehrere im gleichen Grade vor, ſo theilen ſie die Erbſchaft unter ſich, ohne daß das Geſchlecht hierin einen Unterſchied mache.

„Dieſe Regel wurde erſtmals im Staate New-York, vermöge Statuts vom 23. Februar 1726, vorgeſchrieben. (Siehe Revised Statutes. Vol. III., Appendix p. 48.) Später wurde es in die revidirten Statuten deſſelben Staates aufgenommen. Dieſes Geſetz gilt heutigen Tages durch alle Vereinigten Staaten, den Staat Vermont ausgenommen, wo der männliche Erbe einen doppelten Antheil erhält. — Kent's Commentarien, IV. Band, Seite 370.

„In demſelben Werke (IV. Band, S. 21—22) gibt Mr. Kent einen hiſtoriſchen Bericht, betreffend die amerikaniſche Geſetzgebung über Fideicommiſſe, und wir erfahren daraus, daß die Colonieen vor der Revolution ganz dem engliſchen Succeſſionsgeſetz folgten. Die Majorate wurden in Virginien auf einen Antrag des Mr. Jefferſon im Jahr 1776 aufgehoben. Wie bemerkt, fand

Mr. Tocqueville sagt:

„Die Gesetze der Vereinigten Staaten sind der Theilung des Eigenthums ungemein günstig, obschon ein Beweggrund, welcher weit mächtiger wirkt, als die Gesetzgebung, die allzugroße Zersplitterung hindert.*) Dies bemerkt

---

in New-York im Jahr 1786 das Gleiche statt, und seitdem hörten auch in Nord-Carolina, Kentucky, Geneseee, Georgien und Missouri die Primogenitur-Berechtigungen auf. In Vermont, Indiana, Illinois, Süd-Carolina und Louisiana wurden sie gar nie eingeführt, während diejenigen Staaten, welche es für passend hielten, das englische Successionsgesetz beizubehalten, Modifikationen eintreten ließen, um es seiner aristokratischen Tendenz zu berauben. ‚Es ist ein Hauptgrundsatz unserer Regierung,' sagt Mr. Kent, ‚die freie Circulation des Eigenthums zu begünstigen.'

„Dem französischen Leser, welcher das Erbrecht studirt, muß es auffallen, daß in Betreff dieser Frage die französische Gesetzgebung sogar noch weit demokratischer ist, als die amerikanische.

„Das amerikanische Gesetz läßt eine gleiche Theilung des väterlichen Vermögens eintreten, aber nur in dem Falle, daß kein Testament vorhanden ist. ‚Jedermann im Staate New-York,' sagt das Gesetz (Revised Statutes. Vol. III. Appendix p 51.), ‚hat die volle Freiheit, Gewalt und Berechtigung, über sein Eigenthum testamentarisch zu verfügen und es ganz oder getheilt an beliebige Erben zu vermachen, vorausgesetzt, daß diese nicht in einer politischen Körperschaft oder einer andern Corporation bestehen.' Die französische Gesetzgebung fordert, daß der Erblasser sein Eigenthum zu gleichen oder doch fast gleichen Theilen auf seine Erben kommen lasse.

„Die meisten amerikanischen Republiken gestatten noch Primogeniturberechtigungen unter gewissen Beschränkungen, während sie das französische Gesetz in allen Fällen verbietet.

„Wenn auch die socialen Verhältnisse der Amerikaner noch demokratischer sind, als die der Franzosen, so ist es wenigstens in der Gesetzgebung nicht der Fall. Dies läßt sich leichter erklären, als es anfangs scheinen mag. In Frankreich ist die Demokratie noch im Werke der Zerstörung begriffen, während sie in Amerika ruhig über den Trümmern herrscht."

(Die Demokratie in Amerika von A. de Tocqueville.)

*) In Neu-England ist der Grundbesitz ungemein klein und wird nur selten weiter getheilt.

man hauptsächlich in den Staaten, welche am dichtesten bevölkert sind. Massachussets zählt in der Union die meisten Einwohner, birgt aber doch nur achtzig Seelen auf die Quadratmeile, also viel weniger, als Frankreich, wo hundert und zwei und sechzig auf den gleichen Raum gerechnet werden. Indeß wird in Massachusetts der Grundbesitz nur sehr selten getheilt. Der älteste Sohn übernimmt das Gut, und die Uebrigen suchen durch ihre eigene Thätigkeit ihr Glück zu machen. Das Gesetz hat zwar die Rechte der Erstgeburt aufgehoben; aber die Umstände riefen es wieder in's Leben, nur unter einer Form, über die sich Niemand beklagt und durch die Niemand in seinen Rechten beeinträchtigt wird."

Kanzler Kent bemerkt in seiner „Abhandlung über die amerikanische Gesetzgebung":

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Theilung des Grundbesitzes große Uebel zur Folge haben muß, wenn sie so weit geführt wird, daß die einzelnen Stücke nicht mehr im Stande sind, eine Familie zu ernähren. Aber diese Nachtheile sind bis jetzt in den Vereinigten Staaten nie gefühlt worden, und ehe es so weit kommt, müssen noch viele Generationen dahin schwinden. Die Ausdehnung unserer unbewohnten Gebiete, die Menge anstoßenden Landes und der beharrliche Strom der Auswanderung, welcher sich von den Ufern des atlantischen Meeres nach dem Innern des Landes hinzieht, genügen vorderhand, und werden noch lange zureichen, um die allzugroße Zerstückelung des Grundbesitzes zu verhindern."

Es fehlt daher in Amerika nicht an Vorbereitungen für eine Aristokratie, und obschon vor der Hand die Reichen so sehr in der Minderzahl sind, daß sie sich nicht vereinigen können, so wird dies doch vielleicht in zwanzig oder dreißig Jahren geschehen. Wenn sie einmal zahlreicher und mächtiger sind, so brauchen sie sich nur auf-

zuraffen und mannhaft Stand zu halten, um eines wahrscheinlichen Erfolges ſicher zu ſeyn. Jedenfalls iſt es Thatſache, daß für Amerika ſowohl politiſch als moraliſch eine Ariſtokratie nöthig iſt, wenn ihre Inſtitutionen beſtehen ſollen; denn woferne der raſch um ſich greifenden Volksgewalt nicht Zügel angelegt werden, ſo muß Anarchie das unausbleibliche Reſultat ſeyn. Allerdings meine ich keine Ariſtokratie der Titel, ſondern die des Talents und der Macht, welche durch Reichthum gewonnen wird — eine Ariſtokratie, welche an die Spitze der Geſellſchaft tritt und reinigend auf ſie wirkt. Wie läßt ſich übrigens dies in einer Demokratie erzielen? Einfach durch Kauf. In einem Lande, wo das Stimmrecht auf gewiſſe Claſſen beſchränkt iſt, wie in England, läßt ſich freilich auf dieſe Weiſe nichts erringen, da die Stimmberechtigten nicht arm genug ſind, um ſich erkaufen zu laſſen; aber wo, wie in Amerika, Jeder ſein Votum abgeben kann, ſind die Leute wohl im Stande, ihr Erſtgeburtsrecht zu verkaufen, und wenn in dieſer Weiſe eine ariſtokratiſche Regierung gewählt wird, ſo iſt die Möglichkeit gegeben, die Conſtitution zu verbeſſern und beliebige Geſetze zu erlaſſen. Dies mag träumeriſch erſcheinen, aber wir haben bereits jetzt den Beweis, daß es geſchehen kann, und was jetzt möglich iſt, muß noch viel leichter gehen, wenn ſich die Bevölkerung vervielfacht hat und die Trennung zwiſchen Reich und Arm ſchroffer hervorzutreten beginnt. Ich ſage, wir haben bereits jetzt eine Probe, denn der Fall fand bei der letzten New-Yorker Wahl Statt. Die demokratiſche Partei glaubte ihres Erfolgs ſicher zu ſeyn; aber da kam eine große Summe Geldes in's Spiel — alle Comité's der Demokraten wurden erkauft, und die Whigs behaupteten den Sieg.

Die Vereinigten Staaten finden die größte Sicherheit für die Dauer ihrer gegenwärtigen Inſtitutionen in der Herſtellung einer Ariſtokratie. Sie iſt die dritte Gewalt, welcher urſprünglich das Handeln beſtimmt war, und da ſie nun zerſtört iſt, fühlt man ihren Mangel ſehr. Iſt der Senat ariſtokratiſch und der Kongreß mit

denſelben Beſtandtheilen untermengt, ſo haben wir in der amerikaniſchen Regierung mutato nomine den König, die Lords und die Gemeinen.

Es findet ſich vielleicht nie wieder eine beſſere Gelegenheit, als hier, meine Landsleute auf das aufmerkſam zu machen, was der amerikaniſchen Ariſtokratie weit mehr Nachtheil gebracht hat, als man ſich wohl denken mag. Ich meine damit die Sorgloſigkeit und Leichtigkeit, mit welcher hauptſächlich die amerikaniſchen Behörden Empfehlungsbriefe an England abgeben. Ich habe von dem Herausgeber des New-Yorker Morning-Herald Bennett eine Skizze entworfen, deren Richtigkeit kein achtbarer Amerikaner in Abrede ziehen wird; muß es aber die engliſchen Leſer nicht ügerraſchen, wenn ich ihnen mittheile, daß dieſer Menſch bei Gelegenheit der Krönung in Weſtmünſter-Hall Zutritt erhielt und einen Sitz unter die Stolzeſten und Reinſten unſers Adels einnahm?! Dies iſt Thatſache. Es wird übrigens gut ſeyn, ein wenig weiter in die Geſchichte der Ereigniſſe zurückzublicken.

Während der Zeit, als England mit faſt ganz Europa im Kriege lag, waren die Amerikaner ſehr abgeſchieden und faſt nur als Verführer von Kaufmannsgut unter der neutralen Flagge bekannt; indeß ſteigerte ſich bald ihre Bedeutſamkeit und ihr Reichthum. Am Schluſſe des letzten amerikaniſchen Krieges, in welchem ſie durch ihre entſchloſſenen und gelegentlich erfolgreichen Kämpfe die Augen Europa's auf ſich zogen und als Nation ſich allgemeine Achtung verſchafften, zeigten ſie ſich hin und wieder auch als Reiſende auf dem Continent und in England, fanden aber bald, daß ſie, beſonders auf dem Feſtlande, nicht ſo gut aufgenommen wurden, als ſie bei ihrer Vorſtellung von der eigenen Bedeutſamkeit erwarteten.

Die erſte hohe Perſon, welche ſich in dieſer Beziehung liberal gegen ſie bezeugte, war Georg der Vierte. Als er nämlich hörte, daß ſich einige amerikaniſche Damen von guter Erziehung beſchwert

hätten, weil sie keine Titel und keinen Rang in der Gesellschaft besäßen, würden sie nicht mit der Höflichkeit behandelt, zu welcher sie durch ihre Abkunft und Erziehung berechtigt wären, nahmer sie höchst gnädig am Hofe auf, und diese Damen wurden nun betrachtet, als gehörten sie dem Reichsadel Großbritanniens an. Indeß blieb noch immer eine Schwierigkeit vorhanden; es war nämlich der Aristokratie des Auslandes sowohl als des Inlandes fast unmöglich, die Gerechtigkeit der Ansprüche zu prüfen, welche von den Angehörigen einer Nation erhoben wurden, deren Grundsatz Gleichheit aller Klassen ist, und Viele von denen, welche auf eine gute Aufnahme zählten, rechtfertigten eben durch ihre Außenseite durchaus nicht die Gültigkeit ihrer Ansprüche. Da es nun unmöglich war, einen andern Rang als den eines Amtes zu verleihen, so verfiel die amerikanische Regierung auf einen Ausweg, der mit sehr üblen Folgen begleitet war, indem sie diejenigen Amerikaner, welche zu reisen wünschten, als supernumeräre Attaché's bezeichnete. Auf dem alten Continente gilt nun schon der Umstand, daß man einem ausländischen Minister beigegeben ist, als Beweis der Achtbarkeit, weshalb diejenigen, welche sich ein solches Prädikat zu verschaffen wußten, gute Aufnahme fanden, unglücklicher Weise aber bisweilen ihren Titeln gar keine Ehre machten. Der Grund lag darin, daß derartige Vergünstigungen ohne Unterschied verliehen wurden. Man betrachtete diese Reisenden als amerikanische Gentlemen, und so ging denn in Folge derselben Bemühungen, welche den Amerikanern einen Charakter sichern sollten, ihr guter Ruf zu Grunde. Die eigentlich gebilden Amerikaner, an denen kein Mangel ist, wurden für Engländer gehalten, während man die Pseudo-Gentlemen für die Vertreter der amerikanischen Gentilität nahm.

Natürlich sind die Grundsätze der Gleichheit die eine große Ursache, warum vorerwähnte Merkmale der Auszeichnung von den höchstgestellten Personen der Union so ohne Unterscheidung ausgetheilt werden und Empfehlungsbriefe so leicht zu erringen sind; die

Hauptgründe liegen aber in dem ausgedehnten Despotismus der Presse und in der Aufregung der politischen Parteien. Die Gewalthaber scheuen sich, Männern von der Feder oder denjenigen, welche ihnen in ihrer politischen Laufbahn Beistand geleistet haben, eine Gefälligkeit abzuschlagen; es gebricht ihnen dazu an dem moralischem Muthe, wie unwürdig auch die Bewerber seyn mögen. Meist ist es übrigens der Fall, daß sie die Person gar nicht kennen; denn es genügt, daß die Gunst, welche man als eine Kleinigkeit betrachtet, gefordert wird, um sie augenblicklich zu genehmigen. Seit durch die Präsidentschaft des General Jackson und des Mr. van Buren die demokratische oder Loco-foco-Partei an's Ruder kam, ist man natürlich mit Willfahrung der erwähnten Gesuche gegen die Demokraten, den am wenigsten achtbaren Theil der amerikanischen Gemeinschaft, am freigebigsten, wodurch freilich die Ansprüche der Amerikaner auf Achtbarkeit nicht sehr unterstützt werden. Ein derartiger Fall trug sich zu, als ich kaum einige Monate in Amerika war. Ein sehr gebildeter, gut unterrichteter New-Yorker ersuchte mich, ich möchte einem seiner Freunde, der nach England reise, ein Empfehlungsschreiben mitgeben, und ich willfahrte augenblicklich unter der Voraussetzung, daß ein derartiges Gesuch nicht an mich gestellt worden wäre, wenn die betreffende Person nicht empfohlen zu werden verdiente. Indeß glaubte der Reisende — wie ich nachher entdeckte, ein Zeitungsschreiber — bei seiner Ankunft in England nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt zu werden, zu der er, wie er in seinem Dünkel wähnte, berechtigt war; er schickte daher an einen der Gentlemen, welchen er empfohlen worden, einen rohen Brief und zeigte noch in sonstiger Weise durch sein Benehmen, daß er ein höchst ungebildeter Mensch war. Dies wurde mir von England aus brieflich mitgetheilt, weshalb ich mich augenblicklich zu dem Herrn begab, der mich um das Empfehlungsschreiben angegangen hatte, und ihm das Benehmen seines Protegés mittheilte.

„Das thut mir in der That recht leid“, ſagte er, „aber mir war von ihm nichts bekannt.“

„Wie, Ihr kennt ihn nicht einmal?“ verſetzte ich.

„Nein; aber mein Freund Mr. C. von Philadelphia hat ihn brieflich an mich empfohlen und mich gebeten, ihm zu Einführungsſchreiben behülflich zu ſeyn.“

„Dann möchte ich Euch um den Gefallen bitten, Eurem Freund Mr, C. zu ſchreiben und ihn zu fragen, warum er dies gethan habe, da ich durch dieſe Angelegenheit ſehr kompromittirt wurde.“

Er ſchrieb und erhielt zur Antwort, Mr. C. bedaure ſehr, kenne aber den Mann durchaus nicht. Er ſey ihm von Mr. O. brieflich empfohlen worden und dieſer gehöre zu den kräftigſten Unterſtützern ihrer Partei. Wie viele Stufen der leidige Menſch wohl durchklettern mußte, um Empfehlungsbriefe zu erhalten, kann ich nicht ſagen; indeß haben wir da einen hinreichenden Beweis, mit welcher Vorſicht man Empfehlungsſchreiben aufzunehmen hat, welche gefordert werden und die der Angegangene nicht zu verweigern wagt, um nicht etwa einen politiſchen Agenten oder einen Pfenningſchmierer zu beleidigen. Ferner iſt es Thatſache, daß von den Präſidenten ſelbſt Rekommandationsbriefe am allerleichteſten ausgewirkt werden können.

Ich habe dieſe Frage unverholen behandelt, denn es iſt nicht nur für die Engländer, ſondern auch für die Amerikaner ſelbſt von Wichtigkeit, daß ſie bekannt werde. Was meine Perſon betrifft, ſo wäre ich unendlich mehr geneigt, das Empfehlungsſchreiben eines Gentleman von Carolina, Virginien oder Boſton zu berückſichtigen, als das des Präſidenten der Vereinigten Staaten, wenn dieſer nicht ausdrücklich angäbe, daß er den Ueberbringer von Perſon kenne. Ich veröffentliche dies in der Abſicht, den gebildeten Amerikanern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; denn es fällt mir nicht entfernt ein, den Verkehr, der mit jedem Tage zunimmt, und, wie

ich hoffe zum Vortheil beider Nationen ausfallen wird, auch nur im mindesten hemmen zu wollen. *)

Seit das atlantische Meer durch Dampf gekreuzt wird, hat in der That zwischen den beiden Ländern ein so rascher Austausch stattgefunden, daß es zur gebieterischen Nothwendigkeit wird, derartige Thatsachen bekannt zu machen. Alle vierzehn Tage bring der Great Western oder irgend ein anderes Dampfschiff hundert und sechzig Passagiere mit. Die meisten sind amerikanische Bürger, die mit ihren Empfehlungsschreiben bewaffnet sind und den amerikanischen Gesandten in eine sehr schwierige Stellung bringen.

Auf einem einzigen Paketboot langten fünf und siebenzig Personen oder Familien an, welche mit Empfeblungsschreiben (meist auf die erwähnte Weise erhalten) an ihn versehen waren. Darunter ist nun nicht ein Einziger, welcher nicht so viele Aufmerksamkeit erwartete, als ob der amerikanische Gesandte nichts zu thun hätte, als sich ihm zur Verfügung zu stellen. Sie geben bei ihm ihre Karten ab, und wenn diese nicht in zwei oder drei Tagen erwiedert werden, stellen sie die briefliche Anfrage, worum er sie nicht besucht habe; oder wurde die Karte wirklich erwiedert, so läuft die schriftliche Erkundigung ein, ob der Gesandte in Person da gewesen sey oder nicht. Er bezieht von seiner Regierung einen Gehalt, der seinem nothgedrungenen Aufwande durchaus nicht angemessen ist, und dabei erwartet man noch, er solle zum großen Nachtheile seines Privat-

*) Ich muß hier noch weiter bemerken, daß die Amerikaner wenig Gelegenheit haben, aus den gewöhnlichen Uebersiedelungen nach ihrem Lande die Engländer günstig zu beurtheilen. Natürlich nennen sie sich stets englische Gentlemen und werden oft auch dafür gehalten; aber man sagte mir oft, ich werde da oder da mit einem englischen Gentleman oder einem englischen Kaufmanne zusammentreffen, in denen ich aber meist nichts als Provisionsreisende oder gar noch etwas Schlimmeres fand. Wenn die gediegenen Amerikaner zu Hause bleiben und uns nur ihre Schofelwaare zuschicken, wir aber das Gleiche thun, so wird natürlich so bald kein Theil eine sehr günstige Ansicht von dem andern gewinnen.

vermögens alle dieſe Leute zu ſich einladen und bewirthen. Ich weiß es aus beſter Quelle, daß manche derartige Perſonen kamen und nachfragten ob der Geſandte zu Haus ſey. Lautete die Antwort verneinend, ſo gingen ſie in ein Zimmer, ſetzten ſich nieder und erklärten, daß ſie das Haus nicht verlaſſen würden, bis ſie ihn geſprochen hätten. Die Meiſten erwarten von ihm, daß er ihnen Zutritt in's Haus der Lords und der Gemeinen verſchaffe oder ſie bei Hof vorſtelle, und wenn er ſie auf die Nothwendigkeit aufmerkſam machte, daß für den letzteren Zweck eine Hofgala nöthig ſey, ſo erhielt er ſchon die Erwiederung, daß ſie dieſen Aufwand für ganz unnöthig hielten. „Sie ſeyen amerikaniſche Bürger und wollen als ſolche vorgeſtellt werden; was kümmern ſie ſich um Hofgala und dergleichen Unſinn.“ Und ſo wird denn der amerikaniſche Botſchafter, ſeit die Dampfſchiffe den Verkehr zwiſchen den beiden Ländern ſteigerten, unabläſſig einer Plackerei ausgeſetzt, welcher er oder irgend ein Anderer an ſeiner Stelle ſich unmöglich auf die Dauer unterwerfen kann.

Die Amerikaner ſcheinen nicht zu wiſſen, daß in England nur diejenigen zu Hof gehen, welche Anſprüche haben — nämlich der hohe Adel, die Aelteſten des Hauſes der Gemeinen, hohe Beamte, Armee- und Flottenoffiziere u. ſ. w. Es gibt bei uns tauſende von Familien, die denen in Amerika durch Abkunft, Vermögen und Erziehung weit überlegen ſind, ohne daß ſie je daran denken, zu Hof gehen zu wollen, weil ſie wiſſen, daß dies nicht ihre Sphäre iſt. Und doch muß jeder Amerikaner, der vier oder fünf Empfehlungsbriefe in der Taſche mitbringt, nolens volens präſentirt werden. Weigert ſich der Geſandte, ſo ſteht ihm ein Angriff in den amerikaniſchen Zeitungen bevor, und ſein Name ſowohl als ſein angebliches Verbrechen gibt einen Gegenſtand der Kritik von einem Ende der Union bis zum andern. Es iſt kaum glaublich, zu welchem Zuſtand von Sklaverei man den Vertreter Amerika's erniedrigen möchte. Einer ſagt:

„Könnte man nicht eine Hofgala bei einem Juden kriegen?“

„Ja, ich glaube ſo.“

„Nun ſchätz wohl, wir gehen mit einander hin. Ihr könnt vielleicht ein bischen für mich mäckeln.“

Dieſe Thatſachen ſind den achtbaren und gebildeten Amerikanern wohl bekannt, weshalb ſie nach den Pröbchen, welche herüberkamen, in der Geſellſchaft Zutritt erhielten und zu Hof gingen, ſich lieber nicht zeigen und es vorziehen, zu Hauſe zu bleiben.

Alles dies iſt ein ſchlimmer Zuſtand, und es muß bald ein Abhülfsmittel aufgefunden werden, da ſich das Uebel mit jedem Tage ſteigert. Die Amerikaner können den engliſchen Hof nicht im Sturm nehmen oder ſich in England Anerkennung ihrer Gleichheit erzwingen. Haben doch bei uns ſelbſt nur gewiſſe Klaſſen Anſpruch, bei Hof zu erſcheinen, und wenn die Amerikaner nicht beweiſen können, daß ſie durch ihre Stellung, ihre Abkunft oder einen angemeſſenen Rang zur Zulaſſung befähigt ſind, ſo müſſen ſie ſich eben darein finden, wenn ſie, wie der größere Theil unſerer eigenen Landsleute ausgeſchloſſen bleiben. Sogar der Poſten eines Congreßmitgliedes gibt den Amerikanern keine Berechtigung, die allenfalls nur einem Angehörigen des Senats zuſteht; denn die amerikaniſchen Repräſentanten ſind im Allgemeinen nicht einmal ſo achtbar, wie die Mitglieder des engliſchen Unterhauſes, und letzterer hat es ſeit der Erlaſſung der Reformbill Viele gegeben, welche nie Zutritt in hohe Cirkel erhalten konnten.

Wenn die Harmonie unter den beiden Ländern ununterbrochen fortdauern und unſer Verkehr, wie es allen Anſchein hat, noch weiter ausgedehnt werden ſoll, ſo muß dieſer Frage eine größere Wichtigkeit beigelegt werden, als man wohl auf der erſten Anblick glauben möchte. Die Amerikaner ſind in Betreff der Geburt und der guten Abkunft weit ehrgeiziger, als jede andere Nation, aus dem einfachen Grunde, weil man ſtets am meiſten nach dem ſtrebt, was man nicht erreichen kann. Seit ſie nun in ſolchen Schaaren nach

England herüberkommen, iſt unſer Heroldenamt förmlich von ihnen belagert, weil ſie ſich daſelbſt die Wappen ihrer vermeintlichen Vorfahren ausfertigen laſſen wollen. Dies iſt auch ſehr natürlich und in der Ordnung, obgleich es mit ihren Inſtitutionen durchaus nicht im Einklange ſteht. Das Verlangen, in Amerika eine Ariſtokratie zu bilden, gewinnt mit jedem Tage mehr Boden, und es muß zum Kampfe kommen, ſobald der ſich ſteigernde Reichthum des Landes hinreichende Kräfte entwickeln läßt. Jedenfalls muß aber England in Betreff der Zulaſſung von Amerikanern an den engliſchen Hof eine Grenzlinie ziehen, denn wenn dies nicht geſchieht, ſo wird eine gänzliche und daher ungerechte Ausſchließung die Folge ſeyn. Da nur wenige Amerikaner in Folge ihrer anerkannten Abkunft in ihrem eigenen Lande als der Ariſtokratie angehörig betrachtet werden können, ſo ſollte es mich nicht wundern, wenn nach einigen Jahren ihre Zulaſſung an dem engliſchen Hofe als die Begründung ihrer Anſprüche geltend gemacht werden ſollte. Iſt es einmal ſo weit gekommen, ſo haben wir eine ſeltſame Anomalie in der Geſchichte einer Republik — die nämlich, daß fünfzig Jahre nach ihrer Gründung die Republikaner ſich an das Mutterland, deſſen Inſtitutionen ſie abgeſchworen haben, wenden, um ein Superioritäts-Patent zu erhalten und ſo ſich über die verhaßte Gleichheit zu erheben, welche ihren eigenen Staatseinrichtungen zur Grundlage dient.

Fünfzehntes Kapitel.

Regierung.

Es liegt nicht in meiner Abſicht, mich auf eine ausgedehnte Unterſuchung der amerikaniſchen Regierungsform einzulaſſen. Ich habe

bereits gesagt, sie passe, trotz aller ihrer Unvollkommenheiten am besten für den gegenwärtigen Zustand Amerika's, soferne unter ihr das Land die raschesten Fortschritte gemacht hat und noch immer machen wird; damit ist aber noch lange nicht eingeräumt, daß sie besser sey, als andere. Sogar ihre Mängel sind dem Fortkommen des Landes günstig, und man kann sie mit einem Schiffe vergleichen, das, weil seine Masten nicht eingekeilt sind und sein Gebälke los ist, schneller segelt, als ein anderes von festem Bau. Wenn man die Regierungen blos als Mittel betrachtet, um die Ordnung zu erhalten und die Lasten gleichförmig auf das Volk zu vertheilen, so glaube ich, daß man nur wenige schlechte findet, denn es sind stets bessernde Einflüsse moralischer oder anderer Art vorhanden, welche die schwächsten Theile kräftigen. Ein Despot zum Beispiel wird, obschon seine Macht anerkannt wird und sklavischen Gehorsam findet, seine Tyrannei doch nicht zu weit ausdehne, weil er sich vor dem Dolche des Meuchelmörders fürchtet.

Ich habe im Anhange die Formel der amerikanischen Constitution abdrucken lassen, und wenn meine Leser dieselbe genauer zu prüfen wünschen, so muß ich sie auf Mr. Tocquevilles vortreffliches Werk verweisen. Das Erste, was uns darin auffällt, ist der Umstand, daß sie uns ungemein verwickelt erscheint. Dies dünkt uns übrigens nur so, weil so verschiedenene Räder in Thätigkeit gesetzt werden; denn die Verwickelung löst sich, weil überall, von dem Stadtbezirk an bis zu dem ganzen Staatenbunde, dasselbe Princip waltet, welches als eine einzige, große, die Gesammtheit in Bewegung setzende Kraft wirkt. Die amerikanische Constitution kann mit einer Baumwollenspinnerei verglichen werden, in welcher tausend und tausend Häspel und Spindeln in Thätigkeit sind; die Arbeit der kleineren wickelt sich auf die größeren ab, die ihrerseits wieder ihr Produkt weiter verpflanzen, bis das Ganze in eine Masse gesammelt ist. Der Grundsatz der amerikanischen Regierung ist gut und die bewegende Gewalt ungeheuer; sie fordert daher, wie die ver-

wickelte Maſchine, mit welcher ich ſie verglichen habe, beſtändige Aufmerkſamkeit und geeignete Regulirung der Triebkraft, damit ſie nicht in Unordnung gerathe. Das bewegende Moment iſt die Souveränität des Volkes, — mit andern Worten der Wille der Mehrheit — und bedarf, wie alle bewegenden Kräfte, einer regulirender Hemmung, wenn ſich die Wirkung nicht allmählig beſchleunigen ſoll, bis die Maſchinerie durch die erhöhte Reibung zerſtört wird. Es ſind übrigens auch noch andere Urſachen vorhanden, durch welche der Mechanismus in Unordnung gebracht werden kann, und obgleich die kleineren Theile, wenn ſie mangelhaft werden, zu jeder Zeit herausgenommen und ausgebeſſert werden können, ohne daß das ganze Werk geſtellt werden müßte, muß doch, im Falle die größeren Räder durch einen Zufall aus ihrem Gleichgewichte kommen, die Maſchinerie ebenſo gut zu Grunde gehen, als durch eine allzu raſche Bewegung, welche im Uebermaaß der bewegenden Kraft bedingt iſt. Ferner ſind äußerliche Urſachen vorhanden, welche gefährlich einwirken können. Jeder Mechanismus kann durch eine Erſchütterung aus ſeiner Lage gebracht werden, ſo daß er wenigſtens zu gehen aufhört, wenn er nicht etwa wirklich in Trümmer bricht.

Nun beſtehen die Gefahren, welche den Vereinigten Staaten *drohen*, darin, daß das Föderal-Gouvernement entweder noch ſchwächer wird, als es gegenwärtig iſt, oder nach Lage der Umſtände allzugroße Gewalt gewinnt.

Die *gegenwärtige* Stellung der amerikaniſchen Regierung iſt von der Art, daß das Hemmrad oder der Regulator der bewegenden Kraft (die Ariſtokratie oder die Gewalt des Senats) faſt ganz zu Grunde ging, und als Folge davon ſehen wir eine allzu beſchleunigte Bewegung, welche im Laufe weniger Jahre ſich dermaßen ſteigern muß, daß dem ganzen Mechanismus der Untergang droht.

Aber obgleich es nun nöthig ſeyn wird, die Schwäche der

Föderal-Regierung, soweit die Moralität des Volkes ernstlich in Frage kommt, den Staaten oder der Majorität gegenüber nachzuweisen, liegt es doch meinem Zwecke fern, die Bedeutung derselben als wirkendes Gouvernement zu ermitteln, da ich blos die Untersuchung im Auge habe, in wie weit die Amerikaner berechtigt sind, ihre Institutionen als ein Muster für andere Länder anzupreisen.

Zuvörderst die Frage: was ist die beste Regierungsform? Zuverlässig diejenige, welche am meisten zur Sicherung des Lebens und des Eigenthums beiträgt und ihre Unterthanen glücklich und sittlich macht. Dies wird wohl von Niemand in Abrede gezogen werden, und wir haben darin den Probirstein, an welchem das Gouvernement der Vereinigten Staaten geprüft werden muß. Die Amerikaner haben unsere Monarchie abgeschworen und ihre Heimath gegen ein fernes Land umgetauscht, um Freiheit zu gewinnen. Sie spotteten über die Fehler und Unvollkommenheiten der Continental-Regierungen und nahmen sich vor, ein vollkommenes Gouvernement zu bilden, unter welchem Jeder gebührend vertreten wäre und der Welt ein Beweis geliefert werden solite, daß ein Volk sich selbst beherrschen könne. Die Unmoralität des Zeitalters und die Mißachtung der Religion verabscheuend, beabsichtigten sie eine Verbesserung im Zustande der Gesellschaft. Diese neue und vermeintlich vollkommene Maschinerie ist nun schon an sechzig Jahre in Thätigkeit: untersuchen wir jetzt, wie weit die Theorie durch das praktische Resultat bestätigt wurde.

Ich muß zuerst daran erinnern, daß bereits die Schwäche der Föderal-Regierung in einem höchst wichtigen Punkte bewiesen wurde — ich meine damit die Thatsache, daß sie keine genügende Sicherheit für Person und Eigenthum bietet. Wo dies der Fall ist, kann das Laster nicht entsprechend gezüchtigt werden, und wer wollte in Abrede ziehen, daß dies höchst nöthig ist, um die Moral eines Volkes aufrecht zu erhalten? Ich will übrigens jetzt fort-

fahren, die Schwäche des Föderal-Gouvernements auch da zu beweisen, wo es mit den verschiedenen Staaten oder mit dem Willen der Mehrheit in Zwiespalt kömmt.

Wenn man die Constitution der Vereinigten Staaten mit prüfendem Auge durchgeht, so bemerkt man, daß die Staaten die eigentliche Gewalt sich selbst vorbehalten haben, folglich die Föderal-Union nur auf dem Principe gemeinschaftlichen Zugeständnisses beruht. Kein Staat hat sich seines Rechtes begeben, sich nach Belieben von der Union zurückzuziehen, und die Folge davon ist, daß in jedem Hader mit was immer für einem Staate das Föderal-Gouvernement unvermeidlich erliegen muß. Mr. Tocqueville bemerkt:

„Wenn heute die Sauveranität der Union mit der der Staaten in Widerstreit gerathen sollte, so läßt sich die Niederlage der ersteren mit Zuversicht voraussagen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß je ein derartiger Kampf ernstlich unternommen wird. So oft der Föderal-Regierung ein stätiger Widerstand entgegen tritt, muß sie nachgeben, und die Erfahrung hat bisher stets gezeigt, daß ein Staat immer das durchsetzte, was er mit Ausdauer und Entschiedenheit forderte. Desgleichen ist es Thatsache, daß es jeder gesonderten Regierung, welche bei einem öffentlichen Akte ihre Mitwirkung verweigerte, belassen blieb, nach ihrem Gutdünken zu handeln. *)

„Aber selbst wenn die Unions-Regierung eine organische Kraft besäße, würde doch die physische Lage des Landes die Anwendung derselben sehr schwierig machen.**) Die Vereinig-

*) Vergleiche man das Benehmen der nördlichen Staaten im Kriege von 1812. „Während dieses Krieges," sagt Jefferson in einem Briefe an den General La Fayette, „waren die östlichen Staaten mit der Union bloß so verbunden, wie seelenlose Körper mit lebendigen Menschen."

**) Der tiefe Frieden der Union bietet keinen Anlaß für ein stehendes Heer, und ohne Truppen befindet sich ein Gouvernement nicht in der Lage, die

ten Staaten erſtrecken ſich über ein endloſes Gebiet, ſind durch große Entfernungen von einander getrennt, und die Bevölkerung zertheilt ſich auf der Oberfläche eines Landes, das zur Hälfte noch Wildniß iſt. Wollte nun die Union die verbündeten Staaten durch Militärgewalt zum Gehorſam zwingen, ſo befände ſie ſich ſo ziemlich in derſelben Lage, welche England zur Zeit des Unabhängigkeits-Krieges einnahm."

Die Föderal-Regierung hat nie mehr Schwäche an den Tag gelegt, als in der Sache des Tarifs, der auf die engliſchen Waaren gelegt werden ſollte, um die Manufakturen der nördlichen Staaten zu ſchützen. Die Südländer als Producenten und Exportanten beſchwerten ſich darüber, weil dadurch ihr Intereſſe beeinträchtigt werde. Süd-Carolina, einer der kleinſten Staaten, trat an die Spitze, und der Sturm begann. Es erließ durch Convention eine Akte, erklärte die Föderal-Akte des Tarifs für null und nichtig, bewaffnete ſeine Militzen und bereitete ſich zum Kriege. Die Folge davon war, daß die Föderal-Regierung das Princip des Tarifs aufgab, zu gleicher Zeit aber, um die Schmach der Niederlage zu bemänteln, eine Akte erließ, welche den Präſidenten ermächtigte, Widerſtand mit Gewalt zu Paaren zu treiben, oder mit andern Worten, die Beſchlüſſe der Union zwingend zu machen. Süd-Carolina erkannte auch dieſes Geſetz nicht an; da jedoch der Staat die Föderal-Regierung genöthigt hatte, das Princip des Tarifs aufzugeben, ſo war die Sache zu Ende.

Ein anderes Beiſpiel, in welchem die Föderal-Regierung ihre Schwäche den Staaten gegenüber zeigte, findet ſich in einem Streite mit Georgien. Sie hatte einen feierlichen Vertrag mit den Cherokee-Indianern abgeſchloſſen und vermöge deſſelben ihnen die

günſtige Gelegenheit zu Ueberwindung des Widerſtandes zu benützen und ſich durch Ueberraſchung die ſouveräne Gewalt zu ſchützen.

Sicherheit ihres Landbesitzes in dem Staate Georgien zugesagt. Der siebente Artikel des Dokumentes lautet: „Die Vereinigten Staaten garantiren der Cherokee-Nation feierlich alle ihre bis jetzt noch nicht abgetretenen Ländereien.“ Als sich im Staate Georgien die Bevölkerung vermehrte, hatten die Einwohner keinen Gefallen an den indianischen Nachbarn und bestanden deshalb auf Entfernung derselben. Was war das Resultat? — Daß die Föderal-Regierung ihrem feierlichen Vertrage und der National-Ehre zum Trotze sich in das Machtgebot des Staates Georgia fügte, und die Indianer mußten nach der andern Seite des Mississippi ziehen.

Diese Beispiele sind hinreichend, um zu beweisen, wie schwach die Föderal-Regierung den Staaten gegenüber dasteht; noch schwächer aber erscheint sie in ihrer Opposition gegen den Willen der Mehrheit. Wie zügellos die letztere waltet, habe ich bereits in vielen Pröbchen dargethan. Ich meine damit nicht das Lynch Law oder die freventlichen Mordthaten in den südlichen Staaten, sondern die Aufstände in den civilisirtesten Städten, zum Beispiel in Boston, New-York und Baltimore, wo Verbrechen und Morde begangen wurden, ohne daß sich das Gouvernement je erdreistete, die Verbrecher zu strafen. Der schlagendste Beweis von der Hülflosigkeit der Regierung, wenn sie der Majorität gegenüber steht, haben wir übrigens in der letzten kanadischen Unruhen gesehen, die wie ich fürchte, nur für den Augenblick zum Schweigen gebracht sind. Wenn man auch nicht gewiß weiß, ob es dem Präsidenten der Vereinigten Staaten in seinen Versuchen, die Einmengung der Amerikaner zu hindern, Ernst war, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß General Scott, Major Worth und die übrigen amerikanischen Offiziere, welche an die Grenze geschickt wurden, ihr Aeußerstes thaten, um den Excessen, welche begangen wurden, vorzubeugen, und die Aufregung zu beschwichtigen; aber männiglich weiß, wie fruchtlos ihre Bemühungen waren. Die Magazine wurden erbrochen, die Feldstücke und Musketen in Besitz genommen, aus allen Richtun-

gen Geldunterſtützungen beigebracht und von Seiten der Farmer ganze Wagenladungen Schweine, Mais und Büffel hergeführt, um die Inſurgenten zu unterſtützen. Niemand wollte oder konnte etwas gegen den Willen der Mehrheit ausrichten, und die vorerwähnten Offiziere mußten finden, daß ihre Bemühungen fruchtlos blieben.

Die Miliz von Detroit wurde aufgeboten, ohne den Gehorſam weigern zu können, wenn ſie ſich nicht Geld und Gefängnißſtrafen ausſetzen wollte; indeß bemerkte ſie ganz richtig: „Ihr könnt uns zwar aufbieten; aber wenn's zum Gefecht kommt, zielen wir mit unſern Musketen, wohin wir wollen. Und in der That, ſie ſtanden auch den Inſurgenten bei und feuerten auf die Engländer.

Nach der Niederlage der Aufrührer kamen unſere Truppen in den Beſitz einer Trommel, welche mit dem Namen des Milizen-Corps bezeichnet war, das man zu ihrer Zurücktreibung aufgeboten hatte.

Wenn ſich ein Volk alſo über das Geſetz wegſetzt, ſo iſt es von geringer Bedeutung, ob die Regierung mehr oder weniger ſchwach iſt; aber vorderhand kann man ſagen, daß ſie im Gegenſatze zur Mehrheit eine bloße Null bildet. Sind nun die Amerikaner in dieſem Punkte beſſer geworden, als wir. Es wird allgemein zugeſtanden, daß eine ſtarke und kräftige Regierung, welche im Nothfalle die Leidenſchaften aufgeregter Maſſen zu zügeln vermag, eine höchſt günſtige Einwirkung übe auf die geſellige Ordnung und das Glück der Staatsangehörigen; dagegen kann das Föderal-Gouvernement nichts thun, als den unthätigen Zuſchauer oder den unberückſichtigten Bittſteller ſpielen, wenn ſich's einmal um Fragen handelt, wo doch viel daran liegt, die ſchlummernde exekutive Gewalt in's Leben zu rufen.

Sechszehntes Kapitel.

Zunächst bleibt uns nun zu untersuchen, ob die Regierung der Vereinigten Staaten ihren Bürgern ein Beispiel von Treue und Glauben, Ehrenhaftigkeit und moralischen Grundsätzen gebe — ob sie dadurch günstig einwirke auf die Sittlichkeit des Volkes und die Fehler und Irrthümer der monarchischen Institutionen verbessere, welche die Amerikaner so sehr verabscheuen.

Die Amerikaner standen bis auf die letzten zwanzig Jahre in wenig oder gar keiner Beziehung zu andern Ländern; namentlich beschränkte sich ihr ganzer Verkehr auf einige Vorträge und sehr wenige diplomatische Verhandlungen mit dem alten Continent. Aber selbst wenn sich's anders verhielte, so könnten sie nicht danach beurtheilt werden; denn jede Nation bedarf eines gewissen Grades von Nationalehre, wenn sie sich der Achtung anderer erfreuen will, und die Furcht vor den Folgen muß sie stets zwingen, jeden Vertrag einzuhalten, den sie mit großen und mächtigen Ländern abgeschlossen hat. Es fragt sich daher: hat die Föderal-Regierung ihre Verträge und Zusagen gehalten, wenn sich diese auf Gemeinschaften bezogen, welche zu schwach waren, sich zu vertheidigen, oder hat sie in der kurzen Periode ihres Nationalbestands nicht schon zu wiederholten Malen die Nationalehre verletzt, so oft es geschehen konnte, ohne Vergeltung oder Schmach auf sich zu laden? Die beste Antwort gibt eine Untersuchung ihres Benehmens gegen die unglücklichen Indianer; welche ihrem eigenen Ausdrucke zufolge, „jetzt wie Schnee vor den Weißen dahinschmelzen." Das Einhalten der Verträge mit den Mächtigen ist kein passender Würdigungsgrund für die Moralität einer Regierung; wir müssen ihn suchen in dem strengen Rechtlichkeitssinne gegen den Schwachen und Wehrlosen und dürfen dabei nicht vergessen, daß ein einziger Treubruch von Seiten eines demo-

kratiſchen Gouvernements die Moral ſeines Volkes weit nachhaltiger untergräbt als tauſend Meineide, die in der Geſellſchaft vorfallen; denn eine Nation, die keine Ariſtokratie beſitzt, welche ihm als Beiſpiel vorleuchtet, muß natürlich zu dem Benehmen ſeiner Regenten aufblicken und ihre Entſcheidungen zur Richtſchnur wählen. Wollte ich alle die Treubrüche aufzählen, welche gegen die Indianer begangen wurden, ſo müßte ich einen eigenen Band damit füllen. Es lag eine bittere Ironie in der Erwiederung des Seminolen-Häuptlings, der in Beziehung auf die Ausdrücke, welche in den Verträgen gebraucht werden, gegen die indianiſchen Agenten bemerkte, das „ewig" des weißen Mannes daure nicht lange genug. Selbſt in Bezahlung der ärmlichen Summe für die Ländereien, welche den Indianern abgehandelt und mit ungeheurem Gewinn wieder verkauft wurden, hielt ſich die amerikaniſche Regierung nicht an die Uebereinkunft, und wenn die Indianer zwei Jahre ſpäter kamen, um ihr Geld zu holen, entblödete ſich das Gouvernement nicht, die Rolle eines jüdiſchen Wucherers zu ſpielen und ihnen zu erklären, daß ſie die Hälfte in Geld, die Hälfte in Waaren annehmen müßten. Die Indianer machten Vorſtellungen und die Häuptlinge erwiederten: „Unſere jungen Männer haben auf Credit gekauft, wie ſie zu thun pflegen; ſie brauchen die Dollars, um ehrlich zu bezahlen, was ſie ſchulden."

„Iſt unſer großer Vater ſo arm? „ſagte ein Häuptling zu dem indianiſchen Agenten. „Ich will ihm einiges Geld borgen!" Und er ließ einige tauſend Dollars herbeibringen, die er dem Agenten anbot.

In dem Florida-Krieg, auf den ich ſpäter wieder zurückkommen werde, kam dieſelbe Treuloſigkeit in Anwendung. Da die Amerikaner nicht im Stande waren, die Indianer aus ihren Sümpfen und Moräſten zu vertreiben, ſo beredeten ſie dieſelben, unter einer Waffenſtillſtandsflagge zur Berathung zu kommen. Aber ohne Rückſicht auf dieſes Friedenszeichen warfen ſie die Indianer in's Ge-

fängniß, bis sie dieselben nach dem fernen Westen schicken könnten — das heißt, wenn sie ihre Gefangenschaft überlebten, was bei dem ritterlichen Osceola nicht der Fall war. Glaube man übrigens nicht, daß bei derartigen Handlungen der Vorwurf auf die Offiziere falle, denn die Schändlichkeiten wurden in der Regel durch die indianischen Agenten geübt. Unter diesen sind freilich auch viele ehrenwerthe Männer; aber eine verderbte Regierung wird stets schlechte Leute genug finden, die sich in jeder Büberei als willige Werkzeuge brauchen lassen. Wie scharf ich mich übrigens auch über das Benehmen des amerikanischen Gouvernements gegen die Indianer aussprechen möchte, so würden meine Ausdrücke dennoch mild seyn in Vergleichung mit den Aeußerungen, welche die Offiziere und andere amerikanische Gentlemen über diesen Gegenstand laut werden ließen. Die Entrüstung war in der That so allgemein, daß sie den sprechendsten Beweis liefert, die Regierung sey weit unmoralischer als die Nation.

Den letzten Indianerkrieg, mit Ausnahme des noch fortdauernden in Florida, führte das amerikanische Gouvernement gegen die Sacs und Foxes, die unter dem Commando ihres gefeierten Häuptlings, des schwarzen Falken, standen. Die Sacs und Foxes hatten in dem Gebiet Joway östlich vom Mississippi einen großen Strich Landes am Rock-River im Besitze, und die Regierung wünschte ihnen denselben abzuzwingen. Wie sie zu diesem Lande kam, erhellt am besten aus dem Berichte des schwarzen Falken. Der Krieg entsprang aus dem Umstande, daß der schwarze Falke den Vertrag nicht anerkannte und das Gebiet wieder zu erringen suchte.

„Einige Monate nachher kam dieser junge Häuptling (Lieutenant Pike) den Mississippi herunter. Einer von unseren Leuten tödtete einen Amerikaner und wurde wegen dieses Vergehens zu Saint Louis in's Gefängniß gesteckt. Wir hielten eine Berathung in unserem Dorfe, um zu sehen, was wir für ihn thun könnten, und beschloßen, daß Quash-qua-me, Pa-she-pa-ho, Ou-che-qua-ha und Ha-she-

quar-hi-qua nach Saint Louis hinuntergehen, unſern amerikaniſchen Vater beſuchen und Allem aufbieten ſollten, um unſern Freund wieder in Freiheit zu ſetzen, indem ſie für den Getödteten Geld zahlten und die Verwandten deſſelben zufrieden ſtellten! Dies iſt unter uns das einzige Mittel, einen Menſchen zu retten, der einen andern getödtet hat, und wir dachten damals, daß es unter den Weißen ebenſo üblich ſey. Das Häuflein machte ſich unter den Glückwünſchen der ganzen Nation auf den Weg und hoffte den Zweck der Sendung zu erreichen. Die Verwandten des Gefangenen ſchwärzten ſich das Geſicht und faſteten, um den großen Geiſt zum Mitleid zu bewegen, damit er dem Weibe den Gatten und den Kindern den Vater zurückgebe.

„Quaſh-qua-me und ſeine Begleiter blieben lange Zeit aus. Endlich kehrten ſie zurück und lagerten ſich in kurzer Entfernung unter dem Dorfe, ohne jedoch am ſelbigen Tage herauf zu kommen. Auch näherte ſich Niemand ihrem Lager. Wie es uns vorkam, waren ſie in ſchöne Röcke gekleidet und hatten Medaillons. Aus dieſem Umſtand hofften wir, daß ſie uns gute Neuigkeiten brächten. Am andern Morgen füllte ſich die Berathungshütte früh mit Menſchen. Quaſh-qua-me kam mit ſeinem Gefolge herauf und erſtattete uns folgenden Bericht über ſeine Sendung.

„Nach ihrer Ankunft in Saint Louis trafen ſie mit ihrem amerikaniſchen Vater zuſammen, trugen ihm ihr Anliegen vor und baten ihn dringend, ihren Freund zu befreien. Der amerikaniſche Häuptling ſagte ihnen, er brauche Land, und ſie kamen mit ihm überein, ihm einiges auf der Weſtſeite des Miſſiſſippi und einiges an dem Illinois-Ufer, dem Jeffreon gegenüber, abzutreten. Nachdem Alles dies bereinigt war, erwarteten ſie, ihr Freund werde in Freiheit geſetzt werden, um mit ihnen nach Hauſe zu gehen. Die Zeit ihres Aufbruchs kam heran, und man ließ ihren Freund aus dem Gefängniß; er war aber noch nicht weit gekommen, als er todtgeſchoſſen wurde. Dies war Alles, deſſen ſie ſich von dem Ge-

sagten oder Geschehenen erinnern konnten; denn sie waren den größten Theil der Zeit ihres Aufenthalts in Saint Louis betrunken gewesen.

„Auch ist dies Alles, was ich oder die Nation in Betreff des Vertrages von 1804 erfuhr.

„Erst später wurde mir weitere Aufklärung. Ich finde aus diesem Vertrage, daß all unser Land östlich vom Mississippi und südlich von dem Jeffreon für tausend Dollars jährlich an die Vereinigten Staaten abgetreten ist. Ich überlasse es nun der Beurtheilung des amerikanischen Volkes, ob unsere Nation gebührend in diesem Vertrage vertreten war, oder ob wir eine billige Entschädigung für die Ausdehnung des Landes erhalten haben, das von diesen vier Individuen abgetreten wurde. Ich könnte noch mehr über diese Verhandlung sagen, will aber vorderhand schweigen. Sie war der Ursprung aller unserer Mißhelligkeiten."

Ich habe in der That Grund, zu glauben, daß das meiste Land, welches von den Indianern an die Vereinigtan Staaten überging, durch Personen abgetreten wurde, die nicht berechtigt waren, es zu verkaufen; und die Föderalregierung war schnöde genug auf Verträge mit solchen Leuten Gewaltmaßregeln zu bauen.

In einem Bericht des Kriegssekretärs an den Kongreß, den Schutz der Westgrenze betreffend, finden wir eine ehrliche Darlegung des Benehmens und der Absichten des amerikanischen Gouvernements gegen die Indianer. Obgleich Letztere fortfahren, den Präsidenten der Vereinigten Staaten als ihren großen Vater anzureden, ist doch hier die wahre indianische Gesinnung gegen das amerikanische Volk aufrichtig zugestanden. — In der Einleitung heißt es:

> „Einheit der Gesinnung herrscht nicht unter ihnen, den tiefen und ewigen Haß gegen die Weißen und namentlich gegen die Anglo-Amerikaner ausgenommen; wenn daher nicht eine Verschmelzung stattfindet, so ist von ihnen

keine ernstliche Schwierigkeit zu besorgen. Anders verhält sich's übrigens, wenn sie bewogen werden könnten, sich zu Schutz und Trutz zu vereinigen. Sie würden dann selbst ihre Kraft erkennen, Vertrauen gewinnen und wahrscheinlich ihrem lange unterdrückten Wunsche, für früheres Unrecht Rache zu nehmen, Luft machen; denn sie gestehen offen und frei, daß sie ihren Groll nur aus Furcht zügeln."

Wie ich in meinem Tagebuch bemerkt habe, thut die amerikanische Regierung dergleichen, als ob es ihr angelegentlicher Wunsch sey, den Zwistigkeiten zwischen den Stämmen ein Ende zu machen. Es scheint jedoch, daß dieses Verlangen nicht so gar groß ist, denn der Bericht sagt:

„Sollte es jedoch anders kommen, so sind die Vereinigten Staaten jeden Augenblick im Stande, die ganze Streitkraft der Sioux (die erblichen und unversöhnlichen Feinde aller übrigen Indianer) gegen sie zu hetzen, oder umgekehrt, wenn wir mit der Sioux-Nation in Schwierigkeit kämen. Es frägt sich daher, ob es nicht die Klugheit fordere, daß dieser erbliche Haß eher aufrecht erhalten, als durch die Bemühungen, eine innigere Vereinigung unter ihnen herzustellen, zerstört werde."

Der Bericht deutet auch, wo von der Nothwendigkeit einer größern Streitkraft an der Grenze die Rede ist, sehr schonend an, „sie sey bloß Folge der schweren Verpflichtungen, welche dem Gouvernement zur Last fielen und wahrscheinlich von Zeit zu Zeit ohne sehr genaue Berechnung der Mittel, contrahirt worden seyen, die zu treuer Erfüllung derselben nöthig wären."

Ich zweifle, ob dieser Bericht von dem Kongreß vorgelegt worden wäre, wenn dieser an die Möglichkeit gedacht hätte, er könnte seinen Weg nach dem alten Lande finden. Ich werde gelegentlich wieder darauf zurückkommen, und habe in diesen wenigen Auszügen bloß zeigen wollen, daß nur der Nutzen, nicht aber das sitt-

liche Gefühl der Grundsatz ist, von welchem sich die Föderal-Regierung der Vereinigten Staaten leiten läßt.

Das nächste Beispiel, welches die Gewissenlosigkeit der Föderal-Regierung beweist, liegt in der Thatsache, daß sie die Losreißung der Provinz Texas von Mexiko nicht nur duldete, sondern so zu sagen stillschweigend begünstigte, obschon sie mit letzterer Republik, welche leider zu schwach war, um sich selbst helfen zu können, in freundschaftlichem Verhältnisse stand. In diesem Falle kann sich das Gouvernement der Vereinigten Staaten nicht entschuldigen, da es wirklich eine Armee an der Grenze stehen hatte und gut in der Lage gewesen wäre, die Insurgenten zurückzutreiben. Doch davon war keine Rede. Man bemerkte, daß man in Texas, wenn es der Union einverleibt oder von Mexiko unabhängig wäre, einen Markt für die Extra-Sklavenbevölkerung finden dürfte; und außerdem war es für die Baumwollen-Produktion das schönste Land der Welt, das eine unendlich werthvolle Gebietserweiterung abgeben mußte. Doctor Channing spricht sich in einem Briefe an Mr. Clay nachdrücklich über die Frage aus, beleuchtet den Fall vollständig und weist die Schändlichkeit des Benehmens so vollkommen nach, daß ich mir's nicht versagen kann, dieser besten aller amerikanischen Autoritäten einige Stellen zu entnehmen. In der That glaube ich, daß dieses Schreiben des Doctor Channing der Hauptgrund ist, warum die amerikanische Regierung Texas bis jetzt noch nicht in die Union aufgenommen hat. Die Gegenbestrebungen der nördlichen Staaten würden sie nicht gehindert haben; aber sie wurde durch Doctor Channing beschämt, welcher sagt:

„Die Vereinigten Staaten sind nicht gerecht gegen Mexiko gewesen. Unsere Bürger haben sich nicht einzeln, stille und verkleidet in das Land gestohlen, und ihre Absicht, Mexiko zu zerreißen und eine ferne Provinz desselben unserem Lande beizufügen, war in kein Geheimniß gehüllt. Sprachen sich ja alle unsere Zeitungen darüber aus. Innerhalb

unſerer Grenzen wurden offen für den Texaniſchen Krieg Truppen ausgerüſtet, organiſirt und nach dem Schauplatze des Streites abgeſchickt. Unſere Zeitungen enthielten Aufgebote von Freiwilligen, welche auf Koſten von Texas ſich einreihen und an Ort und Stelle führen laſſen ſollten. Allerdings erließ die Regierung eine Proklamation und verbot dieſe feindlichen Vorbereitungen; aber es war nur ein todter Brief, denn dem erlaſſenen Befehle zum Trotze lenkten militäriſche Compagnieen mit Officieren und Fahnen bei hellem Tage ihre Schritte nach der im Aufſtand begriffenen Provinz. Wir hatten eine Armee in der Nähe der mexikaniſchen Grenze — hat ſie dieſe Eindringlinge in ein Land, mit welchem wir im Frieden ſtanden, zurückgewieſen, oder hat nicht im Gegentheil ihre Anweſenheit den Empörern Muth eingeflößt? Wie können wir nach dieſem Vorgange unſer Benehmen vor der Welt rechtfertigen, wenn wir namentlich in dieſem Augenblicke gar ſo weit gehen, ein Gebiet, welches durch unſere Nachläßigkeit geſetzloſen Eindringlingen zum Raube wurde, in unſere Union aufzunehmen? Wollen wir uns einen Platz unter den Raubſtaaten anweiſen laſſen? Haben wir als Nation alle Selbſtachtung aufgegeben? Iſt keine Ehrfurcht vor National-Moralität mehr vorhanden? Haben wir kein Gefühl der Verantwortlichkeit gegen andere Völker und gegen Ihn, der die Schickſale der Nationen lenkt?"

Doktor Channing fährt dann fort —

„Einige Verbrechen gewinnen durch ihre Größe einen Anſtrich der Erhabenheit, und zu dieſer Würde iſt die Wegnahme von Texas durch unſere Bürger berechtigt. Die neue Zeit liefert kein Beiſpiel von individuellem Raub in ſo großartigem Maßſtabe, denn es handelt ſich hier um nichts weniger, als um den Raub eines Reiches. Der Pirat nimmt ein Schiff weg, aber die Coloniſten und ihre Gehülfen be-

gnügen sich mit nichts Geringerem, als einem ganzen Lande. Sie haben ihre angelsächsischen Vorfahren überboten; denn jene Barbaren handelten im Einklange mit den Grundsätzen ihres Zeitalters und nach dem rohen Codex der Nationen in einer Zeit der dichtesten heidnischen Finsterniß. Sie fielen in England ein unter ihren Herrschern und unter der Weihe der düstern Religion des Nordens. Wir aber leben in einem civilisirten, gebildeten Jahrhundert, erfreuen uns des Lichts der Wissenschaft und der christlichen Lehre, kennen das Völkerrecht und das Gesetz, welches allgemeine Liebe lehrt — aber in Mitte der schönsten Entfaltung von Religion, Gelehrsamkeit und Humanität hat der Raub von Texas seine Werkzeuge gefunden. Aus einem freien, wohlgeordneten, erleuchteten, christlichen Lande sind bei hellem Tage Horden ausgezogen, um dieses ungeheure Unrecht zu begehen."

Ich schließe meine Bemerkungen über diesen Punkt mit einem weiteren Auszuge aus demselben Schriftsteller:

„Eine Nation, die durch ihre Habsucht, ihre Anmaßung und vor Allem durch ihre Anstrengungen, den Fluch der Sklaverei weiter zu verpflanzen, einen Krieg hervorruft, ist gleich falsch gegen sich selbst, gegen Gott und gegen das menschliche Geschlecht.

Nachdem ich nun gezeigt habe, in wie weit die Föderal-Regierung um des Beispieles willen, das sie durch ihr Benehmen Anderen gibt, als die Stütze der Reinheit ihrer Institutionen betrachtet werden kann, will ich nun untersuchen, ob sie durch ihre innere Verwaltung geeignet ist, der Nation als Muster vorzuleuchten. Sie schreit über die Bestechlichkeit Englands — kann sie selbst diesen Vorwurf von sich abweisen?

Der Verfasser einer Stimme aus Amerika bemerkt:

„Bei einem so ungeordneten, unkonstitutionellen und losen Zustand der Dinge können Millionen des öffentlichen Scha-

tes für Wahl- und Parteizwecke aufgewendet werden, um der Verwaltung Freunde zu erkaufen, ohne daß dafür Rechenschaft abgelegt würde. Man nimmt aber einfach an, daß alle öffentlichen Fonds, die in dieser Weise verloren gingen, wirklich darauf verwendet worden seyen, um der Regierung Freunde zu gewinnen, ob nun die Unterschlagungen im Einverständnisse mit den Machthabern zu Washington vorgegangen seyn mögen oder nicht. Das Geld ist dahin, geht fortwährend dahin und geht an Freunde. So viel ist gewiß, was auch sonst in der Sache falsch seyn mag. Und was den amtlichen Berichten zufolge in dieser Weise schon verbraucht wurde, wäre zureichend, um die Stimmen eines großen Bruchtheils der amerikanischen Bevölkerung zu erkaufen — das heißt, man könnte damit einen angemessenen Einfluß erzielen, um sich gedachte Vota zu sichern. Am siebenzehnten Januar 1838 berichtete der Schatzmeister der Vereinigten Staaten die Namen von drei und sechzig Personen, welche sich Unterschlagungen in einem Betrag von mehr als einer Million Dollars zu Schulden kommen ließen, der ungeheuren Verluste in den Lokalbanken gar nicht zu gedenken — ein bloßer Anfang des Endes.

Wie ich bereits bemerkt habe, wurde unter der Präsidentschaft des Mr. Adams ein Mr. B. Walker in's Gefängniß geworfen, weil er eine Summe von ungefähr achtzehntausend Dollars veruntreut hatte. Warum wurden diejenigen, welche den Staat um mehr als eine Million betrogen hatten, nicht bestraft, und wenn es die Regierung für passend hält, sie frei umhergehen zu lassen, billigt sie nicht thatsächlich ihre Unehrlichkeit? Weder die Personen der Veruntreuer, noch ihr Eigenthum wurde angetastet, und es gewinnt fast den Anschein, als habe ein Abfinden stattgefunden. Die Regierung sagt zu denjenigen, welche ihr Beistand geleistet haben: „Wir können

euch für eure Dienſtleiſtungen nicht mit baarem Gelde bezahlen, wollen aber eine öffentliche Caſſe zu eurer Verfügung ſtellen, und ihr könnt dann, wenn ihr wollt, ſelbſt zugreifen.“

Welches Reſultat muß ein ſolches Benehmen auf die Geſellſchaft üben? Wenn die Regierung den Treubruch nicht für ſtrafbar hält, ſo iſt auch die Geſellſchaft bereit, dieſe Anſicht gelten zu laſſen, und ſo wird das Volk demoraliſirt, nicht nur durch das Beiſpiel ſeines Gouvernements in den Beziehungen zu Fremden, ſondern auch in ſeiner Milde gegen Individuen, welche eben ſo treulos ſind, als die Regierung ſelbſt ſich erwieſen hat.

In der That kann man dreiſt die Behauptung aufſtellen, daß in jeder von der Föderal-Regierung ergriffenen Maßregel die moraliſche Wirkung auf das Volk keinen Augenblick als berückſichtigungswerth erſchienen iſt.

Siebenzehntes Kapitel.

Wir müſſen nun noch ein paar andere Punkte unterſuchen. Die Amerikaner betrachten ſich als das einzige Volk der Erde, welches ſich ſelbſt beherrſcht, und behaupten, daß wir Engländer uns keiner freien und vollkommenen Repräſentation zu erfreuen hätten. Wir wollen uns hierüber nicht mit ihnen ſtreiten, ſondern mit Umgehung der Frage, wie es mit England ſtehen mag, blos erforſchen, was Amerika gewonnen hat. So viel iſt gewiß, daß ein Volk, welches keine freie, unparteiiſche Repräſentation beſitzt, nicht ſich ſelbſt beherrſcht, wie ſehr es auch dieſer Anſicht leben mag. Haben die Amerikaner mit dem allgemeinen Stimmrecht eine Vertretung gewonnen, die frei von Beſtechung iſt? Wenn dies der Fall wäre,

ſo hätten ſie allerdings ihr Ziel erreicht; andernfalls aber wurde viel geopfert, um nichts zu gewinnen.

Während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten berechnete ich alle die verſchiedenen Wahlen, welche jährlich, alle zwei Jahre und in längeren Friſten ſtattfinden, und fand, daß ſie ſich, einſchließlich der Wahlen für die Föderal-Regierung, für die geſonderten Gouvernements eines jeden Staates und für viele andere Aemter ungefähr auf zweitauſend fünfhundert jährlich belaufen. Wollte ich übrigens noch die bürgerlichen Wahlen beifügen, die gleichfalls politiſch ſind, ſo würde ich gar kein Ende finden. In England haben wir durchſchnittlich ungefähr zweihundert Wahlen des des Jahrs — die Zahl für dreizehn Millionen Amerikaner beträgt alſo zweitauſend fünfhundert, für ſiebenundzwanzig Millionen Engländer zweihundert.

Es muß übrigens zugeſtanden werden, daß die Mehrzahl dieſer Wahlen in den Vereinigten Staaten ruhig abläuft, wahrſcheinlich weil ſie nicht genug Intereſſe bieten und ſich zu oft wiederholen. Anders verhält ſich's, wenn die wichtigeren Wahlen in Frage kommen. Die Aufregung wird dann allgemein, das nahe Ereigniß beſchäftigt jede Zunge, und alles Andere tritt darüber in den Hintergrund.

Es muß bemerkt werden, daß der Kampf in Amerika der Stelle nicht dem Grundſatze gilt; denn welche Partei auch an's Ruder kommen mag, das Prinzip ihres Handelns bleibt ſtets das gleiche. Hin und wieder taucht eine wichtige Frage auf, die faſt die ganze Union erſchüttert; aber dies iſt nur ein ſehr ſeltener Fall. In der Regel iſt der Geſammtgang der Geſetzgebung auf ſehr enge Grenzen angewieſen und ſelten mehr als eine bloße Geſchäfts-Routine. Bei den meiſten Führern einer Partei (insbeſondere aber bei der, welche gegenwärtig am Ruder ſitzt) gilt daher der Kampf keinen Grundſätzen, ſondern, ich möchte faſt ſagen, dem lieben Brode, und dies iſt ein Hauptgrund, warum die Wahlzwiſte ſo giftig geführt

werden. Natürlich steht die Präsidentenwahl obenan. Mr. Tocqueville hat sich gut darüber ausgesprochen, indem er sagt:

„Lange Zeit vorher wird die Wahl das wichtigste und Alles verdrängende Tagesgespräch. Die Parteiwuth verdoppelt sich; alle die künstlichen Leidenschaften, welche die Imagination in dem Schooße eines glücklichen und friedlichen Landes hervorrufen kann, werden aufgeregt und an's Licht gefördert. Andererseits ist der Präsident in die Sorge der Selbstvertheidigung vertieft. Er regiert nicht länger im Interesse des Staats, sondern nur für seine Wiedererwählung. Er huldigt der Mehrheit und schmeichelt oft ihren schlimmsten Launen, statt, wie es seine Pflicht forderte, die Leidenschaftlichkeit der Menge zu zügeln. Mit dem Näherrücken der Wahlperiode steigert sich die Thätigkeit der Intrike und die Aufregung der Masse. Die Bürger theilen sich in feindliche Lager, deren jedes den Namen seines begünstigten Candidaten trägt. Die ganze Nation glüht in fieberischer Aufregung. Die Wahl ist das tägliche Thema der öffentlichen Blätter, der Gegenstand jedes Privatgesprächs, das Ende jedes Gedankens und jeder Handlung, das ausschließliche Interesse der Gegenwart."

Natürlich ziehen die Wahlen der großen Städte zunächst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe schon oben angedeutet, daß bei der letzten New-Yorker Wahl die Comité's der Gegenpartei von den Whigs erkauft wurden, welche durch diese Bestechung aus der Wahl als Sieger hervorgingen. Ich will übrigens jetzt anführen, was die Amerikaner selbst sagen, und meinen Lesern die Beurtheilung anheimstellen, in welchem Lande die größte Wahlreinheit herrscht, in England oder in Amerika.

„Am neunten, zehnten und elften dieses Monats fand in unserer Stadt die Lokalwahl eines Mayors und einiger anderer öffentlichen Beamten Statt. Sie schloß mit einer

Niederlage der Whigpartei, da die Loco-Focos eine Majorität von ungefähr tausend und fünfzig Stimmen für ihren Mayor hatten. Im letzten April hatten die Whigs eine Mehrzahl von ungefähr fünfhundert, Es wareu siebenzehn Beaufsichtigungs-Lokale und siebenzehn Stimm-Tribünen eröffnet. Die der Vorstädte boten die schmählichsten Scenen von Tumult, Betrug, Bestechung und Meineid, welche je in diesem oder irgend einem andern Lande bei einer ähnlichen Gelegenheit vorkamen. Die ganze Zahl der abgegebenen Stimmen betrug ein und vierzig tausend dreihundert, obschon es eine anerkannte Thatsache ist. daß keine vierzig tausend Stimmberechtigten in der Stadt wohnen. Das Ergebniß dieser Wahl ist nur von weniger Bedeutung, und es steht zu erwarten, welchen moralischen Einfluß es auf andere Sektionen des Landes übe. In der Regel ist zwar die Wirkung eines solchen Triumphs auch an andern Orten ungünstig für die besiegte Partei und würde es wohl auch in dem gegenwärtigen Falle seyn, wenn der Kampf ein ordentlichen gewesen wäre; es ist übrigens möglich, daß die angeführten Fälle von Betrug, Bestechung und Meineid auf die Urheber dieser schmachvollen Verhandlungen zurückwirken.

„Die Gemäßigten und Denkenden unter beiden Parteien" — heißt es ferner — „ja, wir können wohl sagen, alle ehrenhafte Personen, welche Zeugen der kürzlichen Vorgänge waren, verabscheuen den Betrug, den Meineid und die Bestechung, welche nur zu augenscheinlich die Regierungs-Partei in den Stand setzten, eine so große Stimmenmehrheit zu gewinnen. Wohin wird es noch in diesem Lande kommen? Ein friedlicher Kampf auf der Stimm-Tribüne ist ein friedliches Partei-Zeugniß — er soll die Ansichten der stimmberechtigten Bürger darthun und ist eine offene, ehrenhafte

Partei-Berufung an die Mehrheit. Wir sind alle Amerikaner, welche unter derselben Constitution und unter den gleichen Gesetzen leben; Jeder rühmt sich seiner Freiheit und seiner Gleichheitsrechte — unsere politischen Meinungsverschiedenheiten sind daher im Grunde weiter nichts, als verschiedene Ansichten unter Mitgliedern derselben National-Familie. Was soll aber aus unserer Freiheit, aus unsern Rechten, aus unserer Moral, unserer Sicherheit und unserrr Religion werden, wenn es unserer Administration gestattet ist, sich bei so offenen, zugestandenen und greifbaren Betrugs- und Bestechungspraktiken zu betheiligen, wie wir sie kürzlich in dieser Stadter leben mußten? Mehr als fünftausend Fremde, für welche die städtische Verwaltung kein Interesse hat, wurden von den Parteigängern der Administration in die Stadt eingeführt und nach den Stimm-Tribünen gebracht, um zu entscheiden, wer unsere Municipalgesetze machen soll. In einem einzigen Viertel wurden mehr als vierhundert Stimmen über die Zahl der Stimmberechtigten abgegeben. Die Leute gingen von einem Wahlbezirk in den andern und herbergten in letzterem eine einzige Nacht, um dadurch eine scheinbare Qualifikation zu gewinnen. Von den Kriegsschiffen der Vereinigten Staaten wurden mehr als zweihundert Matrosen zum Abstimmen nach der Stadt gebracht. Die Schaluppen und kleineren Fahrzeuge, welche auf den nördlichen oder östlichen Flüssen Handelsgüter verführen und bekanntermaßen nie mehr als mit drei Personen bemannt sind, spieen je dreißig oder vierzig Wähler aus. Leute, die von der Tribüne wegen Mangels einer gesetzlichen Qualifikation abgewiesen worden waren, wurden von den Parteigängern der Administration wieder zurückgebracht, um ihr Votum einzuschwören. Hunderte, die noch den rothen

Thon von New-Jersey an den dicken Sohlen ihrer Schuhe trugen, präsentirten sich als Wahlbürger von New-York, und aller dieser Betrug und Meineid wurde bloß aufgeboten, damit Mr. van Buren sagen könne: ‚ich habe die Stadt wieder gewonnen.‘

„Aber ungeachtet aller dieser gewaltigen Anstrengungen hat er doch, wie es billig und recht war, eine bedeutende Niederlage erlitten; denn es besteht heutzutage in dieser Stadt eine klar nachgewiesene Whig-Majorität von fünftausend.

„Es ist daher schnöder Hohn, einen Kampf mit Personen aus andern Staaten, die für den Anlaß gedungen wurden, eine Wahl zu nennen. Wir müssen ein Collegium zu Prüfung der Stimmen erhalten, um ein so maßloses System von Meineid und Betrug abzuwehren; denn hierin liegt das einzige Mittel, in allen derartigen Dingen zu einer ehrlichen Entscheidung zu kommen, und Jeder, dem seine Person, sein Eigenthum oder seine Kinder theuer sind, muß unsere Forderung unterstützen. Diese Wahl sollte den Ehrenhaften von allen Parteien die Augen öffnen und sie auf die uns bedrohenden Gefahren aufmerksam machen, damit man sich in Zeiten dagegen wahren könne.“

Der Atlas schreibt Montag Morgens den 16. April 1838 über das triumphirende Resultat der Wahl von New-York:

„Selten haben wir noch eine Wahl erlebt, die während ihrer Dauer eine so lebhafte Theilnahme erregte, wie die, welche eben erst in New-York zu Ende gegangen ist. Von vielen Seiten her erhielten wir Briefe, mit der Bitte, das Resultat doch ehestens bekannt zu machen, und unter den Whigs des Landes gab sich eine Spannung kund, welche

kaum je übertroffen wurde. Sie wurde noch erhöht durch das ungeheure Zuströmen der Loco-Focos am ersten Tage, und man begann zu fürchten, daß die beispiellosen und vor Nichts zurückschreckenden Anstrengungen unserer Gegner, ihr schamloses Aufbieten von Betrug, Gewaltthat und Bestechung aller Art, die Einführung von fremden, meineidigen Wählern und die verschwenderische Vertheilung öffentlicher Gelder die rechtmäßige Stimme der Mehrheit in New-York überwältigen könnte. Aber alle diese Besorgnisse sind nun glorreich zerstreut. Die Whigs unsrer großen Stadt haben edel ihre Pflicht gethan, und mit Freuden stimmt das alte Massachusetts in ihren Triumph-Hymnus ein!

„Wir erfahren aus den New-Yorker Zeitungen, daß am Freitag unter den Whigs dieser Stadt in Betreff des Resultats große Unruhe herrschte. Nie hatte die Administrations-Partei so verzweifelt gekämpft. Horden von Fremden und ungesetzlichen Männern wurden in die Stadt getrieben —

> ‚In Massen, wie des Nordens Völker nie
> Von ihrem eis'gen Grund aus sich ergoßen,
> Hin nach dem Donaustrome oder Rhein.'

„Nach einer mäßigen Berechnung müssen in den verschiedenen Bezirken wenigstens viertausend ungesetzliche Stimmen abgegeben worden seyn. Squatters und Landstreicher von den Crotoner Wasserwerken, von Brooklyn und Long-Island, von Troy bis zum Sing-Sing, marschirten in Reih und Glied nach den zweifelhaften Wahlvierteln, um die Stadt mit Gewalt in Mr. van Burens Knechtschaft zu geben. Einige von den Wahlbezirken lieferten vier- bis sechshundert Stimmen mehr, als sie Bewohner zählten. Auch wurde das doppelte Votiren in großer Ausdehnung geübt.

Der Expreß sagt, dem Geiste der Naturalisations-Gesetze sey völliger Trotz geboten und das heilige Stimmrecht auf's bitterste verhöhnt worden. Welche Partei sich hierin das meiste Unrecht zu Schulden kommen ließ, mag aus der Thatsache beurtheilt werden, daß die Loco-Focos jedem Antrag Widerstand leisten, der auf eine Prüfungs-Commission oder auf ein anderes Gesetz hinzielt, wodurch dem Volke ein ehrenhaftes und constitutionelles Stimm-System gesichert werden könnte."

Eines Tages unterhielt ich mich zu New-York mit einem der einflußreichsten Anhänger der Whig-Partei, und er bemerkte gegen mich in Beziehung auf den Erfolg des Wahlkampfs: „Wir schlugen sie buchstäblich mit ihren eigenen Waffen."

„Wie so?" versetzte ich.

„Je nun, wir erkauften alle ihre Knüttelmänner für so und so und so viele Dollars auf den Kopf, und dieselben Stöcke, welche in Anwedung kommen sollten, um uns von dem Poll abzuhalten, zerschlugen nur die Köpfe der Locofocos!"

Das nenne ich eine Wahlreinheit!

Noch ein weiterer Punkt ist wohl der Untersuchung würdig — in wiefern nämlich die Regierung der Vereinigten Staaten ein wohlfeiles Gouvernement genannt werden könne. Ich meine damit nicht den Geldaufwand Amerika's in Vergleichung mit dem von England oder Frankreich, sondern habe nur das Geschäftemaß im Auge, für welches bezahlt wird. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, bin ich so ziemlich der Ansicht, daß die Regierung sehr kostspielig erfunden werden dürfte. Allerdings sind die Gehalte gering und die höchsten Beamten am allerschlechtesten bezahlt; aber man darf dabei nicht vergessen, daß Jeder bezahlt wird. *) Der

*) Ich kann mich hier nicht enthalten, aus Mr. Tocqueville's gehaltvollem

Aufwand der Föderal-Regierung, den man der Welt als einen Beweis der Wohlfeilheit vorhält, ist nur ein Theil des wahren Kostenbetrags, der von den verschiedenen Staaten bezahlt wird. Das Gouvernement veröffentlichte zum Beispiel, es sey ein Einkünfte-Ueberschuß von so und so vielen Millionen vorhanden; zu gleicher Zeit aber wird man finden, daß die Staaten selbst Geld borgen und tief in Schulden stecken. Das verschwindende Geld beträgt ungeheure Summen, und ich konnte nie begreifen, was aus den vielgerühmten Ueberschüssen geworden ist, die bei den sogenannten Lieblingsbanken angelegt wurden. Die bezahlten Beamten in den verschiedenen Staaten sind sehr zahlreich. Nehmen wir als Beispiel nur den Staat New-York, über den eine amerikanische Zeitung folgende Artikel enthält: —

„Das stehende Heer.

„Der Madisonian gibt nachstehenden Bericht über das ständige Beamtenheer im Staate New-York. Wie schwer wird es die Wahlfreiheit zu behaupten, gegen die natürlichen Feinde derselben, wenn ihre Bemühungen durch eine Armee von Bediensteten unterstützt werden, deren tägliches Brod von der Herrschaft der gegenwärtigen Machthaber abhängt!

1880 Postmeister,
217 Postarkordanten,
59 Gehülfen in dem New-Yorker Postamt,

Werke eine Stelle zu entnehmen, welche wohl die Aufmerksamkeit der amerikanischen Machthaber verdient, da sie vielleicht nicht wissen, was sie thun. — „Wenn eine demokratische Republik Dienste bezahlt, die früher freiwillig und ohne Entschädigung geleistet wurden, so kann man wohl annehmen, daß der Staat zu den monarchischen Institutionen fortschreite, und wenn eine Monarchie bisher unbezahlte Beamte zu belohnen beginnt, so ist es ein sicheres Zeichen, daß es mit ihr auf eine despotische oder republikanische Regierungsform losgehe. Die Ersetzung unbezahlter Würdeträger mit bezahlten ist meiner Meinung nach an sich schon zureichend, eine ernstliche Umwälzung in Aussicht zu stellen."

25 Leuchtthurm-Aufseher,
500 Zollbeamte.

„Diese," sagte der Madisanian, „constituiren ein Regiment in Königs Sold, das wohl eingeübt ist in das System des Terrorismus, der Verführung und der Einschüchterung von Wahlmännern!"

Auch muß hier noch bemerkt werden, daß in den Vereinigten Staaten, sobald eine Partie in der Wahl unterliegt, ihr gesammter bedienstete Anhang, bis auf den Lampenputzer hinunter, weggeworfen und durch Parteigänger der Sieger ersetzt wird. Fähigkeit für einen Posten kommt nie in Betracht, da man nur die Belohnung einer politischen Dienstleistung im Auge hat. Daß der Geschäftsgang unter so beständigen Wechseln, zu denen noch die völlige Unbekanntschaft mit den auferlegten Verpflichtungen kömmt, sehr gestört werden muß, ist zuverlässig. Die lange Liste der Personen, welche sich Veruntreuungen zu Schulden kommen ließen, beweist, daß die gegenwärtigen Machthaber ihre Hauptstützen in armen und grundsatzlosen Menschen haben, wie denn überhaupt fast in jedem Geschäftszweige eine Geldverschwendung stattfindet, die in England für ungeheuer gehalten werden würde. Einen Beweis davon gibt der Aufwand für Florida. Die bestgeschriebenen Berichte aus Amerika sind von einem „Genfer Reisenden" unterzeichnet, und erscheinen oft in den Times. Ich habe stets bemerkt, daß nicht nur die Thatsachen vollkommen richtig angegeben, sondern auch die daraus gezogenen Folgerungen sehr gehaltreich sind. Ueber den Florida-Krieg äußerten sich folgendermaßen:

„Der Aufwand ist noch weit erstaunlicher. Nicht weniger als zwanzig Millionen Dollars sind bereits an Günstlinge verschwendet oder durch die Elenden gestohlen worden, deren schändliche und rechtswidrige Handlungen den Krieg herbeigeführt haben. Armee-Lieferanten, Regierungs-Agenten, u. s. w. wälzen sich in Reichthümern, welche sie sich durch

die ſchlechteſten Mittel errangen; und ſie ſind eben die Menſchen, welche nichts von Frieden wiſſen wollen und aller ihrer Macht aufbieten, um Aufregung zu erzeugen und zu unterrhalten. Wenn ſie aber einmal dem Schatze der Vereinigten Staaten nicht mehr beikommtn können, wird ihre Theilnahme für die ermordeten Einwohner bald verdunſten. Indeß hoffe und glaube ich, daß der Krieg gegenwärtig ſeinem Ende nahe iſt, obſchon der Friede nicht lange währen wird; denn die Habgier des gewinnſüchtigen Landſpekulanten gibt ſich nicht zufrieden, bis der rothe Mann ſeinen letzten Acre Landes beraubt iſt."

Es wäre unmöglich, den Aufwand abzuſchätzen. Ich beſchränke mich auf die Behauptung, daß in den Vereinigten Staaten weit verſchwenderiſcher mit dem öffentlichen Gelde umgegangen wird, als in irgend einem andern Lande, und daß für die Leiſtungen ſehr theuer bezahlt werden muß. Auch Mr. Tocqueville ſucht vergeblich, eine annähernde Beſtimmung zu geben, und ich ſchließe mit einem Auszuge aus ſeiner Schrift: —

„Wo immer die Claſſe der Armen die öffentlichen Angelegenheiten leitet und über die National-Hülfsquellen verfügt, wird es gewiß augenfällig, daß ſie den Staatsaufwand gerne vermehren, weil ſie daraus Nutzen ziehen.

„Ich ziehe daher, ohne mich auf ungenaue Annahme ſtützen oder vielleicht eine unrichtige Vergleichung anſtellen zu müſſen, die Folgerung, daß die demokratiſche Regierung der Amerikaner kein wohlfeiles Gouvernement iſt, wie bisweilen behauptet wird. Auch ſtehe ich nicht an, zu prophezeihen, daß das Volk der Vereinigten Staaten, ſobald es einmal in ernſtliche Schwierigkeiten geräth, ſchnell zu dem hohen Steuerſatze gelangen wird, welcher in dem größten Theil der Ariſtokratieen und Monarchieen Europa's herrſcht."

Achtzehntes Kapitel.

Die Amerikaner halten ihren Washington mit Recht für einen der größten Männer; aber warum achten sie nicht auf seine Ansichten? Weil der erste der Menschen ihren Vorurtheilen nicht in's Gehege kommen darf; denn wenn er dies thut, wird er in ihren Augen ohne weiteres der letzte. Gleichwohl hat Washington seinen Geist bewiesen, als er in einem Briefe vom 10. März 1787 an den Oberrichter Jay nachstehende Bemerkung äußerte. Er zeigte darin, daß er schon in jener frühen Periode einsah, die Institutionen Amerika's, obgleich sie damals viel weniger demokratisch waren, als gegenwärtig, würden nicht Stand halten. Hört die Worte Washingtons, denn sie sind eine Prophezeihung!

„Unter denkenden Menschen werden sich, glaube ich, nur wenige finden, die nicht die Ueberzeugung zu gewinnen anfangen, daß unser System in der Theorie besser sey, als in der Praxis. Trotz der gerühmten Tugend Amerika's ist es mehr als wahrscheinlich, daß wir den letzten traurigen Beweis liefern werden, wie die Menschheit unfähig ist, sich anders zu beherrschen, als durch die Zwangsmittel, die einem Souverän zu Gebote stehen."

Wenn man nun diesen Auszug einem Amerikaner in die Hand gibt, so wird sich seine Bewunderung gegen Washington augenblicklich bis unter Null herunter abkühlen und er aller Wahrscheinlichkeit nach, wie es bei dem armen Kapitän Lawrence gehalten wurde, sagen:

„Nun ja, Sir, Washington war ein großer Mann; aber auch große Männer haben ihre Fehler, und ich schätze wohl, daß er jenen Brief nach dem Diner geschrieben hat."

Aber Washingtons Ansicht wurde noch durch die eines neueren

amerikaniſchen Patrioten unterſtützt. Doktor Channing behauptet nämlich: „unſre Inſtitutionen haben uns Alle getäuſcht,“ und weist noch weiter auf die wahren Wirkungen hin, welche die Demokratie auf die Moral der Nation üben muß. Auch gibt es noch viele andere, wackere und ehrenhafte Männer in Amerika, welche hin und wieder die Wahrheit ſagen, obſchon ſie ſich ſelten getrauen, ihre Aufſätze mit Namensunterſchriften zu verſehen. In einem Manifeſt, welches während meines Aufenthalts in den Staaten veröffentlicht wurde, kriegten die Demokraten folgende bittere Pillen zu verſchlucken. Wo nämlich von der Tugend und Einſicht des Volkes die Rede iſt, heißt es:

„Eine Regierungsform, die in öffentlichen Wirren kein geeigneteres Beſſerungsmittel beſitzt, als dieſe Eigenſchaften, iſt eine Satyre auf menſchliche Vernunft und Einſicht; ſie verträgt ſich ebenſo wenig mit der Weisheit, als mit dem öffentlichen Glücke und Wohlſtand.

„Die Völker ſind durch Grundſätze und die Conſtitution gegen die Tyrannei der Könige geſchützt, nicht aber gegen ihre eigenen Leidenſchaften, gegen ihre Unwiſſenheit, und Verblendung.“

Der Schriftſteller legt nun nachdrücklich an's Herz, daß man ſich auf eine andere Gewalt verlaſſen müſſe, als auf die des Volkes, und fährt fort:

„Derartige Thatſachen haben die Nationen veranlaßt, von der Gewohnheit, das Staatsoberhaupt ſelbſt zu wählen, abzuſtehen, indem ſie es vorzogen, dieſen höchſten Beamte der Erbfolge zu verdanken. Man hat gefunden, daß man ebenſo gute Ausſicht hat, einen guten Regenten durch Geburt zu erhalten, als wenn man ihn durch eine Volkswahl ernennen wollte. Mögen ſich unſre Landsleute immerhin rühmen, daß ihre überlegene Einſicht bei ihrer Regierungsform eine Ausnahme mache; die Zeit wird zeigen,

daß dies ein Irrthum ist. Wir können keine Nation hievon ausnehmen, so lange es dem Allmächtigen nicht beliebt, den ganzen Charakter der Menschen umzuwandeln.

„Es ist eine unverbrüchliche Wahrheit, daß es keine unpartheiische oder wirksame Verwaltung der Gesetze geben kann, wo die exekutiven Beamten ihre Stellung einer jährlichen oder überhaupt oft wiederkehrenden Wahl verdanken.

„Vergeblich suchen wir die Wahrheit vor uns zu verbergen, denn es ist über aller Zweifel erhaben, daß die Unordnungen in unsern politischen Angelegenheiten nur nothwendige Folgen der Mängel in unsrer Constitution und der träumerischen Ansichten sind, welche Mr. Jefferson und seine Schüler seit vierzig Jahren ausschrieen.

„Die Masse des Volkes scheint nicht in Betracht zu ziehen, daß die Angelegenheiten einer großen Handels-Nation, wenn sie richtig geleitet werden sollen, Talente ersten Ranges nöthig haben.

„Von alledem scheint die Masse unsrer Bevölkerung wenig oder nichts zu wissen.

„Die Masse, die von ihren Lenkern verführt und disciplinirt wird, muß sich aber noch weiter täuschen lassen, indem man sie belehrt, unsere öffentlichen Wirren seyen andern Ursachen zuzuschreiben, als der Unwissenheit und Verkehrtheit ihrer Partei.

„Und doch rühmen unsre Bürger unaufhörlich die Einsicht des Volkes. Einsicht! die ganze Weltgeschichte bietet kein Beispiel von so gänzlichem Mangel an Einsicht, wie man ihn gegenwärtig in unserem Lande findet. Das schlimmste aber ist der in gleichem Maße überraschende Mangel an Rechtlichkeit."

Das nenne ich eine ſtarke Sprache in einer Republik; aber unterſuchen wir ein wenig weiter.

Das Haupterforderniß, auf welches bei Bildung einer Regierung Rückſicht genommen werden muß, iſt der Schutz des Menſchen gegen das Späherauge ſeines Nachbars. Welchen Namen ein Gouvernement tragen, welche Formen es vorſchreiben mag — die Geſetzgebung muß zuvörderſt ihr Augenmerk darauf richten, daß ſie dem Einzelnen, oder was immer für einer Partei die Macht benimmt, Andere zu unterdrücken. Der Deſpot mag mit dem Leben ſeiner Unterthanen ſpielen, eine Ariſtokratie die ärmeren Claſſen in einem Zuſtand der Knechtſchaft erhalten, und der Pöbel welcher ſtets der zahlreichſte iſt, zu ſeiner phyſiſchen Gewalt greifen, um die Reichen zu beherrſchen und ſie ihres Beſitzes zu berauben — kurz, fortwährend beſteht ein Kampf zwiſchen dem Plebejer und dem Patrizier, zwiſchen Arm und Reich, und es iſt daher nach langer Erfahrung für nöthig erachtet worden, daß eine dritte Gewalt beſtehe, eine Spitze der geſellſchaftlichen Pyramide, um die Wirren zu hemmen und zu hindern, die aus dem Kampfe des Ehrgeizes mit den oberen Claſſen entſpringen könnten.

Wo immer dieſe Spitze fehlte, hat man ſtets verſucht, ſie zu ſchaffen, und wenn es durch Wahlen geſchah, war Unruhe die unausbleibliche Folge. Die Erfahrung hat alſo gezeigt, daß es im Intereſſe aller Claſſen liegt und zu Aufrechterhaltung der Ordnung am förderlichſten iſt, wenn man die oberſte Gewalt erblich macht. Es iſt nicht in Abrede zu ziehen, daß der Deſpotismus, wenn er in gute Hände fiel, eine Nation blühend und glücklich machte; die Oligarchie hat bisweilen, aber ſehr ſelten mit Milde und Gerechtigkeit geherrſcht; aber noch nie hat das Volk die Gewalt ergriffen, ohne daß Raubgier und Ungeſtüm die Folge waren, bis ein Meiſtergeiſt auftauchte, der mit deſpotiſchem Scepter herrſchte. Wenn übrigens auch hin und wieder ein einziger Deſpot oder eine einzige Oligarchie gut regiert, ſo ſind dieß doch nur Ausnahmen von der

allgemeinen Regel. Bei Bildung einer Regierungsform muß man alſo von dem Grundſatze ausgehen, daß jede Claſſe zur Anmaßung geneigt iſt; deßhalb iſt dieſe Geſetzgebung ſo einzurichten, daß ſie gegen Laſter und Leidenſchaften des menſchlichen Geſchlechts Schutz verleiht.

Die Annahme, daß ein Volk unmittelbar ſich ſelbſt beherrſchen könne, iſt abgeſchmackt und wurde ſchon vielfältig durch die Geſchichte widerlegt. Mittelbar mag es noch angehen, indem es aus der Maſſe der Einſichtsvollen und Verſtändigen wählt, ſich verpflichtet, den Entſcheidungen derſelben Folge zu geben, und zugleich der Gewalt, welche ſie ihren Bevollmächtigten ertheilt, gebührende Zügel anlegt, damit kein ungeeigneter Gebrauch davon gemacht werde. Es gilt dabei, genau das Maß und die Bedeutung der lenkenden Einflüſſe zu ermitteln und das ſo wichtige Gleichgewicht zu erzielen. Indeß können die Verhältniſſe nicht ſtets die gleichen ſeyn, ſondern müſſen unabläſſig erweitert oder gemindert werden, je nach den unabänderlichen Fort- oder Rückſchritten, welche in einer Welt, wo nichts ſtille ſteht unaufhörlich ſtattfinden.

Die Geſchichte zeigt, daß zwar das rechte Gleichgewicht oft verloren ging; aber wenn die Ariſtokratie oder die herrſchende Gewalt allzuſehr in Vortheil kam, ſo ließ ſich das Uebel, wenn es zu drückend wurde, ſtets wieder ausbeſſern. Wo jedoch die demokratiſche Partei das Uebergewicht errang, wurde nichts wieder zurückgenommen, und die ungezügelte Gewalt war es, die den Nationen zum Falle gereichte. Von allen republikaniſchen Verſuchen iſt vielleicht Sparta am eheſten einer näheren Betrachtung werth, da Lykurg radikal zu Werke ging und ſeine Geſetze von der Art waren, um die ſo viel geprieſene Gleichheit feſtzuhalten. Wie weit der Ausdruck Republick auf die ſpartaniſche Regierungsform anwendbar war, will ich hier nicht näher unterſuchen; aber als Lykergus aufgefordert wurde, die Geſetzgebung neu zu bilden, beſtand ſein erſter Akt darin, daß er in einem Senat die nöthige dritte Gewalt ſchuf.

Lykurg war übrigens weiſe genug, zu bemerken, daß er die

Sittlichkeit seiner Mitbürger bessern und zu Wahrung der Gleichheit allen Zunder für den Ehr- und Geldgeiz beseitigen müsse. Er theilte zuerst das Land in gleiche Theile, zwang alle Classen von den Königen an abwärts an demselben Tische zu essen, erzog sämmtliche Kinder in der gleichen harten Weise, und zwang jeden Bürger von gewissem Alter, Waffen zu tragen. Aber es waren noch mehr Opfer nöthig; Lykurgus wußte wohl,

Quid leges sine moribus vane proficiunt.
Horat., Od. XXIV. lib. 5.

Um die Ansteckung der Sittenverderbniß fern zu halten, verbot er Schifffahrt und Handel. Er gestattete keinen Verkehr mit Ausländern und verbannte Gold und Silber aus dem Geldverkehr, damit jeder Sporn beseitigt wäre, sich über seinen Nächsten zu erheben. Wenn es je ein System gab, das darauf berechnet war, Gleichheit zu erzeugen, so ist es das, welches Lykurgs Weisheit vorzeichnete; aber ich zweifle, ob die Amerikaner seinen Fußstapfen folgen möchten.

Was hat die Auflösung und der Fall dieser Republik herbeigeführt? Die Zunahme der Gewalt in der demokratischen Partei, welche aus ihren Reihen die Ephoren wählte und so ein ungebührliches Uebergewicht in die Hände des Volks warf. Dieser Eingriff in die Verfassung öffnete dem Partheigeist und der Verderbniß eine Thüre, und bald gerieth Alles in Gährung. Plutarch zieht dieß zwar in Abrede, aber Polybius und Aristoteles sind anderer Ansicht. Letzterer sagt, die Gewalt der Ephoren habe sich bis zu vollkommener Tyrannei gesteigert; die Könige selbst sahen sich genöthigt, um ihre Gunst in einer Weise zu buhlen, welche der Constitution so großen Abbruch that, daß die Aristokratie in eine absolute Demokratie ausartete.

Solon wurde aufgefordert, die Verfassung der athenienſischen Republik umzubilden. Er hatte ein schwierigeres Geschäft, als Lykurg, und erreichte sein Ziel lange nicht so gut. Es blieb zu

viele Gewalt in den Händen der Demokraten. Die Entscheidungen der oberen Gerichtshöfe waren der Apellation unterworfen und konnten durch den Pöbel wieder umgestoßen werden. Der scythische Weise Anacharsis bemerkte sehr passend, als er zuerst einige Punkte im Senat und später in der Volksversammlung verhandeln hörte, daß in Athen „die Weisen sich berathschlagten, die Thoren aber entschieden." Die ganze Geschichte der athenienſischen Republik wimmelt daher von schnöder Bestechlichkeit und Verderbniß unter der höheren Classe, und von Tyrannei, Despotismus und Ungerechtigkeit auf Seite des Pöbels oder der Mehrheit.

Der Fall des römischen Reiches läßt sich in gleicher Weise auf das ungebührliche Uebergewicht zurückführen, welche das Volk in Ernennung seiner Tribunen gewann, und ein Gleiches wird sich fast in allen Fällen herausstellen. Der Grund, warum das Uebermaß der Gewalt in den Händen des Volkes weit verderblicher wirkt, liegt darin, daß die Massen entweder einen demoralisirenden Despotismus üben, oder wenn sie hinreichend feil geworden sind, sich selbst verkaufen, um nun ihrerseits tyrannisirt zu werden.

Ich habe diese Bemerkungen gemacht, weil ich meine Ansicht zu bekräftigen wünsche, daß „eine Gewalt, die einmal von dem Volk errungen wurde, nie anders wieder erreicht werden könne, als durch Bestechung —" daß es, so lange es in Besitz ist, jedes Zugeständniß nur als ein Motiv für weitere Erpressung betrachte — und daß eine überwiegende Macht in den Händen des Pöbels unvermeidlich den Sturz der Staatsinstitutionen zur Folge habe: ein Fall, welcher bei dem Ueberwiegen der höhern Classen zwar vorkommen kann, aber doch nicht so leicht zu besorgen steht.

Gleichwohl beabsichtige ich nicht, dem Volke das Recht zu Ausdehnung seiner Privilegien in demselben Verhältnisse, als es durch seine Erziehung zur eigenen Beherrschung befugt ist, abzusprechen; nur ist es ein Unglück, daß diese Privilegien gewöhnlich vor der Befähigung gegeben oder genommen werden. Der Theorie

nach ist eine Republik gewiß die gerechteste Regierungsform; aber bis auf den heutigen Tag weiß die Geschichte noch kein Volk aufzuweisen, das für sie vorbereitet gewesen wäre.

Ich gebe zu, daß in dem gegenwärtigen raschen Fortschreiten der Vereinigten Staaten etwas Großartiges liegt, obschon ich in Abrede ziehen muß, daß die Amerikaner diese Größe der wahren Ursache zuschreiben. Ihr Wohlstand beruht auf der weiten Ausdehnung ihres Landes, nicht aber in ihrem Gouvernement und ihren Institutionen. Freilich denken die Amerikaner anders, und ich habe schon oben bemerkt, daß sie in ihrer Verblendung glücklich sind — sie können nicht zwischen dem unterscheiden, was sie ihrem Lande und was sie ihren Institutionen verdanken. Alles geht bei ihnen nach einem großartigen Maßstabe über den man zuerst erstaunt; aber wenn man sorgfältig prüft und nachdenkt, so kömmt man zur Ueberzeugung, daß mehr Schein als Wesen vorhanden ist und daß die Amerikaner nur von dem Kredite und den Kapitalien Englands leben — ein Verhältniß, welches so lange fortdauern muß, bis sie genug Arbeiter haben, um zu säen, zu erndten, und die Schätze ihres Landes aufzuhäufen.

Die amerikanische Republik begann ganz anders, als jede andere — und mit welchen wirklichen Vortheilen, wenn sie nicht allzu ehrgeizig und zu übereilt gewesen wäre, dieselben zu erfassen. In der Regel betrachtet man eine Republik als eine Regierungsform in ihren ersten Anfängen; sie ist aber im Gegentheile die höchste Ausbildung der staatlichen Verhältnisse und der Grund, warum sie bis auf die gegenwärtige Stunde stets fehlgeschlagen hat, liegt einfach darin, daß noch nie ein Volk gehörig erleuchtet war, um sich selbst zu beherrschen. In der Regel waren Freistaaten anfänglich auf kleine Gebietstheile beschränkt und dehnten sich erst weit aus, nachdem ihre Angehörigen reich und ehrgeizig geworden. In Amerika dagegen hatte die Republik schon bei ihrem Beginne ein endloses Gebiet — ein weites Feld für den Ehrgeiz und Unter-

nehmungsgeiſt, das als Sicherheitsklappe diente, um das Uebermaß des getäuſchten Ehrgeizes abzuleiten, der ſich gleich dem Dampf, unter einer ſolchen Regierungsform unaufhörlich erzeugen muß. Und gewiß, wenn je ein Volk durch Erziehung, Kenntniſſe, leitende Grundſätze und Sittenreinheit in der Lage war, ſich ſelbſt zu beherrſchen, ſo kann dieß von dem amerikaniſchen zur Zeit der Unabängigkeitserklärung geſagt werden.

Seitdem ſind fünfzig Jahre entſchwunden, und der Leſer hat nun den Zuſtand des gegenwärtigen Amerika's vor Augen. Seine Angehörigen ſind von der Sittenreinheit und dem moraliſchen Codex viel weiter abgefallen, als die meiſten andern Nationen. Die Republik, welche ſich ſelbſt zu beherrſchen verſuchte, ſteht nun unter dem Machtgebote der ſchlimmſten von allen Tyranneien. Sie hat den Baum der Freiheit gepflanzt, konnte ihn aber nicht zum Gedeihen bringen, denn ſie beſitzt weder Freiheit der Rede, noch des Handelns. Die Mängel monarchiſcher Regierungsformen dienen ihr als ein Gegenſtand des Spottes; aber jedes Laſter, gegen das ſie ihre Stimme erhoben hat, herrſcht weit umfaſſender in ihrem eigenen Banne. Sie deklamirt gegen Sittenverderbniß und iſt ſelbſt am verderbteſten — gegen Beſtechlichkeit, und ihr Volk läßt ſich kaufen und verkaufen — gegen Tyrannei, und ſie liegt ſelbſt in Feſſeln. Sie hat der Welt den Beweis geliefert, daß der Verſuch einer Republik, obſchon ihr alle Vortheile zu Gebote ſtanden, ein kläglicher Mißgriff war und die Zeit noch nicht gekommen ſey, in welcher das menſchliche Geſchlecht ſich ſelbſt beherrſchen kann. Wird ſie je kommen? Ich glaube nie!

Obgleich der Horizont zur Zeit noch klar ſcheint, bin ich doch der Ueberzeugung, daß die Ausſichten der Vereinigten Staaten nichts weniger als erfreulich ſind. Sie halten vielleicht noch eine Weile zuſammen und mehren mit jedem Jahre raſch ihre Macht und ihren Wohlſtand; aber jedes Jahr wird auch ihre Demoraliſation und ihre Gefahr erhöhen. Es iſt unmöglich, zu ſagen, aus welcher

Richtung des Compasses die Gewitterwolken zuerst auftauchen, oder welche von den vielen dräuenden Gefahren zuvörderst die Thatkraft der Amerikaner auf die Probe setzen wird. Vor der Hand hat das Volk oder die Mehrheit eine ungebührliche Gewalt, die immer mehr zunimmt und ihren Despotismus im gleichen Verhältnisse drückender macht. Die beste Aussicht auf Glück und gesellschaftliche Ordnung blüht ihnen, wenn sie ihr Geburtsrecht verkaufen, obschon dies nicht geschehen wird, bis die Bevölkerung sich noch bedeutend vermehrt hat und die höheren Classen reich genug für den Kauf sind. Am verhängnißvollsten dürfte ein in die Länge gezogener Krieg auf ihre Institutionen wirken; denn er würde aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Zerreißung der Union führen, und die Macht des Volkes fiele unter den Bajonetten eines Diktators. Die Verpflanzung der Gewalt und Bevölkerung nach dem Westen nebst der raschen Zunahme der Farbigen ist ein weiterer Grund zu Furcht und Besorgniß. Aber nehmen wir an, daß man alle diese Gefahren umgehe, so gibt es doch noch eine, welche allerdings noch ferne liegt, aber um so unvermeidlicher eintreten wird — Ich meine die Periode, wenn in Folge der Bevölkerungszunahme eine Theilung zwischen Arm und Reich stattfindet. Diese kann durch kein Anti-Majoratsgesetz verhindert werden und muß das Ende der Demokratie herbeiführen.

Mr. Saunderson bemerkt in seinen „Skizzen aus Paris:"

„Ob wir wohl unsere Demokratie noch beibehalten können, wenn unsere Hinterwälder ausgefüllt sind, wenn New-York und Philadelphia sich zu einem London und Paris gehoben haben, wenn das Land mit Massen erfüllt ist, die um einen spärlichen Unterhalt oder mit Leidenschaften ringen, die durch üppige Gewohnheiten und Begierden aufgeregt sind? Erst wenn wir dann noch im Besitze unseres allgemeinen Stimmrechts und unserer Freiheit sind, wird es

am Orte und vernünftig seyn, unsere Verhältnisse Anderen zur Nachahmung zu empfehlen. Die Freiheit, so weit wir sie bis jetzt kennen, paßt nicht für die Lage bevölkerter und dem Luxus fröhnender Länder. Ihre Penaten sind von Thon und ihre Wohnung liegt da, wo die eisigen Winde des Alleghany durch die Ritzen ihrer Hütte singen."

Ich habe in meiner Einleitung zu dem ersten Theile dieses Werkes bemerkt, daß die Tugenden und Laster der Völker sich hauptsächlich auf ihre Regierungsform, auf ihr Clima und die Umstände zurückführen lassen; auch glaube ich, zeigen zu können, daß die Fehler der Amerikaner vorzugsweise von ihrer gegenwärtigen Staatsverwaltung herrühren.

Das Beispiel der exekutiven Gewalt ist höchst benachtheiligend. Die Machthaber sind unersättlich in ihrem Ehrgeize, treubrüchig, im höchsten Grade feil, und machen nie die Moral, sondern stets nur das Nützliche zum Princip ihres Handels. Dies ist der Hauptgrund, warum die Sittlichkeit auf einer so niedrigen Stufe steht; einen zweiten müßen wir in dem Mangel einer Aristokratie suchen, welche der Gesellschaft zum Muster dienen und in derselben den Ton angeben könnte. Dazu kommen noch die Verirrungen, welche im Gefolge des freiwilligen Religionssystems und der demokratischen Regierung sind — ferner der Mangel an moralischem Muth, der aus der Furcht vor der öffentlichen Meinung entspringt und die natürliche Tendenz einer demokratischen Regierungsform, den Gewinn zur Haupttriebfeder des Handelns und zum summum bonum des Daseyns zu machen.

Doktor Channing bemerkt:

„Unsere gegenwärtige Civilisation charakterisirt sich durch die Schmach einer verzehrenden Gier nach Reichthum, und eine Sache, welche hiegegen auftritt, muß die bitterste Opposition wecken, namentlich in den größeren Städten, wo dieser Götze am meisten angebetet wird. . . . Die Leidenschaft

für den Gewinn kämpft überall gegen die reinen und edlen Gefühle an und weckt allenthalben bittere Feinde gegen jede Reform, welche den Strom des Reichthums abzulenken drohen könnte. Es kommt mir bisweilen vor, als ob eine große gesellschaftliche Revolution nöthig sey, um unsere gegenwärtige geldgierige Civilisation niederzureißen, damit das Christenthum, welches jetzt durch fast allgemeine Weltlichkeit verscheucht ist, auf's Neue der Seele nahe treten und die Gesellschaft nach seinen reinen und uneigennützigen Grundsätzen umbauen könne." *)

Alle die genannten Uebel lassen sich auf das Wesen der amerikanischen Institutionen zurückführen. Ich halte es für eine unumstößliche Wahrheit, daß eine Regierung sich das Glück, die gesellschaftliche Ordnung und die Moral des Volkes zum Hauptziel setzen sollte, und daß kein Gouvernement, wie vollkommen es auch in der Theorie seyn mag, gut seyn kann, wenn es in der Praxis die Staatsangehörigen demoralisirt. Nie hat eine Nation gegeben, welche mit glänzenderen Aussichten begonnen hatte; das Experiment ist gemacht worden und hat fehlgeschlagen, ohne daß die Schuld an ihr läge. Sie besitzt noch immer alle Eigenschaften, sich zu einem großen Volk zu bilden — und ein großes Volk oder ein großer Staatenbund wird sie zuletzt noch werden. Vor der Hand liegt aber Alles noch in einer Zukunft, die kein menschliches Auge zu durchdringen vermag. Die Amerikaner heben sich schnell zu Reichthum und Macht, und mit ihre Bedeutsamkeit wird auch ihre Hast sich vergrößern, bis ihre eigene schnelle Bewegung sie in Trümmer schlägt, obschon auch die Bruchstücke noch groß genug seyn dürften, um für sich eine Nation zu bilden. Was das Endresultat dieser Erschütterung seyn mag — welche Verheerungen, welche chaotische Scenen von Blut und Kampf vielleicht stattfinden,

*) Channings Brief an Byrney, 1837.

ehe die Theile unter neuen Institutionen wieder zur Ordnung zurückkehren, ist ebenso wenig vorauszusehen, als die Periode, in welcher Alles dies sich ereignen dürfte; soviel aber ist gewiß, daß eine solche Zeit kommen muß, und daß jede Stunde der zunehmenden Größe nur einen Beitrag gibt zur Beschleunigung der Gefahr und eines Ausgangs, welcher der Welt zu einer neuen wichtigen Lehre dienen wird.

Ich habe dieses Buch nicht für die Amerikaner geschrieben. Sie sind während meines Aufenthaltes unter ihnen kaum auf meine Gedanken eingegangen, und es ist mir vollkommen gleichgiltig, ob sie mich tadeln oder loben. Ich ging mit der besten Gesinnung gegen das Volk nach Amerika hinüber und war angelegentlich bemüht, unter so vielen widerstreitenden Ansichten die Wahrheit herauszufinden. Ich hoffte, ein tugendhafteres und sittlicheres Volk zu finden, als das unsrige ist, bekenne aber, daß ich mir in andern Punkten keine Ansichten gebildet hatte. Das Resultat meiner Beobachtungen liegt nun vor dem englischen Publikum, für das allein ich geschrieben habe. Im Laufe der letzten paar Jahre, das heißt, seit Erlassung der Reformbill, haben wir rasche Schritte nach der Demokratie hin gemacht, und die Menge schreit nach immer mehr Gewalt, welche unsre gegenwärtigen Machthaber zu ertheilen nur allzu willig sind. Ich bin der Ansicht, daß das Volk von England bereits so viel Einfluß besitzt, als sich mit seinem Glücke und mit wahrer Freiheit verträgt, so daß jede Erweiterung der Vorrechte beiden verderblich werden muß. Als ich die gegenwärtigen Blätter niederschrieb, schwebte mir das Ziel vor, auf die Wirkungen hinzuweisen, welche eine Demokratie auf die Moral, das Glück und eine gebührende Vertheilung der Freiheit unter allen Classen übt; auch wollte ich zeigen, wie weit rathsamer — und ich kann wohl beifügen, billiger es sey, daß im Gange der Welt, der immer irgendwo in der Wagschale der Rechte und Privilegien ein Uebergewicht zeigt, der Ausschlag auf die Seite des einsichtsvolleren

und erleuchteteren Theiles falle. Ich wünsche, daß der Inhalt gegenwärtiger Schrift diejenigen, welche sich durch edle Gefühle und abstrakte Rechtsideen hinreißen lassen, zum Innehalten bewege ehe sie ihren Untergeordneten etwas verleihen, was als ein Gut erscheinen mag, in Wirklichkeit aber eine Quelle des Elends und der Gefahr für alle Partieen werden dürfte. Mögen durch meine Ansichten die Wankenden befestigt und diejenigen, welche die Natur einer Regierung richtig erfassen, unterstützt werden. Wenn es mir nur einigermaßen gelungen ist, einen Beitrag zu dem zu geben, was mir als Lebensfrage für die künftige Wohlfahrt Englands erscheint: — wenn ich irgendwie die Sache des Conservatismus unterstützt habe, so bin ich zufrieden und der getrosten Ueberzeugung, daß meine Zeit und Mühe nicht vergeudet war.

Neunzehntes Kapitel.

Canada.

Von welchem Vortheile sind die Canadas für England?

Diese Frage ist mir seit meiner Rückkehr aus Amerika wenigstens hundertmal vorgelegt worden. Es ist behauptet worden, daß die Canadas nichts produciren und ausführen, als Bauholz, und daß der Schutzzoll, welcher diesem canadischen Erzeugnisse ertheilt ist, nicht nur sehr schwer von dem Mutterland gefühlt werde, sondessen Beziehungen gegen das Ausland benachtheiligte. Diese Bemerkungen sind unläugbar, und ich gebe zu, daß Canada als bloße Colonie, welche den Reichthum Englands erhöhen sollte, indem sie alle ihre Produkte dahin absetzt und ihre sämmtlichen Bedürf-

niſſe von dem Mutterlande bezieht, weniger als nichts werth iſt Wenn aber auch Alles dies eingeräumt wird, ſo iſt es doch hier am Ort, zu unterſuchen, ob nicht andere Gründe vorhanden ſeyen, ſind, welche für eine Beibehaltung der Canada's ſprechen.

Colonieen ſind für das Mutterland in zweifacher Beziehung werthvoll. Die eine iſt bereits erwähnt, und hat unter gegenwärtigen Verhältniſſen keine Bedeutung. Andererſeits aber gewinnen Colonieen große Wichtigkeit, indem ſie als Außenhäfen — gewiſſermaßen als Trittſteine, auf welchen man über die ganze Welt kommen kann, betrachtet werden müſſen. Vorderhand will ich den Werth der genannten Beſitzungen blos von dieſem Standpunkte aus beleuchten. Wir haben unter unſerer Herrſchaft viele Inſeln oder Colonieen, die an ſich für uns nicht nur werthlos, ſondern noch obendrein ungemein koſtſpielig ſind, und wenn jede Colonie oder Inſel blos nach den Vortheilen geſchätzt werden wollte, welche das Mutterland daraus zieht, ſo müßten wir Helgoland, Aſcenſion, St. Helena, Malta und ſogar Gibraltar aufgeben. Alle dieſe und noch einige andere ſind im Punkte des Handels völlig werthlos; aber doch tragen ſie viel bei zur Sicherheit Englands und zu unſerer Oberherrſchaft auf der See. Dies wird Niemand in Abrede ziehen, und wir müſſen daher jetzt prüfen, in wie weit die Canadas unter einem ſolchen Geſichtspunkte Bedeutung für uns gewinnen.

Ich habe bereits gezeigt, daß das Streben nach Landerweiterung eine der Krankheiten des amerikaniſchen Volkes iſt. In dieſem Punkte iſt ſein Ehrgeiz unerſättlich, und es kann nicht in Abrede gezogen werden, daß es auch die Canadas zu beſitzen begehrt. Unterſuchen wir die Gründe, warum ſie den Amerikanern ſo werthvoll erſcheinen.

Es ſind deren viele vorhanden. Erſtlich iſt es ihnen nicht lieb, ein Volk, das unter monarchiſchem Scepter ſteht, zum Nachbar zu haben; es ſagt ihnen nicht zu, daß Sicherheit der Perſon und des Eigenthums und eine gerechte Verwaltung der Geſetze in einer dünn-

bevölkerten Provinz gefunden werden sollen, während sie dieselben Vortheile unter ihren eigenen Institutionen nicht erringen können. Sie sehen in dem Nachbarstaat einen Vorwurf. Die Canadianer müssen sich unaufhörlich von ihnen verhöhnen lassen, daß sie der einzige Theil der neuen Welt seyen, welcher das Joch noch nicht abgeworfen habe — der einzige Theil, der noch nicht frei sey — ein Hohn, der seiner Wirkung auf den gedankenlosen Theil der Gemeinschaft nicht verfehlte. Was ist die Ursache dieser ungewöhnlichen Sympathie? Die Frage ist bereits beantwortet.

Ein anderer wichtiger Grund, warum die Amerikaner den Besitz der Canadas wünschen, besteht darin, daß letztere im Falle eines Uebergriffes den Engländern ein Mittel zu leichter Erwiederung an die Hand geben. Von dieser Seite aus waren sie im Falle eines Krieges schwach und angreifbar; besäßen aber die Vereinigten Staaten die Canadas und unsere andere Provinzen, so würden sie fast unverwundbar seyn. So aber sind sie vertheidigungslos gegen Norden und obendrein dem Angriff aller Indianerstämme ausgesetzt, die sich an der westlichen Gränze koncentrirt haben. In der That, sie werden ihr Gebiet nicht für völlig abgerundet halten, so lange sie nicht im Besitze der Mündungen des Lorenzo-Stromes sind. Sie möchten sich einer Binnenschifffahrt rühmen können fast vom Aequator bis zu dem Pole — vom Ausflusse des Mississippi bis zu dem des Lorenzo. Die Canadas sind ein Zügel für ihren Stolz und ihren Ehrgiez, welche eben so unbegränzt sind, als das Gebiet, nach nach welchem sie trachten.

Indeß sind noch andere gleich bedeutende Gründe vorhanden. Sie möchten eben so gut ein Manufaktur-Volk werden, als sie eine produzirende Nation sind. Ihr Ziel geht darauf hinaus, daß der Norden das verarbeiten sollte, was der Süden erzeugt; sie möchten der Handelsverhältnisse mit England entrathen können und die amerikanischen Baumwollenwaaren in amerikanischen Schiffen über die ganze Welt verführen. Dies betrachten sie als das große Ultima-

tum, bei dem sie anlangen müssen; sie sehen darin die Quelle unendlichen Reichthums und vergrößerter Sicherheit für die Union, wie auch das einzige Mittel, England die Herrschaft zur See zu entreißen.

Man sagt vielleicht, wenn die Vereinigten Staaten eine Manufaktur-Nation zu werden wünschen, so steht dies jetzt in ihrer Macht; aber dies ist nicht der Fall und wird ihnen nicht möglich werden, bis sie die englischen Manufakturwaaren völlig ausschließen können. Der Preis der Arbeit ist zu theuer. Wollten sie den Tarif oder Zoll auf englische Güter erhöhen, so werden die Canadas und unsere übrigen Provinzen ihre Bemühungen fruchtlos machen, da wir eine Küstenlinie von mehr als zweitausend Meilen besitzen, auf welcher englische Güter in jedem Umfang eingeschmuggelt werden könnten, ohne daß es den Amerikanern möglich wäre, dies zu wehren; und wie sich der Westen mehr anfüllt, muß auch die Einfuhr englischer Waaren mit jedem Jahre steigen. So lange daher die die Canadas unser Eigenthum sind, müssen sich die Amerikaner mit einer untergeordneten Stellung als Manufaktur-Nation begnügen. Wenn die Amerikaner sich unsere Provinzen aneignen wollen, so ist jetzt oder nie die Zeit gekommen. Sie wissen dies wohl; denn wenn einmal die westlichen Staaten an Reichthum und Macht das Uebergewicht gewinnen, was schon nach wenigen Jahren in Aussicht steht, so ist die Sache der östlichen oder Manufakturstaaten verloren. Der Westen wird wegen des Ostens mit England keinen Krieg anfangen wollen, sondern direkt unsere Güter gegen seine Produkte austauschen. Er selbst kann nicht fabriziren und wird nach dem Markte gehen, wo er am wohlfeilsten kaufen kann.

Aber erstrecken sich die Plane der Amerikaner nicht weiter? Würden sie sich zufrieden geben, wenn sie die Canadas besäßen? Zuverlässig nicht. Sie sind zu großartig in ihren Ideen — zu ehrgeizig in ihren Entwürfen. Fällt Canada, so muß auch Nova-Scotia fallen, und sie erhalten dann, was sie am meisten begehren —

den Hafen von Halifax. Neu-Braunschweig wäre natürlich miteingeschlossen, und wir würden dann aus allen unsern Continentalbesitzungen verdrängt seyn. Aber blieben sie wohl dabei stehen? Nein; denn sie würden nicht ruhen, bis sie die Engländer auf die andere Seite des atlantischen Meeres getrieben hätten. Neufoundland mit seinen Fischereien würde ihnen zunächst zur Beute werden, da es dann nebst allen unsern übrigen Besitzungen wehrlos wäre. Auch die westindischen Inseln blieben uns nicht belassen, obschon sie ihnen nutzlos sind. Dies ist ihr Ziel und ihr sehnliches Verlangen — eine Erweiterung des Gebiets und der Macht für sie selbst, und eine Demüthigung für England. Sogar der Eifer, womit die Amerikaner diese Frage von sich abweisen, ist einer der stärksten Beweise, wie sehr es ihnen darum zu thun ist, uns in Blindheit zu erhalten. Sie werden übrigens dieses Ziel nie aus dem Gesichte verlieren, und sobald sie auf irgend einen wahrscheinlichen Erfolg zählen zu können glauben, werden sie freudig allen ihren Mitteln aufbieten und vor keinem Kriege mit uns zurückschrecken. Mögen sich die Engländer ja nicht durch ihre Betheurungen täuschen lassen. Was ich eben behauptet habe, ist Thatsache: derselbe Geist, welcher sie spornte, die Indianer aus ihren Gebieten zu verdrängen, obschon sie dieselben nicht mit eigenen Leuten bevölkern können — der sie veranlaßte, in Texas den großen Raub an Mexico zu begehen, wird sie bewegen, jeden Vorwand zu benützen, sobald sie Aussicht zu haben glauben, sich der Canada's und unserer übrigen transatlantischen Besitzungen bemächtigen zu können.

Wenn meine Angaben richtig sind — und ich bin völlig von ihrer Wahrheit überzeugt — so wird es augenscheinlich, daß die Canada's, abgesehen von jeder anderen Rücksicht, ein höchst bedeutsamer Außenposten sind, den wir vertheidigen und in unserem Besitze erhalten müssen. Wir dürfen nicht vergessen, daß jeder Verlust, der uns zugeht, eine Erweiterung der Gewalt Amerika's — ein Zuwachs zu seiner Sicherheit und seiner Stärke auf der See

wird. Was daher auch die Amerikaner ſagen mögen, ſo viel iſt gewiß, daß ſie unſere Todfeinde ſind — ſchon deshalb, weil ſie glauben, daß wir ihrer Vergrößerung und ihrem Wohlſtande hinderlich ſeyen. Amerika kann ſich nur zu dem Zenith, das es erringen will, durch Englands Fall heben, und jedes Unglück, das uns betrifft, wird ihm zur Quelle des Jubels. Ich gebe zu, daß viele Amerikaner anderer Meinung ſind, und weiß zuverläſſig, daß die Stadt New-York gerne das gegenwärtige freundliche Verhältniß beibehalten möchte; aber ich habe hier die Geſinnung der Mehrheit ausgedrückt, nnd man muß wohl im Auge behalten, daß dieſe es iſt, welche in Amerika alle Fragen entſcheidet.

Um zu beweiſen, daß ich in vorſtehenden Bemerkungen die Amerikaner nicht zu ſtreng beurtheile, will ich einige ihrer eigenen gedruckten Dokumnnte anführen.

Zuvor muß ich dem Leſer mittheilen, daß die kanadiſchen Rebellen mit ihren amerikaniſchen Hülfstruppen an der Grenze in unſer Gebiet einfielen, die Häuſer verbrannten, das Vieh wegtrieben und diejenigen Theile verwüſteten, welche als loyal galten oder überhaupt den Anſchluß an die Aufrührer verweigerten. Als die Rebellenhaufen von den Milizen oder andern Streitkräften verfolgt wurden, eilten ſie über die Grenze, wo ſie unter dem amerikaniſchen Schutze ſicher waren. Dieſes Protektionsſyſtem brachte natürlich die getreuen Canadianer auf, und ſie drohten die Grenze zu überſchreiten und ihrerſeits die Amerikaner anzugreifen. Dies war zwar nur eine Drohung, die nie in Ausführung gebracht wurde, aber doch Anlaß zu einem Geſuch an den Gouverneur des Staats Vermont gab, er möchte die Waffen der amerikaniſchen Arſenale für den Selbſtſchutz der Bürger verabfolgen. Der Gouverneur ſchlug die Bitte ab und erließ eine Proklamation, in welcher er die Bürger von Vermont vor jeder Einmengung verwarnte. Dies beleidigte die Mehrheit, welche unverweilt zu St. Albans ein Meeting abhielt und die Beſchlüſſe deſſelben durch den Druck in Umlauf ſetzte. Ich

besitze ein Exemplar jener Berichte und Resolutionen, von denen ich hier einige Auszüge geben will. Ich muß übrigens zuvor bemerken, daß es sich dabei nicht um die Beschließungen einiger gesetzloser, undisciplinirter Grenzbewohner handelt, als welche man die Sympathisirer zu bezeichnen suchte. Der Titel „ehrenwerth" bezeichnet, daß die betreffenden Personen entweder Mitglieder der Staats- oder der Föderal-Regierung sind, wie denn überhaupt die Männer, welche als Mitglieder der Comités aufgeführt werden, unter die ersten Notabilitäten des Staates gehören.

„Meeting der Freien zu St. Albans.

„In Gemäßheit einer Aufforderung, welche etwa achtundvierzig Stunden vor dem Meeting durch das County circulirte, haben sich zweitausend freie Bürger der verschiedenen County-Städte versammelt, um eine kürzlich erlassene Proklamation des Gouverneurs und ein außerordentliches Schreiben, welches dieselbe begleitete, in Berathung zu ziehen, zugleich aber auch ihre Gesinnungen in den canadischen Angelegenheiten auszudrücken, wie dieselben, namentlich in letzter Zeit, in der Nähe des fünfundvierzigsten Breitengrades sich gestaltet haben.

„Jephtha Bradley, Esquire, von St. Albans wurde auf den Präsidentenstuhl berufen und in Gemäßheit eines Versammlungsbeschlusses aus dem ehrenwerthen S. S. Brown, dem ehrenwerthen Timothy Foster und G. W. Kendal, Esquire, ein Comité zu Ernennung der Beamten gebildet.

Die Ernennung traf folgende Gentlemen: —

Der Ehrenwerthe Austin Fuller von Enosburgh Präsident.

Vicepräsidenten:

Col. S. B. Hazeltine	Backersfield.
Der Ehrenwerthe Horace Eaton	Enosburgh.
Doktor J. S. Webster	Berkshire.
William Green, Esquire	Sheldon.

Martin Wires, Esquire . . . . . Cambridge.
Der Ehrenwerthe Timothy Foster . . . . Swanton.

Sekretäre:

J. J. Beardsley . . . . . Shelbon.
Zoroaster Fisk . . . . . Swanton.

„Folgende Gentlemen wurden zu Mitgliedern eines Comité's gewählt, um einen Bericht und die Beschlüsse des Meeting vorzubereiten: —

Henry Adams, Esquire . . . . . St. Albans.
N. L. Wittemore, Esquire . . . . . Swanton.
K. A. Shattuk, Esquire . . . . . Shelbon.
Bradley Burlow, Esquire . . . . . Fairfield.
J. B. Bowdish, Esquire . . . . . Swanton.

„Das Schreiben gewisser Bürger von Burlington und die Proklamation Sr. Excellenz, des Silas H. Jennison wurden sodann von dem Sekretär, J. J. Beardsley, Esquire, vorgelesen, worauf mehrere Gentlemen in beredter und nachdrücklicher Weise an die Versammlung Anreden hielten, welche wiederholt großen Beifall hervorriefen.

„Das Comité für Abfassung der Beschlüsse überreichte sodann durch seinen Präsidenten Henry Adams, Esquire, seinen Bericht und die Resolutionen, welche einmüthig angenommen wurden.

„In dem Bericht wurde zuvörderst angegeben, daß Drohungen gefallen seyen, und dann folgte nachstehender Angriff auf die Gesetzlichkeit der Proklamation und das Benehmen des Gouverneurs.

„Das Comité besitzt kein Beweismittel, um darzuthun, daß die Ausführung gedachter Drohungen oder überhaupt ein Angriff auf die Rechte amerikanischer Bürger wissentlich von der bestehenden Regierung Canada's gestattet oder durch die Mehrzahl der Bürger in den kanadischen Stadtbezirken gebilligt werden dürfte; aber wenn man bedenkt, daß das bürgerliche Recht in Canada suspendirt und an dessen Stelle das summarische Verfahren der Kriegsgerichte und

der launenhafte Wille von untergeordneten Militärofizieren getreten ist — wenn man ferner die aufgeregten und erbitterten Gefühle, welche längs der Grenze herrschen und von Manchen noch mehr angefacht werden, wie auch den Charakter der Bevölkerung, die an unserer Grenze wohnt, in Betracht zieht, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß gewaltsame Handlungen versucht werden könnten oder sogar ein Haufen von Marodeurs sich sammeln dürfte, um einen kleinen Einfall in unser Gebiet zu machen und durch frevenliche Handlungen den öffentlichen Frieden zu stören. Schon eine solche Möglichkeit hat einen Zustand von Spannung und Zweifeln zur Folge, welche man sich nicht gefallen zu lassen braucht, denn jede Familie an der Grenze muß in ungestörter Ruhe leben können. Die Fähigkeit nicht nur einem Angriffe zu widerstehen, sondern auch für Beschädigungen mit summarischer Justiz Vergeltung zu üben, liefert eine sichere, wenn auch nicht die einzige Garantie gegen Friedensstörungen.

„In dieser Absicht ist kürzlich das Volk zusammengetreten und hat ein Comité ernannt, welches sich zu dem Gouverneur verfügte und sich von demselben einen Theil der Waffen im Staats-Arsenal zur Benützung erbat. Das Gesuch ist abgeschlagen worden, und Sr. Excellenz gab als Grund der Weigerung an, er wisse nicht ob er gesetzlich die Waffen des Staates ausborgen könne, damit die Staatsangehörigen sie zur Selbstvertheidigung benützen. Ohne sich über die Förmlichkeiten zu äußern, die Sr. Excellenz so sehr in Verlegenheit setzen, oder die Weisheit der Deutung zu prüfen, welche er dem Gesetze unterstellt, daß die Staatswaffen nicht gebraucht werden dürfen, weil sie zu geeigneter Benützung aufbewahrt werden müssen, erlaubt sich das Comité bloß, dem Volke achtungsvoll anzudeuten, daß es die Verpflichtung habe, sich ohne weiters selbst zu bewehren und auf die eigene Kraft zu bauen, da es vom Staate doch keine Beihülfe zu erwarten hat.

„Zu gleicher Zeit, als der Gouverneur seinen Beistand zur Si-

cherung der Grenze verweigerte, hat er eine Proklamation erlassen, welche den Bürgern dieses Staats einschärft, in Betreff der feindlichen Parteien Canada's eine strenge Neutralität zu beobachten. Es dürfte wohl einer Beanstandung unterliegen, ob es passend sey, daß der Gouverneur bei einem Anlasse wie der gegenwärtige, eine bloß berathende Proklamation von sich gebe, die weder neue Verpflichtungen auflegt, noch diejenigen, welche bereits auf unsern Bürgern ruhen, verstärkt. Wenn man in's Auge faßt, daß sich unsere Beziehung zu fremden Mächten nur auf die Gesammtregierung beschränkt und daß der Gouverneur keine Macht hat, den Angehörigen dieses Staates Einhalt zu thun oder sie zu strafen, im Falle sie die Verpflichtungen der Neutralität kühn brechen wollten, so muß zugestanden werden, daß eine Neutralitäts-Proklamation von Seiten unserer exekutiven Staatsgewalt die Amtsbefugniß überschreitet und höchstens in einem Falle zur Anwendung kommen sollte, wo sich's um eine allgemeine und schreiende Verletzung des Völkerrechts handelt. Aber selbst dann dürfte füglich in Frage kommen, ob der gewöhnliche Gang des Gesetzes nicht zureiche und ob ein freiwilliger Rath an das Volk einerseits und eine freiwillige Einmengung in die ausschließlichen Funktionen des Generalgouvernements andererseits sich dazu eignen, mit dem amtlichen Siegel des Staates gestempelt zu werden. Unseres Wissens enthält weder unsere Constitution noch die Gesetzgebung eine ausdrückliche Ermächtigung zu einer derartigen neuen Mode, sich an's Volk zu wenden, und sie kann nur dann gerechtfertigt werden, wenn der erste Beamte eine wichtige Thatsache oder Doktrin mitzutheilen hat, von welchen die Voraussetzung gilt, daß das Volk nichts davon wisse. Bloß in einem solchen Falle hätte ein so außerordentliches Dokument nichts Befremdliches.

„Hierorts handelt sich's aber nicht um Thatsachen, welche dem Publikum unbekannt sind, mit Ausnahme einer Vorstellung an Se. Excellenz, daß ‚feindliche Streitkräfte innerhalb die-

ſes Staats organiſirt ſeyen,' von denen in der That unſere Bürger nicht das geringſte wiſſen.

„Mit der Doktrin dieſer Proklamation — daß nämlich auch die Erklärung des Kriegsgeſetzes durch Lord Gosford die Beziehungen zwiſchen den Vereinigten Staaten und Canada ändere — können wir nicht übereinſtimmen. Unſer Verhältniß zu Großbritannien und ſeinen Colonieen beruht auf Verträgen und auf dem allgemeinen Völkerrechte, das, wie wir glauben, Sr. Majeſtät Oberſtatthalter von Unter-Canada weder erweitern noch einengen kann.

„Die Vorausſetzung, daß unſere Bürger ihre Rechte und Verpflichtungen als Mitglieder einer neutralen, unabhängigen Macht nicht kennen, faßt die Annahme in ſich, wir hätten die wiederholten Eingriffe in dieſe Rechte vergeſſen, welche ſo oft ſeit Annahme der Föderal-Conſtitution unſer Land aufregten, zu dem letzten Kriege mit Großbritannien führten und Entſchädigungsanſprüche erzeugten, die wir noch an verſchiedene Mächte Europa's zu fordern haben. Jedes Blatt der Geſchichte unſers Landes gibt Beiſpiele von Verletzung ſeiner Neutralitäts-Rechte durch die deſpotiſche und ſtolze Gewalten Europa's, unter denen England ſtets vorne anſtand. Das Comité hält es jedoch nicht für nöthig, ſich weiter über dieſen Gegenſtand zu verbreiten."

Nach dem Berichte kommen die Reſolutionen, die ich theilweiſe hier anfüge. —

„Beſchloſſen — daß die Sicherheit des Volks das erſte Geſetz ſey und wir deshalb unſern Bürgern empfehlen, ſich zu Wahrung dieſes Geſetzes zu bewaffnen.

„Beſchloſſen — der Umſtand, daß Canada in Kriegszuſtand erklärt und ein Volk bewaffnet wurde, das an den Gebrauch der Waffen nicht gewöhnt, wohl aber unſren Inſtitutionen feindlich geſinnt und durch innere Zwiſte erhitzt iſt, ziele unmittelbar darauf ab, die Ruhe unſrer Bürger zu ſtören und fordre augenblickliche Einmengung des General-Gouvernements.

„Beschlossen — unsere Staats-Regierung habe augenblickliche Maßregeln zu treffen, um Genugthuung für die Kränkungen und Beeinträchtigungen zu erhalten, die von den Canadianern an unsern Bürgern begangen werden könnten.

„Beschlossen — als Freunde der menschlichen Freiheit und der menschlichen Rechte können wir uns nicht enthalten, unsre Theilnahme auszudrücken, wenn wir ein unterdrücktes Heldenvolk das Banner der Freiheit entfalten sehen.

„Beschlossen — wir hoffen, daß die Zeit bald kommen werde, in welcher es keinem Bajonett mehr möglich wird, den letzten Ueberrest des Königthums, der noch auf dem westlichen Continente weilt, aufrecht zu erhalten.

„Beschlossen — wir theilen die Ansichten, welche frei und unverholen im britischen Parlamente von ausgezeichneten englischen Staatsmännern ausgesprochen wurden, daß nämlich nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge Canada sich bald von dem Mutterland trennen müsse.

„Beschlossen — es ist die Pflicht eines jeden unabhängigen Amerikaners, in jeder möglichen Weise, die sich mit unseren Gesetzen verträgt, die Anstrengungen der Patrioten in Unter-Canada gegen die Tyrannei, den Druck und die schlechte Verwaltung eines despotischen Gouvernements zu unterstützen."

Zwanzigstes Kapitel.

Als nächste Frage kommt in Betracht, ob die Canadier, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für uns als Außenposten zu Vertheidigung unserer atlantischen Besitzungen, nicht auch als Kolonie im

kommerziellen Gesichtspunkte nützlich werden können. Dies fordert eine ernstliche Erwägung.

Es muß zugestanden werden, daß bisher die Canada's eine schwere Last für England waren, und ich mache mich darauf gefaßt, daß Viele, welche in den meisten anderen Punkten mit mir einverstanden waren, nicht mit dem harmoniren werden, was ich nun vorzubringen gedenke. Da läßt sich freilich nicht helfen und es ist auch möglich, daß ich im Irrthume befangen bin; jedenfalls ist's aber kein Irrthum, in den ich aus Uebereilung gerathen bin.

Daß es weise und passend für ein Mutterland sey, seine Colonien in ihrer Kindheit zu unterstützen, kann keinem Zweifel unterliegen; denn es besteuert sich nur, um später selbst auch Nutzen zu ziehen. Indeß könnte sich's fügen, daß die Steuer allzu lästig wird und von der Colonie selbst nie ein entsprechender Ersatz zu hoffen steht. Wo dies stattfindet, ist die Besteuerung unbillig, und man blickt nur mit Abneigung auf die Colonie, um deren willen die schweren Opfer gefordert werden. Dieß ist genau die Stellung der Canada's und auch der Grund, warum sich so viele Stimmen vernehmen lassen, welche auf das Aufgeben dieser Provinzen dringen.

Das Benefiz von fünf und vierzig Schillingen auf eine Last Bauholz, welche den Canadas von unsern gegenwärtigen Zöllen zufallen, ist viel zu groß und hat allzu schwer auf die Angehörigen das Mutterlands gedrückt, ja, sogar eigentlich ein Monopol geschaffen; und wenn man dabei in's Auge faßt, wie wichtig und nöthig das Bauholz in England ist, folglich die ungeheure Belastung des kanadischen Holzes den Schiffsbau, der Architektur und den Interessen des Landbaus sehr schwer fallen muß, so ist es kein Wunder, daß man sich die Canada's und die Taxe zumal vom Halse wünscht. Auch unsere Handelsbeziehungen zu den nördlichen Ländern werden dadurch beeinträchtigt, denn diese weisen unsere Manufakturen zurück, weil wir einen zu hohen Zoll auf ihr Produkt gelegt haben.

Die Taxe zum Beſten der kanadiſchen Produkte wurde während des Kriegs aufgelegt, ohne daß man dabei ihre ſtändige Dauer beabſichtigte, und ich glaube genügend beweiſen zu können, daß ihr Fortbeſtehen nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen die Angehörigen Englands iſt, ſondern auch jetzt den Canada's, deren Bevölkerung ſchnell zunimmt, Eintrag thun muß.

Bisher war Holz der einzige Ausfuhrartikel Canada's. Wir gewannen allerdings dadurch den Vortheil eines großen Transport-Handels und für viele tauſend Tonnen Schiffslaſt Verwendung; aber mit dieſer einzigen Ausnahme iſt der Holzhandel nicht nur dem Mutterlande, ſondern der Colonie ſelbſt nachtheilig geworden, da er das wahre Gedeihen der letzteren hinderte; denn dieſes iſt ſtets von der Cultur des Landes und von der Bevölkerungszunahme abhängig. Der erſte Punkt, auf den ſich die Aufmerkſamkeit einer Colonie richten muß, beſteht in dem ſelbſtſtändigen Fortkommen der Einwohner, und erſt wenn ſie dieſes Ziel erreicht hat, iſt es am Orte, auf Gewinn durch den Ueberſchuß der Produkte zu denken. In welcher Weiſe iſt der Holzhandel den Canada's nützlich geworden? Hat er Reichthümer in die Provinzen geworfen? Gewiß nicht. Das Holz wurde entweder von jenen Canadiern geſchlagen, welche ihre Zeit weit beſſer in Bebauung des Landes hätten verwenden können, denn jeder gelichtete Acre Grund iſt wirklicher Reichthum, oder von den Amerikanern, welche herüber kommen, die Bäume fällen und dann nach ihrem eigenen Lande zurückkehren, um daſelbſt das Geld zu verbrauchen. Allerdings hat der Holzhandel großen Gewinn abgeworfen; aber iſt letzterer in den Canada's geblieben? Sind die erzielten Summen dort ausgegeben worden? Nein; ſie wurden in England eingezogen oder nach England gebracht und daſelbſt unter einige einflußreiche Perſonen getheilt, welche bis zu einem gewiſſen Grade das verliehene Beneſiz zu einem Monopol für ſich umwandelten. Den Canada's dagegen iſt wenig oder nichts zu Frommen gekommen, und das Mutterland wurde

entſchieden aufs Ernſtlichſte dadurch beſchädigt. Ich weiß wohl, daß diejenigen, welche bei dem kanadiſchen Holzhandel betheiligt ſind und eine einflußreiche Partei bilden, meine Behauptungen in Abrede ziehen und lächerlich machen werden; aber ich hoffe, noch ehe ich zu Ende komme, jedem Unbetheiligten zu beweiſen, daß meine Anſichten über den Fall richtig ſind und das Gedeihen Canada's in etwas ganz Anderem beruht, als in dem Gewinne der kanadiſchen Holzhändler oder ſogar der Eigenthümer an dem Ottawa.

Als der Schutzzoll auferlegt wurde, dachte man nicht entfernt an ſeine bleibende Dauer: denn man wollte eben die Schiffe ermuthigen, in Canada Holz zu holen, als es in der Oſtſee nicht zu erhalten war. In Wirklichkeit war jener Zoll weiter nichts, als eine Kriegsmaßregel, die mit der Wiederkehr des Friedens hätte wieder aufgehoben werden ſollen. Der Grund, warum dieß nicht geſchah, wurde durch den Vorwand bemäntelt, daß dadurch die Einwanderer ſehr beſchädigt würden, welche dann keine Mittel beſäßen, das gefällte Holz zu verkaufen, und das Holz ſey eben der erſte Gewinn, deſſen ſie ſich erfreuen können; ferner wurde geltend gemacht, daß dadurch die Anſiedler in den langen Wintern Beſchäftigung fänden. Ich kann mir wohl denken, daß ſich diejenigen, welche nie in Canada waren, durch dieſe Behauptung kirren laſſen, muß aber ſagen, daß wohl nie eine dreiſtere Unwahrheit ausgeſprochen wurde. Es gibt allerlei Emigranten, und diejenigen, welche Capital beſitzen, ſpekuliren ebenſo gut auf Holz, als auf andere Artikel; aber unterſuchen wir die Geſchichte des eigentlichen Anſiedlers, das heißt des Mannes, der ſich Grund erkauft und eine Landwirthſchaft beginnt — denn auf dieſe hat man es mit jenen vermeintlichen Philanthropie vornämlich abgeſehen. Er baut ſeine Hütte und lichtet zwei oder drei Acres — das heißt, er fällt die Bäume. Sobald dies geſchehen iſt und die Witterung es geſtattet, verbrennt er ſie an Ort und Stelle, indem die Aeſte und klei-

neren Zweige unter den Stamm gelegt werden, um das Feuer fortzupflanzen. Dieß muß er thun, denn der Boden, der in dem dichten Urwald so lange der Lüftung und des Sonnenlichtes entbehrte, hat eine Art Säure in sich, welche durch das Alkali der Holzasche neutralisirt werden muß, ehe eine Erndte erzielt werden kann. Ich glaube nicht, daß ein Ansiedler, wenn er mit seinem Lichten begann, je einen Baum verkaufte, obgleich er dies vielleicht später thut, wenn er in bessere Verhältnisse kömmt und sein Gut an einer bequemen Wasserstraße liegt. Womit beschäftigt er sich wohl im Winter, nachdem er von der Lichtung des ersten Jahres seine Erndte eingeheimst hat? Wird er wohl am Ottawa Holz fällen für den englischen Markt? Nein; er schlägt so schnell wie möglich die Bäume auf seinem Eigenthum, um sie im nächsten Frühjahr verbrennen und auch von der zweiten Lichtung eine Erndte erzielen zu können. Und so geht es fort in stäter Beschäftigung für die eigene Farm, bis er sie hinreichend ausgedehnt hat, um seinen Mais zu pflanzen und genug Waidegrund für sein Vieh zu gewinnen. Ist er in eine unabhängige, gemächliche Lage gekommen, und hat er noch einige tausend Dollars übrig, so errichtet er eine Sägmühle und bearbeitet seine Bäume zu Schnittholz; dann ist er aber schon für einen Ansiedler als ein reicher Mann zu betrachten. Der Holzhandel ist daher den Canada's nachtheilig, so fern er den Landbau und damit das Unabhängigwerden der Leute hindert. Das Holz, welches für die Ausfuhr geschlagen wird, kommt hauptsächlich aus den Urwäldern an den Ottawa-Flüssen und bringt dem eingewanderten Ansiedler durchaus keinen Nutzen.

Man wendet vielleicht ein, da die Ansiedler, sobald sie in bessere Umstände gerathen, Sägmühlen errichten und ihre Bäume zu Schnittholz verarbeiten, so würde es unrecht seyn, sie dieses Vortheils zu berauben. Ich will dies zugeben, muß aber zugleich bemerken, daß man sie keines Vortheils beraubt; denn von dem Bau- und Schnittholz, das die Canadas ausführen, kommt nur

die Hälfte auf den britischen Markt, während sich die andere zwischen Westindien, den Vereinigten Staaten und dem eigenen Verbrauch theilt. Auch wird das Bedürfniß der Vereinigten Staaten so rasch zunehmen, daß sich wahrscheinlich in einigen Jahren die Canadier mit ihrem Holze wenig nach England wenden, selbst wenn der gegenwärtige Zoll beibehalten würde. Ferner bin ich der Ansicht, daß dieses Benefiz auf die amerikanischen Provinzen sehr nachtheilig wirkt, da es die Aufmerksamkeit von der wahren Quelle des Wohlstandes, vom Ackerbau, ablenkt; denn um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie vortheilhaft die Lichtung des Landes wird, braucht man nur zu wissen, daß ein Stück Grundes, welches in seinem wilden Zustande bloß zu zwei Dollars für den Acre bezahlt wurde, sich auf zwanzig oder dreißig Dollars hebt, sobald die Ausrodung weiter gediehen ist. Wer daher den Boden urbar macht, arbeitet nicht nur für sein eigenes Beste, sondern erhöht auch den Werth der benachbarten Grundstücke, während der Baumfäller am Ottawa nur ein paar Dollars für seine Tasche gewinnt und der Provinz nicht zum Frommen arbeitet, da die Holzhändler in England alle Vortheile einheimsen.

Es erscheint vielleicht als sehr sonderbar, daß sich die Schiffseigenthümer den kanadischen Holzhändlern in den Vorstellungen an die Regierung, diese Zölle fortdauern zu lassen, anschließen konnten; aber wir wissen ja, daß erstere augenscheinlich stets jeder Maßregel entgegentreten, die ihren eigenen Interessen günstig ist. Allerdings ist der Transport-Verkehr nach den Canada's nicht unbedeutend; aber wie viel wichtiger muß es nicht dem Schiffseigenthümer seyn, den Aufwand seines Schiffbaues zu mindern, der eine nothwendige Folge ist, sobald die Holzzölle niedriger angesetzt werden. Er beschwert sich, daß er nicht so wohlfeil fahren könne, als Ausländer, und verlangt Schutz, um nur überhaupt mit ihnen concurriren zu können. Dennoch widersetzt er sich derselben Maßregel, die ihn so wesentlich unterstützen würde. Ich werde indeß thatsäch-

lich nachweisen, daß die Transportfahrt nach Canada nicht aufhören würde, obschon vielleicht das Kargo nicht das gleiche wäre, wie denn überhaupt aller Grund zur Annahme vorhanden ist, der Verkehr werde sich sehr bald wieder zu dem gleichen Tonnengehalt heben.

Zunächst kömmt in Betracht, in wie weit der Zoll gemindert werden müßte, um unsern Staatseinkünften keinen Abtrag zu thun. Diese Frage ist leicht zu beantworten.

In dem Bericht über die Holzzölle, Anhang Nummer 10, lesen wir in runden Zahlen für das Jahr 1833:

	Lasten.	Zoll.
Eingeführtes Holz aus Canada und den amerikanischen Provinzen; in Lasten berechnet	719,000.	300,000 Pf.
Holz aus dem Norden Europa's, in gleicher Berechnung	444,000.	985,000 Pf.
	1,163,000.	1,285,000 Pf.

Nun wird Niemand in Abrede ziehen, daß dieselbe Quantität Holz verbraucht werden wird, woher man es beziehen mag; wir haben daher nur einen gleichförmigen Zollsatz, unter welchem die Einkünfte nicht leiden, für das gesammte Holz aus allen Theilen der Welt festzustellen. Fünf und zwanzig Schillinge für die Last gibt, auf die ganze Einfuhr berechnet, eine Revenue von 1,453,000 Pf. Dadurch gewinnen wir nicht nur einen höhern Ertrag der Holzzölle, sondern es steht auch zu erwarten, daß sie durch größern Holzverbrauch noch mehr gesteigert werden. Indeß bin ich nicht der Ansicht, daß es räthlich wäre, diese Reduktion augenblicklich vorzunehmen. In dem Canada-Handel ist ein großer Tonnengehalt beschäftigt, den man sich ausnutzen lassen sollte; denn es ist nur billig, denjenigen, welche sich dabei betheiligt haben, Zeit zu Zurückziehung ihres Capitals zu gönnen. Da die Canadier noch nicht vorbereitet sind, andere Produkte auf den Markt zu schicken, so können wir füglich dieses Benefiz auf den gegenwärtigen Holzverkehr

übertragen. Die Zoll-Reduktion muß allmählig geſchehen und auf zehn Jahre ausgedehnt werden, nach welcher Friſt die ſchließliche Herabſetzung auf fünf und zwanzig Schillinge für die Laſt ſtattfinden könnte. In der Zwiſchenzeit kann ſich Canada, wenn man ihm unter die Arme greift, ſo weit kräftigen, um andere Produkte auf den Markt zu ſchicken.

Je mehr ich über die Frage nachdenke, deſto mehr gewinne ich die Ueberzeugung, daß dieſe Aenderung für alle Theile von Nutzen ſeyn würde. Wir ſind dann im Stande, Schiffe zu mäßigeren Preiſen zu bauen, erhalten wohlfeilere Häusmiethen und gewinnen überhaupt einen Vortheil für jede Klaſſe Englands, während außerdem die Aufhebung des Schutzzolls für unſre transatlantiſchen Schiffe die größte Wohlthat ſeyn würde, was auch betheiligte Perſonen dagegen einwenden mögen.

Unterſuchen wir nun, welche Produkte die Canadier bei zunehmender Bevölkerung für die Zukunft liefern können und was für Hülfsquellen das Land in ſich birgt.

Unter-Canada iſt ein unfruchtbarer Strich, nicht ſo faſt wegen ſchlechten Bodens, ſondern wegen der Strenge und der langen Dauer des Winters. Das Klima von Unter-Canada iſt ganz ſo, wie das von Rußland, und liefert deshalb wahrſcheinlich die nämlichen Produkte. Die Winter ſind ſehr läſtig, aber um ihrer Trockenheit willen nicht ungeſund, die Sommer dagegen, wie überall in den nördlichen Gegenden, zwar kurz, aber übermäßig heiß. In letzterem liegt der Grund, daß der Mais, welcher in England nicht zur Reife kommt, in Unter-Canada gedeiht und ſogar dort das Haupterzeugniß des Bodens iſt. Die franzöſiſchen Anſiedler in Unter-Canada ſind nur gleichgültige und ſorgloſe Landwirthe, bringen es aber doch zu augenſcheinlichem Wohlſtand. Indeß handelt ſich's hier nicht um die Frage, ob die Bewohner Unter-Canada's ſich fortbringen können, ſondern ob ſie wahrſcheinlich im Stande ſind, etwas zu produciren, was nach England ausgeführt werden kann.

Ich möchte ja sagen. Sie können Theer und Hanf erzeugen, zwei sehr wichtige Artikel, um deren willen wie fast ganz von Rußland abhängig sind. Der Theer ist außer Frage, aber warum sollte nicht auch Hanf gebaut werden können, da doch das Klima das gleiche ist, wie das von Rußland. Hanf gedeiht überall und fast in jedem Boden, sehr festen Thonboden ausgenommen, und ich bin der Ansicht, daß sich Unter-Canada bewunderungswürdig für diesen Zweig der Agrikultur eignet. Bisher haben die französischen Canadier bloß vegetirt; sobald sich aber das Land mehr anfüllt und sie sich allmählig mit den übrigen Ansiedlern verschmelzen, werden sie sich ohne Zweifel rasch bessern.

Ober-Canada ist bis jetzt nur wenig bekannt und zählte am Schlusse des Krieges keine vierzigtausend Seelen. Selbst jetzt noch befindet sich auf einem Gebiete, das viele Millionen fassen und nähren könnte, nur eine Bevölkerung von viermal hundert tausend. Es ist ohne Ausnahme der begünstigtste Strich in Nord-Amerika, da es nicht nur die Fruchtbarkeit der südlichen und westlichen Staaten besitzt, sondern auch nicht den vielen verderblichen Krankheiten ausgesetzt ist, welche in letzteren Gebieten so hinderlich werden. Obgleich hoch im Norden, hat Ober-Canada doch ein eigenthümlich mildes Klima — eine Folge der großen Seen, welche sowohl die Kälte des Winters als die Hitze des Sommers mäßigen. Es hat Ueberfluß am herrlichsten Bauholz, ist gut bewässert, besitzt einen sehr reichen Boden, producirt sehr viel und bietet eine fast sichere Erndte. Ich bemerke dies hier ausdrücklich, da ich Ober-Canada für das vortrefflichste Kornland in der Welt halte.

Die Hülfsquellen der Canada's sind zur Zeit noch unbekannt. Das Land ist noch nicht untersucht, ohne Kapital und, ich möchte beifügen, ohne Kredit; indeß lassen sich ihm die schönsten Aussichten nicht absprechen. Der Holzhandel nach England wird nach einigen Jahren, selbst wenn das gegenwärtige Benefiz fortdauert, für Ober-Canada von geringem Vortheil seyn, da sich ihm, sobald sich die

westlichen Staaten mehr anfüllen, ein viel besserer Markt in dieser Richtung aufthut; denn dann findet große Nachfrage nach Schnittholz Statt, welches von Canada weit wohlfeiler bezogen werden kann, als von irgend einem Theile der Vereinigten Staaten. Sogar jetzt schon wird es von Ober-Canada aus nach jenen Theilen der Union verführt, welche an die Seen grenzen. Ich habe auf den Holzmangel in den westlichen Staaten hingedeutet und meine damit natürlich Holz, das sich zum Bauen eigne. Sie haben zwar welches im Staate Wisconsin, das aber bald verbraucht seyn wird, und dann steht zu erwarten, daß das Schnitt- und Bauholz von Ober-Canada gesucht und ohne Zweifel in großer Ausdehnung exportirt werde.

Das nächste Landeserzeugniß, auf welches die Canadier ihre Aufmerksamkeit richten sollten, bieten die Fischereien auf den Seen, die mit großem Vortheile in ausgedehntem Maßstabe betrieben werden können. Die Forelle und der Weißfisch, die weit vorzüglicher sind, als der Neufoundländer Kabliau, lassen sich sehr leicht und in großer Menge fangen. Ich habe bereits bemerkt, daß die Amerikaner begonnen haben, diesen Erwerbszweig auszubeuten, und die Nachfrage steigert sich mehr und mehr. Sobald sich der Westen mehr bevölkert, werden die Vorräthe mit den Bedürfnissen kaum gleichen Schritt halten, abgesehen davon, daß sie auch einen Ausfuhr-Artikel nach England bilden.

Im Norden und um den obern See liegen Millionen und Millionen Acres, die wahrscheinlich nie kulturfähig sind, und kaum zu etwas Andrem taugen, als zur Vermehrung der Thiere, denen wir Pelzwerk verdanken. Dennoch sind diese Striche in einem Punkte reich. Der Zuckerahorn gedeiht dort, und es läßt sich eine beliebige Menge Zucker sammeln, sobald die Bevölkerung dicht genug ist, um für dieses Geschäft der Hände entbehren zu können. Ein sorgfältig angezapfter Ahornbaum hält vierzig Jahre aus und gibt jährlich sechs oder sieben Pfund Zucker, der dem besten ostindischen Produkte

nichts nachgibt und sich eben so gut raffiniren läßt. Zur Zeit werden nur wenig Tonnen gesammelt; aber der Artikel kann für die Ausfuhr bedeutend werden.

Die Vereinigten Staaten sind reich an den meisten Metallen, namentlich aber an Blei und Eisen; *) nur an Kupfer fehlt es ihnen sehr. Dem Vernehmen nach sind die Kupferminen in New-York gut, während sich die im Westen noch nicht bauwürdig erwiesen haben. Wie bereits bemerkt wurde, ist Canada noch nicht untersucht; aber ich habe guten Grund zu glauben, daß sich daselbst ein großer Mineralreichthum, namentlich aber Kupfer finden

*) Folgende Schilderung der Eisenminen bei Marmora, welche von dem Ingenieur herrührt, der mit ihrer Untersuchung beauftragt war, verdient die Aufmerksamkeit des Lesers:

„An Isaak Fraser, Esquire.

„Die Wasserkraft bei Marmora und ihre Zulänglichkeit für alle hydraulischen Zwecke läßt sich besser, als aus jeder Beschreibung, aus der Thatsache vorstellen, daß die Fälle auf dem Krähen-Fluß, an dem Ende unzähliger Seen, welche in den tiefsten Binnensee der Provinz, den Krähen-See, sich ergießen, just unterhalb der Einmündung des Biberflusses vorkommen. Diese Hauptwasser bilden mit dem Otonabee und dem Reissee in der Krähenbai sechs Meilen unterhalb der Werke den großen Fluß Trent, der an Größe und Bedeutsamkeit nur dem Lorenzo nachsteht. Es genügt, wenn ich noch beifüge, daß mir die Wasserkraft bei den Werken allen Zwecken der Maschinerie und Manufaktureien, welche für Jahrhunderte hier errichtet werden können, zu entsprechen scheint.

„Unmittelbar an die Werke schließt sich ein Erzbeet an, das theilweise zu Tag geht; und aus dem Augenschein sowohl, als aus den mir mitgetheilten Gutachten erhellt, daß das Eisenerz, mit Ausnahme des gediegenen Eisens, von der reinen Art ist und eine Beimischung von rothem Farbstoff und gelbem Ocker hat. Stellenweise kommen diese Farbstoffe, namentlich die rothen, in ziemlichen Massen vor, und Mr. Hayes verkaufte mehrere Fäßchen je zu fünfundzwanzig Schillingen, so daß es scheint, als könnte hier ein einträglicher Handelartikel gefunden werden. Man trifft hier auch ein Bette reinen, weißen Marmors, der nicht geschichtet, sondern in großen Blöcken vorkömmt, und einen Steinbruch mit vortrefflichem lithographischem Kalk, über dessen Eigenschaften

werde. Ich folgere meine Muthmaßung erſtlich aus der Analogie mit Rußland, wo dieſes Metall häufig vorkommt, und zweitens, weil an den Ufern des oberen Sees eine Maſſe gediegenen Kupfers, viele Tonnen wiegend, gefunden wurde. Ich habe ſelbſt ein Pröbchen davon in Händen gehabt.

Unter den übrigen Produkten und vorausſichtlichen Hülfsquellen Canada's dürfen wir nicht vergeſſen, das Pelzwerk, welches von der Hudſonsbai-Compagnie gewonnen wird, miteinzurechnen. Wenn uns die Canada's entriſſen ſind, ſo ſehen wir uns natürlich wegen dieſes nöthigen Artikels auf die Amerikaner hingewieſen. Wie ich in

---

die günſtigſten Berichte erſtattet wurden. Dieſes Erzbette würde ſeiner Lage nach was immer für eine Mauer für die Haft von Verurtheilten erſetzen; aber aus dem vielfachen Gemiſche der Mineralſubſtanzen, welche die ſorgloſe Oeffnung dieſer Adern veranlaßt hat, läßt ſich unmöglich eine Vermuthung über die wahrſcheinliche Ausdehnung des Geſteins abgeben. Freilich, wenn man aus dem Anſcheine und der geologiſchen Analogie des zunächſt umgebenden Grundes urtheilt, ſo ſind die Erzlagen wahrſcheinlich von zureichendem Umfange, um ein Gegenſtand der Berückſichtigung zu werden; denn mehrere hundert Tonnen Erz ſind bereits für die Oefen abgebaut worden. Der Platz hat auch eine gute Brücke und einen Kai, an welchem das Erz, das von den Seelagern herkömmt, gelandet und von hier aus in Karren nach dem Erzufer verführt wird.

„In einer Entfernung von vier Meilen Waſſerwegs das heißt an dem Krähenſee in dem Stadtbezirk Belmont, Diſtrikts New-Caſtle, kommen die Haupt-Erzlager vor. Ich kann meine Bemerkungen darüber auf die Qualitäten und Varietäten der hier gefundenen Erze beſchränken und von der Ausdehnung der Lager einen Begriff geben, wenn ich meine Gefühle beim erſten Erblicken der Gebirge ſchildere. Mein Erſtaunen war groß, und ich ſchloß ſogleich, daß hier mehr als zureichend Geſtein ſeyn müſſe, um die Welt für immer mit Eiſen zu verſehen. Das Erz ſelbſt iſt leicht zu brechen und bietet viele Varietäten des Magneteiſengeſteins. In der That kömmt das Brechen, Laden, Transportiren nach den Werken, Röſten auf dem Erzufer, Verkleinern und Bringen nach dem Ofen nicht höher als auf zwei Schillinge ſechs Pence für die Tonne. Wie ich bereits bemerkt habe, iſt das Erz ſehr

meinem Tagebuch bemerkt habe, führt die kanadische Gesellschaft in Rauchwaaren einen Werth von ungefähr anderthalb Millionen Dollars aus.

Ich komme nun auf einen Artikel, der meiner Ansicht nach für die Ausfuhr aus Canada am bedeutsamsten ist. Ich habe angedeutet, daß ich Ober-Canada für das erste Kornland der Welt halte, und lebe der Ueberzeugung, daß nach sehr wenigen Jahren die Exportation nach England in großem Umfang betrieben werden kann, da schon jetzt ein Ueberschuß an die Amerikaner verkauft wird. Man muß nämlich wissen, daß Amerika, welches Westindien und andere Theile der Welt mit Mehl zu versehen pflegte, letz-

---

magnetisch und enthält eine starke Beimischung von Schwefel; doch läßt es sich leicht von diesem zerstörenden Mineral befreien, indem man es der Luft und der Kälte aussetzt und durch diese Art von Verdunstung einen neuen werthvollen Handelsartikel in großen Quantitäten gewinnt, nämlich den Vitriol.

„Mit einen Fünfzigtonnen-Boot — und es ist Wassertiefe genug vorhanden, um sogar ein Vierundsiebenzigkanonenschiff von dem Kai bei den Werken bis zu diesem Erzgebirge zu bringen — lassen sich in zwei Tagen durch vier Fährleute hundertundfünfzig Tonnen Erz herunterbringen — so leicht läßt sich das gut abbaubare Gestein an Bord schaffen. Zwischen diesem Lager und den Werken wurden mehrere andere Eisengänge gefunden — einer von vortrefflicher Eigenschaft, dessen Gestein an magnetischer Kraft jedes andere bis jetzt entdeckte Erz übertrifft indem es die von den Mineralogen so genannte Polarität besitzt. In der Nähe, kaum eine Meile von den Werken, trifft man auch das Wiesen- und Sumpf-Erz in großen Quantitäten. Die Werke selbst sind im Nord-Nord-Osten und Osten von Erzgängen umgeben, deren fünf versucht und in Gebrauch gebracht wurden; da sie aber landeinwärts liegen und daher kostspieliger beigeschafft werden müssen, so begnüge ich mich mit der beiläufigen Bemerkung, daß sie an Quantität und Qualität werthvoll sind.

„Vorderhand verbleibe ich, Sir,

Euer

gehorsamer Diener

...., Ingenieur.

terer Zeit in ſeiner Spekulationswuth die Erndten vernachläſſigte und ſich erſt ſeit zwei Jahren wieder dem Pflügen des Landes zugewendet hat. Es braucht jetzt nicht länger den Beiſtand von Ober-Canada, und die jährliche Zunahme der Kornproduktion muß jetzt einen andern Markt ſuchen. Sobald die Bedürfniſſe von Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig verſehen ſind, wird der Ueberſchuß ſeinen Weg nach England finden. Wenn Ober-Canada bevölkerter wird, muß ſich natürlich auch die Erzeugung des Waizens vergrößern, und wir haben allen Grund, zu erwarten, daß nach ſehr wenigen Jahren nicht nur eine beſtändige, ſondern ſogar mehr als erforderliche Kornausfuhr zu uns ſtattfinden wird. Was iſt nun wahrſcheinlicher Weiſe die Wirkung? Korn von Canada wird zu dem feſtgeſetzten Zoll von fünf Schillingen für das Malter zugelaſſen; ſobald daher hinreichend eingeführt werden kann, ſind die Korngeſetze virtualiter aufgehoben, das heißt gegen einen bleibenden Zoll von fünf Schillingen für das Quart ausgetauſcht.

Ich glaube, vorſtehende Bemerkungen werden den Leſer geneigt machen, meiner Anſicht beizupflichten, daß die Minderung des Holzzolles für alle Theile eine Wohlthat werden wird — für die Canadier, weil ſie aus dem Schnittholzverkauf nach Weſtindien und andern Orten einen ſicheren Gewinn ziehen können, ohne daß die wahren Intereſſen der Kolonie dem Beſten engliſcher Kaufleute geopfert werden; dem Mutterlande, weil ſie den Bau-Aufwand, die Hausmiethen und die Agrikulturkoſten verringert, zugleich aber auch die Einkünfte erhöht; und dem Schiffseigenthümer, da ſie ihn befähigt, viel wohlfeiler zu bauen und viel erfolgreicher mit fremden Schiffen zu concurriren, ohne daß ihm der Transportgewinn auf die Dauer entginge, weil ihn das Verführen von Korn für das des Holzes bald ſchadlos halten muß. Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß ſich einige betheiligte Perſonen beſchweren werden; aber es iſt hohe Zeit, daß ein in jeder Beziehung ſo nachtheiliges Monopol aufgehoben und der Gewinn etlicher Spekulanten nicht berück-

sichtigt werde, wenn die wahren Interessen der Kolonie und der Nation in Frage kommen.

Es mag hier wohl am Orte seyn zu bemerken, daß es ein Akt der Gerechtigkeit nicht nur gegen die Provinzen, sondern auch gegen uns selbst seyn würde, wenn man die Hinderungs-Maßregeln beseitigte, die vorderhand noch gegen die Einfuhr von Gütern aus Frankreich und andern Ländern bestehen. Das Benefiz würde zwar an sich klein seyn, aber doch den Unternehmungsgeist spornen; denn die Zeit ist vorbei, daß England seinen Kolonieen einen solchen Zwang auflegen darf. Ich sage, wir würden nichts verlieren, weil alle diese Artikel von den Amerikanern eingeführt würden, und wenn die Canadier sich damit versehen wollen, brauchen sie nur nach Buffalo oder andern amerikanischen Städten zu gehen, welche an den Seen liegen. Vorderhand geht daher aller Gewinn, der aus dieser Einfuhr erwächst, in die Taschen der Amerikaner, welche die einzigen sind, denen unsere Hinderungsgesetze Vortheil bringen. Wir sollten sie daher aufheben.

Ich will nun die Folgerungen dieses Kapitels in Beziehung auf den relativen Werth des kanadischen Korn- und Holzhandels durch einige Auszüge belegen, welche in dem Berichte des Comités für die Holzzölle als Zeugnisse angefügt sind.

Frage. „Habt Ihr Euch je eine Ansicht über den Preis gebildet, zu welchem ein Quart Waizen nach England ausgeführt werden könnte, um für den Exportanten noch einen Gewinn abzuwerfen? — Antwort. Ich kann mich nicht mehr ganz genau entsinnen, glaube aber, daß ich die Schätzung einmal zwischen vierzig und fünfzig Schillingen annahm.

Frage. „Eure frühere Antwort möchte die Bevölkerung von dem Holzhandel auf die Agrikultur verweisen; aber würde aus dem eben Gesagten nicht folgen, daß sie sich nicht vortheilhaft zu beschäftigen vermöchte, wenn sich der Preis des englischen Waizens nicht zu vierzig oder fünfzig Schillingen für das Quart heben soll-

te? — Antwort. Nein ich glaube nicht, daß dies eine nothwendige Folge iſt. Wenn unſre ganze Bevölkerung ſich dem Ackerbau weihte, ſo würden unſere Anſiedelungen dichter und unſre Wege vollkommener werden. In der That ließen ſich dann alle fördernden Anſtalten vollkommener herſtellen, wodurch man in die Lage käme, den Waizen zu einem mäßigeren Preiſe auf den Markt zu bringen und dennoch einen größern Gewinn zu erzielen. Wir müſſen in Beziehung auf die kanadiſchen Agrikulturprodukte im Auge behalten, daß der Farmer natürlich zuerſt ſeine eigene Familie ernährt und daß der Preis nur für den Ueberſchuß ſeiner Erzeugniſſe in Anſchlag kömmt, folglich eher der Gemächlichkeit, als dem Unterhalte dient. Ich ſehe nicht ein, warum die gegenwärtigen Preiſe einen Landwirth hindern ſollten, ſoviel zu erlöſen, als wenigſtens für den Ankauf aller ſeiner Bedürfniſſe nöthig iſt.

Frage. „Wie ſchätzt Ihr den Durchſchnittsaufwand des Waizentransports von den abgelegeneren Theilen Canadas nach Montreal? — Antwort. Ich glaube, daß die Fracht des Waizens von Niagara nach Montreal ungefähr fünfzehn Pence Kolonialwährung koſtete, obſchon ich dies nicht mit Beſtimmtheit behaupten will. Der Preis hat ſich ſeitdem nicht erniedrigt. Ich fertigte mir einmal eine Tabelle an, um den Transport-Aufwand für Produkte aller Art von drei Punkten am Ontario- und Erie-See und dahin zurück zuſammenzuſtellen.

Frage. „Was beträgt die Fracht von Quebek nach England? — Antwort. Der gewöhnliche Preis hat acht Schillinge bis acht Schillinge ſechs Pence für ein Malter Waizen betragen.

Frage. „Wißt Ihr was der Waizen in unſerem Lande koſtet? — Antwort. Ich glaube, die letzte Durchſchnittberechnung ergab vierzig Schillinge.

Frage. „Eurer Angabe zufolge würdet Ihr alſo bei einem Preiſe von vierzig Schillingen wahrſcheinlich zehn Schillinge als

einen billigen Abzug für den Aufwand, das Produkt auf diesen Markt zu bringen, betrachten? — Antwort. Ich dächte so.

Frage, „Glaubt Ihr, der Preis von dreißig Schillingen bezahle den kanadischen Ackerbauer für die Produktion des Waizen? — Würde sich ein Kapital, das in Canada auf Waizenerzeugung verwendet wird, rentiren? — Antwort. Ich möchte nicht gerne über einen Punkt sprechen, in welchem es mir an zureichender Kenntniß gebricht.

Frage. „Ist es aber nicht unerläßlich, daß man sich eine Ansicht über diesen Punkt gebildet haben muß, um Eure früheren Angaben zu rechtfertigen? — Antwort. Ich glaube, nein. Ich fühle die Ueberzeugung, daß die Canadier, wenn dieser Holzhandel nicht wäre, andere Artikel produciren würden, ohne daß sie dadurch in eine schlimmere Lage kämen. Zu diesem Schlusse führt mich der gegenwärtige Zustand des Staates New-York, welcher vordem gleichfalls auf den Holzhandel angewiesen war. Auch Vermont habe ich dabei im Auge, und wenn ich da von Jedem hören muß, daß er bedaure, sich so mit dem Holzhandel befaßt zu haben, so glaube ich, in meiner Ansicht gerechtfertigt zu seyn — denn Niemand wird behaupten wollen, daß Vermont oder sogar New-York sich in Betreff des Bodens mit Canada messen können. Da ich eben von dem Boden Canada's spreche, so möchte ich hier bemerken, daß Jacobs den Durchschnittsertrag des Waizens auf dem Continent zu vier auf eins und in Großbritannien zu sieben auf eins berechnete, während Gourlay den von Ober-Canada zu zwanzig auf eins anschlägt. Viele behaupten, daß Ober-Canada beispiellos dastehe, wenn man es mit jedem andern Striche von gleicher Ausdehnung vergleiche.

Frage. „Wißt Ihr, in welchem Umfang Canada Agrikultur-Produkte ausführt? — Antwort. Ja, ich kann dies aus dem Gedächtniß angeben. Die größte Waizenausfuhr fand im Jahre 1831 statt und belief sich, wie ich glaube, auf 1,300,000 Bushels.

Frage. Wißt Ihr über den Mais und andere Artikel ähnliche Auskunft zu ertheilen? — Antwort. Canada führt ſehr viel Mais aus.

Frage. Welches Canada? — Antwort. Sowohl Ober- als Unter-Canada.

Frage. Erzeugt Unter-Canada genug Mais für den eigenen Verbrauch? — Antwort. Ich ſollte es meinen — ſogar noch mehr.

Frage. „Und Ober-Canada? — Antwort. Ober-Canada hat einen bedeutenden Ueberſchuß.

Frage. „Könnt Ihr den Umfang der Ausfuhr namhaft machen? — Antwort. Im Jahre 1833 exportirten die beiden Canada's ungefähr 650,000 Buſhels Waizen.

Frage. „Wieviel Mehl? — Antwort. Ungefähr 91,000 Fäſſer.

Frage. „Seyd Ihr nicht im Beſitze einer Ueberſicht über die Mehleinfuhr aus den Vereinigten Staaten nach Unter-Canada? — Antwort. Ich habe ſie nicht bei mir; kann ſie aber ziemlich genau angeben.

Frage: „Begreifen die Ausfuhren, von denen Ihr eben geſprochen habt, auch das Mehl der Vereinigten Staaten in ſich? — Antwort. Nein; ſie liefern ausſchließlich Colonial-Produkt.

Frage. „Pflegt nicht ſowohl Unter- als Ober-Canada ſich bis zu einem gewiſſen Grad mit amerikaniſchem Mehl und Waizen zu verſehen und wegen des Zuſtandes der Korngeſetze im letzten Jahr das eigene Produkt auszuführen? — Antwort. Ja, es iſt bis zu einer gewiſſen Ausdehnung geſchehen. Ich habe Anzeigen, daß die Quantität, welche von den Vereinigten Staaten nach Ober- und Unter-Canada kömmt, klein iſt. Der Verkehr des letzten Jahres auf dem Welland-Canal belief ſich auf ungefähr 265,000 Buſhels Waizen, von denen nur achtzehntauſend an britiſchem und zwei und zwanzigtauſend an amerikaniſchem Erzeugniß nach Montreal gingen.

Alles übrige kam nach Oswego für den New-Yorker Markt. Die künftigen Verhältnisse werden wahrscheinlich davon abhängig, ob die innere Komunikation in jenen Kolonien verbessert wird und wie sich der Markt in New-York und in den Canada's gestaltet.

Frage. „Wenn zureichendes Kapital vorhanden wäre, dürfte nicht mit Grund angenommen werden, daß beide Geschäfte mit Vortheil betrieben werden könnten? — Antwort. Ich glaube nicht, daß hier das überschüssige Kapital, sondern der Vortheil in Frage kommen muß, der unter Fortsetzung des kanadischen Holzhandels unter ungeheuren Schutzzöllen erzielt werden kann. Ich bin überzeugt, daß der Holzhandel die besten Interessen Canada's beeinträchtigt. Es würde möglich seyn, denselben ergiebiger zu machen, als jedes andere Geschäft im Lande; wenn man ihm ungeheure Schutzzölle verliehe und alle andern Productions-Artikel der allgemeinen Concurrenz öffnete; aber durch ein solches Verfahren würde England Canada eben keine Wohlthat erweisen.

Frage. „Könnt Ihr die Durchschnittspreise des Waizens zu Quebek während der letzten vier oder fünf Jahre angeben? — Antwort. Ich glaube, er kostete fünf oder sechs Schillinge kanadischer Währung. Der letztere Preis ist gleich fünf englischen Schillingen — macht also vierzig Schillinge auf das Malter. Aber ich glaube nicht, daß sich eine Durchschnittsberechnung von mehreren Jahren über vier Schillinge zwei Pence oder drei und dreißig Schillinge, vier Pence für das Quart belaufen würde. Während der letzten drei oder vier Jahre haben eigenthümliche Umstände gewaltet.

Frage. „Der Preis stand also in dieser Zeit höher, als drei oder vier Jahre früher? — Antwort. Beträchtlich höher, als die zehn vorangehenden Jahre.

Frage. „Glaubt Ihr, daß sich dreißig Schillinge durchschnittlich für diese zehn Jahre annehmen lassen? — Antwort. Ja, obschon ich hier nicht Bestimmtheit sprechen kann.

Frage. „Verſteht Euch das Comité recht, wenn es annimmt, es ſey Eure Meinung, daß Canada nichts verlieren würde, wenn man den Holzhandel aufhöbe? — Antwort. Ein augenblicklicher Verluſt könnte eintreten, dem aber ein ſehr großer Gewinn folgen müßte. Die Mühlen könnten vielleicht um 150,000 bis 200,000 Pfund beſchädigt werden.

Frage. „Hat im Laufe der letzten fünfzehn Jahre zu Quebek der Schiffstonnengehalt nicht beharrlich zugenommen? — Antwort. Ja.

Frage. „Nehmen wir an, daß der Holzverkehr aufhörte, würde dieſe Zunahme in derſelben allmähligen Steigerung fortgehen? — Antwort. Nein. Die erſte Folge wäre, meiner Anſicht nach, wahrſcheinlich eine ſehr weſentliche Abnahme.

Frage. „Nachher könnte aber derſelbe Schiffstonnengehalt für die Ausfuhr von Korn wieder erzielt werden? — Antwort. Ja nach einigen Jahren für Korn und andere Artikel."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wer die verſchiedenen engliſchen Kolonien, nach welchen der Zug der Auswanderung unaufhörlich hingeht, auch nur im Allgemeinen kennt, muß es wohl ſehr ſonderbar finden, daß Leute nach Ländern, wie Neu-Südwales, Vandiemensland und Neu-Seeland auswandern mögen, während doch Ober-Canada beziehungsweiſe ihnen ſo nahe liegt und alle Vortheile bietet, die ein Anſiedler nur wünſchen kann. Natürlich hindert die Ueberredungskunſt betheiligter Perſonen und die eigene Unwiſſenheit eine unbefangene Prüfung der Wahrheit. Freilich ſind auch die Berichte über Ober-Canada hin

und wieder so hoch gefärbt, wie diejenigen, welche sich auf die andern Kolonieen beziehen, und nichts als eine Untersuchung des Landes — ja, ich möchte sagen, ein zeitweiliger Aufenthalt in demselben kann Jemand in den Stand setzen, über die eigentliche Sachlage in's Reine zu kommen. Ich besitze weder Land in Ober-Canada, noch habe ich daselbst sonstige Interessen, weshalb mein Zeugniß wohl als unparteiisch zu betrachten seyn dürfte, und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß Ober-Canada dem Ansiedler weit mehr Vortheile verspricht, als jede andere Kolonie oder was immer für ein Theil der Vereinigten Staaten.

Ich erlaube mir einige Bemerkungen über die Auswanderung nach jener Provinz zu machen und dem Auswanderer anzudeuten, was er daselbst zu erwarten hat. Die vielen Schriften, welche ich über diesen Gegenstand gelesen habe, sind sehr ungenau und spiegeln dem Ansiedler die glänzendsten Aussichten vor, die selten oder nie verwirklicht werden. Das beste Werk, abgesehen von seinem Werth als Novelle ist „Laurie Todd" von Mr. Galt. Zuerst will ich mich an den armen Mann wenden, der nur mit zwanzig oder dreißig Pfunden in der Tasche auszieht.

Wenn er den Schriften, die zur Auswanderung verlocken, Glauben schenkt, so kommt er auf die Ansicht, er habe nichts zu thun, als ein Blockhaus zu bauen und das Land zu lichten, um in drei Jahren ein unabhängiger Mann zu seyn.

Allerdings kann man für hundert Dollars oder fünf und zwanzig Pfund fünfzig Acres Landes kaufen und hat nur den zehnten Theil dieser Summe, also zwei Pfund zehn Schillinge baar zu erlegen. Ferner hat es seine Richtigkeit, daß ihm die Nachbaren bei Erbauung seines Hauses hülfreich an die Hand gehen; aber ungeachtet seiner fünfzig Acres und seiner Blockhütte wird er doch aller Wahrscheinlichkeit nach schon im ersten Jahre verhungern, namentlich wenn er Familie hat.

Für einen armen Mann wird eine Familie mit der Zeit von

unendlichem Werth. Sobald er einmal feſtſitzt, wird er nur um ſo ſchneller reich, je mehr Kinder er hat; bei ſeiner erſten Ankunft aber fallen ſie ihm ſehr läſtig, wenn ſie nicht ſchon im Stande ſind, für ſich zu arbeiten. Iſt letzteres ſoweit der Fall, daß ſie ihre Koſt und Wohnung verdienen können, ſo verurſachen ſie ihm keinen Aufwand, da es hier Beſchäftigung für Jedermann gibt, ſogar für Kinder.

Der einzige Gegenſtand, den ich ihm aus England mitzunehmen empfehlen möchte, iſt ein guter Vorrath grober Kleidung für ſeine Familie. Will er etwa noch ſpekuliren, ſo kaufe er einen Trödelkram aus; denn Kleider ſind ein ſehr koſtſpieliger Artikel in Canada, und er wird ſein Geld verdoppeln, wenn er ſeine alte Waare auf dem Wege der Verſteigerung losſchlägt. Einer meiner Bekannten in Ober-Canada verkaufte einmal einige abgelegte Kleidungsſtücke, für die ein Jude in England nicht fünf Pfund gegeben haben würde; in einer Auktion aber brachten ſie ihm nach Abzug aller Koſten reine fünf und zwanzig Pfund ein. Man kann daher nicht zu viele Kleidungsſtücke mitnehmen, und je gröber und gewöhnlicher man ſie ausliest, deſto beſſer iſt's. Auch kann der Auswanderer ſein eigenes Bedürfniß aus der Trödelbude oder aus wohlfeilen Läden holen, da bei ſchwerer Arbeit neue Kleider bald alt werden. Hat er ſich einmal ſo vorgeſehen, ſo muß er nichts weiteres kaufen, ſondern bloß ſein Geld in Goldſtücke umwandeln und in ſeiner Taſche behalten

Zu Quebek angelangt, darf er keine Zeit verlieren, um in einem Dampfboote den Lorenzo hinaufzufahren und in der Nähe des Ortes zu landen, wo er ſich niederlaſſen will. Jedenfalls iſt es gut, wenn er die Stadt augenblicklich verläßt und in's Land geht, ſelbſt wenn er über den Niederlaſſungsplatz noch nicht mit ſich einig geworden iſt; denn im Innern kann er Arbeit kriegen und ſein Geld ſparen. An's Ankaufen von Land ſollte er im erſten oder zweiten Jahr nicht denken, ſondern wo möglich ſich, ſein Weib und ſeine Kinder verdingen. Ein tüchtiger Arbeiter erhält vier Pfund monat-

lich, oder acht und vierzig Pfund im Jahr nebſt Koſt und Wohnung. Den größten Theil davon kann er zurücklegen. Muß ſein Weib zu Hauſe bleiben, um die Kinder zu warten, ſo darf auch ſie nicht unthätig bleiben. Arbeit iſt ſtets zu finden, und ſie kann nicht nur ſich ſelbſt und ihre Kinder fortbringen, ſondern auch den Fond des Mannes vergrößern. Hat er ſich anderthalb oder zwei Jahre im Lande aufgehalten, ſo werden ihm die Augen aufgegangen ſeyn; er kennt den Werth von Allem und wird nicht betrogen werden, was wahrſcheinlich der Fall geweſen wäre, wenn er unmittelbar nach ſeiner Ankunft zu einer Farm gegriffen hätte. Er hat eine zum Anfang hinreichende Summe erſpart und weiß nun, wie man hier mit dem Feldbau umgeht, der in der neuen Welt ganz anders betrieben wird, als in der alten. Jetzt kann er fortmachen und zu Wohlſtand kommen.

Die nächſte Klaſſe von Auswanderern, welcher meine Bemerkungen gelten, umfaßt diejenigen, welche mit einem kleinen Kapital — wir wollen ſagen, zweihundert bis fünfhundert Pfund ausziehen. Dies iſt eine hinreichende Summe, um ſogleich mit der Landwirthſchaft anfangen zu können, obgleich ſie nicht zum Ankauf- und zur Beſtellung einer Farm genügt, auf welcher bereits Land gelichtet iſt. Die Regierungsländereien gelten in der Verſteigerung ungefähr zehn Schillinge für den Acre. Man bezahlt den zehnten Theil des Kaufpreiſes baar, und dann jedes Jahr ein weiteres Zehntel nebſt Intereſſen, bis die ganze Summe abgetragen iſt, obſchon man natürlich Alles auf einmal tilgen und ſich dadurch die Zinſen erſparen kann. Man muß übrigens nicht mehr als vierhundert Acres ankaufen, denn wenn es Einem gut geht, kann man immer weiter Land haben. Die erſte Zahlung an die Regierung für den Ankauf von vierhundert Acres beträgt alſo achtzig Dollars. Zunächſt muß er ſein Augenmerk auf Lichtung einer gewiſſen Portion Landes richten. Da wechſelt nun der Preis je nach der Größe des Striches; aber man kann ſagen, daß der Acre im äußerſten Fall ſechzehn

Dollars kosten wird. Er lasse nun zehn Acres lichten und baue sein Haus und seine Scheune. Ich will ein paar Ueberschläge beifügen, zwischen denen der Auswanderungslustige je nach seinen Mitteln wählen mag.

Erster Ueberschlag.

	Dollars.
Kaufangeld an die Regierung	80
Ein Schindelhaus	400
Möbel	100
Scheunen und Schuppen	400
Für Lichtung von zehn Akern	160
Ochsen	80
Eine Kuh	20
Schweine und Geflügel	20
Pflug, Egge und andere Ackergeräthschaften	20
Saatfrucht	50
Pferd und Wagen	100
	1430
Hierzu kommen noch wenn man keine arbeitsfähige Familie hat, für einen Diener und sein Weib	300
Lebensunterhalt für das erste Jahr . . .	200
	1930

Zweiter Ueberschlag.

Kaufangeld an die Regierung	80
Blockhaus und Möbel	100
Scheune	60
Für Lichtung von zehn Akern	160
Ochsen	80
Kuh	20
Schweine und Geflügel	20
Ackergeräthschaften	20

	Dollars.
Saatfrucht	50
Pferde und Wagen	100
	690

Der Auswanderer hat also zwischen diesen beiden Schätzungen je nach seinen Mitteln zu wählen, und wenn er sich für Zufälligkeiten wo möglich noch hundert Pfund vorbehält, so hat er jede Aussicht zu einem guten Fortkommen. Er muß stets im Auge behalten, daß zwar jedes Jahr seine Mittel erweitert werden, es aber dennoch nicht gerathen ist, wenn er sich schon gleich anfangs durch Ausgeben seines ganzen Geldvorraths die Hände bindet. Nach dem ersten Jahre wird er im Stande seyn, sich und seine Familie von dem Gute zu nähren. Damit Niemand getäuscht werde, habe ich überall den höchsten Aufwand namhaft gemacht. Indeß darf man sein Kapital nicht auf einmal ausgeben; denn das Pferd oder die Ochsen können sterben, seine Erndte theilweise fehlschlagen; er wird vielleicht selbst ernstlich krank — kurz auf alle solche Zufälligkeiten muß man sich gefaßt halten.

Am günstigsten fährt übrigens derjenige Ansiedler, welcher tausend Pfund oder mehr mitbringt; denn er kann eine Farm von zwei bis vierhundert Acren kaufen, die theilweise schon gelichtet und bereits mit einem Haus und Wirthschaftsgebäuden versehen ist. Dergleichen Grundstücke sind stets zu haben, da es in Canada eben so gut, wie in Amerika Leute gibt, welche eine Freude daran haben, ihr gelichtetes Land zu verkaufen und wieder in das Gehölz zu gehen. Man kauft solche Farmen oft zu dem Preise von fünf bis zehn Dollars für den Acre, gelichtetes und ungelichtetes Land zusammengerechnet. In diesem Falle sind alle Schwierigkeiten beseitigt und man hat weiter nichts zu thun, als fleißig und nüchtern zu seyn.

Als ich zu London war, hätte ich an der Themse (ich meine natürlich die Themse in Ober-Canada) für sechshundert Pfund eine Farm kaufen können, die an den Ufern dieses Flusses lag und vier-

hundert Acres mit siebenzig gelichteten zählte. Das übrige Land war mit dem schönsten Eichenholz bedeckt. Auf dem Gute befand sich eine schöne Wasserkraft, eine im vollen Gange befindliche Sägemühle, ein gutes Haus, eine Scheune, Außengebäude und ein Küchengarten. Nach zehn Jahren wird diese Farm mehr als sechs tausend, in zwanzig aber, wenn das Land in gleichem Maßstabe mehr und mehr in Aufnahme kommt, wenigstens fünfzehn tausend Pfund werth seyn.

Wenn man in Canada ein Eigenthum erwerben will, so muß man stets darauf sehen, daß man mit eine Wasserkraft oder doch die Mittel erwirbt, sich eine solche durch Aufdämmung eines schnellen Stromes zu verschaffen. Der Werth wird sich dadurch in einigen Jahren sehr steigern und man muß ein paar Dollars weiter für den Acre nicht anschlagen, wenn man sich dadurch einen Transport zu Wasser oder die Nähe eines guten Marktes sichern kann. Fasse man stets in's Auge, was aus dem Lande *werden wird*, nicht was es gegenwärtig ist. Halbsoldoffiziere siedeln sich mit großem Vortheile in Ober-Canada an, da ihnen ihr jährlicher Gehalt stets eine Hülfsquelle bietet, auf die sie bauen können. In diesem Falle ist ein sehr kleines Kapital zureichend, und wenn sie klug sind, können sie sich allmählig zu Unabhängigkeit, wo nicht zu wirklichem Reichthum heben. Diesen Gentlemen möchte ich übrigens ein paar Warnungen an's Herz legen. Sie sollen *ja nicht in's Gehölz gehen*, wenn sie's ändern können; denn da sie an Gesellschaft gewöhnt sind, so werden sie den gänzlichen Mangel derselben allzuernstlich empfinden. Haben sie Frauen und große Familien, so können sie sich theilweise schadlos halten; aber selbst dann ist es besser, wenn sie sich in der Nähe einer kleinen Stadt niederlassen. Ein unverheiratheter Mann, der sich in dem Gebüsche setzt, ist verloren. Hunderte haben dies gethan und das Resultat war, daß sie zur Unmäßigkeit griffen und als ruinirte Leute starben.

Aber die Ansiedler, deren Ober-Canada am meisten bedarf,

und die eine goldene Erndte machen können, ſind Capitaliſten. Darunter verſtehe ich Solche, welche eine Summe von vier- oder fünftauſend Pfunden beſitzen, mit denen ſie in England, wo ſie geboren und als Gentlemen erzogen wurden, nicht auskommen können. In Canada dagegen können ſie damit nicht nur Landwirthſchaft treiben, ſondern auch ſehr vortheilhaft ſpekuliren. Vorderhand kommen mit jedem Jahre Amerikaner herüber und erwerben ſich große Geldſummen. In der That bedarf man des Capitals in Ober-Canada ſo ſehr und man kann es ſo vortheilhaft anlegen, daß ich mich wundere, warum Leute, deren Vermögen man bei uns für klein hält, nicht hinübergehen. Nur müſſen ſie ſich nicht übereilen; denn im Laufe von ein paar Jahren werden ſie begreifen, wie ſie daran ſind, und bald einen ſchönen Reichthum gewinnen.

Zu Toronto beſuchte mich ein alter Freund, mit welchem ich in Norfolk oft auf der Jagd geweſen war. Sein Vater hatte ihn in einem Geſchäft eingekauft, aber das Haus war bankerutt geworden. Er beſchloß daher nach Canada zu ziehen, und ſein Vater gab ihm zum Anfang tauſend Pfund mit, indem er ihm ſpäter noch jährliche zweihundert Pfund anwies. Als ich wieder mit ihm zuſammentraf, befand er ſich ſchon ſieben Jahre in dem Lande. Ich nahm ſeine Einladung zu einem Mittagsmahle an und blieb in ſeinem Hauſe, das etwa ſieben Meilen von der Stadt entlegen war, über Nacht. Wir waren zu drei, und er hatte uns mit ſchönen Sattelpferden abholen laſſen. Seine Farm war ſchön, ungefähr vierhundert Acres groß und meiſtentheils gelichtet; ſie war mit einer ſehr elegant gebauten Cotage ornée verſehen, und Alles trug den Charakter einer ſchönen engliſchen Landwohnung. Seine Gattin war eine ſchöne Frau aus einer der reichſten Familien. Wir ſetzten uns zu einem trefflichen Mahle nieder und trafen ein Tiſchzeug, das in jedem Betracht dem gleich war, welches man in der guten Geſellſchaft Englands trifft. Kurz, er lebte in einem wahren Luxus.

Am andern Tage kehrten wir in einem hübſchen Wagen mit einem ſo ſchönen Pferdepaar, wie man nur eines zu ſehen wünſchen kann, wieder zurück.

Ich konnte kaum glauben, daß es ihm möglich geworden war, in der kurzen Zeit von ſieben Jahren ſo aufzukommen; aber dennoch hatte es ſeine Richtigkeit und war obendrein nicht ein einzelner Fall, denn der ganze Weg von ſeiner Farm an bis nach Toronto führte über ähnliche Farmen mit ſchönen Häuſern — dem Eigenthume ausgewanderter Gentlemen, welche unter ſich eine ſehr ausgedehnte und angenehme Geſellſchaft bildeten.

Obgleich es in Ober-Canada nicht ſo ſchnell vorwärts geht, wie in einer amerikaniſchen Stadt, zum Beiſpiel Buffalo, ſo hat es doch in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren einen überraſchenden Anfang gemacht und wird unter einer umſichtigen Regierung faſt ſo ſchnell zu Reichthum kommen, als nur irgend einer von den amerikaniſchen Staaten. In der Nähe von Toronto haben die meiſten Gentlemen ein Einkommen von ſiebenhundert bis fünfzehnhundert Pfund jährlich und halten ſchöne Equipagen; indeß gibt es auch noch viele andere Staaten, welche in letzter Zeit ſehr raſch in Aufnahme gekommen ſind. Hieher gehört namentlich Peterborough. Peterborough beſtand im Jahre 1825 nur aus einer einzigen erbärmlichen Wohnung, hat aber jetzt, im Jahre 1838, nahezu vierhundert Häuſer, darunter viele groß und ſchön, und ungefähr fünfzehnhundert Einwohner. Es beſitzt eine zierliche, aus Steinen gebaute Kirche, die acht- bis neunhundert Perſonen faſſen kann, *) eine presbyterianiſche Kirche, zwei Diſſenters-Kapellen

*) Die Errichtung dieſer Kirche wurde von den Einwohnern Peterboroughs und der Umgebung, welche zur engliſchen Kirche gehören, unternommen. Der Bau nahm 1835 ſeinen Anfang und war unter großen Anſtrengungen im December 1836 ſo weit gediehen, daß er dem Gottesdienſte geöffnet werden konnte, obſchon er noch nicht ganz zu Ende geführt war. Durch freiwillige Beiträge waren neunhundert Pfund zugefloſſen, ohne daß eine öffent-

und eine katholiſche Kirche. Die Stadt hat zwei Mahlmühlen und ſieben Sägmühlen, fünf Branntweinbrennereien, zwei Brauereien, zwei Gerbereien, achtzehn oder zwanzig Läden (Stores geheißen), Wagner, Sattler, Schreiner und die meiſten anderen nützlichen Gewerbe. Das ganze Jahr durch kommen fünfmal wöchentlich Poſten an, und auch die Dampfboote laufen, ſo lange die Schifffahrt offen iſt. Man findet daſelbſt ein gutes Hotel (Eigenthum des Mr. White) und zwei untergeordnete Wirthshäuſer; deßgleichen können Familien Häuſer von jeder Größe zu mäßigen Miethpreiſen haben. Die Wege ſind in der Umgegend ſehr verbeſſert worden. Die Städte Coburg, Port Hope, Colborne, Grafton, Brighton, River Trent und Beaumont im Diſtrikte New-Caſtle ſind gleichfalls im Aufblühen und, wie Peterborough von gentilen Familien aus dem Vereinigten Königreiche umgeben — kurz, das Fortſchreiten dieſes Diſtrikts iſt faſt unglaublich.

Aber es handelt ſich noch um einen wichtigen Punkt, der bei der Auswanderung nicht überſehen werden darf. Ich hoffe, meine Leſer werden mit mir der gleichen Anſicht ſeyn, daß er eine Nationalfrage und es daher höchſt zweckmäßig iſt, wenn das Gouvernement nicht nur Beiſtand leiſtet, ſondern auch die Leitung übernimmt. Vorderhand iſt die Sterblichkeit ungeheuer, und es kommt ſehr in Frage, ob in dem Transport der Auswanderer nicht mehr Leben zu Grunde gehen, als durch die Krankheiten in den weſtlichen Staaten, welche an den Miſſiſſippi grenzen. Mit denen, welche nach den Vereinigten Staaten ziehen, haben wir nichts zu ſchaffen, und ſie ſind auch unſerer Theilnahme nicht ſo bedürftig. Die amerikaniſchen Packetboote ſind gute Schiffe, und wenn die Ueberſiedler zu New-York, Baltimore und Philadelphia landen, ſo

---

liche Körperſchaft nur einen Heller zugeſchoſſen hätte. Die Gentlemen, welche das Bau-Comité bilden, ſind für den noch ſchuldigen Reſt im Betrage von fünfhundert Pfunden verantwortlich. Eine Londoner Zeitung enthielt vor einigen Wochen die Aufforderung zu Subſcriptionen, um dieſe Schuld zu tilgen.

iſt die Mildthätigkeit der Amerikaner ſtets bereit, ihnen Beihülfe zu leiſten. Aber mit den armen Auswanderern, die ſich in Canada niederlaſſen wollen, verhält ſich die Sache ganz anders. Man muß nämlich wiſſen, daß der Quebek-Handel hauptſächlich mit ausgenützten und unſeewürdigen Schiffen, die ſonſt nirgends Beſchäftigung finden können, geführt wird; denn ein Fahrzeug, dem man keine andere Güter anvertrauen mag, iſt noch immer für den Holzverkehr brauchbar, da es mit einer Holzladung nicht ſinken kann, ſelbſt wenn der Boden ausgeſtoßen wäre. Aber wenn dieſe Schiffe auch hinreichend ſicher ſind, um Holz nach England zu bringen, taugen ſie doch nicht dazu, um drei- oder vierhundert Auswanderer an Bord zu nehmen. Leck, langſame Segler und mit ſchlechtem Grundbau, wird die Reiſe oft ſehr verzögert, und die armen Menſchen an Bord leiden furchtbar. Fieber und andere Krankheiten brechen unter ihnen aus, und ſie langen oft mit ſechzig oder ſiebenzig Kranken, die nach dem Spital gebracht werden müſſen, in Quebek an — derer gar nicht zu gedenken, welche unterwegs geſtorben und über Bord geworfen worden ſind.

Bisweilen dauert ihr Mundvorrath nicht für die Reiſe aus und ſie ſehen ſich genöthigt, von dem Capitän oder Andern an Bord, die ſich für ſolche Fälle vorbereitet haben, zu kaufen, ſo daß ihre geringen Erſparniſſe, die zum Beginn eines neuen Lebens dienen ſollen, aufgezehrt werden, nur um das Leben zu friſten. Ich glaube, daß ſie einem furchtbaren Nothſtand ausgeſetzt ſind, und wenn ſich's je um einen Fall handelte, der geeignet war, den Patriotismus und die Theilnahme der Landsleute zu wecken, ſo iſt es gewiß die Bedrängniß dieſer armen Leute. Wir wollen zugeben, daß die Auswanderung keine Nationalfrage iſt; aber jedenfalls iſt ſie eine Frage für die nationale Menſchlichkeit, und alle dieſe Leiden ließen ſich durch einen vergleichungsweiſe geringen Aufwand beſeitigen.

Wenn zwei oder drei unſerer kleinen Linienſchiffe, die jetzt in

ihrer Rhede vor Anker liegen, mit Nothmaſten verſehen und ohne Geſchütz mit Schaluppenmatroſen bemannt würden, ſo gingen ſie gewiß nicht ſchneller als im Hafen zu Grund, im Falle man ſie zwiſchen Quebek und England fahren ließe. Ein einziges dieſer Schiffe könnte zweitauſend fünfhundert Männer, Weiber und Kinder transportiren. Man laſſe die Auswanderer ihren Mundvorrath an Bord nehmen und verſehe ſie, wenn derſelbe zu Ende geht, mit Lebensmittel zu dem Ankaufspreiſe. Unter dieſer Einrichtung würde Ordnung, Reinlichkeit und Lüftung erhalten, ſo daß nicht leicht Krankheiten aufkommen könnten, und für den Nothfall ließe ſich auch ärztliche Vorſorge treffen. Auf dieſe Weiſe würde man Tauſende von Menſchenleben retten und der Auswanderer mit dankerfülltem Herzen das Schiff verlaſſen. Damit ſollte aber der Beiſtand der Regierung noch nicht zu Ende ſeyn. Der Auswanderer iſt bei ſeiner Ankunft verlaſſen, weiß nicht, wohin er gehen ſoll, hat keine Ruheſtätte, iſt vollkommen fremd im Lande und erſchöpft ſeine Mittel, ehe er Beſchäftigung oder einen Niederlaſſungsplatz finden kann. Es müſſen daher noch andere Vorkehrungen getroffen werden, wenn das Werk der Barmherzigkeit vollſtändig ſeyn ſoll. In der That iſt nur der Mangel an einer paſſenden Vorſorge Schuld daran, daß ein großer Theil der kanadiſchen Auswanderer unſere Provinzen wieder verläßt und ſich in den Vereinigten Staaten anſiedelt, wo er augenblicklich Beſchäftigung finden kann. Auch liegen Amerikaner, die Agenten der Landſpekulanten in Canada unaufhörlich auf der Lauer und überreden die Auswanderer durch alle Arten von Zuſagen und Verlockungen, die Provinzen zu verlaſſen und auf die Ländereien ihrer Auftraggeber zu gehen. Jeder Auswanderer, der uns verloren geht, iſt ein Gewinn für Amerika; denn von der Vermehrung der engliſchen Bevölkerung hängt der Wohlſtand Canada's und unſere beſte Ausſicht ab, es in unſerem Beſitze zu erhalten.

Sowohl Ober- als Unter-Canada haben einen großen Vortheil

über die meiſten Gebiete der Vereinigten Staaten darin, daß ſie ſehr geſund ſind. Die Winter ſind in beiden Provinzen trocken und in Ober-Canada nicht ſtrenge, die Sommer dagegen in Vergleichung mit den Vereinigten Staaten kühl. In der That läßt ſich nicht leicht ein beſſeres Clima finden, und ich glaube faſt, daß man auf unerſchöpfliche Mineralſchätze ſtoßen dürfte, des trefflichen Bodens gar nicht zu gedenken, der ſich zu jeder Cultur eignet; denn in Ober-Canada gedeiht ſogar der Taback gut. Das Gebiet iſt reich an Waſſerkräften und hat mehrere ſchätzbare Flüſſe; ich nehme daher keinen Anſtand, zu behaupten, daß die obere Provinz, ſobald gute Wege angelegt ſind (denn dieß iſt zur Zeit ein Haupterforderniß) ſich vor allen anderen Plätzen am beſten für die Auswanderung eignet. Man hat ſich's nur ſelbſt zuzuſchreiben, wenn man nicht mit gewöhnlichem Fleiß in wenigen Jahren ein ſicheres Auskommen und eine glückliche Unabhängigkeit gewinnt, die noch obendrein von der größten aller Segnungen — der Geſundheit begleitet iſt.

Das Mutterland hat in Beziehung auf dieſe Provinzen ein ſo ſeltſames und fortgeſetzt fehlerhaftes Syſtem eingeſchlagen, daß ich mich über gar nichts mehr wundere, was auch geſchehen mag; ſo viel iſt jedenfalls gewiß, daß die Auswanderung nach den Canadas durch die Regierung ſelbſt anf's Weſentlichſte beeinträchtigt wurde.

Der Preis des Landes in den Vereinigten Staaten iſt zu einem und einem Viertelsdollar für den Acre feſtgeſetzt; er bleibt derſelbe, mag auch der Boden von der beſten Qualität, voll Mineral-Reichthümer, oder von anderen wichtigen Vortheilen begleitet ſeyn. In Canada beträgt der ſtändige Preis zwei Dollars für den Acre und das Land wird, wenn nicht etwa gar mehr geboten wird, nie unter dieſem Preiſe losgeſchlagen. Was immer nun auch die Regierung glauben mag, ſo kann ihr ich doch die Verſicherung geben, daß dieſer Preisunterſchied von den Einwanderern als ſehr wichtig betrachtet wird, und daß Tauſende, die ſich in Canada niedergelaſſen haben

würden, nur deßhalb zu unserem großen Nachtheile nach den Vereinigten Staaten gezogen sind. Dies erscheint um so widersprechender, da die Regierung sehr unklugerweise ungeheure Striche des besten Landes abgegeben hat, indem sie dieselbe mit zugäblicher Zahlungserleichterung an eine Compagnie um einen Preis verkaufte, welcher, wie ich glaube, ungefähr einen Schilling und drei Pence für den Acre beträgt; und dieselbe Compagnie fordert nun ebenso viel für ihr Land, wie die Regierung. Das Benefiz ist also in die Hände der Spekulanten gefallen, ohne daß denen etwas zu Gute kam, welche bona fide Ansiedler werden wollten. Ich habe nie begreifen können, warum man sich zu einem so unklugen Schritte bewegen ließ. Die Ländereien wurden zwar an die Compagnie verkauft, ehe das gegenwärtige Gouvernement am Ruder war; aber warum der Preis derjenigen Striche, welche noch im Besitze der Krone sind, höher stehen soll, als in den Vereinigten Staaten — dies geht über meine Fassungskraft. Eine gesunde Politik fordert, ihn eher niedriger zu halten; denn die Zunahme des Reichthums in der Provinz muß stets gleichen Schritt gehen mit der Vermehrung der Bevölkerung.

Es gibt in Ober-Canada mehrere Dörfer freier Neger, die aus den Vereinigten Staaten entwichen, und sollte es seiner Zeit räthlich erachtet werden, von Westindien eine Uebersiedlung vorzunehmen, so dürfte es gut seyn, den Schwarzen Land an der Grenze von Ober-Canada anzuweisen. Die oben erwähnten Neger kommen ungemein gut auf, sind fleißig geworden und unterhalten, wie man sich wohl denken kann, den tiefsten Haß gegen die Amerikaner, wie man in den letzten Unruhen sehen konnte; denn sie ließen sich kaum im Zaume halten. Sie stellen sich vor, und zwar mit Recht, daß sie, wenn die Amerikaner in den Besitz von Canada kämen, wieder in die Sklaverei zurückkehren müßten; und es ist gewiß, daß sie nicht nur sehr tapfer sind, sondern lieber sterben, als sich gefangen nehmen lassen. Dies ist eine sehr berücksichtigungswerthe Frage,

da mit sehr geringem Aufwand aus einer müßigen, nutzlosen Race in Westindien eine sehr werthvolle Grenzbevölkerung für diese Provinzen gewonnen werden könnte. Es freut mich zu bemerken, daß in Lord Durham's Bericht die Wichtigkeit der Canada's für das Mutterland volle Anerkennung findet.

„Diese Interessen sind in der That von großer Bedeutung, und von den Maßregeln, welche Eure Majestät und Dero Parlament in Betreff der nordamerikanischen Colonieen einzuschlagen geruhen, wird das künftige Geschick nicht nur der anderthalb Millionen Unterthanen, welche zur Zeit jene Provinzen bewohnen, sondern auch der ungeheuern Bevölkerung abhängen, die in jenen weiten, fruchtbaren Gebieten mit der Zeit ihr Auskommen zu suchen bestimmt ist. Kein Theil des amerikanischen Continents besitzt größere natürliche Hülfsquellen für den Unterhalt zahlreicher und blühender Gemeinden. Eine fast endlose Reihe des reichsten Bodens ist noch unbebaut und kann mit Leichtigkeit für die Zwecke der Agrikultur benützt werden. Der Reichthum unerschöpflicher Urwälder, welche in Amerika das beste Holz bieten, und ausgedehnte Striche des werthvollsten Minerallandes sind bis jetzt kaum berührt. Längs der ganzen Meeresküste, um jede Insel und in jedem Flusse finden sich die größten und reichsten Fischereien der Welt. Der beste Brennstoff und die schönsten Wasserkräfte können für die roheren Manufakturen benützt werden, für die sich mit Leichtigkeit ein sicherer Markt finden läßt. Der Handel mit anderen Continenten wird durch den Besitz vieler sicherer und geräumiger Häfen begünstigt; lange, tiefe und zahlreiche Flüsse nebst ungeheuren Binnenseen liefern die Mittel eines leichten Verkehrs, und die Verhältnisse des Landes bieten in der Regel die bequemsten Communikationswege. Man findet da endloses Material für den Ackerbau, für den Handel und die Manufaktur-Industrie, und es hängt von der gegenwärtigen Entscheidung einer hohen Gesetzgebung ab, in wessen Vor-

theil Alles dies benützt werden soll. Das Land, welches diese Colonieen mit ungeheurem Aufwand von Blut und Geldmitteln gegründet und unterhalten hat, kann mit Recht Ersatz verlangen, indem es die Hülfsquellen, welche noch keine Eigenthümer haben, im Interesse seiner eigenen überschüssigen Bevölkerung verwendet. Sie sind das rechtmäßige Erbtheil des englischen Volkes, die große Appanage, welche Gott und die Natur in der neuen Welt für diejenigen aufbewahrt hat, denen ein unzureichender Antheil in der alten beschieden war. Unter weißen und freien Institutionen können diese Vortheile noch immer Eurer Majestät Unterthanen gesichert werden, und ein Band, befestigt durch die Kettenglieder verwandter Abkunft und wechselseitigen Vortheils, verknüpft vielleicht nachhaltig mit dem britischen Reiche die weiten Gebiete seiner nordamerikanischen Provinzen und die große blühende Bevölkerung, mit der sich dieselben zuverlässig füllen müssen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ehe ich mich auf eine weitere Untersuchung der Canada-Frage einlassen will, wird es vielleicht am Besten seyn, wenn ich in möglichst wenigen Worten wiederhole, was sich bereits zugetragen hat und hauptsächlich zu dem letzten Aufstande Anlaß gab.

Als die kanadischen Provinzen durch Waffengewalt dem britischen Scepter unterworfen wurden, blieb es den Einwohnern, welche ausschließlich aus Franzosen bestanden, unbenommen, ihre eigenen Gesetze, die Gerichtshöfe und öffentlichen Bureaus, ihre eigene Sprache und alle die hergebrachten Rechte beizubehalten, die ihnen von dem französischen Gouvernement verliehen worden waren. Dies

war zwar eine edelmüthige, aber wie sich später herausgestellt hat, unweise Politik. Es kam die Regierungsform einer englischen Kolonie in Vorschlag, in welche die französische Bevölkerung willigte; auch war sie über die Freisinnigkeit ihrer neuen Herrscher so erfreut, daß sie bereitwillig den Unterthaneneid ablegte. Viele Jahre — ja, man kann sagen, bis zum Schlusse des Kriegs von 1814 bestand die Einwohnerschaft fast ausschließlich aus Franzosen. England war so lange in Krieg verwickelt und der jährliche Verlust an Menschenleben in den Heeren sowohl, als auf den Flotten so groß gewesen, daß es keine Auswanderung gestatten, geschweige denn ermuthigen konnte.

Am Schlusse des Kriegs von 1814 lieferte der Bevölkerungs-Census in den beiden kanadischen Provinzen folgende Resultate — in Unter-Canada zwischen drei und viermal hunderttausend, in Ober-Canada dreißig bis vierzigtausend, die zu neunzehn Zwanzigtheilen französischer Abkunft waren. Aber die Auswanderung während der letzten fünf und zwanzig Friedensjahre hat einen beträchtlichen Wechsel herbeigeführt. Die Einwohnerzahl von Unter-Canada hat sich zu 600,000 und die von Ober-Canada auf 40,000 gesteigert. Da die Einwanderung fast ausschließlich aus britischen Besitzungen stattfand, so kann wohl angenommen werden, daß jetzt in beiden Provinzen die englische und französische Bevölkerung sich das Gleichgewicht hält, indem die Engländer in der obern Provinz um eben so viel überwiegen, als die Franzosen in den untern. Wenn wir aber die beiden Nationen in ihrer Bedeutung als Ansiedler betrachten und den Werth des beziehungsweisen Capitals, des Gewerbfleißes und des Unternehmungsgeistes in's Auge fassen, so wird sich die Schaale augenblicklich zu Gunsten des englischen Theiles neigen. Die Franzosen sind unthätig und keine Freunde des Spekulirens oder überhaupt nur der Verbesserung. Jeder begnügt sich mit seiner Farm, wie sie von seinem Großvater auf ihn gekommen ist, und die höhern Klassen, welche im Besitze der Herrschaftsrechte sind,

geben ſich gleichfalls mit denſelben zufrieden, da ſie darin die Mittel zur Erpreſſung finden. Die Privilegien dieſer Seigneurs oder Grundherren in Unter-Canada ſind ſehr ausgedehnt und eine Schranke gegen alles Verbeſſern oder Fortſchreiten. Sie haben das ausſchließliche Recht der Jagd und Fiſcherei, wie ihnen auch ſämmtliche Waſſerprivilegien, die Errichtung von Sägemühlen u. ſ. w. geſichert ſind. Der gemeine Mann iſt ſogar genöthigt, ſein Mehl auf der Herrſchaftsmühle mahlen zu laſſen. Von allem verkauften Eigenthum bezieht der Grundherr ein Zwölftel des Erlöſes. Wenn daher eine Farm, die ein paar hundert Pfund gekoſtet hat, in die Hände eines unternehmenden Mannes fällt und das Gut ſich dadurch zu einem Werthe von Tauſenden ſteigert, ſo müßte mehr als der urſprüngliche Ankaufspreis für den Grundherrn abgezogen werden, wenn der Farmer ſich genöthigt ſähe, es wieder zu veräuſſern. Dieſes Verhältniß nebſt andern Hinderungsmitteln des Unternehmungsgeiſtes hat Unterkanada in einen Zuſtand der Quiescenz geſetzt, und die Auswanderer, welche überſiedelten, ſind vorbeigezogen, um ſich in der fruchtbareren freien Provinz Ober-Canada niederzulaſſen. Einer von den Schriftſtellern für die New-Yorker Tagespreſſe hat ſehr richtig bemerkt:

„Als die Briten in den Beſitz der Canada's kamen, beſtand ihr Handel aus einigem Pelzwerk, das durch die Schiffe, welche Truppen herausbrachten und die abgedankten Regimenter zurückholten, nach Frankreich gebracht wurde. Der Schnittholzhandel war unbekannt und die Einfuhr eine Null, während gegenwärtig viele Hunderte von Schiffen in dem Holzverkehr Beſchäftigung finden, ſo zwar, daß man oft mehr als hundert und fünfzig Fahrzeuge auf dem Lorenzo-Strome zählen kann. Dieſe ſind faſt ausſchließlich Eigenthum britiſcher Kaufleute, obſchon die franzöſiſchen Canadier in dem gleichen Verhältniß Land beſitzen, in welchem die Engländer den Handel betreiben.

Das Bewußtſeyn dieſer Thatſachen und der Umſtand, daß die

Engländer mit jedem Jahre an Bedeutſamkeit zunahmen (denn ſie hatten ſich nicht nur den ganzen Handel geſichert, ſondern erweiterten ſich auch allmählig auf dem fruchtbaren Lande der oberen Provinz) gab Anlaß zu grollender Eiferſucht und ſtachelte die franzöſiſchen Einwohner der untern Provinz auf. Ich habe mich mit dieſen Thatſachen aufgehalten, weil es eine ſehr allgemeine Anſicht iſt, die ſich unglücklicherweiſe auch unſere Regierung zur Richtſchnur nahm, daß die Geſetzgebung der Provinz durch die Intereſſen der Mehrheit geleitet werden müſſe und dieſe ſich zu Gunſten der franzöſiſchen Bevölkerung herausſtelle, während doch die engliſche der Zahl nach ungefähr gleich, in Beziehung auf Reichthum und Bedeutſamkeit aber entſchieden überwiegend iſt. Dazu kömmt noch, daß von der früheren Bevölkerung angenommen werden konnte, ſie ſey ſehr bereit, ſich von dem Mutterlande zu trennen und verdiene daher wenig Gunſt, während auf die Treue und Anhänglichkeit der Engländer zu zählen war. Die Franzoſen, welche in der untern Provinz ein Verhältniß wie fünf zu eins bilden, haben nach Kräften dahin gearbeitet, den Verbeſſerungen Einhalt zu thun. Oeffentliche Arbeiten, welche große Summen koſteten, blieben unvollendet, weil das Verſammlungshaus der untern Provinz die Ausführung nicht geſtatten wollte. In der That würde Unterkanada jeden Verkehr zwiſchen der oberen Provinz und dem Mutterlande ſehr erſchwert haben, wenn man ihm geſtattet hätte, ſeine Oppoſition fortzuſetzen.

Dies hat auch Lord Durham in ſeinem Berichte anerkannt, indem er ſagt: —

„Ohne gerade ſoweit zu gehen, um die Verſammlung einer wohlüberlegten Hinderung des Aufkommens von Unterkanada anzuklagen, kann doch nicht in Abrede gezogen werden, daß ſie mit Eiferſucht und Abneigung auf den zunehmenden Wohlſtand einer vermeintlich fremden und feindlichen Race blickt. Die Franzoſen ſahen die Provinz als ihr eigenes Erbtheil an — nicht als ein Land, das

erſt urbar gemacht werden muß, ſondern bereits angeſiedelt iſt, und ſtatt die Legislatur in amerikaniſchem Geiſte zu üben und zuvörderſt für die künftige Bevölkerung der Provinz zu ſorgen, richteten ſie im Sinne einer Legislatur, wie ſie in der alten Welt herrſcht, ihr Hauptaugenmerk darauf, die Intereſſen und Geſinnungen der gegenwärtigen Einwohner zu ſchützen, denen gegenüber ſie die neuen Ankömmlinge als untergeordnet betrachtet. Sie weigerten ſich, die Laſten des Landes durch Steuern im Sinne der Verbeſſerung zu erhöhen und zeigten ſich ebenſo abgeneigt, die urſprünglich zu andern Zwecken beſtimmten Fonds in dieſem Intereſſe zu verwenden. Der Hafenbau von Montreal wurde aus politiſcher Feindſchaft gegen einen engliſchen Kaufmann, welcher ſich unter den Commiſſionären am thätigſten benommen hatte, eingeſtellt, obſchon die Verbeſſerungen ſchon die bewunderungswürdigſten Fortſchritte gemacht hatten. Allerdings fordert die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß einige der Werke, welche die Verſammlung autoriſirte und ermuthigte, mit geeigneter Mäßigung unternommen, desgleichen befriedigend ausgeführt und in Thätigkeit geſetzt wurden. Dagegen zeigte ſich großer Widerwille, insbeſondere die eben erwähnten großen Kommunikationen zu fördern oder auch nur zu geſtatten. Es iſt wahr, daß die Einwürfe gegen den Plan, nach welchen die Geſetzgebungen von Ober-Canada einige dieſer Werke begonnen hatte, und gegen die Art ihrer Ausführung nicht ohne Grund waren; aber die Engländer beſchwerten ſich, die Verſammlung ſcheine nur Widerſpruch zu erheben, um ihre Unthätigkeit zu bemänteln, ſtatt aus der Erfahrung Vortheil zu ziehen, die ſich aus dieſer Quelle ableiten laſſe. Die Geſuche um Errichtung von Dämmen, Eiſenbahnen und Kanälen wurden bei Seite gelegt, bis man in Betreff derartiger Unternehmungen einige allgemeine Maßregeln treffen könne; aber dieſe allgemeine Maaßregeln blieben aus, und einzelne Unternehmungen wurden nicht geſtattet. Der Antrag auf eine Protokollirung wurde verweigert, weil ſich dies mit den franzöſiſchen Inſti-

tutionen der Provinz nicht vertrage, und die Führer der Versammlung thaten keinen Schritt, um das Wünschenswerthe in einer weniger anstößigen Weise zu erzielen. Das Feudal-System wurde als eine milde und gerechte Vorsorge für die Ansiedelung eines neuen Landes unterstützt; ein Comité der Versammlung gab eine Art Versicherung, daß Einiges geschehen solle, um die nachtheiligsten Einflüsse der Grundherrlichkeit zu beseitigen, ohne jedoch praktische Resultate an seine Zusage zu knüpfen, und die Unternehmungen der Engländer wurden noch mehr durch die benachtheiligenden Landesgesetze gekreuzt. In allen diesen Entscheidungen der Versammlung, in ihren Verhandlungen und in den augenscheinlichen Beweggründen ihres Benehmens erkannte die englische Bevölkerung Merkmale des Wunsches, ihren eigenen Einfluß und ihr Fortkommen zu unterdrücken. Eine Maßregel für Auflegung einer Steuer auf Emigranten, obgleich von der englischen Regierung empfohlen und durch die Politik der Nachbarstaaten, welche der Einwanderung am meisten Ermuthigung gaben, gerechtfertigt, wurde in der Versammlung auf eine Weise begründet, welche der Annahme Raum gab, man beabsichtige, jede Erweiterung der englischen Population zu unterdrücken und das Aufkommen der englischen Industrie zu verzögern. Einige Distrikte, namentlich die der östlichen Stadtbezirke, wo die Franzosen noch nicht Fuß gefaßt haben, wurden dnrch die Verweigerung der nöthigen Verbesserung ernstlich benachtheiligt, und die englischen Einwohner betrachteten allgemein die Politik der Versammlung als einen Plan, jede weitere Einwanderung in die Provinz zu verhindern, das Aufblühen des englischen Wohlstandes zu hemmen und das englische Eigenthum, das bereits in Unter-Canada angelegt oder erworben war, unsicher zu machen."

Man kann noch weiter sagen, daß in der letzten Zeit die französische Partei in Folge unüberlegten Nachgebens von Seiten der englischen Regierung für beide Provinzen Gesetze gibt, und weil sie wohl sieht, daß sie in andern Punkten mit den Engländern nicht concurriren kann, so sucht sie dieselben soviel wie möglich zu unter-

drücken. *) Papineau und sein Anhang hat daher stets gesucht, die untere Provinz ausschließlich in den Händen der Franzosen zu erhalten und in dieser Absicht soviel wie möglich verhindert, daß britische Ansiedler daselbst Land erhielten. Damit aber die Herrschaft die Partei über die französische Bevölkerung absolut seyn möge, verkümmerte sie die Erziehung, um sie in die Lage zu setzen, daß sie blindlings ihren Führern folgen mußten. Ich sage hier nicht zu viel, denn man wird meine Behauptung bestätigt finden, wenn man die öffentlichen Berichte liest.

Da das Land fast ganz im Besitze der Franzosen war, so hob es Papineau vornämlich darauf ab, den Landbesitz zur Bedingung jeder Regierungsstelle zu machen — ein Ziel, das er auch erreichte.

*) Kurze Zeit nach der Eroberung begann eine andere und größere Classe englischer Ansiedler in die Provinz zu ziehen. Die ungeheure Masse und die werthvolle Beschaffenheit der exportirbaren Landesproducte, wie auch die große Leichtigkeit für den Handel, welche durch die natürlichen Mittel des inneren Verkehrs geboten wurden, leitete englisches Capital nach Canada. Der alte Handel des Landes wurde in viel größerem und einträglicherem Maßstabe geleitet und mancher neue Industriezweig aufgefunden. Die thätigen und regelmäßigen Gewohnheiten der englischen Capitalisten verdrängten ihre trägen, sorglosen französischen Concurrenten aus allen einträglicheren Geschäften, obschon man in Betreff des Handels- und Manufakturbetriebs nicht gerade sagen kann, daß die Engländer den Franzosen Abtrag thaten; denn sie schufen Beschäftigungen und Erwerbsquellen, welche vorher nicht vorhanden gewesen waren. Einige von der alten Race litten unter dem Verluste, welcher durch den guten Fortgang der englischen Concurrenz veranlaßt wurde, aber Alle fühlten noch bitterer das allmählige Aufkommen einer Classe von Fremden, in deren Händen sich der Reichthum des Landes zu concentriren schien und deren Aufwand und Einfluß diejenigen verdunkelte, welche früher die erste Stelle im Lande eingenommen hatten. Das Umsichgreifen der Engländer beschränkte sich jedoch nicht bloß auf Handelsunternehmungen, denn sie errangen sich allmählig auch große Stücke Grund und Boden, ohne dabei gerade nach dem unkultivirten und abgelegenen Lande der Townships zu greifen. Der reiche Capitalist verwendete sein Geld auf den Ankauf von grundherrlichem Eigenthum, und eine Schätzung ermittelte, daß gegenwärtig die volle Hälfte werthvollerer Seignorien in den Händen englischer Besitzer ist. Das grundherrliche System paßt so wenig zu

Man ersieht hieraus mit einemmale, daß durch diese Anordnung allein alle brittischen Städtebewohner ausgeschlossen wurden; sie mußten sich durch die französische Partei beherrschen und Gesetze geben lassen, gleichviel, wie groß auch ihr Capitalbesitz oder ihr sonstiges Interesse in der Colonie seyn mochte. Niemand konnte Officier in den Milizen werden, wenn er nicht Landeigenthümer war. Der reiche, englische Kaufmann wurde in Reih' und Glied gestellt und mußte sich durch einen unwissenden französischen Farmer kommandiren lassen, der vielleicht nicht lesen oder schreiben konnte und statt der Unterschrift mit einem Kreuze unterzeichnete.

Einer anderen gesetzlichen Bestimmung zufolge, sollten auch die großen Schwurgerichte nur aus den Landbesitzern gewählt werden, und die Folge davon war, daß sich in den zwei darauf folgenden

---

unsern Begriffen von Eigenthumsrechten, daß der neue Seigneur, ohne eine Ungerechtigkeit zu beabsichtigen, oftmals seine Rechte in einer Weise übt, die in England zwar als vollkommen am Orte erscheinen würde, unter den Canadiern aber füglich als bedrückend betrachtet wird. Der englische Käufer fand einen gleich unerwarteten und gerechten Beschwerdegrund in der Unsicherheit der Gesetze, welche seinen Grundbesitz schwankend machten, und in den Zufälligkeiten des Lehensverhältnisses, welche die Veräußerung oder Verbesserung erschweren. Noch aufregender übrigens als die Erwerbung des großen Eigenthums wirkte die Concurrenz des englischen Landwirths mit dem französischen. Der Engländer betrieb seinen Feldbau unter Benützung aller jener Erfahrungen, welche die veredeltste Agrikultur der Welt bietet, ließ sich in dem Townships nieder, die an die Herrengüter grenzten, und brachte einen frischen Boden nebst verbesserter Cultur in Concurrenz mit den ausgenützten, erbärmlich behandelten Meiereien der Grundholden. Ja, oft erstand er dieselbe Farm, welche der canadische Ansiedler verlassen hatte, und machte sie durch bessere Behandlung zu einer Quelle des Gewinns, obschon sein Vorgänger darauf zu Grunde gegangen war. Der Einfluß, welchen eine ungerechte Begünstigung den Engländern bei der Regierung und in dem Advokatenstande verlieh, ihre eigene Thatkraft, Gewandtheit und Capital sicherten ihnen jeden Industriezweig. Sie haben die Hülfsquellen des Landes entwickelt, die Verkehrsmittel angelegt oder verbessert und einen inneren und auswärtigen Handel geschaffen. Das ganze En-gros-Geschäft und ein großer Theil des Detail-Verkaufs nebst den einträglichsten und blühendsten Farmen sind nun in den Händen dieser nummerischen Minderheit der Bevölkerung.

Jahren auf der ganzen Liſte nur ein einziger Mann befand, der leſen oder ſchreiben konnte; denn alle Anderen hatten die vorgefundenen Akten nur mit Kreuzen unterzeichnet.

Noch abgeſchmackter war die Beſtimmung, daß das Amt eines Kurators für die Schulen auf derſelben Bedingung beruhen ſollte, und in der erlaſſenen Akte war die Vorſorge getroffen, daß es den Pflegern der National-Erziehung geſtattet ſey, ihr Kreuz auf die Schulberichte zu ſetzen — ein maßgebender und zugeſtandener Beweis der Unwiſſenheit, in welcher die kanadiſchen Franzoſen erhalten wurden. Ich habe mich ſelbſt überzeugt, wie unwiſſend die franzöſiſche Bevölkerung während der Rebellion in Unter-Canada war. Ich händigte nämlich ein gedrucktes Cirkular einen Haufen von ungefähr vierhundert Gefangenen ein, damit es Einer den Uebrigen laut vorleſe; darunter befand ſich aber nicht ein Einziger, welcher gedruckt leſen konnte.

Nachdem man ſich die Partei in den Provinzen geſichert hatte, zielten Papineau und ſeine Anhänger zunächſt darauf ab, das engliſche Miniſterium zu blenden. Sie ſchickten eine Liſte von Beſchwerden, welche der Abhülfe bedurften, nach London, und wurden darin von der engliſch-republikaniſchen Partei unterſtützt. Unter andern Forderungen beſtanden ſie auf dem Rechte der Selbſtverwaltung aller Colonial-Einkünfte, und dem Miniſterium war es ſo ſehr darum zu thun, ſie zufrieden zu ſtellen, daß jede Conceſſion, ſogar die letztgenannte ertheilt wurde, unter der einzigen Bedingung, daß die Civilliſte für die Gehalte des Gouverneurs und anderer Staatsbeamten geſichert werde.

Aber wie benahm ſich Papineau und ſeine Partei, ſobald ſie ſo viel errungen hatten? Sie wurden wortbrüchig gegen die engliſche Regierung und weigerten ſich, die Summe für die Civilliſte zu votiren. Drei Jahre lang blieben der Gouverneur und alle öffentlichen Beamten ohne Gehalt, bis ſie zuletzt auf den Antrag des engliſchen Parlaments mit britiſchem Gelde bezahlt wurden. Indeß hatte doch

dieſes ſchnöde Verfahren der Franzoſen eine gute Wirkung — es führte zu einem Bruche mit der engliſch-republikaniſchen Partei, die zwar Reformen wünſchte, aber doch nicht an einem ſo ſchändlichen Ehrenwortbruche Theil nehmen wollte.

Daß viele Jahre lang von Seiten des engliſchen Miniſteriums ſchwer gefehlt wurde, kann nicht in Abrede gezogen werden; aber der Irrthum beſtand bloß darin, daß es ſtets dem franzöſiſchen Geſchrei und den lügenhaften Vorſtellungen nachgab, dabei die Thatſache völlig aus dem Geſichte verlierend, wie raſch die engliſche Bevölkerung zunahm, die doch gleiche Rechte an den Schutz des Mutterlandes hatte. Letztere hatte eigentlichen Grund zur Beſchwerde und war befugt, Entſchädigung zu fordern; die Franzoſen wurden nur zu gut behandelt und ſteigerten ihre Anmaßung in dem Verhältniſſe der Leichtigkeit, mit welcher das Gouvernement in ſeinem ernſten, aber übel angebrachten Wunſche, der Agitation Papineau's und ſeiner Partei ein Ziel zu ſtecken, nachgab. Die Nachſicht der engliſchen Regierung irrthümlicherweiſe für Schwäche nehmend, erließ Papineau ſeine aufregenden Adreſſen, um das Volk zur Rebellion aufzuhetzen. Aber nicht einmal dieſes Benehmen ſchien das Miniſterium aus ſeinem Schlummer zu wecken, da es wahrſcheinlich wähnte, die franzöſiſchen Canadier ſeyen zu friedlich, um zu den Waffen zu greifen. Durch dieſes Benehmen des Gouvernements, welches man der Furcht zuſchrieb, und in England durch die Unterſtützung der Herren Joſeph Hume und Roebuck kühner gemacht, erklärte ſich die republikaniſche Partei in Oberkanada offen, und ein Theil der kanadiſchen Preſſe veröffentlichte ungeſtraft die hochverrätheriſchſten Artikel. Die Amerikaner waren nicht flau, den Groll gegen das Mutterland in der oberen Provinz zu nähren, und die Papineau-Partei ſchritt zu entſchiedeneren Maßregeln. Man traf Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufſtand von Unter-Canada; die Verſammlung von St. Charles fand Statt, und nun wurden Beſchlüſſe erlaſſen, die das Provinzial-Gouvernement nicht länger über-

ſehen konnte. Schon viele Monate vor dem Meeting zu St. Charles hatte letzteres die Augen vor der Gefahr geöffnet, und Lord Gosford ſah ein, wie nöthig es war, den von England erhaltenen Befehlen zuwider zu handeln. Gegen diejenigen, welche ſich für den beabſichtigten Aufruhr am thätigſten erwieſen, wurden Beweiſe geſammelt, und zuletzt erwirkte der Attorney-General Vollmachten zu ihrer Verhaftung. Dieſer plötzliche, unerwartete Schritt rettete die Provinzen, indem er alle Plane der Verſchwörer vereitelte, welche zuvor ſich organiſiren und erſt im nächſten Frühling zu den Waffen greifen wollten. Dieſe Thatſache habe ich von Bouchette und drei oder vier anderen Rädelsführern erfahren, die ich im Gefängniſſe beſuchte. Sie beabſichtigten, die Bäume in's Laub ſchießen und das kalte Wetter vorübergehen zu laſſen, ehe die Operationen begonnen werden ſollten, und hätte man ſo lange zugewartet, ſo dürfte das Reſultat wohl ſehr ernſtlich ausgefallen ſeyn; aber die Erlaſſung der Haftbefehle gegen die Führer verſetzte die Rebellen in die unangenehme Klemme, entweder die Häupter ſich entreißen zu laſſen, oder ſich in Waffen zu erheben, ehe noch ihre Plane völlig gezeitigt waren. Sie entſchieden ſich für das Letztere, und Lord Durhams Bericht gibt uns den Erfolg dieſes unglücklichen Verſuches:

„Der verrätheriſche Verſuch der franzöſiſchen Partei, ihre politiſchen Zwecke durch eine Berufung auf die Waffen in Ausführung zu bringen, verſetzte dieſe feindſelige Race in eine allgemeine bewaffnete Verwirrung. Ich will nicht bei den traurigen Scenen, welche im Verlaufe des Kampfes vorkamen, oder bei den ungeſtümen Leidenſchaften verweilen, die während der Inſurrektion und unmittelbar nach der Unterdrückung derſelben ungezügelt ihr Scepter ſchwangen. Man kann ſich leicht denken, wie ſehr ſich die früheren Uebelſtände durch den Krieg erſchwerten, wie Schrecken und Rachſucht in jedem Theile der Bevölkerung eine bittern, unverſöhnlichen Haß gegen einander und gegen die Inſtitutionen des Landes nährten.

„Die Franzoſen, welche einige Zeit durch das Aſſembly-Haus

eine große und stets sich steigernde Gewalt geübt hatten, sahen ihre Hoffnungen unerwartet in den Staub gestreckt. Die physische Kraft, mit welcher sie so sehr geprahlt hatten, wurde in Thätigkeit gerufen und erwies sich als vollkommen unwirksam; ja, sie durften nicht einmal hoffen, wieder einen Einfluß zu gewinnen, wie der war, welchen ihnen die aufgehobene Constitution geboten hatte. Von aller wirklichen Betheiligung bei der Regierung ihres Landes entfernt, brüten sie in düsterem Schweigen über dem Andenken an ihre gefallenen Landsleute, an die verbrannten Dörfer, an ihr zu Grunde gerichtetes Eigenthum, an ihre erloschene Macht und an die Demüthigung ihrer Nationalität. Alles dies schreiben sie der Regierung und den Engländen zu, gegen welche sie ohne Unterschied einen ewigen Groll nähren. Aber auch die Engländer haben in ihrem Triumph den Schrecken, mit welchem sie sich plötzlich durch eine aufrührerische Mehrheit umgeben sahen, und die Ereignisse nicht vergessen, die sie allein gegen die ungezügelte Herrschaft ihrer Gegner schützte. Sie finden sich noch immer mitten unter einem feindlich gesinnten und organisirten Volke in der Minderheit, müssen stets geheime Verschwörungen und Blutentwürfe besorgen und können ihre einzigen Sicherheitshoffnungen nur auf ein systematisches Einschüchtern der Franzosen und darauf bauen, daß nie wieder eine Mehrheit dieser Race in irgend einem Theile der Provinz bei der Gesetzgebung die Uebermacht gewinne. Ich schildere die Gefühle, welche mir alle Theile jener Bevölkerung zu beleben scheinen, in starken Ausdrücken, und die Bewohner Englands sind so wenig aus persönlicher Erfahrung mit einem Bilde, wie ich es zeichnen muß, vertraut, daß Viele es wahrscheinlich nur für ein Werk der Einbildungskraft halten werden; aber ich fühle die Ueberzeugung, daß die Richtigkeit meiner gewiß in mäßigen Farben gehaltenen Schilderung von Allen anerkannt werden wird, welche den Zustand der Gesellschaft in Unter-Canada während des letzten Jahres gesehen haben. Eben so wenig übertreibe ich die Nachhaltigkeit, als die Tiefe dieses Grolls. Nie wird die gegenwär-

tige Generation der französischen Canadier dem britischen Gouvernement treulich unterthan seyn und nie die englische Bevölkerung die Gewalt eines Assembly-Hauses dulden, in welchem die Franzosen eine Majorität besitzen oder sich nur derselben nähern.

Obgleich Papineau und sein Anhang bereitwillig waren, mit der mißvergnügten Partei in Ober-Canada zu fraternisiren und die Theilnahme und den Beistand der Amerikaner aufzubieten, so liefen doch ihre wahren Absichten und Wünsche darauf hinaus, die Canadas zu einer unabhängigen französischen Provinz zu machen, die in engem Bunde mit Frankreich stehe. *) Man hätte den Beistand von

*) „Auch scheint nicht die mindeste Aussicht vorhanden zu seyn, daß diese Feindseligkeit unter der gegenwärtigen Nation zum Erlöschen komme. Leidenschaften, die eine so lange Period: hindurch gelodert haben, lassen sich nicht so leicht zur Ruhe bringen. Der Zustand der Erziehung, der, wie ich bereits gezeigt habe, den Bauernstand ganz der Willkür der Agitatoren preisgab, der völlige Mangel an Personen oder einer organisirten Autorität, welche dem unheilvollen Einflusse entgegenarbeiten konnten, und die ernstliche Abnahme der Gewalt der Geistlichkeit in dem Distrikt von Montreal wirken zusammen, um es absolut unmöglich zu machen, daß die Regierung eine bessere Gesinnung unter der französischen Bevölkerung erzeuge. Es ist sogar unmöglich, einem Volke unter solchen Umständen die heilsame Furcht vor Großbritanniens Macht einzuflößen, welche doch von der Anwesenheit einer großen Truppenzahl in der Provinz erwartet werden sollte. Ich bin von so vielen und glaubwürdigen Zeugen unterrichtet worden, daß ich die Richtigkeit ihrer Angaben unmöglich bezweifeln kann — die Bauern wissen gar nicht, wie viele Soldaten im Laufe der letzten Jahre in ihr Land geschickt worden sind. Die in Umlauf kommenden Zeitungen geben an, daß Großbritannien keine Truppen auszusenden habe, und um auf das Landvolk einen schreckenden Eindruck zu machen, hätten dieselben Regimenter in verschiedenen Richtnngen vorwärts und rückwärts marschiren müssen, als wären sie neu aus England angelangt. Die Agitatoren eines jeden Dorfes verbreiteten diese Ansicht unter dem Volke, und ich zweifle nicht, daß die Masse der Einwohner wirklich glaubte, die Regierung versuche, sie durch eine solche List zu täuschen. Man hat es hier mit einer Bevölkerung zu thun, welche der Regierung keine Berührungspunkte bietet, und es ist sogar schwer, sich zu überzeugen, welchen Einfluß die alten Führer der französischen Partei noch immer besitzen. (Der Name Papineau ist noch immer gefeiert

Ober-Canada so lange angenommen, bis man ihn nicht länger brauchte, und dann würde man — wahrscheinlich mit gutem Erfolge — den Versuch gemacht haben, durch alle zu Gebot stehenden Mittel die englischen Ansiedler Oberkanada's nach den Vereinigten Staaten zu vertreiben. Andererseits kümmerten sich die Amerikaner nichts um die französischen oder englischen Beschwerden. Ihre Sympathie entsprang aus nichts Geringerem, als aus dem Wunsche, die Canadas ihren bereits schon endlosen Gebieten beizufügen und die Engländer aus ihren letzten amerikanischen Besitzungen zu verdrängen. Aber auch sie wußten, so gut wie Papineau, wie sie sich zu verhalten hatten. Wäre der Aufstand erfolgreich gewesen, so stünden jetzt Franzosen und Engländer unter ihrer Leitung, und Papineau würde gefunden haben, daß er nur ein Werkzeug gewesen wäre in den Händen der schlaueren und ehrgeizigeren Amerikaner. Dies ist meine Ueberzeugung. Was übrigens auch das Ergebniß des früheren

---

unter dem Volke, welches sich mit dem Gedanken trägt, er werde in bestimmter Zeit an der Spitze einer ungeheuren Armee zurückkehren und „la nation Canadienne" wiederherstellen) Es ist jedoch großer Grund zum Zweifeln vorhanden, ob sein Name nicht als bloßes Losungswort gebraucht wurde, ob das Volk nicht in Wahrheit ganz gegen seine Rathschläge und Politik handelte und ob es nicht unter der Leitung gesonderter, kleiner Agitatoren stand, welche keine andere Absicht hatten, als mit tollköpfiger Entschlossenheit in jeder Weise ihren Groll gegen die britische Regierung und die britischen Einwohner zu zeigen. Ihre letzten Plane und Hoffnungen sind gleich unverständlich. Eine unklare Aussicht auf absolute Unabhängigkeit scheint sie noch immer zu blenden. Die Nationaleitelkeit, die einen merkwürdigen Bestandtheil ihres Charakters bildete, veranlaßt Viele, sich mit dem Gedanken an eine kanadische Republik zu schmeicheln, während die denkenderen Köpfe einsehen, daß eine Trennung von Großbritannien zu einer Vereinigung mit dem großen Staatenbunde an der Südgrenze führen müsse. Sie scheinen übrigens ganz gleichgültig gegen die Folgen zu seyn, wenn sie nur an den Engländern Rache üben können. Es gibt kein Volk, gegen welches frühere Erinnerungen und jeder nur erdenkliche Unterschied in Sitten und Ansichten den Canadier einen eingewurzelteren Nationalhaß eingeflößt hätten, als gegen die Vereinigten Staaten. Die einsichtsvolleren Führer fühlen, daß die Aussicht, ihre Nationalität zu behaupten, durch eine Ver-

Aufruhrs gewesen wäre, oder das Resultat eines künftigen seyn mag, (denn die Wirren sind noch nicht vorüber) so viel ist gewiß, daß die Engländer in Ober-Canada der einen oder der anderen Partei zum Opfer fallen müssen, wenn es ihnen nicht möglich wird, sie beide zu überwältigen, was freilich bei ihrer gegenwärtigen Anzahl und Lage schwierig seyn wird.

Man frägt vielleicht nach den Ursachen, welche auch in Ober-Canada einen theilweisen Aufstand hervorriefen. So sonderbar es auch klingen mag, da ja Mackenzie und seine Partei im Einklange mit Papineau standen, lag doch der Hauptanlaß zur Unzufriedenheit in der Parteilichkeit, welche die englische Regierung den französischen Canadiern in Unter-Canada erwies; ihre Beschwerden betrafen blos sie selbst, ohne daß sie Sympathieen für die Sache der französischen Partei gefühlt hätten. Wenn sie sich durch irgend eine bestimmte Absicht leiten ließen, so hatten sie wohl einen Anschluß an die amerikanischen Staaten im Sinne, wozu sie durch die vielen Amerikaner

---

schmelzung mit der Union sehr gemindert werden müßte, und neuere Symptome von antikatholischem Gefühl in Neu-England, die der kanadischen Bevölkerung wohl bekannt sind, haben den allgemeinen Glauben verbreitet, ihre Religion, die, wie sie selbst anerkennen, von der britischen Partei nie angegriffen wurde, werde bei ihren Nachbarn nur wenig Gunst oder Achtung finden. Aber keine von diesen Rücksichten kömmt bei dem dermaligen, Alles ausschließenden Haß gegen die Engländer in Betracht, und ich bin überzeugt, sie würden gerne die Beihülfe eines jeden Feindes erkaufen und sich seinem Joche unterwerfen, wenn sie nur dadurch Rache und einen augeblicklichen Triumph erzielen könnten. Dieses vorläufige, aber völlige Einstellen ihrer alten Feindseligkeiten gegen die Amerikaner wird nun sogar von jenen zugestanden, welche es im letzten Frühjahre auf's Entschiedenste in Abrede zogen und damals die Versicherung ausdrückten, ein amerikanischer Krieg würde die ganze Bevölkerung gegen den gemeinschaftlichen Feind eben so vollständig vereinigen, wie im Jahre 1813. Meine spätere Erfahrung gibt nicht dem mindesten Zweifel mehr Raum, daß die Ansichten, welche in meiner Depesche vom 9. August ausgedrückt wurden, nicht vollkommen richtig seyen, und ich wiederhole, daß eine amerikanische Einfalls-Armee auf die Mitwirkung fast der gesammten französischen Bevölkerung von Unter-Canada zählen könnte."

verlockt wurden, die sich in Ober-Canada angesiedelt hatten. Auch gab es mehrere untergeordnetere Unzufriedenheitsgründe. Die schottischen Auswanderer waren mißvergnügt, weil die Regierung befohlen hatte, daß die Einkünfte der Geistlichkeit nur zu Unterstützung der Episcopal-Kirche, nicht aber für die presbyterianische verwendet werden sollte. Das größte Mißvergnügen erregte übrigens der Umstand, daß die englischen Ansiedler der Ansicht waren, sie seyen unredlich behandelt und von dem Ministerium geopfert worden. Aber obgleich das Mißvergnügen allgemein war, ließ sich doch nicht ein Gleiches von der Rebellionslust sagen, und über diesen Punkt hatte sich Mackenzie sowohl, als Papineau im Irrthum befunden. Letzterer zählte auf Tausende aus der oberen Provinz, während doch nur einige Hunderte erschienen, welche leicht zerstreut wurden. Die Gefühle der Unterthanentreue herrschten vor, und Diejenigen, auf deren Theilnahme bei Aufpflanzung der Fahne des Aufruhrs der Rebellenführer rechneten, ließen sich einreihen, um die Insurrection zu unterdrücken. Das Benehmen der Ansiedler in Ober-Canada verdient alles Lob. Sie hatten gerechte Beschwerdegründe und waren einer übelgesinnten, undankbaren Franzosen-Partei in der unteren Provinz geopfert worden; sobald sich's aber um die Frage handelte, ob sie sich dem Aufruhr anschließen oder ihn unterdrücken helfen sollten, vergaßen sie augenblicklich, was sie selbst gelitten, und bewiesen, wie anhänglich sie an ihr Mutterland waren.

Die Anhänger Mackenzie's lassen sich wohl als eine amerikanische Partei betrachten; denn Ober-Canada war so nachlässig und sorglos behandelt worden, daß die Amerikaner daselbst bereits großen Einfluß gewonnen hatten. Wenn man dabei bedenkt, daß Mathews und Lount, die beiden Mitglieder des oberen Assembly-Hauses, welche wegen Hochverraths hingerichtet wurden, Amerikaner waren, so liegt am Tage, daß die Amerikaner sogar in der Gesetzgebung der Provinz Fuß gefaßt hatten. Als ich durch die obere

Provinz kam, bemerkte ich, daß nicht nur einiges von dem besten Lande amerikanischen Eigenthümern zugehörte, sondern auch die Gastwirthe, die Postakkordanten und die Kutscher fast ohne Ausnahme Amerikaner waren.

Ein Hauptgrund, warum die Amerikaner wünschten, daß die Canadas den Engländern entrissen werden sollten, lag in dem Umstande, daß es ihnen durch eine Akte der Gesetzgebung verboten war, in der Provinz Land zu besitzen. Allerdings konnten sie sich Grund und Boden ankaufen; aber wenn sie ihn wieder zu veräußern wünschten, war ihr Rechtstitel ungültig. Obrist Prince, dessen Name während der letzten Unruhen eine so bedeutende Rolle spielte, brachte eine Bill ein, man solle den Amerikanern gestatten, in Ober-Canada Land zu besitzen; aber sein Antrag wurde abgewiesen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß Obrist Prince jetzt ein eben so heftiger Gegner seines früheren Antrags ist, da er die Amerikaner in Ober-Canada völlig satt bekommen hat. *)

*) Obrist Prince ist der Gentleman, welcher den General Southerland und dessen Adjutant eigenhändig gefangen nahm und die Yankee-Piraten erschießen ließ. Mr. Hume hat es für passend erachtet, in dem Hause der Gemeinen eine Motion einzubringen, welche diese Handlung als Mord bezeichnete. Ich glaube, es findet kein großer Unterschied statt, ob uns ein Kerl in's Haus bricht und unser Geld stiehlt oder das Haus niederbrennt und das Vieh nebst dem übrigen Eigenthum mit sich fortführt. Im ersteren Falle ist man berechtigt, dem Räuber das Leben zu nehmen — warum nicht auch in dem letzterem? Die Leute, welche die Bewohner eines Landes angriffen, mit denen sie in tiefem Frieden standen, wurden von ihrer eigenen Regierung verläugnet und waren folglich vogelfreie Piraten; es ist daher nur zu bedauern, daß Southerland und jeder andere Gefangene nicht gleichfalls augenblicklich erschossen wurde. Mr. Hume mag wohl im Hause der Gemeinen auflodern; aber ich möchte wissen, zu welcher Ansicht er kommen würde, wenn ihm mitten in einem canadischen Winter all' sein Eigenthum gestohlen und das Haus über dem Kopfe angezündet worden wäre. Vermuthlich würde dann sein Sprüchlein ganz anders lauten, da er eine nicht geringe Achtung vor dem Meum besitzt, und ich möchte mich in der That nicht von dem ehrenwerthen Herrn aburtheilen lassen, wenn ich ihm aus seinem Entenfang in der Nähe von Yarmouth ein paar Enten gestohlen hätte.

Es war ein Glück für das Land, daß in jener Periode ein, Mann, wie Sir John Colborne, dem ein Sir Francis Head zur Seite ſtand, das Kommando über die beiden Provinzen beſaß. Erſterem brauche ich meinen Zoll der Bewunderung nicht abzutragen da er ihn nach Verdienſt bereits ſo einmüthig erhalten hat; aber Sir Francis Head iſt nicht ganz ſo glücklich geweſen und höchſt ungerechter Weiſe, der Uebereilung und eines Mangels an gebührender Vorſicht beſchuldigt worden. Der einzige Grund, auf den dieſe Anklage gebaut werden kann, beſteht in dem Umſtande, daß er Sir John Colborne alle regulären Truppen zuſandte, nachdem ihm die Weiſung ertheilt worden war, dies zu thun, wenn er es möglich machen könne. Ich war zu jener Zeit in Toronto, und da ich das Vergnügen hatte, mit Sir Francis ſehr vertraut zu werden, ſo ſind mir die Gründe, durch welche er ſich beſtimmen ließ, vollkommen bekannt. Sir Francis ſagte:

„Ich habe nur zweihundert Mann regelmäßiger Truppen, die in der unteren Provinz ſehr nützlich werden können, wenn ſie diejenigen verſtärken, welche Sir John Colborne bereits unter ſeinem Kommando hat. Hier reichen ſie nicht zu, um einen Aufſtand zu dämmen, wenn derſelbe furchtbar werden ſollte. Ich kann die Stärke der Rebellen nicht beurtheilen, bis ſie ſich zeigen, glaube aber die Anzahl derjenigen zu kennen, welche mich unterſtützen werden. Ziehen die Aufrührer in großer Streitkraft auf, ſo werden meine zwei Kompagnieen regelmäßiger Truppen überwältigt, und ich beſorge weniger von einem theilweiſen Erfolge der Rebellenpartei, als vor der moraliſchen Wirkung, welche ein Sieg über reguläre Truppen unvermeidlich zur Folge haben müßte. Ich bin überzeugt, daß hier zur Zeit noch Tauſende ſind, welche ſich vor der Hand für Nichts entſchieden haben; ſobald ſie aber hören, die *regulären* Truppen, vor denen ſie ſich ſo ſehr fürchten, ſeyen geſchlagen, werden ſie ſich der Sache des Aufruhrs anſchließen. Nur dieſes fürchte ich. Wenn ich ihnen bloß *Milizen* entgegen zu ſetzen habe, ſo iſt jeder Vor-

theil, den sie über mich gewinnen, von geringer Bedeutung. Hat Sir John Colborne die Insurgenten im Unter-Canada geschlagen, so kann er mit den regelmäßigen Truppen heraufkommen."

Ich glaube, dies waren die eigenen Worte des Sir Francis Head, als er mich um meine Ansicht in der Sache fragte, die ich denn auch ganz im Einklange mit der seinigen abgab. Wenn man aber aus dem leichten, spielenden und (ich muß sagen) undiplomatischen Style, dessen sich Sir Francis in seinen Depeschen bediente, die Folgerung ziehen wollte, daß er nicht jede Wahrscheinlichkeit berechnete und nicht Allem aufbot, wozu Klugheit und Vorsicht riethen, so ist man sehr im Irrthum. Alle Parteien setzen das vollkommene Vertrauen in ihn, und der Erfolg bewies, daß er ganz richtig gerechnet hatte; denn mit den Militzen allein unterdrückte er die Rebellion. Während der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Kanada wirkte er in dieser Provinz mehr Gutes und trug mehr dazu bei, um hier die englische Herrschaft zu sichern, als man sich wohl denken kann, und wäre er nicht einige Zeit vor der Rebellion Gouverneur von Ober-Canada gewesen, so glaube ich, das Mutterland würde diese Colonie für immer verloren haben. Die Ereignisse jener Rebellion sind noch zu frisch in dem Andenken des Lesers, um hier einer Erwähnung zu bedürfen. Untersuchen wir übrigens den gegenwärtigen Zustand der Dinge, denn man darf ja nicht glauben, daß die Wirren schon ihr Ende erreicht haben.

Zuerst von der französisch-canadischen Partei. Wenn ich nicht sehr irre, so kann diese als aufgelöst betrachtet werden. Sie haben von den englischen Truppen eine schwere Lehre erhalten und ihre Führer sich so feige und unfähig erwiesen, daß die französischen Canadier wohl nicht wieder zu den Waffen greifen werden. Sie sind von Natur aus ein friedliebendes, harmloses, gutmüthiges Volk, und nur die Aufhetzungen ihrer Priester, der Notare und Aerzte (die drei Klassen, welche am meisten mit dem gemeinen Mann verkehren) konnten sie zum Aufstande bewegen. Wie die Sachen jetzt

ſtehen, ſind ſie meiner Anſicht nach wirkſam zu Paaren getrieben, und werden ſich wenigſtens für eine Generation ruhig verhalten, wenn anders die engliſche Regierung umſichtige Maßregeln trifft. Der Grund, warum vorerwähnte Perſonen ſo großen Einfluß auf das Volk gewannen, iſt in Lord Durhams Berichte auseinander geſetzt. Wo er von den öffentlichen Seminarien ſpricht, ſagt er:

„Die Erziehung, welche in dieſen Anſtalten ertheilt wird, hat viele Aehnlichkeit mit der in den engliſchen öffentlichen Schulen, obſchon man hier Vieles anders trifft. Sie befindet ſich ganz in den Händen der katholiſchen Geiſtlichkeit. Die Anzahl der Zöglinge in allen dieſen Inſtituten läßt ſich im Ganzen zu ungefähr Tauſend ſchätzen, und ſo viel ich erfahren konnte, gehen jedes Jahr zwei- bis dreihundert junge Männer aus denſelben hervor. Sie ſind meiſt Angehörige von Bauernfamilien und wurden für das Seminar beſtimmt, weil der Vater oder der Geiſtliche des Kirchſpiels bemerkte, daß dieſer oder jener leichter faßte, als ſeine Brüder. Dieſe jungen Männer ſind weit gebildeter, als ihre Verwandten, und möchten natürlich nicht wieder zu der beſcheidenen Beſchäftigung ihrer Eltern zurückkehren. Einige werden Prieſter; da aber der Militär- und Seedienſt den Coloniſten verſchloſſen iſt, ſo kann die Mehrzahl nur in dem Berufe des Advokaten, des Notars oder des Arztes eine Stellung finden, die ihrer Anſicht von der eigenen Befähigung entſpricht. Die Folge davon war eine Ueberfüllung mit Fachgelehrten; denn wir finden in jedem Dorfe Unter-Canada's eine Menge von Notaren und Aerzten mit geringer Praxis, die unter ihren Familien oder doch unter den Bauern leben. Die Gebildetſten des Ortes gehören alſo zu denſelben Familien und zu derſelben urſprünglichen Lebensſtellung, wie die Einwohner, welche nicht leſen und ſchreiben können. Sie ſind mit ihnen durch alle Erinnerungen der frühen Jugend und die Bande des Bluts verknüpft. In ihrem Verkehr ſpricht ſich die vollkommenſte Gleichheit aus, und die Ueberlegenheit der Erziehung bildet nicht durch Benehmen, Stolz oder geſonderte

Interessen eine Schranke gegen die auffallend unwissende Bauernschaft der Umgebung. So vereinigen sich also die Einflüsse erleuchteter Kenntnisse und der gesellschaftlichen Gleichheit, um eine Macht über die Masse zu üben, wie sie wohl nirgends anders in der Welt eine gebildete Klasse besitzt."

Die zweite Partei, nämlich die unzufriedenen, aber doch getreuen Engländer von Ober-Canada, ist zu einer billigen Berücksichtigung ihrer Ansprüche berechtigt und wird sie hoffentlich auch erhalten, da sie dieselbe wohl verdient hat. Es liegt eben so sehr in der Pflicht, als in dem eigenen Interesse des Mutterlandes, die Unterthanentreue, den Unternehmungsgeist und die Thätigkeit, welche hauptsächlich in Ober-Canada gefunden werden, zu nähren. Aus den letzten Wirren ging wenigstens ein großer Vortheil hervor: die meisten Amerikaner wurden aus der Provinz vertrieben und haben in dem Herzen der Ober-Canadier ein Gefühl des Unwillens und Hasses zurückgelassen, so daß in dem nächsten halben Jahrhundert wohl keine Versöhnung zu erwarten steht. Nichts konnte für den Wunsch der Amerikaner, die Canadas zu erhalten, unglücklicher ausfallen, als das Resultat der letzten Rebellion, und sollten die Bewohner von Oberkanada durch fortgesetzte Ungerechtigkeit und eine fehlerhafte Regierung von Seite des Mutterlandes zu dem Entschlusse gebracht werden, sich zu trennen, so werden sie sich keinesfalls mit den Amerikanern verbinden. In Lord Durhams Berichte lesen wir folgende Bemerkungen:

„Ich habe in neueren Depeschen, als diejenigen sind, auf welche ich so oft zurückkommen muß, die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf das Umsichgreifen dieser beunruhigenden Stimmung unter der englischen Bevölkerung aufmerksam gemacht. Der Gang der letzten Unruhen und der Beistand, welchen die französischen Insurgenten von einigen Bürgern der Vereinigten Staaten erhielten, erzeugten unter den loyalen Canadiern den größten Unwillen gegen das amerikanische Volk und Gouvernement. Ihre Zeitungen gähr-

ten von den maßloſeſten Denunciationen gegen die Verläßlichkeit der Behörden, den Charakter und die Moralität des Volks oder die politiſchen Inſtitutionen der Vereinigten Staaten. Unter dieſer Oberfläche der Feindſeligkeit läßt ſich jedoch eine ſtarke Unterſtrömung der entgegengeſetzten Gefühle entdecken. Im Laufe des letzten Krieges wurde die allgemeine Stimmung des amerikaniſchen Volkes augenfälliger, und die Engländer von Unter-Canada waren erſtaunt, zu finden, wie ſehr trotz des erſten Ausbruchs von Theilnahme gegen ein Volk, das für ſeine Unabhängigkeit rang, die republikaniſchen Nachbarn mit dem großen Ziele der Minderheit ſympathiſirten. Ohne ihre Zuneigung an das Mutterland aufzugeben, begannen ſie, wie Männer im Zuſtande der Ungewißheit gerne thun, die wahrſcheinlichen Folgen einer Trennung zu berechnen, wenn ſie unglücklicherweiſe eintreten und eine Incorporation mit den Vereinigten Staaten nach ſich ziehen ſollte. Ihre Gefühle empören ſich zwar dagegen; aber dennoch hoffen ſie ohne Zweifel, einigen Erſatz in der Förderung ihrer Intereſſen zu finden. Sie glauben, daß die Zuſtrömung amerikaniſcher Auswanderer die engliſche Race ſchnell in die Mehrheit ſetzen werde, ſprechen laut und häufig über die Vorgänge in Luiſiana, wo durch Mittel, die ſie ganz irrig verſtehen, das Uebergewicht der Engländer über die Franzoſen ſchließlich doch unbeſtreitbar erreicht wurde, behaupten zuverſichtlich, daß die Amerikaner den Anſprüchen der Franzoſen bald ein Ziel ſetzen würden, und glauben, wenn die erſte Erſchütterung eines ganz neuen politiſchen Zuſtandes verſchmerzt ſey, können ſie und ihre Nachkommen Theil nehmen an den erſtaunlichen Fortſchritten und jenem großen materiellen Wohlſtande, deſſen ſich, wie die Erfahrung jeden Tag zeige, das Volk der Vereinigten Staaten erfreuen dürfe. Ich glaube nicht, daß bis jetzt ein derartiges Gefühl ihre Anhänglichkeit an England untergraben hat; aber dieſe Anhänglichkeit gründet ſich nun auf ihre tief gewurzelte Vorliebe für die britiſchen Inſtitutionen, die ſo ganz anders ſind, als die der Franzoſen, und wenn ſie finden, daß dieſelbe

Macht, deren Sache sie gegen die kürzlichen Angriffe in Schutz genommen haben, sie wieder der sogenannten französischen Herrschaft unterwerfen wolle, so werden sie, wie ich die zuversichtliche Ueberzeugung in mir trage, das Resultat abzuwenden suchen, indem sie unter allen Bedingungen um die Vereinigung mit einem angelsächsischen Volke buhlen."

Hierin bin ich mit Seiner Herrlichkeit nicht einverstanden. Ich glaube zwar, daß derartige Gefühle vor dem Aufruhre geherrscht haben und auch trotz der Niederlage der Insurgenten nachhaltig geblieben wären, wenn nicht die Amerikaner sich seeräuberische Angriffe erlaubt hätten, welche ihre eigene Regierung nicht zu unterdrücken vermochte. Aber dies diente den oberen Canadiern zur Lehre. Sie ersahen daraus, daß sie in dieser Richtung keine Sicherheit für Leben und Eigenthum, keinen Rechtszustand, der räuberische Gewaltthat zu hindern vermochte, finden konnten, und fühlten die Folgen eines solchen Zustandes der Dinge nur allzubitter in der Zerstörung ihres Eigenthums und in den Versuchen auf ihr Leben von Seiten einer Nation, welche doch freundlich gegen sie gesinnt zu seyn vorgab. Nein, die Bewohner von Ober-Canada werden mit den Amerikanern nicht gemeinschaftliche Sache machen. Sie würden sich denselben vielleicht unterworfen haben, wenn sie dem Mutterlande die Treue aufgekündigt und dessen Schutz zurückgewiesen hätten, weil sie dann zwischen zwei feindlichen Parteien standen, und es ihnen bei ihrer gegenwärtigen Bevölkerung fast unmöglich geworden wäre, ihren vereinigten Kräften zu widerstehen; aber wenn ein derartiger Conflikt stattfinden sollte, und die oberen Canadier nur eine kurze Zeit Ruhe gewännen, oder die Amerikaner für eine Weile im Zaume halten könnten, so würden sie wohl die ganze Race des unteren Canada von dem Angesichte der Erde vertilgen. Ihre Gefühle gegen die Bewohner Unter-Canada's sind in Lord Durhams Berichte treffend ausgedrückt:

„In der oben berührten Depesche habe ich auch die Stimmung

der engliſchen Bevölkerung geſchildert und kann der Hoffnung nicht Raum geben, daß dieſer Theil der Gemeinſchaft auch nur im Mindeſten geneigt ſey, den gegenwärtigen Streit für bereinigt anzuſehen, ſo lange der feindlichen Race ein Theil der Gewalt belaſſen bleibt. Umſtände haben die Engländer auf die Seite der Regierung geführt und die Thorheit der Gegner verſetzte ſie andererſeits in einen Zuſtand bleibender Colliſion mit derſelben; die Erſteren beſitzen den Vortheil, im gegenwärtigen Zuſtande der Frage die Regierungs-Gewalt und das Anſehen der Geſetze auf ihrer Seite zu haben. Ihre Anſtrengungen während der letzten Unruhen haben dazu beigetragen, die Herrſchaft des Geſetzes und die Fortdauer der Verbindung mit Großbritannien zu erhalten; es würde jedoch meiner Anſicht nach gefährlich ſeyn, auf eine Nachhaltigkeit der Stimmung, wie ſie jetzt herrſcht, zu bauen, wenn die hohe Regierung eine andere Politik einſchlagen ſollte. In der That iſt man mit dem Wege durchaus nicht zufrieden, den die britiſche Geſetzgebung und exekutive Gewalt ſo lange in Beziehung auf Unter-Canada eingeſchlagen hat. Der ruhigere Standpunkt, von welchem aus ferne Beobachter das Benehmen der beiden Parteien beobachten können, und der Wunſch, welcher ſich blicken läßt, die widerſtreitenden Anſprüche billig auszugleichen, erſcheinen ungerecht und nachtheilig in den Augen derjenigen, welche glauben, ſie hätten allein ein Recht an die Gunſt der Regierung, bei welcher blos ſie feſt ausgehalten hatten. Sie beſchweren ſich laut und bitter über die ganze Richtung, welche in dem Streite der beiden Racen ein hohes Gouvernement einſchlug, indem ſie behaupten, daß blos gänzliches Verkennen oder Mißachten der wahren Sachlage dabei zu Grunde liegen könne; die Regierung nähre die unheilbringenden Anſprüche franzöſiſcher Nationalität und ermuthige durch ihr Schwanken alle Loyalität, während die Rebellion immer mehr und mehr Gährungsſtoff gewinnen müſſe. Sie bewachen jede Maßregel der Milde oder auch nur der Gerechtigkeit gegen ihre Gegner mit Eiferſucht und ſehen darin ein Hinneigen gegen

dieſelbe verſöhnliche Politik, an deren Früchte ſie ſich ſo ſchmerzlich erinnern; denn ſie fühlen wohl, daß ſie in der Minderheit ſind, und jede Rückkehr zu dem ordentlichen Gange eines konſtitutionellen Gouvernements muß ſie auf's Neue einer franzöſiſchen Majorität unterwerfen. Dies iſt ein Punkt, in den ſie ſich, wie ich feſt überzeugt bin, nun und nimmermehr fügen werden. Sie ſprechen ſich unverhohlen aus, daß ſie ſich nicht länger zum Spielzeug engliſcher Parteien hergeben wollen, und wenn das Mutterland vergeſſe, was es den pflichtgetreuen und unternehmenden Männern ſeiner eigenen Race ſchuldig ſey, ſo liege es dieſen ob, ſich ſelbſt zu ſchützen. Einer ihrer tüchtigſten Verfechter drückt ſich in bezeichnender Sprache dahin aus: ‚Unter-Canada müſſe engliſch werden, ſelbſt wenn es im Nothfalle darüber aufhören müſſe, britiſch zu ſeyn.‘

Die dritte Partei, die amerikaniſche, iſt die einzige, die vorderhand zum Abzuge geneigt iſt und wahrſcheinlich dieſe Abſicht in's Werk ſetzen wird, ſobald der Winter einbricht; denn wie abgeneigt auch der Präſident, die Offiziere und der achtbarere Theil der amerikaniſchen Union einer ſo ſchändlichen Verletzung aller Völkerrechte ſeyn mögen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Mehrheit durch dieſe Maraudeurs repräſentirt wird, und die Entfernung unſerer Truppen würde das Schlagwort für einen augenblicklichen Einfall abgeben.

Die Amerikaner wollen zwar behaupten, daß die Sympathie, wie ſie's nennen, nur an den Gränzen der Seen beſtehe, daß ſie ſich nicht weiter ausdehne, und daß ſie Alle dagegen wären u. ſ. w. Dies iſt aber nicht der Fall. Die größte Aufregung, die ſich irgendwo blicken ließ, zeigte ſich vielleicht zu Albany, der Hauptſtadt des Staates New-York, welche am Hudſon und wenigſtens zweihundert Meilen von der Gränze entfernt liegt. Aber nicht nur hier, ſondern auch an dem Miſſiſſippi herrſchten die gleichen Gefühle — mit einem Worte, es war die Stimme der Mehrheit. In einem Briefe, den ich kürzlich von einem New-Yorker Freunde erhielt, leſe ich folgende Bemerkung:

„Bill Johnſon (der Pirat auf dem Ontario-See) hielt im Laufe des Winters hier ſeine Levers. Die angeſehenſten Leute der Stadt drängten ſich zu.“

Die Perſon von der ich dieſe Kunde erhielt, iſt zuverläſſig, und ich zweifle nicht, daß ſich die Sache wirklich ſo verhielt. Weßhalb nun dieſes Intereſſe an einem Piraten wie Bill Johnſon? Einfach, weil er die Engländer angegriffen hat. Dies mag als eine Kleinigkeit erſcheinen, aber auch ein Strohhalm, der in die Luft geworfen wird, zeigt, aus welcher Richtung der Wind bläst.

Vorderhand fehlt es nicht an Truppen, die Canadas gegen einen auswärtigen Angriff zu vertheidigen, und den Provinzen ſelbſt iſt die Neigung zur Rebellion ſo ziemlich vergangen. Das Haupterforderniß iſt aber jetzt, die Geſetzgebung ſo zu verbeſſern, daß allen Partieen Gerechtigkeit widerfahre und dem Unternehmungsgeiſte ſowohl, als dem Gewerbsfleiß, Ermuthigung zu Theil werde, um zu einer ausgedehnteren Einwanderung zu verlocken.

Lord Durham hat ganz richtig bemerkt, es handle ſich jetzt nicht um einen Principienſtreit zwiſchen den Engländern und Franzoſen, ſondern um einen Kampf der beiden Racen. Er ſagt:

„Ich erwartete einen Zwiſt zwiſchen Regierung und Volk zu finden, fand aber zwei Nationen, die in dem Schoße eines einzelnen Staates nicht um Principien, ſondern um die gegenſeitige Vertilgung rangen. Ich bemerkte, daß es ein eitler Verſuch ſeyn würde, die Geſetze oder Inſtruktionen verbeſſern zu wollen, wenn es uns nicht zuerſt gelänge, dem tödtlichen Haſſe ein Ende zu machen, welcher jetzt die Einwohner von Unterkanada in zwei feindliche Lager, in ein franzöſiſches und in ein engliſches, theilt.“

Aber warum hat dieſer Zwieſpalt ſtattgefunden? Erſtlich, weil die Franzoſen in Folge der unklugen Großmuth unſerer Regierung in öffentlichen Verhandlungen ihre Sprache, desgleichen auch alle ihre Sitten und Gebräuche beibehalten durften; man geſtattete ihnen, eine franzöſiſche Colonie zu bleiben, während ſie ſich andernfalls mit

den Engländern hätten verſchmelzen müſſen. Ein weiterer Grund iſt, weil die Intereſſen der engliſchen Coloniſten den Franzoſen geopfert wurden; welche demungeachtet unzufrieden wurden und die engliſche Herrſchaft abzuwerfen wünſchten. Lord Durham fügt ſehr richtig bei:

„Dies iſt der bedauerliche und gefährliche Stand der Dinge, herbeigeführt durch den Kampf zweier Racen, der ſo lange die Provinz Unter-Canada ſpaltete und den von mir geſchilderten furchtbaren, unverſöhnlichen Charakter annahm. Indem ich mich auf die Natur deſſelben einließ, bezeichnete ich die Urſachen ſeiner Entſtehung; denn obgleich ich erwähnte, wie das Benehmen und die Conſtitution der Colonial-Regierung modifizirend eintrat, konnte ich doch einen Stand der Dinge, der, wie ich glaube, in gleich gemiſchter Geſellſchaft unter allen ſtaatlichen Verhältniſſen zum gleichen Reſultate geführt haben würde, nicht politiſchen Urſachen zuſchreiben. Unter jeder Regierungsform hätte ſich Eiferſucht zwiſchen zwei Volksſtämmen erzeugen müſſen, die ſo lange daran gewöhnt waren, einander mit erblichem Haſſe anzuſehen, und in ihren Gewohnheiten ſowohl, als in ihrer Sprache und in ihrer Geſetzgebung ſo große Verſchiedenheiten zeigten. Zwar zweifle ich nicht, daß freiſinnige Inſtitutionen und eine kluge Politik den Charakter des Zwiſtes hätte verändern können; von Vermeidung aber iſt keine Rede, da er vielleicht nur milder ausgefallen und ſchneller zu einem entſcheidenden friedlichen Schluſſe gekommen wäre. Leider hat jedoch das in Unter-Canada befolgte Regierungsſyſtem dieſelbe Trennung der Racen unterhalten und die Anſichten widerſtreitender Nationalitäten ermuthigt, die zu hemmen und zu erlöſchen die erſte und hauptſächlichſte Sorge des Gouvernements hätte ſeyn ſollen. Von der Periode der Eroberung an bis auf die gegenwärtige Zeit hat das Benehmen der Regierung das Uebel nur verſchlimmert, und der Urſprung der gegenwärtigen, außerordentlichen Unordnung dürfte in den Inſtitutionen zu finden ſeyn, durch welche der Charakter der Colonie ſeine Richtung erhielt.“

Wir haben daher zwiſchen den zwei Parteien Geſetze zu geben und wollen, ehe wir uns auf die Frage einlaſſen, ihre beziehungsweiſen Verdienſte unterſuchen. Auf der einen Seite haben wir eine franzöſiſche Bevölkerung, welche, nachdem ſie jede Vergünſtigung erhalten, die mit gebührenden Berückſichtigung der Freiheit verliehen werden konnte, ſich immer mehr ertrotzte und zum Dank für alle Güte, mit welcher man ſie überhäufte, aus Neid und Eiferſucht gegen eine Thatkraft und einen Unternehmungsgeiſt, deren ſie nicht fähig war, in Aufruhr ausbrach, um ſich zu einer unabhängigen Nation zu machen.

Andrerſeits ſehen wir ein edles, hochherziges Geſchlecht von unſrem eigenem Blute, das unſerem Boden entſproſſen iſt und trotz der gerechten Beſchwerdegründe gegen das Mutterland alle erlittene Ungebühr vergaß, um wie ein Mann zur Wehr zu greifen und bereitwillig ſein Blut in Vertheidigung der früheren Heimath zu vergießen.

Fügen wir noch bei, daß die Franzoſen, welche ein beziehungsweiſe unfruchtbares Land bewohnen, ohne Thatkraft und Unternehmungsgeiſt ſind, während die Engländer ein überſtrömend fruchtbares Land inne haben, das meiſte Capital beſitzen und der einzige Theil der Coloniſten ſind, welchen man ohne Gefährde die Vertheidigung eines ſo hochwichtigen Außenpoſten der engliſchen Beſitzungen vertrauen kann. Wenn man Alles dies in's Auge faßt und zugleich erwägt, daß im Falle einer Wiederauflebung die Emigration nach Ober-Canada letztere Bevölkerung in wenigen Jahren eine ungeheure Mehrheit bilden muß, welche zuletzt die frühere ganz auffaugen wird, ſo können wir weiter in Betracht ziehen, welche Politik des Mutterland einzuſchlagen hat.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In dem letzten Kapitel habe ich nachgewiesen, daß wir in unsrer künftigen Gesetzgebung für die Provinzen zwischen den englischen und französischen Einwohnern zu entscheiden haben. Bisher sind die Franzosen im Besitze der Macht gewesen und stets zum Nachtheile unsrer Landsleute von der Regierung begünstigt worden. Ehe ich eine Ansicht über diese Frage abgebe, wollen wir erforschen, wie sich die Franzosen in Ausübung ihrer Rechte als gesetzgebende Assembly benommen haben, und welche Sicherheit sie uns bieten, im Falle wir geneigt seyn sollten, auf's Neue Vertrauen in sie zu setzen. Ich wähle hiezu als Grundlage den Bericht des Lord Durham an das englische Parlament. Se. Herrlichkeit leitet seine Darstellung des feindseligen Zustandes zwischen der repräsentiven und exekutiven Gewalt in unserer Colonie mit einer Bemerkung über England ein, die, wenn wir die letzten Ereignisse als Maßstab anlegen, nicht ganz stichhaltig ist. Er sagt: —

„Welche Vorliebe der Monarch auch gegen irgend ein besonderes Ministerium haben mochte, oder wie sehr er auch persönlich bei seiner Politik betheiligt war, so sah er sich doch unvermeidlich genöthigt, die eine, wie das andere aufzugeben, sobald sich das Volk durch Vermittelung des Hauses der Gemeinen unwiderruflich gegen sie erklärten."

Dieß widerholt er in einem späteren Theile des Berichtes: —

„Wenn ein Ministerium aufhört, in großen politischen Fragen über eine Mehrheit im Parlament zu gebieten, so ist sein Urtheil augenblicklich besiegelt, und der Versuch, das Gouvernement durch Minister fortzuführen, die beharrlich in der Minderheit sind, würde uns eben so sonderbar erscheinen, als wenn man Gesetze erlassen wollte, gegen welche sich die Mehrheit der Stimmen erklärt hat."

Wenn dies wirklich ein so wesentlicher Theil unsrer Constitution wäre, wie Se. Herrlichkeit behauptet, so hätte sicherlich in letztrer Zeit kein Eingriff stattfinden können.

Daß das System des Colonial-Gouvernements mangelhaft ist, gebe ich zu; indeß hat dies nicht so fast seinen Grund in dem Zügel, welchen der gesetzgebende Rath der Repräsentanten-Assembly auflegt, sondern vielmehr darin, daß die Akten und Entscheidungen desselben Rathes geheim gehalten werden. Dies gibt Se. Herrlichkeit in einigen Fällen selbst zu, und ich glaube zur Genüge darthun zu können, daß ohne diese heilsamen Zügel die gesetzgebende Assembly von Unter-Canada sich bald für einen freien unabhängigen Staat erklärt haben würde. Lord Durham bemerkt:

„Ich bin weit entfernt, in die Rüge einzustimmen, welche die Assembly und ihre Verfechter auf die Handlungen des gesetzgebenden Raths zu werfen versucht haben, und nehme keinen Anstand, zu sagen, daß viele der Bills, wegen deren Verwerfung er am schwersten getadelt worden ist, nicht erlassen werden konnten, ohne daß er seiner Verpflichtung gegen der Constitution, die Verbindung mit Großbritanien und die ganze englische Colonial-Bevölkerung untreu wurde. Höchstens kann man ihm in Betreff seines Allgemeinverfahrens zum Vorwurf machen, daß er sich auf die bloß negativen und abwehrenden Pflichten einer gesetzgebenden Körperkraft beschränkt habe — daß er sich zu oft mit dem bloßen Vereiteln unzweckmäßiger Methoden für Erreichung eines wünschenswerthen Zieles begnügte, ohne die Mittel vorzuschlagen, durch welche sich das beabsichtigte Gut ohne Beimischung von Schlimmem erreichen ließ. Die Nationalfeindseligkeiten, welche sich in die Gesetzgebung der Assembly geltend machten, und ihr gänzlicher Mangel an legislativer Geschicklichkeit oder Achtung für konstitutionelle Principien stellten fast alle ihre Bills den Einwürfen des gesetzgebenden Rathes bloß, und die ernstlichen Uebel, welche durch ihre Vollziehung veranlaßt worden wären, überzeugen mich, daß die Colonie Grund

hat, sich über das Vorhandenseyn einer Institution Glück zu wünschen, welche die Macht besaß und benützte, einem gesetzgebenden Verfahren Einhalt zu thun, das wenn es durchgriff, alle britischen Interesse geopfert und jede Garantie der Ordnung und nationalen Freiheit über den Haufen geworfen haben würde."

Ferner:

„Ein schreiender Versuch, der offen und unmittelbar darauf abzielte, die Constitution des Landes umzustürzen, lag in Erlassung einer Bill für förmliche Aufhebung jener Theile der sogenannten konstitutionellen Akte, auf welche die Constitution und die Gewalt des legislativen Raths gebaut waren. Es läßt sich kaum voraussetzen, daß die Verfasser jener Bill die augenscheinliche Ungesetzlichkeit einer solchen Maßregel nicht kannten oder bemänteln zu können hofften. Ebensowenig kann angenommen werden, daß die Assembly wirklich diese außerordentliche Machtanmaßung in Ausführung bringen zu können erwartete, in so fern sie durch das Unterhaus keine gesetzliche Kraft erhalten konnte, wenn sie nicht nachher von derselben Körperschaft genehmigt wurde, auf deren Vernichtung sie abzielte."

Betrachten wir außerdem noch folgende Bemerkungen Sr. Herrlichkeit:

„Doch waren die Uebel, die aus so offenen Versuchen zu Beseitigung der Constitution entsprangen, beziehungsweise unbedeutend in Vergleichung mit der Störung des regelmäßigen Ganges der Gesetzgebung durch systematischen Mißbrauch konstitutioneller Formen, um die anderen Zweige der Legislatur aller wirklichen legislativen Autorität zu berauben.

„Es blieb übrigens der Assembly von Unter-Canada noch vorbehalten, die Praxis auf ein regelmäßiges System zu reduciren, damit sie die wichtigsten Institutionen der Provinz periodisch in ihrer Gewalt habe und die Bedürfnisse der Regierung und der Ge-

meinſchaft benützen könne, um für was immer für Forderungen die Conceſſion zu erpreſſen. So verwerflich dies an ſich ſelbſt war um der Unſicherheit und der beſtändigen Wechſel willen, welche dadurch in der Geſetzgebung eingeführt werden konnten, gewann doch dieſes Syſtem einer zeitweiligen Geſetzerlaſſung den verderblichſten Charakter in der Leichtigkeit, welche es bot, wenn es galt, verſchiedene legislative Maßregeln zuſammenzuſchmelzen.

„Ein auffallendes Pröbchen davon trug ſich im Jahre 1836 in Beziehung auf die Erneuerung des Jurygeſetzes zu, auf welche die Aſſembly einen großen Werth legte, während der geſetzgebende Rath nichts davon wiſſen wollte, weil ſie die Schwurgerichte ausſchließlich in die Hände der franzöſiſchen Bevölkerung gab. Um ſich nun dieſelbe zu ſichern, brachte ſie die Aſſembly mit derſelben Bill in Verbindung, welche die Erneuerung der Zölle des Lachinecanals betraf, indem ſie darauf zählte, der Rath werde es nicht wagen, eine Maßregel, welche ſo wichtig für die Einkünfte war, zu vereiteln, indem es der erſteren Widerſtand leiſte. Der Rath verwarf jedoch die Bill, und ſo blieb der Canal eine ganze Saiſon über zollfrei, weil die beiden Häuſer über ein Jurygeſetz nicht einig werden konnte.“

So viel über die Verſuche, die Conſtitution zu verkehren. Unterſuchen wir nun ferner, in wie weit dieſe Patrioten in ihren legislativen Beſtätigungen uneigennützig zu Werke gingen. Wie wurden zum Beiſpiel die Verleihungen für Lokalverbeſſerungen in Anwendung gebracht? Se. Herrlichkeit bemerkt: —

„Die Hauptaufgabe der Aſſembly iſt buchſtäblich Gemeindegeſchäft — das Ausführen von Gemeindewegen und Gemeindebrücken. In keinem Theile jener Provinzen gibt es Ortskörperſchaften, welche die Ermächtigung beſäßen, für Lokalangelegenheiten Lokalſteuern aufzulegen. Dies zu vermitteln, iſt Sache der Aſſembly, und letztere zu veranlaſſen, daß ſie den beſonderen Intereſſen jeder County gebührende Aufmerkſamkeit weihe, liegt in der

speciellen Aufgabe des Countymitglieds. Die überschüssigen Einkünfte der Provinz sind zu möglichst großem Umfang angeschwollen, indem die Bezahlung für öffentliche Dienste so sehr beschnitten wurde, als es nur anging, und die eigentliche Regierungsermächtigungen sind bisweilen sehr ungenügend, damit desto mehr derselben auf die constituirenden Körperschaften träfen. ‚Wenn wir eine Brücke brauchen, so nehmen wir zu den Bau einen Richter', lautete die nachdrückliche Aeußerung eines Mitglieds der Provinzialgesetzgebung, um den Hang des Sparens in den nöthigsten Zweigen des öffentlichen Dienstes zu bezeichnen. Die überschüssigen Fonds kommen auf den Antrag der Mitglieder bei der Assembly zur Abstimmung, denn nach Weise des britischen Hauses der Gemeinen haben es die Colonialgesetzgebungen nie für nöthig gehalten, bei Geldverwilligungen die vorläufige Zustimmung der Krone einzuholen. Wie wir wissen, findet eigentliches Ringen unter der ganzen Körperschaft Statt, von diesen Fonds so viel wie möglich für die respektiven Constituenten herauszuschlagen. Cabalen werden angezettelt, durch welche sich die verschiedenen Mitglieder gegenseitig in die Hände spielen; man macht die allgemeine Politik zu einer Privatsache, und Privatsachen zur allgemeinen Politik, und am Schlusse des Parlaments gibt dasjenige Mitglied, welchem es gelungen ist, für seine Wahlcorporation den größten Theil der Prise davon zu tragen, einen befriedigenden Bericht über seine Verwalterschaft, die zuversichtliche Ueberzeugung seiner Wiedererwählung in sich tragend.

„Die Führer der Assembly Unter-Canada's benützten nun nicht nur die Gönnerschaft, welche ihnen also durch die großen Ueberschußeinkünfte der Provinz geboten wurde, sondern übten dieses System in viel größerem Umfange, indem sie es in Anwendung brachten, um Einfluß über die Wahlkorperationen zu gewinnen.

„Die Mehrheit der Assembly von Unter-Canada wird von ihren Gegnern beschuldigt, sie habe diese Mittel in der systematischsten und

beharrlichſten Weiſe zu Beſtechung der Wahlkörporationen verwendet. Die Anhänger Papineau's ſollen höchſt verſchwenderiſch mit Verſprechungen von Beneficien umgegangen ſeyn, die ſie von der Aſſembly für die County erhalten könnten, welche ihnen ihre Stimme gäbe. Durch ſolche Vorſtellungen ſoll die Wahl von Oppoſitionsmitgliedern in vielen Fällen geſichert worden ſeyn, und man ſpricht von ſtörriſchen Counties, welche bisweilen durch Hunger zur Unterwerfung gezwungen wurden, indem man ihnen alle Verleihungen entzog, bis ſie Mitglieder wählten, welche der Mehrheit anſtändig waren. Einige der engliſchen Mitglieder, welche mit Papineau's Partei ſtimmten, entſchuldigten ſich gegen ihre Landsleute, ſie hätten ſo handeln müſſen, um den Weg oder die Brücke zu erringen, deren ihre Wähler benöthigt wären. Mag es nun wahr oder falſch ſeyn, daß der Mißbrauch je zu einer ſolchen Höhe getrieben wurde, ſo lag die Sache doch nahe genug, und es läßt ſich annehmen, daß ein Mann von Papineau's Einfluß in der Aſſembly ein ſo leichtes Mittel für Ausführung ſeiner Plane nicht von der Hand wies."

Zunächſt kommen die Verleihungen für öffentliche Erziehung.

„Doch der dreiſteſte und umfaſſenſte Verſuch, ein Syſtem von Gönnerſchaft ganz unabhängig von der Regierung einzuführen, beſtand in dem Unfuge, welcher eine Zeitlang in Betreff der Verleihungen für Erziehungszwecke geübt wurde. Die Aſſembly hatte über dieſelben in Gemäßheit einer nach der Akte vorgenommenen Regulation zu erkennen, und der geſetzgebende Rath iſt bitter getadelt worden, daß er ſich weigerte, ſie zu erneuen. Man rechnete es letzterem als überlegte Abſicht aus, jeden Verſuch zu Hebung und Civiliſation der großen Maſſe des Volks zu erdrücken, weil er in dieſer Weiſe mit einem Male die Thätigkeit von ungefähr tauſend Schulen zum Stillſtande brachte und nicht weniger als vierzigtauſend Schüler des Unterrichts beraubte. Aber die Gründe, welche ihn bewogen oder vielmehr zwangen, dieſem Sy-

stem Einhalt zu thun, sind klärlich in seinem Berichte auseinander gesetzt, welcher das eingeschlagene Verfahren auf's Unwiderleglichste rechtfertigt. Es erhellt daraus, daß die ganze Ueberwachung dieser Schulen in Folge des aufgehobenen Gesetzes den Countymitgliedern übertragen war, welche über die Fonds verfügen durften, ohne auch nur einen Schein von zureichender Verantwortlichkeit zu tragen. Die Mitglieder der Assembly konnten in diesem einzigen Zweige mit ungefähr fünf und zwanzig tausend Pfund jährlich patronisiren — ein Betrag, welcher die Hälfte des ganzen gewöhnlichen Civilaufwandes der Provinz ausmachte. Sie waren nicht flau, aus der ihnen so gebotenen Gelegenheit Nutzen zu ziehen, und da in der Provinz kein hinreichender Vorrath von befähigten Schulmeistern und Lehrerinnen war, so füllten sie doch ohne Zögerung die Stellen mit Personen aus, welche augenscheinlich ganz und gar nicht paßten. Ein großer Theil der Lehrer konnte weder lesen noch schreiben. Der Gentleman, den ich anwies, den Zustand der Erziehung in der Provinz zu untersuchen, zeigte mir eine Petition von gewissen Schulmeistern, die in seine Hände gekommen war, und die Mehrzahl hatte nur mit Kreuzen unterzeichnet. Derartige unwissende Lehrer konnten ihre Zöglinge nicht nützlich unterrichten und sie höchstens den Catechismus auswendig hersagen lehren. Ja sogar nicht sieben Meilen vor Montreal befand sich eine Schulmeisterin, welche so durchaus unbefähigt war. Wie man sich denken kann, vertheilten die Mitglieder derartige Stellen unter die polischen Parteigänger und gingen noch obendrein nicht sehr ehrlich mit den Fonds um. In vielen Fällen beargwohnte man sie oder legte es ihnen sogar offen zur Last, sie hätten die Gelder in ihren eigenen Nutzen verwendet, und in dem Falle von Beauharnois, wo der Grundherr Mr. Ellice in demselben Geiste umsichtiger Freigebigkeit, durch welchen sich seine ganze Verwaltung jenes ausgedehnten Eigenthums auszeichnete, große Summen zur Erziehung seiner Grundsassen beigetragen hatte,

stellte sich heraus, daß die Schulfonds durch das Countymitglied veruntreut worden waren. Das ganze System war ein grober politischer Mißbrauch; und wie lobenswerth uns auch die Anstrengungen derer erscheinen, welche sich wirklich Mühe gaben, ihr Land von dem Vorwurf zu entlasten, als sey es auf dem ganzen nordamerikanischen Continenten am wenigsten mit Unterichtsmitteln versehen, so muß doch ein desto strengeres Urtheil diejenigen treffen, welche diesen edeln Zweck hintansetzten und ihn zu einem umfassenden Mittel verkehrten, um eine Parteisache zu unterstützen."

Wir wollen die Unterstützung Sr. Herrlichkeit noch in einer andern Frage in Anspruch nehmen, — in wie weit nämlich eine gehörige Verwaltung der Gesetze zu erwarten stehe, wenn die Gewalt in den Händen der französischen Bevölkerung bleiben sollte. Wo von den Commissionären in kleinen Rechtssachen die Rede ist, bemerkt Lord Durham: —

„Ich will nur noch beifügen, daß einige Zeit ehe ich die Provinz verließ, die höchsten juridischen Autoritäten des Landes mit Wärme und nachdrücklich in mich drangen, alle diese Tribunale mit einem Male aufzuheben, weil sie meist aus mißvergnügten französischen Canadiern zusammengesetzt seien, welche sich alle Mühe geben, pflichtgetreue Unterthanen zu placken, indem sie ihnen wegen des Antheils, den sie an der kürzlichen Insurrection genommen haben sollten, den Prozeß machten. Von ihrer Entscheidung findet keine Appellation Statt, und es ist mir mitgetheilt worden, daß sie in der keckstirnigsten Weise Schadenersatz für Handlungen erkannten, welche gedachte Personen nur in Erfüllung ihrer Pflicht vollzogen hatten. Deßgleichen erklärten sie Processe für verloren, weil die betreffenden Partieen als Freiwillige im Dienste der Königin abwesend waren, und setzten ihr Urtheil durch Beschlagnahme ihres Eigenthums gewaltsam in Vollzug."

In Beziehung auf das größte Vorrecht eines Engländers, die Aburtheilung durch ein Geschwornengericht, bemerkte Se. Herrlichkeit:

„Aber der ernstlichste Nachtheil in der Verwaltung der Criminalrechtspflege entspringt aus der gänzlichen Verkehrtheit in dem Institut der Schwurgerichte, welche in den politischen und nationalen Vorurtheilen des Volkes ihren Grund hat. Die Aburtheilung durch Juries wurde mit den übrigen englischen Criminalrecht eingeführt. Geraume Zeit wurden die großen und kleinen Schwurgerichte durch den Gouverneur geordnet und anfangs aus den Städten genommen, welche die Hauptorte des Distrikts waren. Da kamen nun Klagen, daß dies den Briten in jenen Städten ein ungebührliches Uebergewicht verleihe, obschon sich im Hinblick auf die Bevölkerungsvertheilung nicht gut einsehen läßt, wie dabei mehr als ein entsprechendes Verhältniß stattfinden konnte. In Folge dieser Beschwerden contrasignirte jedoch Sir James Kempt einen Regierungsbefehl, daß die Sherifs die Geschwornen nicht blos aus den Städten, sondern auch aus dem umgebenden Lande im Umfange von fünfzehn Stunden nach jeder Richtung zu nehmen hätten. Später wurde eine Akte erlassen, gemeiniglich ‚Mr. Viger's Jury-Akte' genannt, wodurch diese Grenzen bis auf die des Distrikts erweitert wurden. Der Grundsatz, die Geschworenen aus dem ganzen Distrikte zu nehmen, auf welchen sich die Jurisdiction des Gerichtshofs ausdehnt, steht ohne Zweifel im Einklange mit den Grundsätzen des englischen Rechtes, und Mr. Viger's Akte, welche in allen andern Regulativen das englische Jurygesetz zur Richtschnur nahm, lieferte eine Geschwornenliste, welche auf gerechten Principien beruhte. Fassen wir aber die Feindseligkeit und die Verhältnißzahlen der beiden Racen in's Auge, so sieht man leicht ein, daß die praktische Ausführung des Gesetzes den Franzosen eine entschiedene Ueberlegenheit in dem Schwurgericht geben mußte. Sie war eines von den zeitweiligen Gesetzen der Assembly, und als sie im Jahre 1836 erlosch, verweigerte der legislative Rath die Erneuerung. Seit dieser Zeit hat es gar kein Jurygesetz gegeben, und die Zusammensetzung der Schwurgerichte lag ganz in den Hän-

den das Gouvernements. Zwar hatte der Scherif die Privatweisung, im Einklang mit Sir James Kempt's Verordnung zu handeln; aber obgleich dies immer geschah, so hatte das Volk doch keine Bürgschaft für die Billigkeit in der Wahl der Schwurgerichte. Dem Sherif war kein sichtbarer Zügel angelegt; die Leute wußten, daß er eine Jury zusammenpacken wollte, wann er nur immer wollte, und hielten es für ausgemacht, daß ein Beamter, der einen einträglichen Regierungsposten behauptete, von Herzen bereitwillig sey, alle jene unredliche Entwürfe zur Ausführung zu bringen, die man der Regierung stets so gerne zuschreibt. Als ich in der Provinz anlangte, sah das Volk eine Aburtheilung der Personen entgegen, welche der Theilnahme an dem letzten Aufstand beschuldigt waren. Da mußte ich nun einerseits durch die rechtsgelehrten Kronbeamten und die höchsten richterlichen Autoritäten erfahren, daß nicht die geringste Aussicht vorhanden sey, unter was immer für einem billigen Juryſyſtem eine Verurtheilung der Beklagten zu erzielen, wie klar auch der Beweis ihrer Schuld seyn möchte; andererseits aber wurde mir zu verstehen gegeben, daß es die Gefangenen und ihre Freunde für ausgemacht annehmen, sie würden durch Schwurgerichte nach der Wahl der Regierung abgeurtheilt und sogar die erwiesenste Unschuld verdammt werden.

„Es ist in Wirklichkeit eine bedauerliche Thatsache, die sich nicht verheimlichen läßt, daß unter dem Volke dieser Provinzen nicht das geringste Vertrauen zu der Administration der Criminaljustiz besteht; auch beschränken sich die Beschwerden oder die scheinbaren Gründe dafür nicht auf eine einzige Partei.

„Deshalb kann das Schwurgericht in Unter-Canada zur Zeit nicht nur kein Vertrauen in die ehrliche Rechtsverwaltung erzeugen, sondern liefert auch Ungestraftheit für jede politische Vergehung."

Ich habe diese langen Citate aus Sr. Herrlichkeit Berichte entnommen, da die Autorität des Lord Durham, der als Regierungs-Commissär nach der Provinz geschickt wurde, um die nöthigen Nach-

forſchungen anzuſtellen, mehr Gewicht bei dem Publikum haben muß, als meine Bemerkungen. Ich kann weiter nichts mehr thun, als ſagen, daß Sr. Herrlichkeit vollkommen Recht hat, und in dieſem Falle fragt ſich nun: was für Ausſichten hat eine gute Regierung, wenn die Gewalt oder ein Theil der Gewalt in den Händen von Menſchen bleibt, welche ſich in jeder Weiſe einem tüchtigen Gouvernement abgeneigt gezeigt und mit offener Rebellion ihrem Benehmen die Krone aufgeſetzt haben?

Die Lage der exekutiven Gewalt in Canada iſt geraume Zeit eben ſo geweſen, wie ſie in England ſeyn müßte, wenn das Haus der Gemeinen aus Chartiſtenführern zuſammengeſetzt wäre. Jeder ihrer Anträge würde auf eine Umwälzung hinzielen und einen Eingriff in die Conſtitution thun, ſo daß dem Oberhauſe kein anderes Geſchäft übrig bliebe, als die ihm vorgelegten Bills mit Feſtigkeit zurückzuweiſen. Wenn unſer Unterhaus mit Rebellen und Verräthern gefüllt wäre, ſo müßte der Gang der Regierung ſtille ſtehen, und gerade ſo hat ſich's die letzten zehn Jahre in Canada verhalten; es iſt daher ein Glück, daß der Aufruhr uns in den Stand ſetzt, unſre Irrthümer wieder gut zu machen und die Conſtitution jener Provinzen umzubilden. Ehe jedoch neue Verſuche zu einer Geſetzgebung für die Canadier gemacht werden, müſſen vorläufig folgende Fragen bereinigt ſeyn. Soll die franzöſiſche Bevölkerung irgend einen Antheil daran haben? Kann man ihr trauen? Verdient ſie überhaupt Vertrauen? Mit einem Worte, ſollen die Canada's hinfort als eine franzöſiſche oder als eine engliſche Colonie betrachtet werden?

Wenn wir Geſetze von Dauer vorſchreiben wollen, ſo müſſen wir auf die Zukunft blicken. Es handelt ſich daher nicht um die Frage, wer bildet heutzutag die Mehrheit, ſondern aus welchen Beſtandtheilen wird ſie künftighin in den canadiſchen Provinzen zuſammengeſetzt ſeyn; denn über *einen* Punkt ſind wir alle einig, daß wir nämlich für die Majorität Geſetze geben müſſen. Vorder-

hand ist die Bevölkerung nahezu gleich; aber mit jedem Jahr gewinnt die englische mehr und mehr das Uebergewicht, und es steht zu hoffen, unter guter Verwaltung und einer zweckmäßigen Ermuthigung der Auswanderung werde in einem halben Jahrhundert die französische Bevölkerung soweit durch die englische verschlungen seyn, daß man erstere nur noch aus historischen Berichten kennt. Vergleichen wir ferner die Ansprüche der britischen Unterthanen mit dem Verrath der Franzosen — die englische Thatkraft und das englische Kapital mit der Trägheit, Unwissenheit und Unfähigkeit der französischen Bevölkerung, so ist augenscheinlich, daß es nicht nur eine Rechts- und Dankespflicht ist, sondern auch gebieterisch durch unser eigenes Interesse gefordert wird, die französischen Canadier allen Antheils an jener Macht zu berauben; welche sie mißbraucht haben, und ihnen das Vertrauen zu entziehen, dessen sie sich so gänzlich unwürdig erwiesen. Es freut mich, zu finden, daß Lord Durham in nachstehenden Bemerkungen die gleiche Ansicht ausdrückt, und ich hoffe, ihre Wichtigkeit wird vor dem Leser die Länge des Citates entschuldigen.

„Die Engländer haben bereits die Mehrheit der größeren Massen des Eigenthums in Händen und behaupten im Punkte der Intelligenz entschieden das Uebergewicht. Es steht mit Sicherheit in Aussicht, daß die Colonisation ihre Anzahl in die Majorität bringen muß, und außerdem gehören sie dem Volksstamme an, in dessen Händen die hohe Regierung ist und der auf dem amerikanischen Continent vorherrscht. Wenn wir sie jetzt in einer Majorität lassen, so würden sie nie aufhören, nach einer künftigen Minorität zu ringen und den gegenwärtigen Kampf mit allem Ungestüm, in welchem er jetzt wüthet, fortführen. In einem solchen Streite bauen sie natürlich auf die Sympathie ihrer Landsleute in England, und wenn ihnen diese verweigert wird, so werden sie darauf rechnen, es dürfte ihnen möglich seyn, die Theilnahme ihrer Nachbarn von verwandtem Ursprung zu wecken. Sie fühlen, die britannische Re

gierung könne, wenn sie die Canadas beibehalten will, sich nur auf die englische Bevölkerung verlassen, und sollen die Colonial-Besitzungen aufgegeben werden, so müssen sie ein Theil der großen Union werden, welche schleunig ihre Ansiedlerschwärme ausschicken und durch die Gewalt der Massen sowohl, als durch Thätigkeit schnell jede andere Masse meistern wird. Andererseits sind die französischen Canadier nur die Ueberreste einer alten Colonisation und müssen stets in Mitte einer angelsächsischen Welt isolirt stehen. Was immer auch vorkommen mag, und welche Regierung, ob eine britische oder amerikanische über sie gesetzt werde, für ihre Nationalität ist keine Hoffnung vorhanden. Sie können sich nur von dem britischen Reiche trennen, wenn sie warten, bis sie irgend eine allgemeine Ursache der Unzufriedenheit sammt allen angränzenden Colonieen losschält, wodurch sie ein Theil in einer englischen Verbündung werden — oder wenn sie, im Falle sie's im Stande wären, die Ablösung einzeln erwirken und so entweder sich mit der amerikanischen Union verschmelzen, oder ein paar Jahre den erbärmlichen Anschein einer schwachen Unabhängigkeit behaupten, durch welche sie mehr als je dem Eindringen der umgebenden Bevölkerung ausgesetzt wären. Ich bin weit entfert, die Ansprüche auf Vorrechte ohne Unterschied für irgend eine besondere Race zu ermuthigen; da aber der größere Theil des gesammten amerikanischen Continents noch ungelichtet und unbewohnt ist, die Engländer übrigens eine so beharrliche und nachdrückliche Thätigkeit im Colonisiren entwickeln, so wäre es eitle Träumerei, wenn man annehmen wollte, daß es irgend einen Theil jenes Continents gebe, in welchen diese Race nicht dringen oder, wenn sie einmal festen Fuß gefaßt hat, nicht darin vorherrschen werde. Die ganze Frage betrifft also nur das Wie und in welcher Zeit, und es steht jetzt zu entscheiden, ob die kleine Anzahl der Franzosen in Unter-Canada unter einer Regierung, welche sie schützen kann, englisch gemacht werden soll, oder ob es gerathen ist, diesen Proceß zu verzögern, bis eine viel größere Anzahl durch die rohen

Hände ihrer die Zügel zerreißenden Nebenbuhler ihre durch die lange Dauer des Streites gekräftigte und erbitterte Nationalität verliert.

„Und ist diese französisch-canadische Nationalität von der Art, daß man, selbst wenn es möglich wäre, nur im Interesse dieser Leute ihrer Fortdauer Bestand geben sollte? Ich kenne keine National-Unterschiede, die eine hoffnungslosere Unterordnung bezeichneten und fortführten. Die Sprache, die Gesetze, der Charakter des nordamerikanischen Continents sind englisch, und jeder andere Volksstamm tritt daselbst in einer Lage von Inferiorität auf. Um nun die Canadier aus dieser zu erheben, wünsche ich ihnen unsern englischen Charakter aufzudrücken. Ich wünsche dies im Interesse der gebildeten Klassen, welche der Unterschied der Sprache und Sitten von dem großen Reiche fern hält, zu welchem sie gehören. Im besten Falle ist gegenwärtig das Loos eines gut erzogenen und aufstrebenden Kolonisten arm an Hoffnung und Thätigkeit; aber der französische Canadier steht durch eine Sprache und Gewohnheiten, welche denen einer hohen Regierung fremd sind, noch viel weiter im Schatten. Ein Geist der Ausschließlichkeit hat die höheren Berufe der gebildeten Klassen den französischen Canadiern vielleicht unzugänglicher gemacht, als absolut nöthig wäre; doch ist es auch bei der größten Freisinnigkeit von Seiten des britischen Gouvernements unmöglich, denen, welche eine fremde Zunge sprechen, eine gleiche Stellung in der allgemeinen Bewerbung um die Anstrebepunkte einer ungeheuren Bevölkerung zu geben. Aber ich wünsche die Verschmelzung noch mehr um der niedrigeren Klassen willen. Ihr gegenwärtiger Zustand eines rohen und gleichförmigen Ueberflusses verschlimmert sich schnell unter dem Drucke einer Bevölkerung in den Grenzen, auf welche sie angewiesen sind. Wenn sie ihre Lage durch weitere Erstreckung in das Nachbarland verbessern wollen, so müssen sie sich nothwendig mehr und mehr mit der englischen Population mischen, während sie, im Falle sie stationär bleiben wollen, großentheils genöthigt sind, Arbeiter im Dienste englischer Capitalisten zu werden.

Es ist übrigens augenfällig, daß in beiden Fällen die große Masse der französischen Canadier verurtheilt ist, gewissermaßen eine untergeordnete Stellung einzunehmen und in Beziehung auf ihre Beschäftigung von den Engländern abzuhängen. Die Uebel der Armuth und Unterordnung würden sich aber durch den Geist einer eifersüchtigen und Rache brütenden Nationalität verzehnfältigen und die arbeitenden Klassen der Gemeinschaft nur um so mehr von den Reichen, welche über die Arbeit zu verfügen haben, abscheiden.

„Es ist hier nicht der Ort, auf die Frage einzugehen, wie die Lebensweise und die Vertheilung des Eigenthums unter den französischen Canadiern auf das Glück des Volkes wirke, und ich will für den Augenblick zugeben, daß dadurch alle die Wohlfahrt erzielt werde, welche von den Bewunderern dieses System behauptet wird. Mag es übrigens gut oder schlimm seyn, die Periode seiner Anwendbarkeit ist vorbei, denn die Engländer haben sich bereits so ausgedehnt angesiedelt, daß nicht genug herrenloses Land in jenem Theile der Provinz ist, um es der gegenwärtigen französischen Bevölkerung möglich zu machen, Farmen zu besitzen, auf denen sie bei ihrem dermaligen Wirthschaftssystem ihr bequemes Auskommen finden könnten. Keine Bevölkerung hat sich durch bloßen Nachwuchs so schnell vermehrt, als es bei den französischen Canadiern seit der Eroberung der Fall ist. In jener Periode wurde ihre Anzahl nur auf sechzig tausend geschätzt, während sie jetzt mehr als das Siebenfache beträgt. Die Kultur hat sich nicht in entsprechendem Grade gehoben, und die erweiterte Population mußte großentheils nur durch fortgesetzte Zerstückelung des Grundbesitzes versorgt werden. In einem Berichte, welchen ein Comité der Assembly im Jahre 1826 unter dem Präsidium des Mr. Andrew Steuart erstattete, ist angegeben, daß seit 1784 die Bevölkerung der Seignories sich vervierfältigt habe; es sey übrigens nur eine doppelte Anzahl von Vieh vorhanden und die Quantität des angebauten Landes habe sich blos um ein Drittel erweitert. Beschwerden über Noth-

ſtand finden kein Ende, und die Verſchlimmerung der Lage eines großen Theils der Einwohner wird allerſeits zugegeben. Ein Volk unter ſolchen Verhältniſſen muß ſeine Lebensweiſe ändern. Wünſchen ſie dieſelbe Art rohen, aber das Auskommen ſichernden Ackerbaulebens fortzuſetzen, ſo müſſen ſie ſich nach jenen Landestheilen verpflanzen, wo die Engländer angeſiedelt ſind; haften ſie aber an ihrem dermaligen Wohnorte, ſo können ſie ihren Unterhalt bloß dadurch gewinnen, daß ſie ihre gegenwärtige Beſchäftigung aufgeben und entweder auf den Farmen oder im Dienſte der engliſchen Kapitaliſten für Lohn arbeiten. Ihr gegenwärtiger unthätiger Eigenthumszuſtand iſt von der Art, daß politiſche Maßregeln nicht auf ſeinen Fortbeſtand hinwirken können, und ſollten die franzöſiſchen Canadier gegen das Einſtrömen jeder andern Bevölkerung geſchützt werden, ſo müßte ihr Zuſtand in wenigen Jahren dem der ärmſten iriſchen Bauernſchaft ähnlich werden.

„Es läßt ſich kaum eine Nationalität denken, welche mehr alles deſſen baar wäre, was ein Volk beleben und heben kann, als die, welche ſich in Folge der Beibehaltung ihrer Sprache und Sitten unter den Abkömmlingen der Franzoſen in Unter-Canada ausdrückt. Sie ſind ein Volk ohne Geſchichte und ohne Literatur; die Literatur Englands iſt in einer Sprache geſchrieben, welche nicht die ihrige iſt, und die einzige, mit der ſie ſich vertraut machen können, gehört einer Nation an, von der ſie durch achtzig Jahre fremder Herrſchaft und noch mehr durch die Wechſel getrennt ſind, welche die Revolution und ihre Folgen in dem ganzen politiſchen, moraliſchen und ſocialen Zuſtande Frankreichs hervorgerufen haben. Aber demungeachtet hängen von eben dieſem Lande die franzöſiſchen Canadier in Beziehung auf Belehrung und Unterhaltung, welche aus Büchern erlangt werden können, faſt ganz ab und erhalten aus dieſer weſentlich fremden Literatur Anſichten über Ereigniſſe und Lebensverhältniſſe, die ihnen fremd und unverſtändlich ſind. Ihre Zeitungen werden meiſt von Eingebornen Frankreichs geſchrieben, welche entweder her-

über kamen, um ihr Glück in der Provinz zu versuchen, oder von den Parteiführern beschickt wurden, um den Mangel eines für die politische Presse benützbaren literarischen Talents zu ersetzen. In gleicher Weise wirkt ihre Nationalität darauf hin, ihnen den Genuß und die civilisirenden Einflüsse der Künste zu entziehen. Obgleich von einem Volke abstammend, welches vor allen übrigen in der Welt das Schauspiel liebt und am erfolgreichsten ausgebildet hat — obgleich auf einem Continente lebend, in welchem fast jede Stadt, mag sie nun groß oder klein seyn, ein englisches Theater hat, kann die französische Bevölkerung von Canada, die von jedem Volke ihrer Sprache abgeschnitten ist, nicht einmal eine Nationalbühne unterhalten.

„Unter solchen Umständen sollte es mich in der That überraschen, wenn der nachdenksamere Theil der französischen Canadier vorderhand noch eine Hoffnung unterhielte, die Bewahrung ihrer Nationalität fortzusetzen. Soviel sie auch dagegen ankämpfen mögen, ist es doch augenfällig, daß der Proceß einer Assimilation mit den englischen Gewohnheiten bereits begonnen hat. Die englische Sprache gewinnt Boden, wie es bei der Sprache der Reichen, welche die Arbeit vergeben, stets der Fall seyn wird. Aus den wenigen Berichten, welche der für Untersuchung des Erziehungszustandes aufgestellte Commissär einschickte, erhellt, daß in Quebek ungefähr zehn französische Kinder, welche Englisch lernen, auf ein englisches Kind kommen, das im Französischen unterrichtet wird. Natürlich muß eine beträchtliche Zeit darüber hingehen, ehe der Wechsel der Sprache sich über das ganze Volk verbreitet, und die Gerechtigkeit sowohl, als die Politik fordert es, daß die Regierung, so lange das Volk fortfährt, sich der französischen Sprache zu bedienen, die englische nicht gewaltsam aufdränge, weil man dadurch die große Masse der Gemeinschaft des Schutzes der Gesetze berauben würde. Aber ich wiederhole, daß eine Aenderung des Charakters der Provinz augenblicklich begonnen und mit vorsichtiger Festig-

keit verfolgt werden muß. Jeder Plan, der auf die künftige Verwaltung von Unter-Canada berechnet iſt, ſollte ſich zuvörderſt zum Ziel ſtecken, es zu einer engliſchen Provinz zu machen, und um dieß zu erwirken, darf das Uebergewicht keinen andern Händen, als denen einer engliſchen Bevölkerung übertragen werden. Dies iſt in der That im gegenwärtigen Augenblick unumgänglich nöthig. Die Stimmung der franzöſiſch-canadiſchen Population, wie ich ſie geſchildert habe, iſt nicht nur jetzt vorhanden, ſondern wird wahrſcheinlich auch noch lange Zeit andauern; es hieße daher nur eine Rebellion erleichtern, wenn man ſie mit der ausſchließlichen Leitung der Angelegenheiten in ihren Provinz betrauen wollte. Unter-Canada muß jetzt und für immer durch eine engliſche Bevölkerung beherrſcht werden; die Politik alſo, welche uns die Noth des Augenblicks auferlegt, ſteht ganz im Einklange mit der, welche in umfaſſenderem Geſichtspunkte auf eine künftige, bleibende Verbeſſerung der Provinz hinzielt."

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ich habe den Bericht des Lord Durham ſo vielfach benützt, da ich ſeine Bemerkungen in den meiſten Punkten, welche Unter-Canada betreffen, namentlich ſeine Entwickelung der Urſachen des Aufſtandes, ſeine Darlegung des unverantwortlichen Benehmens der geſetzgebenden Aſſembly und ſeine Anſichten über den Charakter der franzöſiſchen Canadier für richtig halte; denn Alles dieß wird durch meine eigenen Beobachtungen beſtätigt. Indes glaube ich doch, daß die Mittheilungen, welche er über Ober-Canada erhielt, nicht nur ſehr unvollſtändig ſind, ſondern auch zuverläßig

von Personen herrühren, denen man nicht am besten trauen darf. Nehmen wir nur ein einziges einfaches Beispiel. Lord Durham sagt in seinen Berichten, daß die Bittsteller zu Gunsten des Mathews und Lount, welche hingerichtet wurden, sich auf dreißigtausend belaufen hätten, während doch erwiesen ist, daß die ganze Zahl von Unterschriften nur 4,574 betrug. Wer Se. Herrlichkeit in einem Punkt getäuscht hat, ist auch fähig, es in andern zu thun. In der That hatte Lord Durham ein Geschäft von eigenthümlicher Schwierigkeit, als man ihn mit solchen Vollmachten ausschickte und der Inhalt seiner Sendung so gut bekannt war. Diejenigen, welche in hoher Stellung stehen, können nicht so leicht der Wahrheit auf den Grund kommen, während man sich gegen ein bescheidenes Individuum, das, wie ich, durch ein Land reist und mit anhört, was von beiden Partieen gesagt wird, weit unverholener ausspricht. Die Ursachen, welche Se. Herrlichkeit der Unzufriedenheit in Ober-Canada unterschiebt, sind nicht richtig. Ich habe bereits gesagt und wiederhole es, daß sie sich fast ganz auf folgende Momente zurückführen lassen. Die Hindernisse, die ihrem Unternehmungsgeiste und Gewerbfleiß durch die Akten der Assembly von Unter-Canada in den Weg gelegt wurden, und die Gunst, welche das Colonial-Ministerium den Franzosen erwies, wozu noch die Umtriebe der amerikanischen Partei kamen, welche jedem Anscheine von Mißvergnügen neuen Gährungsstoff zutrugen.

Lord Durham's Bericht zeugt von einem augenscheinlichen Anlehnen an die Vereinigten Staaten und deren Institutionen, und ich gestehe, daß ich mich nicht genug darüber verwundern kann. Ueberhaupt kann ich mir nicht denken, warum er, nachdem er gezeigt hat, das Repräsentativ-Gouvernement habe Allem aufgeboten, um die Constitution über den Haufen zu werfen, eine Erhöhung der Gewalt desselben Repräsentativ-Gouvernements vorschlagen konnte, wenn er nicht etwa im Sinne hatte, in den Provinzen eine Demokratie einzuführen.

Daß eine Repräsentativ-Körperschaft, derjenigen ähnlich, welche die Constitution in Unter-Canada zu errichten beabsichtigte, gut wirken und sogar in den Händen loyaler englischer Unterthanen nützliche Reformen erzielen kann, wird von Sr. Herrlichkeit mit den Worten zugestanden: „Der Verlauf des parlamentarischen Streits in Ober-Canada war nicht durch jene auffallende Vernachläßigung der hohen Pflichten einer gesetzgebenden Corporation bezeichnet, wie ich dies in den Parlaments-Verhandlungen von Unter-Canada bemerkt habe. Das Statutenbuch der obern Provinz ist reich an nützlichen und gut entworfenen Reform-Maßregeln und bietet einen ehrenvollen Gegensatz zu den der untern."

In der That erscheint hier Lord Durham, wenn ich ihn nicht etwa mißverstanden habe, inconsequent; denn in dem einen Theile fordert er die Ausdehnung der Repräsentativ-Gewalt, im andern aber beschwert er sich über den Mangel an kräftiger Geltendmachung der königlichen Prärogative.

„Das mangelhafte Verwaltungssystem in Unter-Canada hat seinen Grund in der eigentlichen Quelle der Gewalt, und die Wirksamkeit des öffentlichen Dienstes wird beeinträchtigt, weil es in der Colonie an aller nachdrücklichen Administration der Kron-Prärogative fehlt."

Eine Erweiterung der Repräsentativ-Gewalt steigert zugleich die des Volkes und macht dasselbe in Wahrheit zur Quelle der Macht. Und doch erkennt Mylord in diesem Satze an, daß die Krone die Quelle der Macht sey und daß eine kräftigere Vertretung ihrer Prärogative statthaben müsse.

An Sr. Herrlichkeit Bericht lassen sich noch andere Punkte anreihen, die eine ernste Berücksichtigung fordern — hieher gehört namentlich die Zweckmäßigkeit von Municipal-Institutionen. Wenn man die Lokal-Verbesserungen den Händen der repräsentativen Assembly überläßt, so werden sie selten mit Umsicht oder Unparteilich-

keit vorgenommen und ſollten daher den Einwohnern ſelbſt oder der exekutiven Gewalt überlaſſen bleiben. Das Syſtem der Townships hat zuverläßig viel zu dem Wohlſtand der Vereinigten Staaten beigetragen, indem es jedem Stadtbezirk das Recht gibt, ſich für die Mittel des öffentlichen Verkehrs ſelbſt zu beſteuern. Hier ſind die großen Straßen, die ſich durch die ganze Union erſtrecken, in den Händen des Föderal-Gouvernements, und die Staats-Regierungen ſorgen für die Communikation im Staate nach einem ausgedehnten Maßſtabe; die Townships aber, welche ihre Bedürfniſſe genau zu erwägen wiſſen, müſſen ſich für ihre kleineren Vortheile ſelbſt beſteuern. In England herrſcht faſt das gleiche Syſtem, obſchon es vielleicht nicht ſo gut geordnet iſt, wie in Amerika. Sind übrigens Municipal-Inſtitutionen nicht auch in einem andern Geſichtspunkte werthvoll? Bereiten ſie nicht das Volk für die Geſetzgebung vor? Sind ſie nicht die Urelemente der Legislatur, nach denen ein freies Volk ſich ſelbſt beſteuern lernt? Und in der That läßt ſich auch fragen, ob nicht der kleine Einfluß und das Anſehen, welche den Anſtrebenden von ihren Mitbürgern vertraut werden, den Ehrgeiz derſelben zufrieden ſtellen und ſie hindern würde, Demagogen zu werden und das Land in Unruhe zu bringen.

Welche Maßregeln man auch für die kräftige Beherrſchung dieſer Provinzen treffen mag, ſoviel ſcheint mir wenigſtens gewiß, daß das gegenwärtige Syſtem an zwei großen Uebeln leidet. Einmal iſt dem Ermeſſen der Gouverneure nicht genug anheim gegeben, und dann werden ſie zu oft gewechſelt. Die nachtheiligen Folgen, welche aus der erſten Urſache entſpringen, ſind in Lord Durham's Berichte angedeutet: —

„Das britiſche Volk und ſogar die große Maſſe ſeiner Geſetzgeber kann unmöglich die wahren Intereſſen ferner Gemeinſchaften, die ſo ganz von ihren eigenen verſchieden ſind, kennen, und dies hat eine allgemeine Gleichgültigkeit zur Folge, welche bloß durch irgend eine große Colonialkriſis verſcheucht werden kann. Eine Verant-

wortlichkeit vor dem Parlamente oder vor der öffentlichen Meinung Großbritaniens würde daher mit Ausnahme solcher seltenen Anläße entschieden nachtheilig seyn, selbst wenn sie sich der Natur der Sache nach durchführen ließe. Die wiederholten Wechsel, welche durch politische Ereignisse der Heimath herbeigeführt werden, haben keine Beziehung auf Colonial-Angelegenheiten und lassen den meisten der verschiedenen Vertreter des Colonial-Departements im Parlament zu wenig Zeit, um auch nur eine Elementarkenntniß von dem Zustande der zahlreichen und heterogenen Gemeinschaft gewinnen, für welche sie administrativ und gesetzgebend handeln sollen. Die Personen, auf welchen die wirkliche Leitung derselben beruhte oder doch hätte beruhen sollen, sind bleibende aber durchaus unverantwortliche Mitglieder des Ministeriums gewesen. So ist das eigentliche Colonial-Gouvernement sogar der mindesten nominellen Verantwortlichkeit, welche besteht, entbunden. Aber abgesehen von diesem großen Grundübel des Systems hat das Vorhandenseyn der vielfältigen Geschäfte, welche dem Colonial-Bureau aufgeladen werden, und der wiederholte Wechsel seiner ostensibeln Direktoren in dem Gang der öffentlichen Arbeiten Unordnungen erzeugt, welche zu ernstlichen Nachtheilen und zu sehr großer Aufregung Anlaß gaben. Dies ist nicht blos meine Ansicht, denn ich wiederhole blos die eines Comité's im Assembly-Haus von Ober-Canada, welches sich in einem Berichte d. d. 8. Februar 1838 folgendermaßen ausspricht:

„Das Comité glaubt, daß eine von den Haupturſachen der Unzufriedenheit mit der Administration der Colonial-Angelegenheiten durch den häufigen Wechsel in dem Bureau des Staatssekretariats, welchem das Colonial-Departement übertragen ist, bedingt wird. Seit der Zeit, daß Lord Bathurst im Jahr 1827 austrat, haben wir nicht weniger als acht Colonial-Minister gehabt, von denen jeder nachfolgende eine andere Politik beobachtete. Diese Häufigkeit des Wechsels führt fast nothwendig zwei Uebel mit sich

— einmal eine unvollkommene Kenntniß der Colonial-Angelegenheiten von Seite der Oberſekretärs und die daraus folgende Nothwendigkeit, wichtige Einzelnheiten untergeordneten Departements-Beamten zu überlaſſen — zweitens einen Mangel an Feſtigkeit in der allgemeinen Politik des Gouvernements, wodurch natürlich die Gouverneure und andere Colonial-Beamte in eine ſehr mißliche Lage gerathen, da ſie nicht wiſſen können, wie ihre Maßregeln aufgenommen werden.

„Aber ohne Zweifel beſteht der bei weitem größte Einwurf, welcher ſich dem Syſteme machen läßt, in der Unmöglichkeit, daß ein Colonial-Miniſter während ſeiner zeitweiligen Geſchäftsdauer ohne Beihülfe von Perſonen, welche Lokalkenntniſſe beſitzen, Einſicht gewinne in die Bedürfniſſe, Wünſche, Gefühle und Vorurtheile der Coloniſten; folglich kann auch von einer befriedigenden Entſcheidung über die vorgebrachten widerſtreitenden Berichte und Anſprüche keine Rede ſeyn. Eine feſte und beharrliche Entſchloſſenheit, bei den Grundſätzen der Conſtitution zu verbleiben und die rechtmäßigen, nothwendigen Kron-Prärogative aufrecht zu erhalten, würde viel dazu beitragen, um den Mangel an Lokalkenntniß zu erſetzen. Es wäre übrigens dem menſchlichen Scharfſinn zuviel zugemuthet, wenn man von irgend einem Manne oder einem Collegium verlangen wollte, ſie ſollten ſtets in unausnehmbarer Weiſe über Gegenſtände entſcheiden, welche mehrere tauſend Meilen von dem Sitze des hohen Gouvernements ihren Urſprung haben und ihnen perſönlich durchaus nicht bekannt ſind. Es kann daher oft Einzelnen Unrecht geſchehen oder irgend einer bedeutſamen politiſchen Frage ein ſo unrichtiger Standpunkt abgewonnen werden, daß zuletzt die ganze Gemeinſchaft in Wirren und Uneinigkeit geräth, trotz dem daß man auf's Aengſtlichſte

recht zu thun bemüht ist. Daran ist rein die unvollkommene Kenntniß der Thatsachen Schuld, auf welche man eine Ansicht gründen soll.'"

Dies ist Alles sehr wahr. Nichts bietet größere Schwierigkeiten, als die Gesetzgebung einer Colonie von dem Mutterstaate aus. Die besten Theorieen sind nutzlos; denn man muß nothwendig auf dem Platze seyn und die Maßregeln nach den Umständen und den zunehmenden Bedürfnissen des Landes abwägen. Ich möchte beifügen, daß es ein unrichtiger Grundsatz des Ministeriums ist, das Colonialgouvernement für permanent zu betrachten. Das Mutterland kann nichts weiter thun, als eine Regierungsform geben, welche der Theorie nach die wahre Freiheit und den Wohlstand des Volkes am besten zu sichern scheint; es muß jedoch gelegentlichen Modifikationen Raum gegeben werden, je nachdem sie durch die Wechsel in den Colonieen, durch ihre Bedürfnisse und die sich hebenden Interessen nöthig erscheinen, da es nicht in menschlicher Weisheit liegt, sich auf alle derartigen Fälle vorzusehen. Eben deshalb sollte auch dem Gouverneur einer Colonie für das eigene Ermessen ein weiteres Feld angewiesen seyn.

Der beständige Wechsel des Gouverneure ist ebenfalls sehr zu beklagen. Bei seiner Ankunft hat er sich blos theoretische Ansichten gebildet, deren er sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon nach einigen Monaten entschlägt. Er sieht sich von Beamten umgeben, die ein Interesse dabei haben, bei ihrer besonderen Politik zu verbleiben, und alle Dinge nur durch ihr eigenes Medium betrachten. In allen Colonieen findet man gewöhnlich eine Oligarchie, durch wechselseitigen Vortheil und Familienverbindungen zusammengekettet, welche eben durch dieses Verschlingen unter einander als Opposition dem Gouverneur furchtbar werden. In die Hände solcher Leute muß nun bis zu einem gewissen Grade der Gouverneur fallen und kann sich erst von ihnen losschälen, wenn er Zeit gehabt hat, klar zu sehen und für sich selbst zu urtheilen. Aber kaum hat er das Joch abge-

worfen, ſo wird er abberufen, ein Anderer an ſeine Stelle ernannt und die Arbeit beginnt wieder von Vorne.

Lord Durham hat den Vorſchlag gemacht, die Canadas zu vereinigen, und es wären gewiß daraus einige Vortheile zu erzielen, wenn eine ſolche Union möglich wäre. Er behauptet auf's Entſchiedenſte, daß die franzöſiſche Partei vernichtet werden müſſe, und ſagt: —

„Es muß hinfort der erſte und unverrückbare Zweck des britiſchen Gouvernements ſeyn, in dieſer Provinz eine engliſche Bevölkerung mit engliſchen Geſetzen und engliſcher Sprache zu ſchaffen, ferner, das Gouvernement Niemand, als einer entſchieden engliſchen Legislatur zu vertrauen."

Das iſt klar und einfach, aber wie ſoll es erzielt werden? Der Grundbeſitz von Unter-Canada iſt noch immer in den Händen der Franzoſen, welche an Zahl faſt fünfmal ſo ſtark ſind, als die engliſche Bevölkerung. Wie wäre alſo Unter-Canada engliſch zu machen? Wir können die Grundherrſchaften ankaufen — können verlangen, daß in der Aſſembly, in den Gerichtshöfen, in öffentlichen Dokumenten u. ſ. w. die engliſche Sprache gebraucht werde — können die Geſetze in einer Weiſe ändern, daß ſie mit denen des Mutterlandes harmoniren; aber wird dadurch die Provinz engliſch? Ja, wir können ſogar darauf beſtehen, daß nur engliſch geborene Unterthanen oder canadiſch geborne Engländer in das Haus der Aſſembly gewählt oder zu öffentlichen Aemtern berufen werden; aber wird dadurch die Provinz engliſch? Gewiß nicht. Es iſt in der Provinz ebenſowenig Mangel an engliſch gebornen Demagogen, als an Franzoſen. Die Wahlen der unteren Provinz werden durch die Franzoſen entſchieden, welche die Mehrheit bilden und es deshalb nicht ſchwer finden dürften, Repräſentanten aufzutreiben, welche das frühere Syſtem einer Bevormundung der Exekutiv-Gewalt und einer Förderung der Rebellion fortführen würden. Soll man alſo den canadiſchen Franzoſen die Wahlfreiheit ganz nehmen und ſie aus-

ſchließlich in die Hände der Engländer geben, um die Provinz engliſch zu machen? Ich gebe zwar zu, daß ſie ſich als unwürdig erwieſen und durch ihren Aufruhr ihre Geburtsrechte verwirkt haben: aber wenn man ſo handeln wollte, verſetzte man ſie in die Lage eines gekränkten, unterdrückten und geopferten Volkes; man brächte ſie in einen Zuſtand von Sklaverei, der, ungeachtet ihrer Vergehungen, in dem gegenwärtigen Jahrhundert großen Anſtoß erregen würde — durch welche Mittel gedenkt alſo Lord Durham die Provinz in eine engliſche umzuwandeln? Durch Einwanderung? Das erfordert Zeit, und ehe ſie genügend ausgeführt werden kann, ſind vielleicht die Canadas durch franzöſiſche Umtriebe wieder in Aufruhr verſetzt. In unſerer künftigen Geſetzgebung für dieſe Colonieen müſſen wir ſtets im Auge behalten, daß ſich die franzöſiſche Bevölkerung dem Gouvernement und dem Mutterland entgegenſetzen wird, ohne daß eine Ausſicht auf einen beſſern Stand der Geſinnung in der untern Provinz vorhanden wäre, bis ihre Bewohner mit der Maſſe britiſcher Einwanderer verſchmolzen ſind. Solange wird die Vereinigung der Canadas zwiſchen den beiden Racen, die faſt gleich an Zahl ſind und ſich zu einander wie Feuer und Waſſer verhalten, nur Zwieſpalt zur Folge haben. Wir haben einen ungeheuren Keſſel, der unabläſſig prudelt, dampft und überläuft — einen Schauplatz ewiger Mißhelligkeit und Aufregung — eine Quelle der Beſorgniß und des Aufwands für das Mutterland, und es ſollte mich nicht überraſchen, wenn wir ſtatt eines vermeintlichen Fortſchreitens nach zwanzig Jahren die engliſche Population geringer finden würden, als ſie jetzt iſt. Politiſcher Hader würde den Unternehmungsgeiſt lähmen, das Kapital wegſcheuchen und uns wahrſcheinlich in einen Kampf mit den Vereinigten Staaten verſtricken. Bis ich daher begreife, wie die untere Provinz engliſch werden ſoll, kann ich eine Vereinigung der beiden Canadas nicht für räthlich halten.

Ob Lord Durham dies gleichfalls bemerkt hat, oder nicht, kann ich nicht ſagen; aber es ſcheint mir in allen ſeinen vorgeſchlagenen

Planen eine starke Hinneigung zur Demokratie und ein sichtliches Anlehnen an die Institutionen der Vereinigten Staaten zu herrschen. Er wünscht, das exekutive Gouvernement dem Volke gegenüber verantwortlich zu machen und alle unsere Provinzen zu einer Föderal-Union zu vereinigen, welcher er nach Weise der nordamerikanischen Freistaaten einen obersten Appellationshof vorsetzen will. Kurz, braucht man nur statt des Wortes „Gouverneur" den Ausdruck „Präsident", und wir haben die amerikanische Constitution nebst einem „freien und erleuchteten Volke", welches sich selbst beherrscht — nämlich die französischen Canadier, die weder lesen noch schreiben können.

Weit entfernt eine Föderal-Union zwischen allen unseren transatlantischen Besitzungen für räthlich zu halten, glaube ich vielmehr, ihre nachbarliche Beziehung zu den Amerikanern sollte ein Beweggrund seyn, die Trennung fortbestehen zu lassen. Dies dürfte besonders für die Canadas gelten. Sogar als zwei Provinzen sind sie meiner Ansicht nach ein viel zu großes Gebiet. Mag sich's um eine Hausfrau, die ihren Mägden und ihrer Wirthschaft nachsieht, um einen Kapitän, der ein Schiff kommandirt, oder um einen Gouverneur handeln, der über eine Provinz herrscht — wie groß oder wie klein auch die Wirkungssphäre seyn mag, so ist doch der wichtigste Punkt für eine gute Ordnung das Auge. Der Gouverneur einer weiten Provinz kann unmöglich die Bedürfnisse der verschiedenen Landestheile kennen lernen, sieht sich daher auf die Berichte Anderer hingewiesen und muß sehr oft auf eine schlechte Berathung hin handeln.

Jedermann gibt zu, daß die beiden Provinzen nicht in ihrem gegenwärtigen Zustand verbleiben können; es wirft sich deshalb die Frage auf — können wir vernünftigerweise von ihrer Union eine Verbesserung erwarten? Vielleicht erscheint es als Anmaßung, daß ich es wage, anderer Ansicht zu seyn, als Lord Durham, der zum Staatsmann geboren und erzogen wurde. Doch es handelt sich

hier nicht um eine Parteifrage, in welcher ein politischer Differenzpunkt auf Jemanden Einfluß haben könnte, sondern um die gute Beherrschung einer höchst wichtigen Colonie, und Niemand wird auch nur für einen Augenblick in Zweifel ziehen, daß seine Herrlichkeit nicht eben so sehnlich wie der Herzog von Wellington und Jeder, der es gut mit seinem Lande meint, eine Entscheidung zu geben wünscht, welche er mit gutem Gewissen für die beste hält. Mit aller Ehrfurcht möchte ich ihm daher zu bedenken geben, ob eine andere Maßregel nicht alle Berücksichtigung verdiene, ehe die Union der beiden Provinzen gesetzlich ausgesprochen wird.

Se. Herrlichkeit hat sehr richtig bemerkt, daß wir in Angelegenheiten der Legislatur auf die Zukunft Rücksicht nehmen müssen, wenn wir anders nicht bald wieder Wechsel eintreten lassen wollen. Unter dieser vernünftigen Zugrundlegung sollen wir auf die Annahme hin Gesetze geben, daß ganz Ober- und Unter-Canada bereits stark bevölkert sey; denn die Legislatur gilt nicht der gegenwärtigen, sondern der künftigen Population. Und wie soll dies in dem gegenwärtigen Zustande der Provinzen geschehen? Zuverlässig für das ganze Gebiet — denn die Anzahl der Quadrat-Acres wird sich mit der Zeit durch die Auswanderung füllen. Ich bin mit Sr. Herrlichkeit vollkommen in der Bemerkung einverstanden, daß es „besser sey, gerade auf's Ziel loszugehen, wenn anders die Canadier ihres Repräsentativ-Gouvernements beraubt werden sollen", möchte ihm aber doch unterbreiten, ob der Plan, den ich ihm andeuten möchte und dessen Ausführung ich für passender halte, als wenn man die beiden Provinzen noch mehr verwirren wollte, indem man zwei so feindselige Elemente unter einander mischt, nicht gleichfalls gerade auf's Ziel losgehe. — Statt eine Union auszusprechen, dürfte es wohl zweckmäßiger seyn, die Canada's in drei Provinzen zu theilen — in Ober-, Unter- und Mittel-Canada, deren Grenzen und Hauptstädte bereits gegeben sind. Die untere Provinz wäre im Besitz von Quebek und von der mittleren durch den Ottawa-River getrennt;

die mittlere hätte Montreal und reichte bis an eine Linie, die von dem See Simpkoe bis zu dem Ontario gezogen würde. Man könnte noch alle Townships auf der amerikaniſchen Seite des Lorenzo beifügen, und beſeitigte dadurch den Haupteinwurf der obern Provinz, daß ſie wegen des Gütertransports auf dem Fluſſe von der untern abhänge, wie auch die Nothwendigkeit, die Zollhauseinkünfte unter den Provinzen zu theilen. Unter allen Umſtänden würde es ſehr vortheilhaft ſeyn, in der Nähe des Lorenzo-Golfs einen Eingangshafen und ein Zollhaus zu beſitzen, da die Schiffe dann im Stande wären, jedes Jahr eine Extrafahrt zu machen, und zu dieſem Zwecke dürfte ſich die Umgegend von Gaspe vortrefflich eignen. Dieſe Bai würde, als auf der amerikaniſchen Seite des Fluſſes liegend, der Einfahrthafen für die oberen und mittleren Provinzen werden und ſie von der untern ganz unabhängig machen. Ober-Canada umfaßte dann alles übrige Gebiet weſtlich von der Linie bis zum obern See und hätte Toronto zur Hauptſtadt. Dies wäre eine ziemlich billige Landestheilung, und jede Provinz wäre noch mehr als groß genug für das Auge des thätigſten Gouverneurs. Gebe man noch jeder Provinz einen Untergouverneur und ein Aſſembly-Haus; das Oberhaus und der Senat müßte aber aus gleich vielen Mitgliedern in jeder Provinz beſtehen und ſich zu Quebek verſammeln, um mit dem Obergouverneur der Provinzen die Genehmigung oder Verwerfung der Anträge, welche von den drei Unterhäuſern eingebracht werden, zum Beſchluß zu erheben. Es herrſchte hier der Maßſtab vollkommener Billigkeit, und dennoch würden in dem Senat die Engländer der obern und mittlern Provinz das Uebergewicht behaupten. Man könnte dann den Unter-Canadiern ihre Wahlfreiheit laſſen, und ihr Aſſembly-Haus wäre eine Art Sicherheits-Ventil für die Demagogen, die darin ihren Anſichten Luft machen könnten, ohne im Stande zu ſeyn, die Intereſſen der Provinzen überhaupt zu gefährden, bis ſie allmählig mit den britiſchen Einwanderern verſchmolzen

würden. Da ich mit diesem Plane Sr. Herrlichkeit nur eine Andeutung zu geben wünsche, kann ich mich natürlich auf weitere Einzelnheiten nicht einlassen.

Es gibt jedoch noch einen oder zwei andere Punkte, welche mir beachtenswerth erscheinen. Wenn die Canada's wirklich die Wichtigkeit besitzen, die ich ihnen beizähle, so gibt es keine Mittel, die wir nicht in Anwendung bringen sollten, um sie fester an das Mutterland zu knüpfen, ihnen eine Vorliebe für monarchische Institutionen einzuflößen und sie mit dem britischen Reiche zu identifiziren. Wir müßten für sie mehr Opfer bringen, als für andere Colonieen, und ich möchte daher meine Ansicht dahin abgeben, daß es nicht nur politisch, sondern auch gerecht gegen ein so weites Gebiet wäre, das seiner Zeit eine so ausgedehnte Bevölkerung besitzen soll, jeder der drei Provinzen (vorausgesetzt, daß sie in drei getheilt werden) zu gestatten, daß sie aus ihrem Senate ein Mitglied zu ihrer Vertretung im britischen Hause der Gemeinen wählen. Dieser Schritt würde, wie ich vorher gesagt habe, diese werthvollen Provinzen mit uns identifiziren; denn sie gewännen dadurch die Ueberzeugung, daß sie nicht nur von der Regierung des britischen Reiches beherrscht würden, sondern daß sie auch ein mitwirkender Bestandtheil derselben waren. Und um zwischen ihnen und ihren demokratischen Nachbarn die Grenzlinie schärfer zu ziehen und sie noch inniger mit den monarchischen Institutionen zu verbinden, sollte der Herrscherin dieser Reiche der Vorschlag zu Errichtung eines Ritterordens und eines Verdienstordens, die ausdrücklich für Canada bestimmt wären, vorgeschlagen werden. Dies erscheint vielleicht Vielen als kleinlich und mag es auch an sich seyn; indeß gewinnt die Sache doch eine hohe Bedeutung, wenn wir bedenken, daß man gegen die demokratischen Gleichheits-Ideen anknüpfen muß, welche durch unsere transatlantischen Ablömmlinge so eifrig und bedrohlich in den Provinzen verbreitet werden. Ich kann diese Bemerkungen nicht besser schließen, als mit der Citation einer Ansicht

des geiſtvollen Lord Durham, welcher auf's Beſtimmteſte behauptet: „Wenn England ſeine nordamerikaniſchen Colonieen verliert, muß es zu einer Macht zweiten Ranges herunterſinken.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Indianer.

Während meiner Reiſen in Nordamerika bot mir kein Gegenſtand ein höheres Intereſſe, als die vergangene und gegenwärtige Lage der Indianerſtämme. Wollte ich auf die Geſchichte der Vergangenheit eingehen, ſo könnte ich leicht drei oder vier Bände mit einem Stoffe füllen, der gewiß ſehr lobenswerth erſcheinen würde, und es iſt zu bedauern, daß bis jetzt noch keine richtige Geſchichte der Indianerſtämme veröffentlicht wurde. Es gibt viele Schriftſteller in Amerika, die der Aufgabe wohl gewachſen wären, und der einzige Grund, warum es nicht bereits geſchehen iſt, liegt wahrſcheinlich in dem Umſtande, daß die amerikaniſche Regierung nicht Luſt haben wird, ihre Archive, ſofern ſie über die Beziehungen zu den Indianern Aufſchluß geben, ſogar den eigenen Landesangehörigen zu öffnen. Außerdem würde ſich ein amerikaniſcher Autor, der ſtreng an der Wahrheit feſthielte, bei dem Volke nicht ſehr beliebt machen, wenn er das Syſtem von Raub und Ungerechtigkeit veröffentlichte, das von den zuerſt landenden Engländern begonnen und bis auf den heutigen Tag von der Föderal-Regierung der Vereinigten Staaten fortgeſetzt wurde. Wie dem übrigens ſeyn mag, nun dieſes Geſchlecht ſo ſchnell verſchwindet, iſt es doch jedenfalls ſehr bedauerlich, daß noch kein guter hiſtoriſcher Bericht über daſſelbe

in die Oeffentlichkeit kam. Es fehlte durchaus nicht an zweckdienlichem Material, selbst wenn die Regierung ihre Beihülfe verweigerte; aber vorderhand sind entweder die Daten in verschiedenen Werken zerstreut, oder wenn irgend ein Autor sie zu sammeln versuchte, war er der Aufgabe nicht gewachsen gewesen.

Eine Frage, welche fast von jedem Reisenden in Amerika erhoben wurde, besteht darin — woher stammen die amerikanischen Indianer? Ich habe viele Werke darüber zu Rathe gezogen, und daraus ersehen, daß die Ansicht allgemein dahin geht, sie seyen den verlorenen Stämmen Israels-entsprossen. Wir haben nie eine andere Nation von Wilden (wenn wir anders diesen Ausdruck auf die amerikanischen Indianer anwenden können) aufgefunden, die nicht Götzendiener gewesen wären, während die amerikanische Rothhaut nur den einzigen lebendigen Gott anbetet. In einer Abhandlung des Mr. Noah, eines der einsichtsvollsten Juden, den ich je kennen zu lernen das Vergnügen hatte, sind mit tiefem Forschungsgeiste die verschiedenen Ansichten über diesen Gegenstand gesammelt. Durch bloße Citate würde der Sache nicht Gerechtigkeit widerfahren, und ich habe es daher vorgezogen, die ganze Schrift in dem Anhange zu geben, weil sie nicht lange ist und wohl allgemeiner bekannt zu werden verdient. Dem gegenwärtigen Bande ist eine Charte von Nordamerika beigegeben, auf welcher ich mit möglichster Genauigkeit die muthmaßlichen Wohnplätze der verschiedenen Stämme in der Periode, als der Weiße zuerst seinen Fuß auf das amerikanische Ufer setzte, anzugeben versuchte. Ich habe gesagt, „mit möglichster Genauigkeit", denn es würde eben so schwer seyn, die äußeren Kanten einer wechselnden Sandbank unter dem Wasser zu bezeichnen, als Gebietstheile genau abzugrenzen, welche von Stämmen bewohnt wurden, die gegenseitig in beharrlichem Kriege lagen und vorrückten oder sich zurückzogen, je nachdem sie als Sieger oder Besiegte aus dem Kampf hervorgegangen waren. In der That sind viele Stämme gänzlich vernichtet oder ihre Ueberreste mit andern

verſchmolzen, die ferne von ihren urſprünglichen Gebieten leben. Die Tuscaroras zum Beiſpiel wurden aus Carolina vertrieben und in die Mohawk-Conföderation aufgenommen, welche von den oberen Ufern des Lorenzoſtroms herunter gekommen war. Auch die Winnebagoes wurden aus dem Süden vertrieben und ſiedelten ſich an dem Fluſſe Wisconſie an. Die Sacs und Foxes erkämpften ſich ihren Weg von dem Lorenzo nach dem Fox River in Wisconſin, von wo aus ſie durch die Menomonies und Chippewas nach dem Territorium des Rock-River am Miſſiſſippi gedrängt wurden. Hier blieben ſie, bis ſie durch die Föderal-Regierung ihres Gebiets beraubt und nach dem Weſten des Miſſiſſippi geſchickt wurden. Ich ſchicke dieſe Bemerkungen voraus, damit meine Charte nicht durch einen ſuperfeinen Kritikus angefochten werde, der da ein Krähenneſt entdeckt zu haben glaubt; ſie iſt ſo richtig, als ich ſie machen konnte — weiter erſtrecken ſich meine Anſprüche nicht.

Ungeachtet der beharrlich vorfallenden Wechſel laſſen ſich doch die Stämme der nordamerikaniſchen Indianer folgendermaßen claſſifiziren: —

Die Algonquin-Race des Nordens — darunter gehören die Chippewas, Ottawas, Menomonies, Huronen u. ſ. w.

Die ſüdlichen Stämme, welche gleichfalls von einem einzigen Stammvolke entſproſſen ſind; dazu gehören die Creeks, die Cherokees, die Choctaws, die Catawbaws, die Chickaſaws u. ſ. w.

Die Horſe-Indianer des Weſtens — hieher die Pawnees, die Oſagen, die Sioux, die Kanſas, die Cumanchen u. ſ. w.

Die Indianer der Rocky-Mountains — zum Beiſpiel die Krähen, die Schlangen-Indianer und die Schwarzfüße.

Alle die genannten Racen waren aus zahlreichen Stämmen zuſammengeſetzt, die ſich zwar als Blutsverwandte anerkannten, aber nicht zu wechſelſeitiger Unterſtützung im Bunde ſtanden, ſondern im Gegentheil unter ſich ſelbſt Fehde führten. Es waren noch andere mächtige Stämme vorhanden, welche zwiſchen den Seen und dem

Ohio wohnten und an die Jagdgründe von Kentucky und Teneſſee gränzten. Der letztere Theil ſchien unter allgemeiner Zuſtimmung bei Seite geſetzt worden zu ſeyn, nicht blos für die Jagd, ſondern auch für den Krieg. Ferner gab es die Delawaren oder Lenni-Lenapen, die Shawnees, die Wyandots, die Illinois, die Peorias und einige andere.

Die verbündeten Stämme, mit welchen die erſten Anſiedler zu ſtreiten hatten, waren folgende: —

Der Powhatan-Bund, welcher die Monacans, die Monahoacs und die Powhatans umfaßte. Dieſe wohnten in dem gegenwärtigen Staat Virginien von der Seeküſte an bis zu dem Alleghany-Gebirg.

Die Neu-England-Conföderation, welche in den gegenwärtigen Staaten von Neu-England wohnte und aus den Pequots, den Narangaſſets, den Pawtuckets, den Pokanokets und den Maſſachuſſets-Stämmen beſtand.

Und zuletzt die Verbündung der fünf Nationen oder Mohawks, welche von den übrigen Indianern Mingos, von den Franzoſen aber Iroquois genannt wurden. Dieſer Bund beſtand aus den Mohawks, den Oneidas, den Cayugas, den Onandagas und Senecas; als ſechste Nation traten ſpäter noch die Tuscaroras dazu.

Ich will nun dem Leſer einige kurze Bemerkungen über die verſchiedenen Stämme in derſelben Ordnung, wie ich ſie aufgezeichnet habe, mittheilen.

Die Algonquin-Race hat weniger, als jede andere gelitten, aus dem einfachen Grunde, weil ſie zu weit nördlich wohnt, und man ihrer Gebiete nicht bedurfte. Die Chippewas ſind gegenwärtig der zahlreichſte Indianerſtamm. Der gefeierſte Häuptling dieſer ganzen Race war Pontiac, ein Ottawa-Indianer, welcher ſich nach dem Uebergang der Canada's an die Engländer als den furchtbarſten Feind der letzteren erwies. Er verſuchte die Stämme gegen uns zu vereinigen, was ihnen auch bis zu einem gewiſſen Grade

gelang, und wenn sein Anschlag nicht entdeckt worden wäre, so hätte er uns wahrscheinlich Detroit und alle unsere Posten an den Seen entrissen. Aber Pontiac konnte kein stehendes Heer unterhalten, weil sich dies nicht mit den Gewohnheiten der Indianer vertrug; später fiel daher ein Stamm um den andern ab, weil sie Frieden haben wollten. Pontiac war jeder Verhandlung abgeneigt und zog sich nach Illinois zurück, wo er durch einen Peoria-Indianer ermordet wurde. Die Ottawas, die Chippewas und Pottawatamies, welche unter ihm fochten, rächten seinen Tod durch fast gänzliche Vertilgung des Peoria-Stammes. Pontiac war einer der größten Indianer in der Geschichte.

Die südlichen Stämme bieten keine Berichte, die bedeutsam genug wären, um in einer so kurzen Skizze berührt werden zu können.

Die Horse- (Pferde) Indianer des Westen und die der Rocky Mountains sind kaum bekannt.

Die Stämme des mittleren Landes haben einige große Männer hervorgebracht. Die Delawaren zeichneten sich in einer gewissen Periode besonders aus. Die Shawanees oder Shawnees scheinen sich den Weißen nicht widersetzt zu haben, bis Bone und seine Abenteurer die Alleghanies kreuzten und von dem Kentuckythal Besitz nahmen. Aber die Shawnees haben sich ihres Tecumseh zu rühmen, eines Häuptlings, der eben so im Rufe steht, wie Pontiac. Auch er versuchte alle Stämme durch einen Bund zu vereinigen und die Weißen zu vertreiben. Seine Geschichte ist höchst interessant. Er fiel im Kampfe für die Engländer während des Krieges von 1814.

Die verbündeten Stämme an der Ostküste waren diejenigen, mit welchen die ersten Ansiedler in Kampf kamen. Die Geschichte Virginiens ist merkwürdig wegen eines der interessantesten Romane im wirklichen Leben, die nur je vorkamen. Ich meine damit Pocahontas, die Tochter des Königs der Powhatans, welche das Leben des unternehmenden Kapitäns Smith unter großer Gefährdung ihres eigenen rettete. Der Roman schloß jedoch nicht mit

einer Hochzeit, da Kapitän Smith keinen Sinn für den Eheſtand hatte; ſpäter aber heirathete ſie einen jungen Engländer, Namens Randolph, kam nach England, wurde bei Hof aufgenommen und genoß von Seiten der Königin Anna viele Aufmerkſamkeit. Einige der erſten Familien in Virginien ſind mit Recht ſtolz auf ihre Abkunft von dieſem edlen Mädchen.

Die Neu-England-Conföderation ſetzte ſich den Väter-Pilgrimen und ihren Abkömmlingen entgegen. Der Hauptſtamm, die Wampanoags, hat ſich des dritten großen Häuptlings unter den Indianern zu rühmen, des Königs Philip. Seine Geſchichte iſt wohl bekannt, und ich habe ihrer bereits in meinem Tagebuch Erwähnung gethan.

Wenn der Leſer die Geſchichte von Philip, Pontiac und Tecumſeh zu Rathe zieht, die zuverläſſig als „große Männer" bezeichnet werden können, ſo wird er bemerken, daß jedesmal dieſe Häuptlinge das Leben und die Seele aller Unternehmungen und Handlungen waren; denn nur ihren Talenten, ihrem Muthe und ihrer Thätigkeit gelang es, die Stämme in Bündniſſe zu ſammeln und ſie gegen die Weißen zu führen. Aber ſobald ſie dahin waren, konnte keiner mehr ihren Platz erſetzen, und die Bündniſſe wurden augenblicklich aufgelöst. Dies war jedoch nicht der Fall bei den berühmten fünf Nationen oder Mohawcs, welche gleich den Römern der Vorzeit ihre Eroberungen ausdehnten, bis ihr Name zum Schrecken wurde, wo deſſelben Erwähnung geſchah. Philip, Pontiac und Tecumſeh waren große Männer, der Bund der Mohawks aber eine Nation von großen Männern. Als ſich die Franzoſen 1603 in Kanada niederließen, wohnten die Mohawcs oder Iroquois, wie ſie damals genannt wurden, in der Nähe des heutigen Montreal. Sie ſtanden damals im Krieg mit den Adirondacks, einer ſehr zahlreichen, mächtigen Nation, und wurden nach den Seen zurückgeſchlagen, ſammelten ſich jedoch bald wieder und trieben ihre Gegner nach Que-

bek hinunter. Der Krieg zwiſchen den Adirondacks und den Iroquois iſt voll der intereſſanteſten Züge von Muth auf beiden Seiten. Nachdem die Iroquois die Adirondacks beſiegt und eigentlich vertilgt hatten, wandten ſie ihre Waffen gegen mehrere andere Stämme, welche ſie gleichfalls unterwarfen, und griffen dann die Ottawas und Hurons an, welche ſie nach der anderen Seite des Miſſiſſippi trieben. Zunächſt wurden die Illinois beſiegt, und dann kam die Reihe an die Miamies und Shawnees, welche gleichfalls für eine Weile verdrängt wurden. Endlich ſchlugen ſie die virginiſchen Stämme und führten Krieg gegen die Cherokees, die Catawbas und andere Nationen des Südens. Obgleich es ihnen unmöglich war, das ungeheure, eroberte Gebiet zu behaupten, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſchon ihr Name von Neu-England bis an den Miſſiſſippi gefürchtet war und jede Stadt, jedes Dorf verlaſſen da ſtand, ſobald ſie ſich näherten.

Der Haupttheil der Mohawks diente mit ihrem berühmten Führer Brandt im Unabhängigkeitskriege auf Seite der Briten. Nach dem Schluſſe der Feindſeligkeiten ſiedelten ſie ſich 1783 an den Ufern des Grand River in Kanada auf Ländereien an, welche ihnen von den Engländern ertheilt wurden. Um die Zeit, als ſie von denſelben Beſitz nahmen, belief ſich ihre Anzahl auf nahezu achttauſend; aber wie es ſtets der Fall iſt, wenn die Indianer auf beſtimmte Gränzen angewieſen ſind, haben ſie ſich jetzt zu ungefähr zweitauſend fünfhundert gemindert. Ein Theil des Stammes der Senecas, welche gleichfalls zu der Mohawk-Verbündung gehörten, ſchloß ſich den Amerikanern an, und die Ueberreſte finden ſich noch einige Meilen von Buffalo im Staate New-York. Ihr Häuptling, die Rothjacke, ſtarb erſt kürzlich. Er war ein großer Krieger und ein noch größerer Redner.

Die furchtbarſten Gegner der fünf Nationen waren die Delawaren oder Lenni-Lenapen, welche in Pennſylvanien wohnten. Sie kämpften in dem Unabhängigkeitskriege auf Seite der Briten.

In dem nächſten Kapitel will ich dem Leſer einen Cenſus der noch vorhandenen amerikaniſchen Indianerſtämme geben. Man wird daraus erſehen, daß ſie hauptſächlich aus Stämmen beſtehen, die den fernen Weſten bewohnen und bis auf die letzte Zeit faſt unbekannt waren. Von den Verbündungen Neu-Englands und Virginiens, die einſt ſo mächtig waren, iſt keine Spur mehr übrig. Weſtlich von dem Miſſiſſippi leben noch achthundertſechsundzwanzig Delawaren, während von den Shawanees oder Shawnees, welche einſt an den Ufern des Ohio's ſo ſchrecklich waren, nur noch tauſend zweihundert zweiundſiebenzig vorhanden ſind. In der That ſind alle jene Indianer, deren Gebiet an die Küſte gränzte, welche zuerſt von den Weißen in Beſitz genommen wurde, vernichtet. Ich habe in den Vereinigten Staaten oft behaupten hören, daß die Indianer nicht als rechtmäßige Eigenthümer des Landes hätten betrachtet werden können, weil ſie es nicht urbar machten, und man iſt allgemein der Anſicht, daß ſie faſt nur von dem Ertrage der Jagd lebten. Dies iſt jedoch nicht der Fall und wird von den erſten Anſiedlern ſelbſt widerlegt; denn ſie geben zu, daß ſie hätten verhungern müſſen, wenn ſie von den Indianern nicht mit Mais verſehen worden wären. Daß die Indianer nicht mehr erzeugten, als für ihren eigenen Verbrauch nöthig war, iſt ſehr wahrſcheinlich; ſoviel aber hat ſeine unumſtößliche Richtigkeit, daß ſie das Land bebauten und dies ſogar in großem Umfang gethan zu haben ſcheinen, wenn Land und Boden günſtig war. Nachdem General Wayne im Jahre 1794 die Anſiedelungen der Miamies und Wyandots am Miamie-Fluſſe zerſtört hatte, ſagte er in ſeiner Depeſche: „in keinem Theile Amerika's habe ich je ſo ausgedehnte Maisfelder geſehen, als die waren, welche ich im Beſitze dieſer Indianer fand.“ Die Jagd wurde von den Indianern als Pflanzſchule für Krieger betrachtet und auch demgemäß behandelt. In der That war auch ein Jagdzug und ein Kriegszug oft ein und daſſelbe; denn die Jagdgründe waren gemeinſchaftlich, und wenn feindliche Stämme auf einander trafen, kam es unver-

meidlich zum Kampfe. Die Gränzen dieses Buches gestatten mir übrigens nicht, ausführlicher auf den Gegenstand einzugehen, da ich überhaupt nur beabsichtigte, in möglichst wenigen Seiten und unter dem Beistand der Charte meinen Lesern eine Vorstellung von den Wohnplätzen der Ureingebornen Amerika's zu geben. Wenn er mehr über diese interessanten Völker zu erfahren wünscht, so gibt es viele vortreffliche, von Amerikanern geschriebene Werke, die, wenn sie gesammelt würden, eine höchst werthvolle und wichtige Geschichte bieten dürften.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Indianer.

Ich will nun kürzlich die gegenwärtige Lage der noch vorhandenen Indianerstämme untersuchen. Der Plan der amerikanischen Regierung ging dahin, sie zu zwingen, daß sie ihre Ländereien verkauften und westlich vom Mississippi in Gebiete zögen, von denen ohne Zweifel die Amerikaner keinen Acre anzusprechen haben. Daß diese Entfernung nützlich seyn mag, will ich zugeben; dies ist aber auch Alles, was sich über die Sache sagen läßt. Es ist Thatsache, daß die Indianer dazu bestimmt sind, vor den Weißen dahinzuschmelzen, wie der Schnee vor der Sonne; aber dennoch gibt es Anlaß zu schmerzlicher Betrachtung, wenn man bedenkt, was von der Periode unseres ersten Landens an stattfand. Wir wurden gastfreundlich aufgenommen, durch das großmüthige Opfer ihrer unbedeutenden Getraidevorräthe vom Hungertode gerettet und durften auf bescheidene Bitte hin einen kleinen Strich Landes urbar machen; aber von der Zeit an, als der Weiße einmal Fuß an der Küste gefaßt

hatte, wurden die Indianer, wie wilde Thiere, von Berg zu Berg, von Fluß zu Fluß und von Land zu Land gehetzt, bis ihnen fast der ganze ungeheure Continent entrissen war. Dieses System dauert noch immer fort; ein Stamm wird um den anderen nach dem Westen gedrängt, wo sie gegenseitig in Streit gerathen und sich selbst aufreiben. Doch auch die Büffel und die übrigen Thiere, auf die sie hinsichtlich ihrer Nahrung angewiesen sind, weichen mit ihnen zurück und verschwinden allmählig. Als Christen können wir nur beklagen, daß dem Fortschreiten des Christenthums nur durch eine unausgesetzte Reihe von Raub, Grausamkeit und Ungerechtigkeit, ob denen jedem fühlenden Menschen die Haut schaudert, Bahn gebrochen werden mußte.

Nachstehende Angaben sind dem Berichte an die amerikanische Regierung über die im Jahre 1834 noch vorhandenen verschiedenen Indianerstämme entnommen.

Aufzählung der Indianer, die noch östlich vom Mississippi sind — derjenigen, welche von dem Osten nach dem Westen dieses Flusses auswanderten — und derjenigen, welche sich unmittelbar an der Westgrenze aufhalten.

I. Namen und Zahl der Stämme, welche noch östlich vom Mississippi wohnen.

1) Solche, mit denen bereits Verträge zum Abzug nach dem Westen des Mississippi geschlossen sind.

Winnabagoes	4,500
Ottowas in dem Ohiostaate	100
Pottawatamies in Indiana	2,950
Chippewas, Ottawas und Pottawatamies	1,500
Cherokees	14,000
Creeks	1,000
Chickasaws	1,000
Seminolen	5,000

Appalachicolas	400
Ottawas und Chippewas auf der Halbinsel von Michigan	6,500
	36,950

2) Solche, welche noch keine Abzugsverträge geschlossen haben.

New-Yorker-Indianer	4,176
Wyandots	575
Miamies	1,100
Menomonies	4,000
Ottawas und Chippewas an den Seen	2,564
	12,415

II. Zahl der Indianer, welche vom Osten nach dem Westen des Mississippi gewandert sind.

Chickasaws	549
Chippewas, Ottawas und Pottawatamies	2,191
Choctaws	15,000
Quapaws	476
Creeks	20,437
Seminolen	407
Appalachicolas	265
Cherokees	7,911
Kickapoos	588
Delawaren	826
Shawnees	1,272
Ottawas	374
Weas	222
Piankeshaws	162
Peorias und Kaskaskias	132
Pottawatamies in Indiana	53

Senecas	251
Senecas und Shawnees	211
	51,327

III. Zahl der eingebornen Stämme in unmittelbarer Nähe der Westgränze.

Sioux	21,600
Iowas	1,500
Sacs	4,800
Foxes	1,600
Sacs an dem Missouri	500
Osagen	5,120
Kansas	1,606
Omahas	1,600
Ottoes und Missourias	1,000
Pawnees	12,500
Comanchen	19,200
Kioways	1,800
Mandans	3,200
Quapays	450
Minatarees	2,000
Pagans	30,000
Assinaboins	15,000
Appachen	20,280
Crees	3,000
Arrepahas	3,000
Gros-Ventres	16,800
Eutaws	19,200
Crows	7,200
Caddoes	2,000
Poncas	900
Arickarees	2,750

Cheyennes	3,200
Blackfeet	30,000
im Ganzen	231,806

Recapitulation.

Zahl der Indianer, die noch östlich von dem Miſſiſſippi wohnen	49,365
Zahl der Indianer, welche vom Osten nach dem Westen ausgewandert ſind	51,327
Zahl der eingeborenen Stämme	231,806
Summe	332,498

Muthmaßliche Zahl ihrer Krieger.

Geſammtzahl der Indianer	332,498.

Wenn man je den fünften Mann als Krieger annimmt, was muthmaßlich ein richtiges Verhältniß bildet, ſo beſteht ihre Anzahl aus 66,499.

Kriegsdepartement,
Bureau der indiſchen Angelegenheiten, den 22. September 1837.

C. A. Harris,
Commiſſär.

Wenn ſich dieſe indianiſchen Streitkräfte vereinigten, ſo könnten ſie ſehr furchtbar werden und die ganze weiße Bevölkerung weſtlich vom Miſſiſſippi verſcheuchen. Daß ſeiner Zeit ein derartiger Verſuch gemacht werden wird, iſt ſehr wahrſcheinlich, denn der Hunger muß die Indianer zuletzt ſo weit treiben; aber jeder Erfolg wird hauptſächlich von ihren Führern und der Möglichkeit einer Vereinigung abhängen. Es könnte als ein Ueberſehen von Seite der amerikaniſchen Regierung erſcheinen, daß ſie die Geſammtheit der Indianer alſo an ihrer Gränze concentrirte; die Sache ließ ſich jedoch nicht anders einleiten. Die Entfernung der Cherokees iſt der gewagteſte Theil dieſer Maßregel, da ſie ein ſehr überlegenes Volk ſind und furchtbare Feinde werden müßten, wenn ſich die übrigen Stämme unter ihre Leitung ſtellten. Ein anderer Umſtand, der den

Indianern als Gegnern eine noch größere Wichtigkeit gibt, besteht darin, daß sie durch ihre nunmehrigen Wohnplätze auf dem Prärieland aus sogenannten Wald-Indianern zu Reiter-Indianern geworden sind und ein endloses Gebiet hinter sich haben, nach welchem sie sich im Nothfalle zurückziehen können. Ich glaube jedoch nicht, daß man sich vorderhand viel vor ihnen fürchtet, obschon die Cherokees, die Sioux und andere mächtige Stämme offen ihre feindselige Gesinnung erklären würden, sobald sich ihnen eine Gelegenheit böte, sie in Ausführung zu bringen. Diese Gelegenheit wird übrigens nur durch einen Krieg mit Frankreich oder England herbeigeführt werden können; aber dann steht zuversichtlich ein allgemeiner Aufstand der Indianer zu erwarten. Sie brauchen dann nur im Einklange zu handeln, um den Amerikanern mehr Noth zu machen, als ihnen angenehm seyn wird. Das amerikanische Gouvernement erkennt wohl die Gefahr, welcher es von dieser Seite her ausgesetzt ist, und im Jahre 1837 ergingen an den Congreß Offiziersberichte über die beste Weise, die Gränze zu decken. Ob danach gehandelt werden soll oder nicht, ist mir unbekannt; auf alle Fälle würde übrigens die gegenwärtige reguläre Armee der Vereinigten Staaten nicht zureichen. Der niedrigste Anschlag für Besetzung der vorgeschlagenen Forts fordert siebentausend Mann, während die ganze Armeeliste vorderhand nur fünftausend sechshundert zählt.

Die zur Zeit bestehenden Forts gegen die Indianer sind:

Fort Gratiot am River St.-Clare.
Mackinaw Island Fort.
Fort Brabie, St. Marie am oberen See. } An den Seen.
Fort Howard an der grünen Bai.
Fort Winnebago in Wiskonsin.
Fort Crawford, Prärie des Chiens.
Fort Snelling, St. Peters.
Fort Leavenworth, Missouri.

Fort Madison, des Moines River.
Jefferson Barracks, Missouri.

Vorgeschobene Forts.

Fort Towson am Red River.
Fort Gibson, Arkansas und Grand Junction River.
Fort Adams, Baton Rouge.

Auch gibt es noch einen oder zwei Außenposten an dem Arkansas River. Wenn alle diese Forts gehörig bemannt werden sollten, so würden sie jede verfügbare Muskete in der regulären Armee der Vereinigten Staaten in Anspruch nehmen; gegenwärtig aber haben sie in Folge des sich fortschleppenden Florida-Krieges kaum hinreichend Mannschaft, um den Garnisonsdienst zu versehen.

In dem Berichte des Generalquartiermeisters wird folgende Bemannung für die Westgränze vorgeschlagen:

Fort Snelling	300	Mann.
Fort Crawford	300	—
Obere Gabeln des Des Moines	400	—
Fort Leavenworth	1,200	—
Fort Gibson	1,500	—
Fort Towson	800	—
Für die beantragten acht Rückzugsposten	800	—
Schutzmannschaft der vier Depots	200	—
Jefferson Barracks als Reservekorps	1,500	—
Gesammtsumme:	7,000	Mann.

Hiezu kommt noch die Garnisonirung der fünf Seenforts, welche wenigstens zu fünfzehnhundert Mann angenommen werden muß — macht also für den Gränzschutz eine Streitkraft von 8,500 Mann. Obrist Gratiot berechnet in seinem Berichte das Bedürfniß zu 12,910.

Mr. Poinsetts Schreiben an den Congreß wird viel Licht auf diesen Gegenstand werfen, weshalb ich es hier einrücke.

Kriegsdepartement, den 30. December 1837.

„Sir,

„Als Antwort auf die Resolution des Repräsentantenhauses, den Schutz der Westgränzen unserer Vereinigten Staaten betreffend, habe ich die Ehre, beifolgende Berichte des Hauptingenieurs und Generalquartiermeisters nebst einer Vernehmlassung des Kommissärs der indischen Angelegenheiten zu übermachen.

„Ich würde mit Ueberreichung dieser Dokumente, welche sehr gediegen entworfen sind und eine ausführliche Behandlung aller in der Resolution begriffenen Punkte umfassen, meine Aufgabe für gelöst betrachten, wenn nicht schon früher andere Plane empfohlen worden wären, die ich für gänzlich unzureichend halte, obschon ihnen gewissermaßen die Sanction des Congresses ertheilt wurde. Es ist eine Vermessung angeordnet worden, um die Weglinie zu bestimmen, welche sich von einem Punkte des oberen Mississippi, westlich vom Missouri und Arkansas, zum Red River erstrecken soll, und dem Vorschlage gemäß wird ein Cordon zeitweiliger Posten von ordinärer Construktion längs derselben als eine zureichende Maßregel betrachtet, um diesen Theil des Landes zu schützen. In Gemäßheit der Aufträge des Congresses sind Offiziere mit Ausführung dieses Dienstes beauftragt worden, und nach Einbringung ihrer Berichte werden Maßregeln getroffen werden, um die Absichten des Congresses zu vollziehen, wenn nicht etwa nach reiflicher Erwägung des Ganzen ein zweckmäßigerer Vertheidigungsplan angenommen werden sollte. Von dem ersten Augenblicke an, als ich diese Sache in Erwägung zog, bildete sich in mir die Ansicht, daß eine derartige Postenkette, sogar wenn der Weg auf's Beste konstruirt und sie selbst nicht nur mit allen Operationsmitteln ausgestattet, sondern auch mit einer zureichenden Mannschaft versehen würde, nicht jenen Schutz bieten kann, welchen die Gränzstaaten mit Recht von dem Gouvernement erwarten; und eben so wenig ist Letzteres im Stande,

seine Zusage zu lösen und die ausgewanderten Stämme gegen ihre wilden, kriegerischen Nachbarn zu decken. Der einzige mögliche Nutzen eines solchen Weges wäre die Erleichterung eines gelegentlichen Verkehrs zwischen den Posten in Friedenszeit. Vorräthe ließen sich nicht darauf transportiren, sondern müßten aus dem Innern gebracht werden; eben so wären die Hülfstruppen von den Milizen innerhalb der Linie zu liefern, und jeder Versuch im Falle eines Losbruchs, die Streitkräfte der Garnisonen zu koncentriren, würde wahrscheinlich von den unseligsten Folgen begleitet seyn; denn die Richtung der Route, welche die Truppen einschlagen müßten, ließe sich nicht bemänteln, und so wären sie eben einzeln den Angriffen und der Vernichtung blosgestellt. Der Feind, der von der Seite oder im Rücken nichts zu fürchten hätte, könnte sich ohne Gefahr dem Wege nähern und die Detachements auf ihrer Marschlinie angreifen, ehe sie sich zu einer wirksamen Abwehr zu koncentriren im Stande wären.

„Nach reiflicher Erwägung bin ich der Meinung, diese militärischen Posten sollten innerhalb des Indianer-Gebiets errichtet und unterhalten werden, aber in Lagen, durch welche sie befähigt sind, den Frieden unter den Indianern zu erhalten und die Auswanderer oder die schwächeren Stämme gegen die stärkeren kriegerischen Nationen der Umgebung zu schützen; denn hiezu sind die Vereinigten Staaten durch ihre Vertrags-Bedingungen verpflichtet. Wollten wir diejenigen Posten, welche jezt dort bestehen, zurückziehen, so würden wir unser Wort brechen, da aller Grund zu der Besorgniß vorhanden ist, eine solche Maßregel werde das Signal zum Kriege seyn. Personen, die mit jener Gegend wohl bekannt sind, versichern, daß der Krieg unter den Indianern losbrechen werde, ‚sobald die Truppen abzögen,‘ und alle Berichte aus diesen Landestheilen bestätigen eine derartige Annahme.

„Abgesehen von dem militärischen Schutz, welchen das Vorhan-

denſeyn der Poſten im Innern des indianiſchen Gebiets den auswandernden Stämmen bietet, und unabhängig von der guten Wirkung, welche der wohlthätige Einfluß der Officiere über die benachbarten Indianer üben kann, ſind gedachte militäriſche Punkte ein weit nachdrücklicheres Deckungsmittel der Grenze, als zehnmal ſo viele Forts, die in einer Linie errichtet ſind.

„Das Kriegs-Departement kennt jenes Land bis jetzt nur ſehr wenig, und es ſcheint mir daher, daß ſechs oder ſieben bleibende Außenpoſten zureichen würden, um den Frieden der Gränze zu erhalten. Zu gleicher Zeit wird es nöthig ſeyn, an gelegenen Punkten eine innere Poſtenlinie zu errichten, die in Perioden der Gefahr oder Unruhe den Einwohnern Zufluchtsorte zu bieten vermögen, bis die Militzen aus dem Innern zum Beiſtande herzu ziehen und die Truppen im Rücken der Ruheſtörer mobil gemacht werden könnten. Acht ſolcher feſter Plätze würden vollkommen zureichen und könnten längs der Grenze eine Streifwache zu Schützung des Verkehres unterhalten. Dieſe beiden Arten von Forts ſollten ſo angelegt ſeyn, daß ſie durch eine kleine Garniſon vertheidigt und auch ſchon während des Baues, oder wenn ſie theilweiſe zerſtört wären, gegen eine ſehr überlegene Macht behauptet werden könnten. Dazu wäre die Errichtung von einigen Waffen- und Mundvorraths-Depots nöthig, zu denen ſich von den Poſten aus Verbindungen öffnen ließen. Beifolgender Entwurf einer Charte mag einen Ueberblick über die beziehungsweiſe Stellung der Poſten und Depots, wie auch über die Communikationen derſelben mit der Vertheidigungslinie zu ſchleunigem Transport von Hülfstruppen und Vorräthen bieten. Eine reguläre Streitkraft von fünftauſend Mann würde zu Beſetzung dieſer Poſten zureichen; dazu noch ein tüchtiges Reſervecorps in Jefferſon-Barracks und eine nachdrückliche Streitkraft zu Baton-Rouge — und ich glaube, ſo ließe ſich nicht nur die weſtliche Grenze ſichern, ſondern auch das Gouvernement in die Lage

verſetzen, die vertragmäßigen Bedingungen zu erfüllen und den Indianern Wort zu halten. Als wichtiges Hülfsmittel für dieſes Vertheidigungsſyſtem möchte ich noch die Organiſation eines ſtarken Freicorps empfehlen, das ſich in jedem der Grenzſtaaten bilden ließe. Die Soldaten hätten für eine gewiſſe Friſt Dienſt zu leiſten, während die Officiere nach den reſpektiven Staatsgeſetzen zu ernennen und alljährlich eine gewiſſe Anzahl von Tagen an den Poſten, welche ſich in den Staaten befinden, durch die regelmäßigen Officiere der Vereinigten Staaten immer zu unterrichten wären; auch müßten ſie während dieſer Dienſtperiode Sold beziehen. So ließe ſich ein wirkſames Officierscorps bilden, und man hätte Freiſchaaren zur Hand, welche der Grenzanſiedlungen zu Hülfe eilen und die Eindringlinge zurückweiſen könnten, ſobald durch die betreffende Obrigkeit die Berufung an ſie ergeht.

„Ich wage, zu hoffen, daß der Friede an unſrer Weſtgrenze erhalten bleiben wird, im Falle dieſe Maßregeln von dem Congreß angenommen und zeitig genug in Ausführung gebracht werden, um jeder feindſeligen Bewegung der Indianer zuvorzukommen. Sollte aber unglücklicherweiſe ſo lange gezögert werden, bis die Unzufriedenheit, welche unter vielen der Stämme beſteht, in offene Feindſeligkeit ausgebrochen iſt und die erſten Bewegungen dieſes wilden und kriegeriſchen Volkes erfolgreich geweſen ſind (was in unſerem gegenwärtigen unvorbereiteten Zuſtand nicht anders möglich iſt), ſo dürften wohl eine doppelte Streitkraft und viermal ſoviel Geldmittel nöthig werden, als meiner vorliegenden Andeutung zufolge für Wiederherſtellung und Erhaltung des Friedens an der aus gedehnten Grenze erforderlich wäre.

Hochachtungsvoll verharrend

J. K. Poinſett.

Dem ehrenwerthen James K. Polk,
Sprecher im Hauſe der Repräſentanten.“

Der Generalquartiermeister macht in seinem Berichte folgende Bemerkungen: —

„Die Verbindlichkeiten des Gouvernements in Beziehung auf die Westgrenze sind sehr eigenthümlicher Art. Erstlich ist es verbunden, seine eigenen Grenzansiedlungen, die eine Linie von tausend Meilen einnehmen, gegen die Einfälle zahlreicher Wildenstämme, welche von gedachten Niederlassungen nur durch imaginäre Grenzen getrennt sind, zu beschützen, und dann liegt ihm gegen diejenigen Stämme, welche nach dieser Grenze ausgewandert sind, die feierliche Vertrags-Verpflichtung ob, ‚sie an ihren neuen Wohnplätzen gegen alle Unterbrechung oder Störung durch andere Indianerstämme oder was immer für Personen sicher zu stellen.‘

„Wenn diese Verpflichtungen gewissenhaft und vertragsgemäß erfüllt werden sollten, wie es einer Nation zusteht, welche vorgibt, daß sie väterliche Sorge für diese Leute trage, so würde eine militärische Streitkraft von dreißigtausend Mann an der Westgrenze kaum zureichen, um die Regierung in die Lage zu setzen, den gerechten Ansprüchen ihrer eigenen Bürger zu entsprechen und die Schutzverbindlichkeiten gegen die Indianer zu lösen.

„Es liegt jedoch nicht in meiner Absicht, eine derartige Streitkraft zu beantragen; denn wie sehr sie auch durch militärische Rücksichten gefordert werden dürfte, wäre doch vermuthlich der Antrag politisch nicht ausführbar. Auch habe ich blos darauf Bezug genommen, um die schweren Obliegenheiten des Gouvernements zu berühren, welches wahrscheinlich von Zeit zu Zeit Verträge abschloß, ohne sehr sorgfältig die Mittel zu berechnen, die für eine treue Erfüllung derselben nöthig werden dürften. Ohne mich über diesen Punkt weiter zu verbreiten, fahre ich fort, das Minimum von Streitkräften anzugeben, welches nöthig erscheint, um die Grenzansiedelungen zu schützen und unter ihnen sowohl als unter ihren indianischen Nachbarn längs der Grenze den Frieden zu erhalten. Dieß ist an sich schon eine große und wichtige

Aufgabe, der noch schwierigeren eines Schutzes der ausgewanderten Stämme, welche unsere Politik über die Grenze hinaus verpflanzte, gegen die wilden und kriegerischen Indianer des fernen Westen gar nicht zu gedenken."

Obrist Gratiot gibt in seinem Bericht folgendes Zugeständniß. Indem er von der zweiten oder mittleren Sektion spricht, sagt er: —

„Zweite oder mittlere Sektion. — Das Land jenseits dieser Linie ist meist hoch und frei von Sumpfgrund, reichlich bewässert, dünn bewaldet, gesund und zum bleibenden Aufenthalte den Stämmen angewiesen, welche aus dem Osten des Mississippi übersiedelt wurden, oder noch übersiedelt werden sollen. Hier wohnen noch die Ureingeborenen, und die Gesammtzahl beläuft sich nach einigen Schätzungen auf 131,000 Köpfe, welche 26,200 Krieger in's Feld schicken können. Bis jetzt herrscht unter ihnen noch kein gemeinschaftliches Gefühl, ausgenommen das einen tiefen und ewigen Hasses gegen die Weißen und namentlich gegen die Anglo-Amerikaner; wenn sie sich daher nicht verschmelzen, so ist von ihnen keine ernstliche Schwierigkeit zu besorgen. Anders gestaltet sich übrigens die Sachlage, wenn sie veranlaßt werden könnten, sich zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zu vereinigen. Sie müßten dann ihre Kraft einsehen, Selbstvertrauen gewinnen und aller Wahrscheinlichkeit nach leicht zu bewegen seyn, ihrem lang unterdrückten Wunsch nach Rache für früheres Unrecht Luft zu machen; denn sie erklären offen und freimüthig, daß nur die Furcht sie im Zaume halte. Daß eine derartige Vereinigung sich in nicht ferner Zeit bilden wird, steht mit Grund zu erwarten, und die Periode dürfte noch schneller herbeigeführt werden durch ihren zunehmenden Mangel und durch die Politik Mexico's, welchem daran gelegen seyn muß, durch sie Texas zu beunruhigen und an der eigenen Grenze eine undurchdringliche Schranke zu erhalten."

Es ist unläugbar, daß zur Zeit die Westgrenze wehrlos ist,

und der Florida-Krieg scheint seinem Schlusse nicht näher zu seyn, als vor zwei oder drei Jahren. Daß die Indianer westlich vom Mississippi recht wohl wissen, was vorgeht, ist zuverläßig, und die moralische Wirkung, welche aus dem fortgesetzten Widerstand der Seminolen entspringt, dürfte, sehr ernstliche Folgen haben und für die Vereinigten Staaten ungeheure Kosten herbeiführen.

Die Föderal-Regierung trifft alle Vorsicht, den Indianern die Idee einzuprägen, daß es ihnen durchaus unmöglich sey, den Weißen Widerstand zu leisten. Die Agenten bereden die Häuptlinge, nach Washington zu gehen und dort ihren großen Vater, den Präsidenten, zu besuchen. Bei solchen Gelegenheiten werden sie von den indianischen Agenten und einem Dollmetscher begleitet, zugleich aber auch ihr ganzer Aufwand von Regierungswegen bestritten. Sie erhalten in den Hotels Quartier, werden nach allen Plätzen öffentlicher Belustigung genommen und mit Fuhrwerken versehen. Aber die Politik des Gouvernements läßt sie einen Umweg durch alle stark bevölkerten Städte machen, und die Schaaren, die bei dem Erscheinen der Indianer herbeiströmen, geben letzteren einen außerordentlichen, obgleich unrichtigen Begriff von der amerikanischen Bevölkerung. Wo immer sie sich blicken lassen, befinden sie sich in einem Gedränge, welches noch immer vorhanden ist, wenn sie an das Fenster eines Gasthauses treten. Dies ist's, was das Gouvernement wünscht. Ich war eben zu Boston, als zwei Deputationen anlangten, die eine von den Sioux und Sacs, die andere von den Foxes. Da die beiden Nationen in Feindschaft mit einander lebten, so wurden die Sioux zuerst eingeführt und verließen die Stadt wieder, als die Sacs und Foxes anlangten, weil es sonst wahrscheinlich zu einem Kampfe gekommen wäre. Der Gouverneur empfing die letztere in der Stadthalle und hielt eine Rede, bei welcher ich anwesend war. Ich dachte damals, daß ich sie anders angesprochen haben würde; denn wenn ich mich nicht

täuſchte, ſo riefen die Worte des Gouverneurs Erinnerungen hervor, welche den Häuptlingen nicht ſehr angenehm ſeyn konnten, obſchon dieſe zu höflich waren, um ihre Gefühle auszudrücken. Erſt einige Jahre vorher waren ihnen ihre Ländereien öſtlich vom Miſſiſſippi in der ſchändlichſten Weiſe entriſſen worden, deren ich in meinen Bemerkungen über die Behandlung der Indianer durch das amerikaniſche Gouvernement Erwähnung gethan habe.

Gouverneur Everett begann ſeine Rede folgendermaßen: —

„Häuptlinge und Krieger der vereinigten Sacs und Foxes, ihr ſeyd willkommen in unſrer Berathungshalle. Ihr habt von euren rothen Freunden im Weſten aus einen weiten Weg gemacht, um eure weißen Brüder im Oſten zu beſuchen. Wir freuen uns, euch die Hand zu reichen. Wir haben früher ſchon von den Sacs- und Foxſtämmen gehört; wir vernahmen viel von ihren Häuptlingen, Kriegern und großen Männern — es freut uns daher, ſie hier zu ſehen. Wir ſind in Maſſachuſſets. Die rothen Männer haben einmal hier gewohnt, ihre Wigwams ſtanden dort auf jenem Berge und ihre Berathungskammer war hier. Als unſre Väter über das große Waſſer herüberkamen, beſtanden ſie nur aus einem kleinen Häuflein, und ihr waret mächtig. Der rothe Mann ſtand an der Küſte auf den Felſen und betrachtete ſie mit freundlichen Augen; er hätte ſie in's Waſſer ſtoßen können — aber er nahm ſie bei der Hand und hieß den weißen Mann willkommen. Unſre Väter waren hungrig und der rothe Mann gab ihnen Mais und Wildpret. Unſre Väter froren — der rothe Mann breitete ſeine Decken über ſie und erwärmte ſie. Wir ſind nun groß und mächtig; aber wir wollen uns in unſrem Glücke der Wohlthaten erinnern, die uns in unſrer Noth von unſern rothen Brüdern erwieſen wurden.“

Wahrhaftig, ſie ſind inzwiſchen ſchwer in Vergeſſenheit gekommen!!!

Doch das Geſchick der Rothhäute ſcheint nahezu entſchieden zu ſeyn. Durch die Kriege unter ſich, den Genuß geiſtiger Flüſ-

figkeiten und durch die Krankheiten, welche durch die Weißen eingeführt wurden, schwinden sie mit jedem Tage mehr und mehr dahin. Die Pocken sind für sie die verheerendste Krankheit. Nachstehender Bericht, den ich einer amerikanischen Zeitung entnommen habe, wurde mir durch einen Brief von Fort Snelling bestätigt:

Schreckliche Verheerung unter den nordwestlichen Indianern durch die Pocken.

„Wir gaben gestern einen Bericht über die Verschleppung dieser Epidemie durch ein Trader-Dampfboot auf dem Missouri und lassen heute eine ausführliche Schilderung ihrer Verheerungen, wie sie ein Bulletin von St. Louis d.d. 3. März gibt, abdrucken. Die Krankheit hat auch das fernste Dorf der Schwarzfüße erreicht und Tausende derselben sind als Opfer gefallen. Den Traders machen sie keinen Vorwurf.

„Der ‚Pipe Stem,' ein sehr einflußreicher Häuptling versammelte vor seinem Tode seine Leute um sich und legte ihnen als letzte Bitte an's Herz, daß sie ihre Traders lieben und sich stets durch ihren Rath leiten lassen möchten. ‚Man könnte mir zum Vorwurf machen,' sagte einer von den Traders, ‚daß ich keine Maßregeln ergriff, um dem Weitergreifen der Krankheit Einhalt zu thun; aber als das Boot mit Mundvorräthen anlangte, hätten sich die Indianer nicht ohne Waffengewalt von dem Fort vertreiben lassen.'

„Dem Boote ging zwei Tage vorher ein Expresser voraus; aber es half nichts, den Indianern zu predigen, daß sie fliehen möchten, — sie schwärmten wie gewöhnlich nach dem Boote hinunter. Der Pelzhandel ist in jenem Theile auf Jahre zu Grunde gerichtet. Der Compagnie-Agent im Fort Union schreibt vom 30. November, daß alle ihre Aussichten am oberen Missouri gänzlich darnieder lägen. Die Epidemie verbreitete sich nach den fernsten Theilen des Assinaboin-Landes, von dessen Bevölkerung fünfzig bis hundert

in einem Tage dahinstarben. Die Krankheit war augenscheinlich besonders bösartig. Manche fielen schon nach einigen Augenblicken schweren Kopf- und Lendenschmerzes todt zusammen, und die Leichen wurden unmittelbar darauf schwarz und schwollen zu dem dreifachen Umfang ihrer natürlichen Größe an. Die Compagnieen errichteten Spitäler, die jedoch nichts nützten. Die Leichenkarren waren unabläßig beschäftigt und die Todten wurden in Löcher verscharrt. Als später die Erde zufror, übergab man sie dem Wasser. Viele von den Squaws befinden sich in einer sehr kläglichen Lage. Die Krankheit hat die Sioux, von denen viele vaccinirt sind, nicht erreicht.

„Die Mandans, welche 1,600 Köpfe zählten und 1,600 Meilen über St. Louis ihren bleibenden Sitz in Dörfern haben, sind bis auf ein Drittheil zusammengeschmolzen. Die Minatarees oder Gros Ventres, welche in der Nähe der Mandans wohnen und aus ungefähr tausend Köpfen bestanden, waren, dem letzten Berichte zufolge, bereits zur Hälfte dahin gestorben, während die Krankheit noch immer fortwüthete.

„Die Arickarees, dreitausend stark, welche erst kürzlich ihr Wanderleben aufgegeben und sich den Mandans angeschloßen hatten, sind gleichfalls zur Hälfte ausgestorben, und die Krankheit hat noch immer kein Ende gemacht. Wahrscheinlich werden sie in demselben Verhältnisse, wie die Mandans, zusammenschmelzen.

„Die Assinaboins, ein mächtiger Stamm und ungefähr neuntausend Köpfe stark, die ganz von der Jagd leben und in dem Norden des Missouri, in den Ebenen unter den Rocky-Monetains bis zu der Hudsonsbai-Compagnie auf der Nordseite des Red-River umherstreifen, sind buchstäblich

vernichtet. Ihren Haupthandel führten sie nach dem Fort Union an der Ausmündung des Yellow-Stone.

„Die Crees, welche in derselben Gegend wohnen und dreitausend Köpfe zählten, sind gleichfalls fast ganz aufgerieben. Die große Nation der Schwarzfüße (Blackfeet), welche wandern, auf ihren Jagden das ganze Gebiet der Rocky Monetains durchstreifen, und mit ihren Unterabtheilungen, den Piegans, Gros Ventres, Blut-Indianern und eigentlichen Schwarzfüßen, eine Bevölkerung von fünfzig- bis sechzigtausend ausmachen, haben sehr schwer gelitten. Tausend Hütten oder Familien sind ganz ausgestorben und die Krankheit verbreitete sich rasch über die verschiedenen Stammgenossen. Die Durchschnittszahl in einer Hütte beträgt sechs bis acht Personen.

„Das Boot, welches zu der Verbreitung Anlaß gab, machte im letzten Sommer seine Reise, und im Oktober scheint sich die Wuth der Krankheit auf's Höchste gesteigert zu haben. Unter den Mandans brach sie am fünfzehnten Juli aus. Viele von den schönen Arickarees entleibten sich selbst, als sie nach ihrer Wiedergenesung ihre Gesichtsentstellung sahen. Einige stürzten sich von den Felsen und Andere gaben sich durch das Messer, die Kugel u. s. w. den Tod. Die Prärie ist ein Kirchhof geworden und ihre wilden Blumen blühen über den Gräbern der Indianer. Die Atmosphäre ist meilenweit durch die Ausdünstung von Hunderten unbeerdigter Leichen vergiftet. Die Weiber und Kinder wandern ohne Nahrung in Gruppen umher oder wehklagen über den Todten. Die Männer fliehen in alle Richtungen. Die stolzen kriegerisch und edel aussehenden Schwarzfüße sind nicht mehr. Man sieht ihre verlassenen Hütten von den Bergen, aber kein Rauch steigt daraus auf. Kein Ton, als das Gekrächz der Raben und das gedehnte Heulen des

Wolfs unterbricht die ſchauerliche Stille. Der Wolf mäſtet ſich an den Leichen. Die Scene der Verödung ſoll ſo ſchauerlich ſeyn, daß ſie aller Einbildungskraft Trotz bietet."

Uebrigens bleibt dennoch wahr, daß die Indianer vor ihrer gänzlichen Austilgung den Amerikanern noch viele Mühe machen werden, und eben ſo gewiß iſt, daß ſie ſich nach nichts mehr ſehnen, als nach Rache. Das größte Unglück, welches den Vereinigten Staaten zuſtoßen könnte, wäre eine Vereinigung oder Vermiſchung der Neger mit den Indianerſtämmen. Wenn dies ſtattfände, würde die Bevölkerung aller Wahrſcheinlichkeit nach raſch zunehmen, während ſie ſich jetzt mehr und mehr mindert; denn die Neger würden dann hinreichend Boden bebauen, um ſich ſelbſt und die Indianer zu ernähren, wie dies ſchon jetzt unter den Creeks- und Seminolen-Stämmen geſchieht, die reichlich Vieh und Mais haben. Der amerikaniſche Indianer in ſeinem Naturzuſtande muß viel hungern, und dies iſt einer von den Gründen, warum ſie ſich nicht vermehren. Was ſich durch die Banden erzielen ließe, die ſich jetzt an der amerikaniſchen Grenze concentrirt haben, wenn ſie ſich in künftiger Zeit mit den Negern amelgamiren ſollten, wird der Leſer ſelbſt beurtheilen können, wenn er den Bericht geleſen hat, welchen ich ihm über den Krieg in Florida vorlegen werde.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Urſachen des Florida-Krieges.

Die meiſten meiner Landsleute wiſſen, daß die Amerikaner die letzten zwei oder drei Jahre mit den Florida-Indianern im Krieg

ſtehen, ohne jedoch von den Einzelnheiten näher unterrichtet zu ſeyn; und da dieſer Florida-Krieg den Amerikanern zur Lehre dienen kann und vielleicht als Vorgang für die andern Indianer von hoher Wichtigkeit wird, ſo will ich mich eines Weiteren darüber verbreiten. Ich ſehe mich um ſo mehr dazu veranlaßt, da ich darin dem Leſer ein ſchönes Pröbchen von der allgemeinen Politik und von der Behandlung geben kann, welche das amerikaniſche Gouvernement gegen die Indianer einſchlägt. Spanien trat Florida an die Vereinigten Staaten als Aquivalent für fünfmalhunderttauſend Dollars ab, welche die Amerikaner für Beraubungen, die an ihrem Handel geübt wurden in Anſpruch nahmen. Die weiße Bevölkerung von Florida iſt ſogar jetzt noch nicht ſehr zahlreich, denn der Cenſus von 1830 gab bloß achtzehntauſend Weiße und ſechzehntauſend Sklaven, die Florida-Indianer oder Seminolen nicht miteingeſchloſſen. Seminole iſt ein Ausdruck für einen Entlaufenen oder Wanderer. Die Indianerſtämme in Florida waren ein Gemiſche aus alten Eingeborenen, zwei Varietäten der Creeks, welche ihren Stamm vor ſeinem Abzug nach dem Weſten des Miſſiſſippi verlaſſen hatten, und Afrikanern, welche Sklaven der Indianer ſind. Bei dem Beginne des Krieges wurde ihre Zahl folgendermaßen angeſchlagen: —

Die Micoſukee-Indianer, von denen Oſſeola oder Aſſeola einer der Hauptführer war . .	400	Krieger
Creeks und ſpaniſche Indianer . . .	850	
Neger	600—700	
Zuſammen ungefähr . .	1900	Krieger.

Das Haupt der ganzen Seminolen-Nation iſt Mic-e-no-pah, und ihm folgt zunächſt an Bedeutſamkeit als Volksredner ein Indianer, welcher der Springer genannt wird. Es muß bemerkt werden, daß dieſe Indianer Sklaven halten, den Boden bebauen und große Viehvorräthe haben. Wie alle Grenzſtriche der Vereinigten Staaten hatte auch Florida eine weiße Bevölkerung, die keinem Lande ſehr zur Ehre gereichen würde, und viele dieſer Leute zogen

eher in der Abſicht dahin, den Indianern ihre Neger und ihr Vieh zu rauben und das Geſtohlene in den weſtlichen Staaten zu verkaufen, als um daſelbſt bleibenden Wohnſitz zu nehmen.

Nachdem die Floridas von den Spaniern abgetreten waren, bemerkte die amerikaniſche Regierung wohl, wie zweckmäßig es ſeyn dürfte, die Indianer von ihren Gebieten zu entfernen, weshalb ſie am 18. September 1823 mit denſelben einen Vertrag abſchloß, vermöge deſſen ſie einwilligten, zwanzig Jahre a dato, das heißt am 18. September 1843 nach dem Weſten zu ziehen. In demſelben Vertrag ſicherte die amerikaniſche Regierung den Indianern eine Strecke Landes in Florida, fünf Millionen Acres betragend, auf denen ſie, ſolange ſie im Staate blieben, ihren Unterhalt ſuchen ſollten; auch wurde die Zuſage geleiſtet, den Indianern gewiſſe Vorſchüſſe zu zahlen, weil ſie ſich aller Rechtstitel auf das übrige Florida-Land begeben und verſprochen hatten, ſich auf die ihnen angewieſenen Grenzen zu beſchränken.

Nichts kann klarer und einfacher ſeyn, als die Bedingungen dieſes Vertrags, welcher von dem Orte, wo er abgeſchloſſen wurde, den Namen Traktat von Camp Moultrie erhielt.

Der dritte Artikel in dem Traktat von Camp Moultrie lautet folgendermaßen:

„Die Vereinigten Staaten werden die Florida-Indianer in ihre Obhut nehmen und ihnen Schutz gegen was immer für Perſonen verleihen.“

Es war ein großer Fehler von Seite der amerikaniſchen Regierung, ſich zu etwas verbindlich zu machen, was ſie zu halten nicht Kraft genug beſaß. Sie konnte dieſe Indianer gegen weiße Räuber eben ſo wenig beſchützen, als ſie die Inſurgenten von den Angriffen auf Ober-Canada abzuhalten vermochte. Der Arm des Föderal-Gouvernements iſt zu ſchwach, um bis an die Grenze zu reichen, wie man ſpäter aus dem eigenen Zugeſtändniſſe deſſelben erſehen wird, und als Folge davon ſtellte ſich gar bald nach Unter-

zeichnung des Traktats von Camp Moultrie heraus, daß die Indianer von den Elenden, welche in lüsterner Absicht umherlungerten, beraubt und geplündert wurden.

Ein amerikanischer Autor gibt an, daß zwei Personen, Robinson und Wilburn, welche nach Georgien gehörten, einem einzigen Häuptling zwanzig Sklaven im Werth von fünfzehntausend Dollars stahlen und sie nach New-Orleans führten. Ich will jedoch einige Stellen des Werkes selbst anführen.

„Ein zweiter einflußreicher Häuptling, Emachitochustern, gemeiniglich John Walker genannt, verlor in ähnlicher Weise eine Anzahl von Sklaven. Als er sich an den Regierungs-Agenten wandte, ohne die mindeste Aussicht auf Entschädigung zu erhalten, sagte er: — ‚ich liebe es nicht, die weißen Leute zu behelligen oder mit ihnen Streit anzufangen; aber wenn sie sich Eingriffe in mein Land und meine Rechte erlauben, so muß ich mich vertheidigen, so gut ich kann, und im Falle sie wieder kommen, haben sie die Folgen sich selbst zuzuschreiben. Aber gibt es denn kein Civilrecht, mich zu schützen? Dürfen die Neger, die mir gehören, allem Gesetz und aller Gerechtigkeit zum Trotze mir öffentlich gestohlen, entführt und verkauft werden, um die Taschen dieser Landpiraten zu füllen? Douglas und seine Compagnie haben einen Mann gedungen, der zu diesem Zwecke zwei große abgerichtete Hunde hält, damit er hieherkomme und noch weitere hole. Er ist von Mobile und zieht umher, um Neger zu fangen.‘

„Obrist John Blount, ein anderer schätzbarer Häuptling, wurde von einem Haufen Weißer unmenschlich geschlagen und um mehrere hundert Dollars beraubt. Er wandte sich an die Behörden; aber man ließ die Schufte entkommen.

„Diese Thatsachen zeigen, wie mild und nachsichtig sich die Seminolen unter den prüfendsten Verhältnissen benommen haben, und selbst wenn ihr Eigenthum in dieser Weise angegriffen wurde, enthielten sie sich vielmal allen Widerstandes. Ihre Hände waren

gebunden, da ſie die ſchwerſte Züchtigung zu erwarten hatten, wenn ſie, ſelbſt unter den rechtfertigendſten Umſtänden die Eindringlinge angriffen; denn da ein Indianer-Zeugniß vor einem Gerichtshofe nicht angenommen werden konnte, mußte ihn der Eid eines Weißen zur ſchmerzlichſten Strafe verdammen."

Aber die armen Indianer wurden auf jede Art die Beute der Weißen. Unter andern Fällen berührt der erwähnte Autor auch folgendes:

„Ein Mann, Namens Floyd, wurde von einer Indianerin beauftragt, ihr einige ihrer Neger wieder zu verſchaffen; aber ſtatt ſie eine bloße Vollmacht unterzeichnen zu laſſen, unterſchob er ihr eine Urkunde über den Verkauf aller ihrer Neger! Ein anderes Individuum wurde von Miconopy, dem Gouverneur der Seminolen, erſucht, einen Schriftſatz für ihn zu fertigen, welchen er arglos mit ſeiner Namensunterſchrift bekräftigte. Nachher ſtellte ſich's heraus, daß er ein Dokument über Abtretung eines großen Landſtrichs unterzeichnet hatte."

Eine andere Gewinnsquelle fanden dieſe Schurken darin, daß ſie den Indianern Zahlungsanweiſungen an die amerikaniſche Regierung auf Theile ihres Jahrgeldes abjaunerten, welches ihnen für die Abtretung des Gebiets verwilligt worden war.

„Einer von den Regierungs-Agenten betrog ſie um ſehr beträchtliche Summen — ſo namentlich den Hauptdolmetſcher der Nation, einen ſehr einflußreichen ſchwarzen Häuptling, Namens Abraham, von dem er ſich eine Quittung für mehrere hundert Dollars ausſtellen ließ, ohne das Geld zu bezahlen, dabei zum Vorwand nehmend, daß es nöthig ſey, die Beſcheinigung nach Waſhington zu ſchicken, wo an den Agenten die Zahlung geleiſtet werde. Mehrere andere einflußreiche Indianer wurden in ähnlicher Weiſe beſtohlen, und als ſie von den nachfolgenden Agenten das Geld verlangten, erhielten ſie die Nachricht, daß die Regierung ſie nicht bezahlen werde. Iſt dies nicht ein ſehr unrichtiger Grundſatz

für unsern Verkehr mit den Indianern? Ist es gerecht oder ehrenhaft, daß wir ohne ihre Billigung unsere eigenen Agenten unter sie schicken, nnd uns doch nicht für ihr Benehmen verantwortlich halten? Wenn wir einer Nation etwas schuldig wären und überschickten die Zahlungsmittel durch einen Agenten, der aber das Geld unterschlüge — wären wir nicht noch immer verpflichtet und würde nicht jede civilisirte Macht uns für fortwährend verantwortlich halten?"

Ich habe alle diese Thatsachen berührt, um zu zeigen, daß die Indianer völlig gerechtfertigt waren, den Weißen kein Vertrauen zu schenken. Sie wurden beraubt und geplündert, ohne Entschädigung zu erhalten — ja sogar als Diebe eingesperrt, weil sie das ihnen gestohlene Vieh zurückholten, obschon sie daran ihre eigenen Marken nachwiesen. Ob die amerikanische Regierung dieses Schurkensystem in der Absicht duldete, den Indianern den Aufenthalt zu entleiden und sie zum Abzug nach dem Westen geneigt zu machen, wird der Leser am besten zu beurtheilen wissen, wenn er die folgenden Blätter gelesen hat.

Die Florida-Weißen mußten nun die Rache der Indianer über sich ergehen lassen, welche, als sie fanden, daß sie zu keiner Entschädigung kommen konnten, natürlich das Recht in die eigenen Hände nahmen, und die Folge davon war Verlust an Menschenleben auf beiden Seiten. Jetzt lief Petition um Petition von Seiten der Weißen an die Regierung ein, welche gebeten wurde, die Indianer vor 1843, der durch den Traktat von Camp Moultrie erstreckten Frist, nach dem Westen zu verpflanzen. Obrist Gabden ein Bürger von Florida, wurde zu Verhandlungen mit den Indianern ermächtigt und hielt am 8. April 1832 eine Zusammenkunft mit Mic-e-no-pah und einigen andern Häuptlingen. Die Indianer erbaten sich eine dreißigtägige Frist, um die Ansicht der abwesenden Häuptlinge einholen zu können, und trafen der Verabredung gemäß am 8. Mai 1832 in der Nähe des Landungsplatzes bei dem Orange-

See (Payne's Landing) mit dem Commiſſär zuſammen. Es wurde letzterem ſehr ſchwierig, ihre Einwilligung zum Abzuge zu erhalten, die aber doch zuletzt unter gewiſſen Bedingungen gegeben wurde,

Vermöge dieſes Traktats ließen ſich die Indianer heran, nach dem Weſten zu ziehen, wenn man ihnen eine gewiſſe Summe für das vorbehaltene Land zahle, für eine beſtimmte Reihe von Jahren einen Jahresgehalt auswerfe und noch andere Vortheile zukommen laſſe, die hier einzeln auszuführen der Raum nicht geſtattet. Der Traktat wurde von dem erſten Häuptling Mic-e-no-pah, dem Springer und dreizehn Andern unterzeichnet.

Der Vertrag beruhte jedoch auf der Bedingung, daß die Seminolen mit den Ländereien zufrieden ſeyn müßten, welche ihnen weſtlich von dem Miſſiſſippi angewieſen würden. Obriſt Gadsden räumt dies ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Kriegsſekretär ein, indem er ſagt:

„Der Uebereinkunft liegt eine Bedingung zu Grunde, ohne welche die Florida-Indianer ſich entſchieden weigerten, wegen des Abzugs nach dem Weſten des Miſſiſſippi einen Vertrag zu ſchließen. Aber ſelbſt das Zugeſtändniß dieſer Bedingung konnte das Widerſtreben der Indianer, welches etwas ſchwer zu überwinden war, nicht ganz beſeitigen. Sie wollen ſich nämlich nicht durch Zuſagen binden, ehe ſie durch eine Kenntniß der Thatſachen und Umſtände in die Lage geſetzt ſind, die Vortheile oder Nachtheile der Verfügung zu würdigen, welche die Regierung der Vereinigten Staaten mit ihnen vorhat. Zuletzt ließen ſie ſich jedoch bewegen, in den Vertrag zu willigen.

„Die ſchließliche Ratifikation des Traktats wird von dem Gutachten der ſieben Häuptlinge abhängen, welche gewählt werden ſollen, um das Land weſtlich vom Miſſiſſippi zu unterſuchen. Harmonirt ſie mit der gegebenen Beſchreibung oder entſpricht ſie nur überhaupt den Erwartungen, welche man ſich gebildet hat, ſo ſteht von Seiten der Seminolen keine weitere Schwierigkeit zu befahren."

Von Seite der amerikaniſchen Regierung war es ſehr unklug, nach Unterzeichnung dieſes zweiten Traktats noch lange zu zögern. Mehr als zwei Jahre entſchwanden, ehe den Indianern Land zugewieſen wurde, ſo daß dieſe unzufrieden wurden und den Contrakt als einen „Weißen Mannes-Vertrag“ bezeichneten, an den ſie ſich nicht länger gebunden hielten. Es waren übrigens auch noch andere Gründe vorhanden, warum die Seminolen den Traktat nicht für bindend erachteten, denn die ihnen zugewieſenen Ländereien gefielen ihnen nicht. Eine Deputation von Sieben wurde nach dem Weſten des Miſſiſſippi geſchickt und fand das Land zwar gut, zugleich aber auch, daß es an das Gebiet der Pawnees grenzte, eines Stammes, der wegen Stehlens von Vieh und Pferden berüchtigt war. Zugleich hatte die amerikaniſche Regierung beſchloſſen, daß die Seminolen, weil ſie als ein Theil der Creek-Nation betrachtet wurden, ſich in der Nähe derſelben niederlaſſen und ſich mit derſelben incorporiren ſollten. Dies ſagte ihnen nicht zu. Die Creeks hatten viele von ihren Sklaven in Anſpruch genommen, und die Seminolen wußten daß ſie gegen eine ſo überlegene Macht nichts ausrichten konnten, ſondern ſich alle ihre Sklaven abnehmen laſſen mußten. Weil ſie nun von den Pawnees für ihr Vieh und von den Creeks für ihre Sklaven fürchteten, ſo ſahen ſie nur gänzlicher Verarmung entgegen, wenn ſie in den von der amerikaniſchen Regierung vorgeſchlagenen Abzug willigten. Um letztere Schwierigkeit zu überwinden, meinte das Gouvernement, die Seminolen könnten vor ihrer Wanderung die Sklaven verkaufen; aber darauf wollten ſie nicht eingehen. Der mehrberührte amerikaniſche Autor ſagt: —

„Sie wurden ſodann darauf aufmerkſam gemacht, wie ſie durch den Verkauf dieſer Neger vor ihrem Abzuge ihre Hülfsquellen erweitern und in das neue Land kommen könnten, ohne daß ſie befürchten müßten, die Gier der Creeks zu reizen. Indeß hatten dieſe Indianer ſtets einen großen Widerwillen an den Tag gelegt, ſich von den Sklaven zu trennen. In der That liebt auch der Indianer

ſeine Neger faſt eben ſo ſehr, wie die eigenen Kinder, und nur die äußerſte Noth könnte ihn dazu zwingen, ſich derſelben zu entſchlagen. Der Vorſchlag wurde daher mit augenſcheinlicher Unruhe aufgenommen, und da ihnen das Recht der Beibehaltung ihres Beſitzes durch den Commiſſär garantirt war, ſo erhoben ſich ſtarke Bedenken gegen die Aufrichtigkeit des Vertrags.

„Die Seminolen ſind ſchlechte Feldwirthe und überhaupt zu träg, um den Boden aufzupflügen, ſo daß ſie ohne Beihülfe ihrer Neger buchſtäblich verhungern müßten. Wie ſollten ſie daher verkaufen, was ſie in einem neuen Lande nicht wieder erwerben konnten? Ueberhaupt wollen auch die Sklaven nicht an Weiße verkauft werden und bieten daher alle ihre Kräfte auf, um die Auswanderung zu verhindern; denn ſie fürchten nach den Zucker- und Baumwollenpflanzungen gebracht zu werden, wo ſie der Ueberwachung eines Aufſehers unterworfen wären. Im Gegenſatz zu den Negern unter Aufſehern lebt der Indianerſklave eigentlich in ſchlemmeriſcher Behaglichkeit. Die an ihn geſtellten Anſprüche ſind ſehr unbedeutend und erſtrecken ſich kaum über acht oder zehn Buſhels von der Erndte; alles Andere kann er in ſeinem eigenen Vortheil verwenden. Sie leben getrennt und oft ſehr fern von ihren Eigenthümern und erfreuen ſich eines gleichen Antheils von Freiheit. Auch iſt der Neger weit vorſorglicher und ehrgeiziger, als ſein Herr, und die eigenthümlichen Lokalverhältniſſe des Landes machen es ihm leicht, den Indianer mit Rum und Tabak zu verſehen, wodurch er Einfluß über den letztern und zugleich reichlichen Profit gewinnt. Man kann ſich daher leicht denken, daß der Wechſel den Negern durchaus nicht zu Statten käme.“

Am 23. Oktober 1834, alſo anderthalb Jahre nach Unterzeichnung des zweiten Vertrags bei Paynes Landing, berief der Agent abermals einen indianiſchen Rath zuſammen und theilte demſelben mit, daß ſie jetzt folgende Fragen zu beantworten hätten: —

„Wollt ihr euch mit der Creek-Nation im fernen Westen vereinigen?

Wollt ihr bei eurer Ankunft im fernen Westen für das Vieh das ihr hier laßt, Geld oder wieder Vieh haben?

Wollt ihr zu Wasser oder zu Lande reisen?

Soll euch euer nächstes Jahrgeld in klingender Münze oder in Waaren ausbezahlt werden?“

Hierauf zogen sich die Häuptlinge zurück und hielten eine gesonderte Berathung. Dem Vernehmen nach redete ihnen Asseola, der erste Häuptling des Stammes der Micosukees sehr zu, den Abzug zu verweigern, und erklärte, er werde Jeden als einen Feind betrachten, der in die Auswanderung willige. Asseola hatte den Vertrag nicht unterzeichnet. Am andern Tage wurde die Berathung wieder aufgenommen, und die Häuptlinge gaben dem Agenten nachstehende Antworten.

Der erste Kriegshäuptling Holata Mico ergriff zuerst das Wort, drückte seinen Wunsch aus, daß es zu keinem Streit kommen möchte und legte zugleich sein Zeugniß für die Wahrheit des ersten Buchs Mosis ab.

„Holata Mico erhob sich sodann und sagte: — ‚Gott hat uns Alle gemacht und wir stammen Alle von einem Weibe ab — haben Alle von einer Brust getrunken. Wir hoffen, daß es nicht zum Streite kommen werde. Wir wollen friedlich sprechen, bis wir fertig sind.

„Micanopy sagte sodann: — ‚Wir schloßen auf dem Camp Moultrie einen Vertrag und sollten zwanzig Jahre lang unser Jahrgeld erhalten. Das ist Alles, was ich zu sagen habe.‘

„Der Springer sagte: — ‚auf dem Camp Moultrie sagte man uns, alle Mißhelligkeiten sollten begraben seyn zwanzig Jahre lang von der Zeit an, als der Vertrag dort gemacht wurde. Aber noch ehe diese zwanzig Jahre aus waren, wurde bei Paynes Landing unterhandelt, und man sagte uns, wir sollten hingehen und

das Land anſehen, ohne daß wir übrigens gerade gezwungen ſeyen, uns zu entfernen. Das Land iſt ſehr gut — ich ſah es, und war erfreut darüber; aber die Nachbarn ſind ſchlimme Leute, und ich bin kein Freund von ſo ſchlechten Indianern, wie die Pawnees ſind. Ich ging und ſah den Platz; ich ſagte dem Agenten, daß ich ein Schelm ſey und daß er mich hieher gebracht habe unter die Schelmen, die ſchlechten Pawnees, weil ich ein Schelm bin. Ich ging, um das Land zu ſehen, und die Commiſſäre ſagten, daß die Seminolen dieſes Land haben müſſen. Als wir nach dem Weſten zogen, um das Land zu ſehen, hatten wir unſer hieſiges Land nicht verkauft, und man ſagte uns, wir ſollen nur hingehen und es ſehen. Die Indianer dort ſtehlen Pferde und legen Päcke auf ihre Pferde, ſie alle ſtehlen Pferde von den verſchiedenen Stämmen. Ich mag nicht unter ſolche Leute gehen. Euer Gerede ſcheint immer gut, aber wir fühlen uns nicht geneigt, nach dem Weſten zu gehen.'

„Sodann erhob ſich Charley Amathea und ſagte: — ‚Die Sprecher der Nation ſind alle todt, aber ich erinnere mich einiger ihrer Worte, als ſie bei der Zuſammenkunft auf dem Camp Moultrie waren. Ich war nicht dort, hörte aber, daß wir Friede haben würden und daß uns unſer Jahrgelb zwanzig Jahre ausbezahlt werden ſollte. Weiße Leute haben mir geſagt, der Traktat von Camp Moultrie, welcher von großen Männern unverbrüchlich gemacht wurde, ſey ihnen auf zwanzig Jahre zugeſichert worden; von dieſen ſind aber ſieben noch nicht abgelaufen. Ich bin keine Halbzucht und kehre mich nicht auf eine Seite. Wenn man mir bedeutet, ich ſollte nach dieſen ſieben Jahren gehen, ſo ſage ich, nichts. Was den Abzugsvorſchlag betrifft, den uns der Agent macht, ſo ſage ich nicht, ich wolle nicht gehen, aber ich denke, ich werde ihm keine Antwort geben, bis die ſieben Jahre um ſind. Meine Familie iſt mir lieb und heilig. Ich halte es nicht für recht, ſie ohne Weiteres fort zu nehmen. Unſer Vater hat oft zu mir geſagt, er liebe ſeine Kinder und ſie lieben ihn. Wenn ein

Mann zu Hause ist und sein Vieh um sich hat, so sieht er darauf, als auf ein Mittel, sich selbst und seine Familie zu ernähren; wenn er aber fortgeht, muß er weit ernstlicher erwägen, als wenn er ruhig zu Hause ist. Ich beklage mich nicht über das Gerede des Agenten. Meine jungen Männer und meine Familie sind um mich her. Sollte ich nach dem Westen gehen, so würde ich Viele auf dem Pfade verlieren. Was das westliche Land betrifft, so habe ich es gesehen; ein schwacher Mann kann nicht dorthin ziehen, denn die Anstrengung würde zu schwer seyn. Man braucht dort einen starken Mann.'"

Diese Erwiederungen machten den Agenten sehr zornig. Er erklärte ihnen, sie müßten sich an den Vertrag bei Paynes Landing halten und forderte sie auf, sich zu entfernen, um, wenn sie wieder kämen, wie Häuptlinge und ehrenhafte Männer zu handeln.

„Den 25. Oktober 1834. Die Berathenden traten um eilf Uhr zusammen. Dolmetscher wie gestern.

„Der Agent sagte zu der Versammlung: ‚ich bin bereit eure Antwort auf die euch gestern vorgelegten Fragen anzuhören.'

„Holata Mico — ‚Ich habe nur zu wiederholen, was ich gestern sagte, und zu sagen, daß die zwanzig Jahre des Vertrags bei Camp Moultrie noch nicht abgelaufen sind. Ich willigte nie ein, nach dem Westen zu gehen. Die Weißen sagen vielleicht so, aber ich gab nie meine Zustimmung.'

„Springer. — ‚Es gefällt uns nicht, vor Ablauf der zwanzig Jahre, welche uns durch den Vertrag von Camp Moultrie zugesichert sind, abzuziehen. Wir wurden aufgefordert, nach den Westen jenseits des Mississippi zu gehen. Es ist ein gutes Land und wir wissen, daß wir hier nur ein armes Land haben. Wir hatten viele Mühe dahin zu kommen — wie erginge es erst unserem ganzen Stamme?'

„Micanopy. — ‚Ich sage, was ich gestern gesagt habe: ich unterzeichnete den Vertrag nicht.'

„Agent. — ‚Abraham, ſagt Miconopy, ich erkläre ihm, daß er lüge. Er hat den Vertrag unterzeichnet, denn hier ſteht ſein Name.“

Miconopy behauptet hier, den Vertrag nicht unterzeichnet zu haben, und ließ ſich damit augenſcheinlich eine Lüge zu Schulden kommen. Man darf übrigens nicht vergeſſen, daß es ſich dem eigenen Zugeſtändniß des Agenten zufolge nur um conditionelle Signaturen der Häuptlinge handelt. — Das ihnen gebotene Land mußte ihnen nämlich gefallen, und wenn ſie dagegen Einwürfe erhaben, ſo war der Vertrag meiner Anſicht nach null und nichtig. In der That hatte der Agent nicht einmal das Recht, die Unterſchriften zu verlangen, nachdem ein ſolcher wichtiger Vorbehalt den Bedingungen angefügt war. Ich will nicht das Ganze der Antwort des Agenten geben, da ich ſonſt zu viel wiederholen müßte. Nachſtehendes iſt ein Auszug aus derſelben.

„Ich habe euch geſagt, daß ihr bei eurem Vortrage ſtehen bleiben müßt und beharre darauf. Ihr müßt nach dem Weſten gehen. Euer Vater, der Präſident, der euer Freund iſt, wird euch dazu zwingen. Laßt euch daher nicht durch die Hoffnung oder Erwartung blenden, man werde euch geſtatten, hier zu bleiben. Ihr habt den Wunſch ausgedrückt, meine Anſicht und Meinung über die ganze Sache zu hören. Als ein Mann und euer Freund will ich dieſen Tag dazu verwenden, um euch Vernunft beizubringen; denn ich muß euch zeigen, daß euer heutiges Gerede ſo thöricht iſt, wie das eines Kindes.

„Springer ſagte, man ſey bei Payne's Landing überein gekommen, nach dem Weſten zu gehen und das Land zu unterſuchen; aber die Indianer ſeyen nicht gehalten, abzuziehen bis nach Rückkehr der Geſandtſchaft auch die Nation eingewilligt habe. Dann fügt er noch bei, was Andere von euch geſagt haben, daß der Vertrag von Camp Moultrie zwanzig Jahre in Kraft bleiben müſſe. Ein ſolches Gerede von Springer überraſcht mich, denn er iſt ein

verſtändiger Mann. Er hat den Vertrag von Paynes Landing, den er unterzeichnete, wohl begriffen und war der Erſte, deſſen Namen unter der Geſandtſchaft nach dem Weſten genannt wurde. Erweiß, daß dieſer Vertrag ihm und den Mitgliedern der Geſandtſchaft die Macht ertheilt, zu entſcheiden, ob die Nation abziehen ſolle, oder nicht.

„Die Creeks, die Choctaws, die Chickasaws und die Cherokees, welche in den Staaten wohnen, ziehen nach dem Weſten des Miſſiſſippi, weil ſie nicht leben können unter den Geſetzen der weißen Leute. Sie ſind ſchon hingegangen und ziehen noch immer fort; die Nation der Seminolen iſt nur eine kleine Handvoll gegen ihre Zahl. Zwei Regierungen können nicht beſtehen innerhalb derſelben Gebietsgrenze. Wo die Indianer innerhalb eines Staates oder Gebietes bleiben, bis die Rechtspflege des Staates oder Gebietes ſich über ſie erſtreckt, iſt das Syſtem der indianiſchen Regierung, der indianiſchen Geſetze und der Häuptlingſchaften für immer dahin — die Indianer ſind dem Geſetze des weißen Mannes unterworfen. Der Indianer muß ſich ſowohl wegen Schulden, als wegen Verbrechen in dem Gerichtshof des weißen Mannes aburtheilen laſſen, denn man kennt da keine indianiſchen Geſetze. Das Zeugniß der Indianer wird nicht zugelaſſen, und er ſieht ſich in allen Dingen auf die Leitung des weißen Mannes angewieſen. Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet euer Vater, der Präſident, die Sache, wenn er ſeine rothen Kinder über die Grenzen der Staaten und Gebiete nach Strichen hinaus verlegen will, wo euch das Geſetz des weißen Mannes nie erreichen wird, und wo ihr und eure Kinder Land beſitzen ſollt, ſo lange das Gras wächst und das Waſſer läuft. Er hegt für ſeine rothen Kinder das Gefühl eines Vaters. Aus dieſem Grunde wurde zu Payne's Landing der Vertrag mit euch abgeſchloſſen, und aus demſelben Grunde wird er euch auch zwingen, ihn zu halten. Aber betrachten wir ein wenig weiter eure eigene Stellung. Angenommen (was jedoch unmöglich iſt), es ſollte euch geſtattet werden, noch einige Jahre länger hier zu bleiben, was

würde eure Lage seyn? Dieses Land wird bald vermessen, verkauft und von Weißen angesiedelt seyn. Es ist jetzt schon ein Geometer im Gebiete, und die Territorial-Gerichtsbarkeit wird sich bald über dieses ganze Land erstrecken. Eure Gesetze werden beseitigt, und eure Häuptlinge hören auf, Häuptlinge zu seyn. Schlechte weiße Menschen werden sagen, ihr seyet ihnen schuldig oder hättet ihre Neger, legen auch vielleicht gar Verbrechen zur Last, auf welchen Todesstrafe steht. Ihr werdet nun vor den Gerichtshof des weißen Mannes gezogen, und die Ansprüche, die wegen Schulden, wegen eure Neger oder wegen eures Eigenthums an euch gemacht werden, wie auch die Anklagen wegen Verbrechens, kommen nach dem Gesetze des weißen Mannes zur Entscheidung. Weiße Männer werden Zeugen gegen euch seyn, weil man keinem Indianer gestattet, ein Zeugniß abzulegen. Eure Lage muß daher in wenigen Jahren die eines hoffnungslosen Elends seyn."

Welch' ein Zugeständniß ihres Vaters, des Präsidenten, nachdem er ihnen im dritten Artikel des Traktats von Camp Moultrie erklärt hatte, daß die Vereinigten Staaten „die Florida-Indianer schützen werden gegen was immer für Personen."

„Ihr könnt also sehen, daß ihr, selbst wenn ihr nach ein paar Jahre länger bleiben könntet, hoffnungsloser Armuth anheim fallen müßtet. Der Hunger drängt euch vielleicht, bei dem Manne, der euch so zu Grunde richtete, und möglicherweise sich noch mit euch abgibt, um euer ganzes Eigenthum an sich zu bringen, eine Brodrinde zu betteln; aber er nennt auch einen indianischen Hund und heißt euch fortgehen. (Hier drängte Asseola seinen Nachbar Miconopy, auf seinem Entschlusse zu beharren.) Euer Vater, der Präsident, sieht alle diese Uebel und will euch retten, indem er euch nach dem Westen verpflanzt. Ich sage euch daher zum letztenmal, daß ihr gehen müßt, und wenn ihr euch nicht gutwillig

dazu hergebt, so wird man euch zwingen. Ich muß euch noch ferner sagen, daß euch hier von Stunde an kein weiteres Jahrgeld bezahlt wird. (Asseola versetzte, er mache sich nichts daraus, ob noch mehr Geld bezahlt werde oder nicht.) Ich hoffe, ihr werdet nach reifer Erwägung wie ehrliche Männer handeln und mich nicht zwingen, daß ich eurem Vater, dem Präsidenten, berichte, ihr seyet euren Verbindlichkeiten treulos geworden."

Asseola sagte, ‚der Agent habe die Entscheidung der Häuptlinge bereits vernommen, und es falle ihnen nicht ein, eine andere Antwort zu geben.'

Miconopy sagte — ‚ich habe nicht Lust, abzuziehen.'

Der Agent: — ‚Ich habe mich jetzt zureichend überzeugt, daß ihr störrisch darauf beharren wollt, an euren Verpflichtungen gegen den Präsidenten unehrlich zu werden, und bedaure, einen solchen Bericht erstatten zu müssen. Bei dem, was ich euch sagte, muß und wird es sein Verbleiben haben.'

So löste sich die Berathung auf. Die amerikanische Regierung benahm sich säumig, weil sie wahrscheinlich dachte, daß die Indianer nicht viel länger widerstehen würden; diese aber legten große Vorräthe von Pulver und Blei an. Sechs Monate entschwanden und dann wurde ihnen angekündigt, daß sie jetzt die letzte Mittheilung ihres Vaters, des Präsidenten, auf dieser Seite des Mississippi vernehmen sollten. Am 22. April 1835 versammelten sich die Indianer, bei welcher Gelegenheit ihnen Nachstehendes eröffnet wurde:

„An die Häuptlinge und Krieger der Seminolen-Indianer in Florida.

„Meine Kinder!

„Es thut mir leid, vernehmen zu müssen, daß ihr schlechten Rathschlüssen Gehör gegeben habt. Ihr kennt mich und wißt, daß ich euch nicht täuschen oder zu etwas rathen werde, was ungerecht oder für euch nachtheilig ist. Oeffnet

eure Ohren und vernehmet, was ich euch jetzt zu sagen habe. Ihr hört die Worte eines Freundes und die Worte der Wahrheit.

„Die weißen Leute siedeln sich um euch her an. Das Wild ist aus eurem Lande verschwunden. Eure Leute sind arm und hungrig. Alles dies habt ihr schon seit einiger Zeit bemerkt. Es sind jetzt fast drei Jahre, daß ihr mit eurem Freunde, dem Obristen Gadsden, welcher im Namen der Vereinigten Staaten handelte, eine Uebereinkunft traft, vermöge welcher ihr euch anheischig machtet, euer Land in Floriba abzutreten und euch euren Brüdern, den Creeks, westlich vom Miſſiſſippi, anzuſchließen. Ihr habt dieſer Uebereinkunft eine Bedingung beigefügt, daß gewiſſe darin genannte Häuptlinge, in welche ihr Vertrauen ſetztet, in das weſtliche Land gehen und daſelbſt unterſuchen ſollten, ob es euren Bedürfniſſen und Gewohnheiten entſpreche — ferner, ob die dort wohnenden Creeks bereit wären, euch in ihren Volksverband aufzunehmen. Wenn die alſo abgeſchickten Perſonen in dieſem Punkte zufrieden wären, ſo ſolle die Uebereinkunft mit Obriſt Gadsden in voller Kraft ſtehen.

„Im Einklang mit dieſen Bedingungen ſind die von euch genannten Häuptlinge nach dem Lande gezogen, haben es unterſucht und ſich ſowohl von der guten Eigenſchaft deſſelben, als von den günſtigen Geſinnungen der Creeks überzeugt. Sie ließen ſich daher in eine Uebereinkunft mit den Commiſſären der Vereinigten Staaten ein, gaben ihre Zufriedenheit über die fraglichen Punkte zu erkennen und ratifizirten ſchließlich den mit Obriſt Gadsden gemachten Vertrag.

„Ich erfahre nun, daß ihr euch weigert, die feierlich von euch gemachten Zuſagen in Ausführung zu bringen,

und daß ihr den Beamten der Vereinigten Staaten, die an euch geschickt wurden, erklärt habt, es falle euch nicht ein, nach dem westlichen Lande zu ziehen.

„Meine Kinder, ich habe euch nie getäuscht und werde nie die rothen Leute hintergehen. Ich sage euch, daß ihr euch entfernen müßt und werdet. Selbst wenn ihr ein Recht zu bleiben hättet, wie könntet ihr leben, wo ihr jetzt seyd? Ihr habt all euer Land verkauft, und kein Stückchen mehr davon, wäre es auch nur so groß, wie eine Decke, um darauf zu sitzen, ist fortan euer Eigenthum. Womit wollt ihr eure Weiber, eure Kinder und euch selbst ernähren? Der von euch abgetretene Strich wird bald vermessen und verkauft werden, und dann kommen die weißen Leute, um ihn in Besitz zu nehmen. Ihr werdet bald dem Hungertode nahe seyn, oder müßt euch vom Raube an dem Eigenthum unsrer Bürger nähren. Man leistet euch Widerstand, züchtigt euch oder tödtet euch wohl gar. Ist es da nicht weit besser, wenn ihr im Frieden nach einem schönen, fruchtbaren, von euren Verwandten bewohnten Lande zieht, wo ihr alle Lebensbedürfnisse gewinnen und Wild in reichlicher Menge finden könnt? Das Jahrgeld und die andern zu euren Gunsten gemachten Bedingungen werden eure Lage gemächlicher machen und euch in den Stand setzen, zu wachsen und zu gedeihen. Wenn ihr daher auch ein Recht hättet, an eurem gegenwärtigen Aufenthalte zu bleiben, so muß euch doch jeder wahre Freund zum Abzuge rathen. Ein solches Recht habt ihr aber nicht, und ihr müßt daher gehen. Es wäre mir sehr lieb, wenn ihr es im Frieden und freiwillig thätet. Man wird auf dem Wege Sorge für euch tragen und euch freundlich behandeln; auch soll euch, wenn ihr in dem neuen Lande ankommt, auf ein Jahr Mundvorrath verabreicht werden, so daß ihr hinreichend Zeit habt, euch wegen eures künftigen Fortkommens umzusehen.

„Laßt euch nicht durch eure hitzköpfigen jungen Leute gewaltsam von euren Vorbereitungen zum Abzug abhalten. Ihr werdet Schutz gegen sie finden, denn ich habe befohlen, eine große Streitmacht unter euch zu schicken. Der kommandirende Offizier und ebenso auch euer Freund, der Agent General Thompson, haben die Weisung, daß sie euch alle mögliche Nachsicht zu Theil werden lassen. Zugleich aber habe ich auch den Befehl ertheilt, daß ein Drittheil eures Volkes, dem Vertrag gemäß, in der gegenwärtigen Jahreszeit abziehen soll. Wenn ihr auf die Stimme der Freundschaft und Wahrheit hört, so werdet ihr ruhig und gutwillig gehen. Solltet ihr aber auf die schlimmen Vögel hören wollen, die stets um euch herfliegen, und den Abzug verweigern, so ist der kommandirende Offizier beauftragt, euch mit Gewalt fortzuschaffen. So wird es geschehen. Ich bete daher zu dem großen Geiste, daß er euch geneigt mache, zu thun, was recht ist.

Washington, den 16. Februar 1835.

Euer Freund

A. Jackson."

Mehrere von den Indianer-Häuptlingen antworteten: sie möchten wohl die Freundschaft erhalten, seyen aber nicht geneigt, sich zu entfernen. Die Berathung wurde sofort durch den Agenten aufgehoben, der ihnen mittheilte, er sey geschickt worden, um den Vertrag mit Gewalt zur Ausführung zu bringen. Er habe Krieger genug, dies zu thun, und werde nicht zögern. Es frage sich jetzt nur, ob sie gutwillig gehen, oder der Gewalt weichen wollten.

Diese Entschiedenheit von Seiten des Agenten brachte einige der Häuptlinge zum Wanken, und zuletzt unterzeichneten acht erste Führer und acht Unterhäuptlinge den Abzugsvertrag. Aber Miconopy, der Häuptling sämmtlicher Stämme, Springer, der zweite an Bedeutsamkeit, und drei andere mächtige Häuptlinge weigerten

ſich. Nun erdreiſtete ſich der Agent zu einem höchſt unverantwortlichen Schritte, indem er ſagte, Miconopy ſey nicht länger Häuptling der Nation; er (der Agent) ſtreiche ſeinen Namen und die der andern ſich widerſetzenden Häuptlinge aus der Rathsverſammlung der Nation.

Es läßt ſich wohl denken, daß ein ſolches Benehmen großen Unwillen unter den Seminolen erzeugte. Auch wurde das Benehmen des Agenten durch den Kriegsſekretär getadelt, der in ſeinem Schreiben bemerkt: —

„Es iſt nicht nöthig, daß ich über den von Euch mitgetheilten Gegenſtand viel in's Einzelne gehe. Wie ich von Mr. Harris höre, theilte er Euch die Anſicht des Präſidenten in Betreff der Häuptlinge mit, deren Autorität ihr in allen Fragen, welche ſich auf den Abzug der Seminolen beziehen, anzuerkennen verweigert habt. Der Präſident hält dieſes Verfahren für unpaſſend, und auch ich glaube, daß ſich Vieles dagegen einwenden läßt. Wir maßen uns nicht das Recht an, zu entſcheiden, wer die Häuptlinge in den verſchiedenen Indianerſtämmen ſeyn ſollen. Dies iſt eine Sache der innern Politik, welche nothwendig ihnen ſelbſt überlaſſen bleiben ſoll. Wenn wir mit einem der Stämme etwas Ernſtliches zu verhandeln haben und uns dabei zu behaupten unterfangen, daß ſie durch eine beſondere Claſſe von Individuen zur Entſcheidung gebracht werden müſſe, ſo ſetzen wir uns zuverläſſig der Rüge aus. Das geeignete Verfahren in wichtigen Fragen iſt die unmittelbare Verhandlung mit dem Stamme ſelbſt, und wenn er ſeine Häuptlinge oder andere Individuen bevollmächtigt, ſo müſſen wir eine ſolche Autorität entweder anerkennen, oder den Gegenſtand ganz aufgeben.“

Im Juni 1835 erſchien Aſſeola, der Häuptling der Micoſukees, der von der Rathsverſammlnng ferne geblieben und der ent-

ſchiedenſte Gegner des Vertrags war, um ſich über die Behandlung zu beſchweren, welche einige ſeiner Leute von den Weißen erlitten hätten, indem ein Angehöriger ſeines Stammes verwundet worden ſey. Er erhielt keine Genugthuung, und da er, dem Agenten etwas Anſtößiges ſagte, ſo wurde er in's Gefängniß geworfen. Um ſeine Freiheit wieder zu erringen, verſprach er, den Vertrag zu unterzeichnen, und hielt auch dieſe Zuſage; indeß darf dies nur als indianiſche Kriegsliſt betrachtet werden. Man hatte ihn ohne Grund eingeſperrt, und es läßt ſich deshalb annehmen, daß er ſich für gerechtfertigt hielt, durch einen entſprechenden Trug von ſeiner Seite die Freiheit wieder zu gewinnen. Einen Monat nach dieſem Vorfall ermordeten einige von dem Stamme Aſſeolas einen Poſtboten der Regierung.

Die Indianer machten noch einen einzigen weiteren Verſuch. Sie beriefen einen Rath zuſammen und erboten ſich, nach dem Weſten des Miſſiſſippi zu ziehen, wenn man ihnen eigenes Land und einen eigenen Agenten gebe. Die Regierung weigerte ſich jedoch entſchieden und ließ ihnen ſagen, daß ihr großer Vater, der General Jackſon „ſehr erzürnt ſey.“ Die Raubangriffe auf die Indianer wurden nun häufiger, und die Mehrzahl derſelben entſchloß ſich zum Widerſtande. Nur ſechs Häuptlinge von allen, welche den Vertrag unterzeichnet hatten, hielten Wort und brachten ihr Vieh u. ſ. w. dem Regierungs-Agenten, damit er daſſelbe vor ihrer Auswanderung verkaufe. Fünf derſelben ſuchten Schutz in dem Fort Brooke, da ſie fürchteten, die Seminolen würden ſie wegen ihres Abfalles ſtrafen. Der ſechste, Charley Amathla, ſchickte ſich eben an, den übrigen zu folgen, als Aſſeola und zwei andere Häuptlinge ſich nach ſeinem Hauſe begaben, und darauf beſtanden, daß er mit ſeinem Volke nicht abziehe. Charley Amathla verſetzte, er habe bereits ſein Wort gegeben, daß er an der Zuſage, welche er dem großen Vater geleiſtet, feſthalten wolle, und beharre daher auf ſeinem Verſprechen, ſelbſt wenn es ihm das Leben

koſten ſollte. Er ſagte, er habe es erleben müſſen, wie ſeine Nation ein zu Grund gerichtetes herabgewürdigtes Volk geworden ſey, und glaube, daß das einzige Heil in dem Abzug nach dem Weſten liege; er habe alle vorſorgliche Maßregeln dafür getroffen und dem Agenten das Vieh übergeben, ſo daß alſo kein Entſchuldigungsgrund vorhanden wäre, wenn er ſich jetzt noch weigern wollte. Einer der Häuptlinge theilte ihm ſodann mit, daß die Criſis gekommen ſey; er müſſe ſich entweder ihrem Widerſtande anſchließen, oder ſterben — man laſſe ihm zwei Stunden Zeit, ſich mit ſeinem Volke zu berathen und dann ſeine Erklärung abzugeben. Er verſetzte, er ſey unwandelbar entſchloſſen, und Niemand könne ihn bewegen ſein Wort zu brechen; wenn er ſterben müſſe, ſo hoffe er, daß man ihm noch Zeit genug laſſe, einige Maßregeln zum Beſten ſeines Volkes zu treffen. In dieſem Augenblicke erhob Aſſeola ſeine Büchſe und war im Begriffe, Feuer zu geben, als Abraham noch das mörderiſche Ziel ablenkte und alle Anweſenden bat, ſich zum Zwecke einer Berathung mit den andern Häuptlingen zu entfernen. Aſſeola trennte ſich jedoch mit einem kleinen Haufen von der Hauptmaſſe der Indianer, kehrte zu Charley Amathla zurück und ſchoß ihn nieder. Dreizehn von den Leuten des Letztern, flüchteten ſich nun nach Fort King, während die übrigen, durch Furcht eingeſchüchtert, die Rückkehr des Haupthaufens erwarteten und ſich demſelben anſchloſſen.

Dies war ein ſchöner Zug von einem Indianer und beweist, daß die Seminolen nicht das treuloſe Volk ſind, als welches ſie von den Regierungs-Agenten dargeſtellt werden. Der Tod dieſes edlen Indianers war das Signal zum Beginn der Feindſeligkeiten. Die Seminolen verließen augenblicklich alle ihre Städte, verbargen ihre Pferde und brachten ihre Familien nach einem ſicheren Platze, der zum großen Erſtaunen Aller bisher noch nicht entdeckt werden konnte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Florida-Krieg.

Die Vermuthung liegt nahe, daß sich die Semiolen nach einem Theile der ungeheuren Sümpfe zurückzogen, welche den Ouith-lacoochee-River umgeben; soviel ist übrigens gewiß, daß seit dem Beginne des Kriegs im December 1835 bis auf die gegenwärtige Zeit ihr Schlupfwinkel nie entdeckt wurde. Die Indianer zogen nun in Partieen umher und nahmen summarische Rache an denen, welche sie beraubt und mißhandelt hatten. Das ganze Land vom Fort Brooke bis zum Fort King wurde durch die Brandfackel verheert; die Weißen sahen sich genöthigt, ihre ganze Habe aufzugeben und Schutz unter den Forts zu suchen. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten betrug die amerikanische Streitkraft nicht fünfhundert Mann. Die Milizen wurden aufgeboten; da aber keine militärischen Vorräthe vorhanden waren, so wurde beschlossen, daß die Truppen Verstärkungen abwarten müßten, ehe man die Indianer angreifen könne. Die Hauptaufgabe war jetzt, ein starkes Corps in das Fort King zu werfen.

General Clinch, welche das Fort Brooke kommandirte, hatte neununddreißig Mann von Key-West erhalten, und es wurde nun keine Zeit verloren, zwei Compagnieen für den gedachten Dienst vorzubereiten. Am 24. December 1835 begannen hundert Mann und acht Offiziere mit einem Feldstück, unter dem Kommando des Major Dade, ihren Marsch.

Am Morgen des achtundzwanzigsten, als diese Häuptlinge sich kaum vier Meilen von dem Lagerplatz der letzteren Stadt entfernt hatten, erfolgte ein Angriff der Indianer, deren erste Salve sehr zerstörend wirkte und den Major Dade mit seinem ganzen Vortrabe todt niederstreckte. Die Indianer wurden von den Truppen unter

Kapitän Gardner, der jetzt das Kommando übernommen hatte, zurückgetrieben und die Amerikaner schickten sich an, Brüstungen aufzuwerfen. Aber ehe diese hoch genug waren, um zureichenden Schutz zu bieten, wiederholten die Indianer ihren Angriff. Die Amerikaner brachten ihr Feldstück in's Spiel; aber da die Brüstungen zu niedrig waren, so schossen die Indianer Jeden nieder, der das Geschütz zu bearbeiten versuchte. Alle Offiziere und mehr als zwei Drittheile der amerikanischen Truppen waren gefallen, den Ueberlebenden aber alle Munition ausgegangen. Sobald die Indianer dies bemerkten, brachen sie heran und vertilgten das ganze Detachement bis auf zwei Mann, die gleichfalls schwer verwundet waren, aber doch einen Versteck fanden und endlich entkamen.

Man schätzte die Streitmacht der Indianer auf ungefähr dreihundert und fünfzig oder vierhundert Mann. Der Kampf währte sechs Stunden, und man muß zugeben, daß sich die Truppen auf's Tapferste gegen eine so überlegene Macht vertheidigten.

Am nämlichen Nachmittag hatten die Amerikaner den Verlust des General Thompson, des indianischen Agenten im Fort King, zu beklagen. Unklugerweise hatte er sich ungefähr dreihundert Schritte von dem Fort entfernt und wurde von den Indianern, die in einem Hinterhalt auf ihn lauerten, angegriffen. Er, Lieutenant Smith und drei andere Personen, die zum Fort gehörten, wurden todtgeschossen. Das Indianerhäuflein war von Asseola angeführt, welcher dem General Thompson gedroht hatte, daß die Weißen die an ihm geübte Behandlung büßen sollten. Als er sich zurückzog, ließ er sein eigenthümlich schrilles Kriegsgeschrei erschallen, um die Weißen wissen zu lassen, wem sie dieses Gemetzel zu danken hatten.

General Clinch hatte im Fort Brooke, wo zweihundert Mann regulärer Truppen lagen, eine Verstärkung von fünfhundert Freiwilligen unter dem Kommando des General Call erhalten und setzte sich nun mit seiner ganzen Streitkraft von siebenhundert Mann in Bewegung.

Als ſie am 30. December über den Ouith-la-coochee-River ſetzten, erſahen die Indianer ihre Gelegenheit, indem ſie, ſobald ein Theil der Truppen auf dem andern Ufer angelangt war, einen Angriff begonnen, der in weniger als einer Stunde mit Nachdruck und Erfolg abgeſchlagen wurde. Das Gefecht war jedoch ſcharf geweſen, und die Amerikaner zählten dreiundſechzig Todte und Verwundete. Die Zahl der Indianer mochte ſich auf ſiebenhundert Mann belaufen.

Aber abgeſehen von dieſen Gefechten mit den Milizen und Regulären ſollen den Verheerungen, welche die Indianer durch das ganze Land anrichteten, furchtbar geweſen ſeyn. Weiber und Kinder wurden ermordet und in jeder Richtung des Landes die Herde verödet. Die angeſiedelteren Theile in der Nähe von St. Auguſtine, die Zuckerplantagen mit ihren koſtſpieligen Werken wurden zerſtört und in vielen Fällen die Sklaven entführt, wenn ſie ſich nicht etwa freiwillig den Indianern anſchloßen und ſo die Kraft des Feindes vermehrten. Mehr als hundert Beſitzungen lagen verheert da, und der Durchſchnittsverluſt jeder Pflanzung wurde, abgeſehen von dem Verluſte der Neger, zu fünfzigtauſend Dollars berechnet.

Die Kunde von dieſen Verwüſtungen und der Vertilgung des Majors Dade und ſeines ganzen Haufen erreichte bald die benachbarten Staaten, und der Aufruf um Beiſtand, den General Clinch erließ, fand raſchen Anklang. Man organiſirte zu Auguſta, Savannah, Darien und Charleston Meetings, und nach wenigen Tagen waren ſchon nahezu zweitauſend Freiwillige bereit, nach dem Kriegsſchauplatze zu marſchiren. In der That wurde der Kampf nun die Sache aller ſklavenhaltenden Staaten und von den Amerikanern mit der gewohnten Energie aufgenommen. In Louiſiana zeigte ſich derſelbe Geiſt. General Gaines befand ſich damals auf einer Inſpektionsreiſe und hatte Auftrag erhalten, die Führung der Truppen zu übernehmen, die ſich an der mexikaniſchen Grenze ſammelten;

aber auf die Bitte der Freiwilligen stellte er sich an ihre Spitze, bis er weitere Weisungen von Washington erhalten hätte. Der Beistand der amerikanischen Flottenmacht wurde gleichfalls aufgeboten, und General Gaines, welcher Kunde erhalten hatte, daß die Indianer das Fort Brooke beunruhigten, schickte einen Expressen an den General Clinch im Fort King, um ihm sagen zu lassen, daß er sich ihm zu Entsetzung des Postens mit seinen Streitkräften anschließen werde. Die Seminolen-Indianer, welche ihre Einwilligung zu dem Vertrag gegeben hatten, blieben ihrem Worte treu und ergriffen die Waffen gegen ihre Brüder, aus allen Richtungen in großen Haufen den Weißen zu Hülfe ziehend. Ich muß hier noch bemerken, daß nicht nur im Anfang, sondern im ganzen Verlaufe des Kriegs die Schwierigkeiten und der Aufwand für Beischaffung von Proviant sehr groß waren, so daß die amerikanischen Truppen die herbsten Entbehrungen durchmachen mußten und auch durch Krankheiten große Verluste erlitten.

Am 13. Januar 1836 langte General Gaines an dem Fort Brooke an, musterte daselbst seine Truppen, welche eilf- bis zwölfhundert Mann betrugen, und begann seinen Marsch zum Entsatze des Forts King, an welchem Posten er am 2. Februar anlangte, ohne auf Indianer zu treffen. Der General machte sodann einen Umweg, um den Feind zu verfolgen. Am siebenundzwanzigsten wurde seine Streitkraft, als sie eben den Ouith-la-coochee-River kreuzte, von den Indianern angegriffen, welche sich nach einem Scharmützel von dreiviertel Stunden, das den Amerikanern nur sehr unbedeutenden Verlust brachte, wieder zurückzogen. Am achtundzwanzigsten, als sie abermals über den Fluß setzten, machten die Indianer einen neuen Angriff, welcher fast vier Stunden währte. Die Amerikaner verloren bei dieser Gelegenheit den Major Izard, und zwei andere Offizicre wurden schwer verwundet. Am neunundzwanzigsten griffen die Indianer auf's Neue mit wenigstens tausend Mann an und wollten die amerikanischen Truppen aus ihren auf-

geworfenen Brüſtungen treiben. Nach zweiſtündigem Gefechte ſteckten ſie das hohe Gras in Brand; aber unglücklicherweiſe ſchlug der Wind plötzlich um, und ſtatt die Amerikaner auszubrennen, wurden alle ihre gedeckten Stellungen blosgelegt, ſo daß ſie ſich zu rückziehen mußten. Der Verluſt auf Seiten der Indianer wurde nicht bekannt, war aber muthmaßlich ſchwer. Die Amerikaner zählten zweiunddreißig Todte und Verwundete.

General Gaines, der die Indianer ſo ganz in ſeiner Nähe ſah, ſchickte nun Expreſſe ab, daß ihm Munition beigeführt werde; denn er war entſchloſſen, womöglich eine Hauptſchlacht herbeizuführen. Die amerikaniſchen Truppen litten ſchwer und mußten, um Nahrung zu gewinnen, ihre Pferde ſchlachten. Das Lager war jedoch ſicher, weil die Verſteckmittel der Indianer, deren ſie ſo ſehr für ihre Kriegsmethode bedurften, niedergebrannt waren. Dennoch fand am erſten, zweiten und dritten März ein kräftiger Angriff auf das Lager Statt. Am Abende des fünften langte der indianiſche Dolmetſcher der Seminolen an und meldete, ſie wünſchten eine Berathung zu halten und wollten nicht weiter fechten. Am ſechsten fand ein Waffenſtillſtand Statt, und Aſſeola erſchien mit einigen andern Häuptlingen, ſich dahin erklärend, daß ſie, wenn die Amerikaner nicht über den Fluß ſetzten, auf der andern Seite bleiben und keine weiteren Verheerungen mehr begehen wollten. Dies war in der That nichts Anderes, als der urſprüngliche Vorſchlag der Indianer; ſie wollten auf dem Lande bleiben, das ihnen durch den Vertrag von Camp Moultrie zugeſichert worden war. Die Antwort des General Gaines lautete, daß er nicht ermächtigt ſey, mit ihnen zu unterhandeln; ſie müßten ihre Waffen ausliefern und auf der anderen Seite des Fluſſes bleiben, bis ſie die amerikaniſche Regierung nach dem Weſten des Miſſiſſipi ſchicke. Während dieſer Unterhandlung langte General Clinch ſehr zur Freude der halbverhungerten Amerikaner mit Proviant und Verſtärkung an. General Gaines, welcher gehört hatte, daß dem General Scott das Kommando in Florida übertragen war, gab jetzt den Befehl an

General Clarke ab, und am eilften langten die Truppen bei dem Fort Drane an. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Verhandlungen mit den Indianern zu nichts führten. General Scott traf am 13. März 1836 im Fort Drane ein. Er hatte mit starken Regengüssen und faſt unbegehbaren Wegen zu kämpfen gehabt; auch war er mit einem ſchweren Bagage-Train belaſtet. Seine ganze Streitkraft belief ſich auf nahezu fünftauſend Mann. Dieſe vertheilte er in ein Centralcorps und zwei Flügel, um ſo das ganze Land zu ſäubern und die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln zu treiben; aber vergeblich. Letztere befanden ſich auf den Flanken jeder Abtheilung und es kam hin und wieder zu Scharmützeln; als aber die Truppen an dem Punkte anlangten, wo man die Indianer vermuthete, ließ ſich auch nicht ein Mann blicken, und ebenſowenig konnte man den Zufluchtsort ihrer Familien entdecken. Zuweilen griffen die Indianer die Außenpoſten mit großem Nachdruck an, wurden aber tapfer zurückgeſchlagen, obſchon die ganze, aus fünftauſend Mann beſtehende Armee nicht mehr als zwanzig Indianer tödtete oder fing. So weit mir ein Urtheil zuſteht, waren die Anordnungen des General Scott vortrefflich; aber die Beſchaffenheit des Bodens, nach welchem ſich die Indianer zurückgezogen hatten, machte den Truppen faſt jedes Handeln unmöglich. Ein großer Theil des Grundes war bloſer Sumpf, da und dort mit einer Inſel verſehen, auf welcher die Indianer ſich halten konnten. Um nun anzugreifen, mußten die Truppen meilenweit bis an den Hals im Waſſer fortwaten, und ſobald ſie anlangten, waren die Indianer verſchwunden.

Es liegt nicht in meiner Abſicht, alle Einzelnheiten dieſes kleinen Krieges zu verfolgen, der noch gegenwärtig fortdauert. General Scott gab das Kommando ab und erhielt den General Jeſſopp zum Nachfolger. Am 20. Oktober 1837, nachdem der Krieg faſt ein Jahr gedauert hatte, ließ ſich Aſſeola bereden, zu einer Be-

rathung in's amerikanische Lager zu kommen. Die Amerikaner hißten Waffenstillstands-Flaggen auf, und Asseola, der gleichfalls ein derartiges Friedenszeichen in der Hand trug, erschien nebst einem andern Häuptlinge und ungefähr fünfzig Kriegern. Sie wurden alsbald von Bajonetten umringt und auf Befehl der Föderal-Regierung zu Gefangenen gemacht; denn diese, welche daran verzweifelten, über die Indianer Herr zu werden, hatte zu einem so schändlichen Treubruch ihre Zuflucht genommen. Asseola's stolzer Geist konnte die Haft nicht ertragen und starb im Gefängnisse. In gleich verrätherischer Weise wurden auch andere Häuptlinge aufgehoben; aber so schwer auch dieser Verlust die Indianer treffen mußte, schien er sie doch nicht zu entmuthigen. Der Krieg wurde von den übrigen fortgeführt und währt noch immer an; denn die Reihen der Indianer sollen sich durch entlaufene Sklaven und einige der Creek-Indianer, die Georgia noch nicht verlassen haben, auffüllen. Am 25 Dezember 1837 kam es an einer Stelle zwischen Pease Creek und den großen Cypressensümpfen zu einer schweren Schlacht zwischen den Indianern und den amerikanischen Truppen. Letztere verloren bei dieser Gelegenheit die Obristen Thompson und Guntry; außerdem hatten sie noch achtundzwanzig weitere Todte und hundertundelf Verwundete. Seitdem hat meines Wissens kein wichtiger Kampf mehr stattgefunden. Soviel ist übrigens gewiß, daß die Seminolen, obschon sie ihre Führer verloren haben, noch immer aushalten und der ganzen Macht der vereinigten Staaten trotzen.

Den amerikanischen Zeitungen zufolge haben die Amerikaner vor dem Feinde und durch Krankheit zwischen zwei- bis dreitausend Mann verloren, während der Kriegsaufwand auf dreißig Millionen Dollars geschätzt wird. Wie weit diese Berechnung richtig ist, weiß ich nicht; so viel aber ist gewiß, daß eine Handvoll Indianer, die im Beginn des Kriegs nur zu tausend neunhundert Mann geschätzt wurden, gegen vier oder fünfmal größere Heere, die unter t ren , fähigen Offizieren standen, gestritten hat. Das

Indianerhäuflein hat sich nun, trotz seiner Verluste durch die Waffen des Feindes und die noch größeren, welche ihm dessen Treubruch beibrachte, vier Jahre gegen die amerikanische Regierung gehalten und sich während dieser Zeit ernährt. Der Schlupfwinkel ihrer Weiber und Familien ist nie entdeckt worden, obschon die Amerikaner einen Theil von Seminolen auf ihrer Seite haben. In der That ist, wenn wir den amerikanischen Angaben Glauben schenken dürfen, der Krieg jetzt fast eben so weit von seinem Schlusse, als er es im Anfange war. *)

Ich habe in Kürze die Ursachen und Hauptereignisse dieses Krieges mitgetheilt, da sie in England nur wenig bekannt sind. Die Amerikaner müssen ihn fortsetzen und wenn sie noch zweimal so viel Geld aufzuwenden hätten, bis jeder Indianer ausgerottet und das Gebiet mit Weißen bevölkert ist. Thun sie's nicht, so würden die Florida-Sümpfe die Schlupfwinkel für entlaufene Sklaven; denn der Vorgang hat sie gelehrt, was geleistet werden kann, und dürfte wohl Anlaß zu einem allgemeinen Sklavenaufstand in den anstoßenden Staaten geben, da sie sich nur nach den Ufern des Ouith-la-coochee zurückzuziehen und daselbst zu vertheidigen brauchen. Das Clima ist für die Europäer so verderblich, daß sogar jetzt noch Amerika wahrscheinlich große Schätze und viele Menschen-

*) Obschon die Föderal-Regierung dergleichen thut, als könne sie die gegenseitigen Kämpfe der Indianer nicht leiden, dürfte doch aus folgender Notiz erhellen, daß sie in ihrer Noth nicht an ihrem ausgesprochenen Grundsatze festhält.

Auszug aus einem Briefe, datirt vom Fort Brooke in Florida, den 14. Juni.

„Die Cherokees und Choctaws werden bald in diesem Lande erwartet, und es steht dann ein Vertilgungskrieg in Aussicht, in welchem kein Pardon gegeben wird. Die Angelegenheiten sind noch gerade so, wie vor zwei Jahren, ohne daß der Krieg seinem Ende näher gerückt wäre. Wir hoffen übrigens, daß der Preis von zehn Dollars auf jeden Seminolenskalp den Cherokees und Choctaws als unwiderstehliche Verlockung dienen wird."

leben opfern muß, eh' es in den Beſitz des Gebietes kömmt. Ich ſchließe mit einem Auszuge aus einem Briefe des Genfer Reiſenden, welcher in dem Times abgedruckt wurde.

„Der Krieg war ungerecht in ſeinem Beginne und hat jahrelang unter den ſchändlichſten Umſtänden fortgedauert. Es fand nicht ein einziger Feldzug Statt, in welchem nicht die Armee reichlich Kränkung und Schmach geerndtet hätte.

„Im Kampfe fochten Offiziere und Soldaten tapfer; aber das Land beſteht aus tiefen Sümpfen und Moräſten, und die Unerfahrenheit der Truppen im indianiſchen Kriege hat ſtets dazu gedient, die verhängnißvollſten Niederlagen herbeizuführen.

„Nirgends liefert die Geſchichte ein ähnliches Beiſpiel, daß ein ſo kleiner zerſtreuter Volksreſt ſich mit ſolchem Heldenmuthe und ſo triumphirenden Reſultaten gegen die Angriffe einer diſciplinirten und zahlreichen Armee geſchlagen hätte. In jedem Feldzuge verloren die Amerikaner wenigſtens zehn Mann, bis ein einziger Seminole fiel. Die Indianer konnten nie mehr als ſieben oder achthundert Krieger aufbringen — ja, es iſt ſogar zweifelhaft, ob ſie je mehr als die Hälfte dieſer Zahl hatten, während die amerikaniſche Armee, wenn ſie im Felde ſtand, ſich in der Regel auf ſechs- bis zehntauſend Mann belief.“

Anhang.

Constitution der Vereinigten Staaten.

Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, verordnen und gründen für die Vereinigten Staaten Amerika's diese Constitution, um eine vollkommenere Union zu bilden, einen guten Rechtszustand herzustellen, die bürgerliche Ruhe zu sichern, ein gemeinsames Vertheidigungssystem handzuhaben, die allgemeine Wohlfahrt zu fördern und uns sowohl als unsrer Nachkommenschaft die Segnungen der Freiheit zu wahren.

Erster Artikel.

Erste Sektion.

Alle hierin ertheilte legislative Gewalt soll einem Congreß der Vereinigten Staaten übertragen seyn, welcher aus einem Senat und einem Hause der Repräsentanten besteht.

Zweite Sektion.

1) Das Haus der Repräsentanten soll aus Mitgliedern zusammengesetzt seyn, welche das Volk der verschiedenen Staaten alle zwei Jahre wählt. Die Wähler in jedem Staate müssen die Befähigungen haben, welche für Wähler des zahlreichsten Zweigs der Staats-Legislatur erforderlich sind.

2) Niemand kann ein Repräsentant seyn, der nicht das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat und sieben Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen ist. Deßgleichen muß der Gewählte ein Einwohner des Staates seyn, von dem er gewählt wurde.

3) Die Repräsentantenzahl und die direkten Steuern sollen unter die verschiedenen, zur Union gehörigen Staaten nach ihrer

beziehungsweisen Bevölkerung vertheilt werden, in dem Maßstabe, daß zu der ganzen Anzahl freier Personen einschließlich derer, welche auf die Dauer von Jahren Dienstverhältnisse eingegangen haben, und ausschließlich der nicht besteuerten Indianer, drei Fünftheile aller übrigen Personen gezählt werden. Die wirkliche Aufzählung soll innerhalb dreier Jahre nach dem ersten Zusammentritt des Vereinigten Staaten-Congresses und dann je von zehn zu zehn Jahren nach gesetzlichen Bestimmungen vorgenommen werden. Die Zahl der Repräsentanten soll nicht einen für je dreißigtausend übersteigen; aber jeder Staat muß wenigstens einen Vertreter stellen. Bis der Census ausgefertigt ist, darf der Staat New-Hamphire drei, Massachussets acht, Rhode Island und die Providence-Pflanzungen einen, Connecticat fünf, New-York sechs, New-Jersey vier, Pennsylvanien acht, Delaware fünf, Maryland sechs, Virginien zehn, Nord-Carolina fünf, Süd-Carolina fünf und Georgien drei Repräsentanten wählen.

4) Wenn in der Repräsentation irgend eines Staates eine Erledigung stattfindet, soll dessen exekutive Behörde Wahlausschreiben erlassen, um die Stelle neu zu besetzen.

5) Das Haus der Repräsentanten soll ihre Sprecher und ihre übrigen Beamten wählen, desgleichen das ausschließliche Recht öffentlicher Anklage haben.

Dritte Sektion.

1) Der Senat der Vereinigten Staaten soll aus zwei Senatoren aus jedem Staate bestehen; sie werden von den betreffenden Legislatur-Behörden auf sechs Jahre gewählt, und jeder Senator hat nur eine einzige Stimme.

2) Unmittelbar nach der ersten Wahl und ihrer ersten Versammlung sollen sie möglichst gleich in drei Classen getheilt werden. Die Sitze der Senatoren, welche der ersten Classe angehören, werden nach Ablauf des zweiten Jahres, bei der zweiten Classe nach Ablauf des vierten Jahres und die der dritten Classe nach Ablauf des sechsten Jahres erledigt, so daß je nach zwei Jahren ein Drittheil gewählt wird. Tritt in Folge von Resignation oder anderweitig während der Legislaturferien eines Staates eine Erledigung ein, so hat die exekutive Gewalt desselbigen Staates eine jeweilige Ernennung vorzunehmen, bis sich der gesetzgebende Körper wieder versammelt und derartige Vacaturen ausfüllt.

3) Niemand kann Senator werden, der nicht das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hat und neun Jahre Bürger der Vereinigten

Staaten gewesen ist; auch muß der Gewählte ein Einwohner des Staates seyn, für den er gewählt wurde.

4) Der Vice-Präsident der Vereinigten Staaten ist zugleich Senatspräsident, hat aber nur dann ein Stimmrecht, wenn Stimmengleichheit vorhanden ist.

5) Der Senat wählt seine Beamten und auch einen Präsidenten pro tempore für den Fall der Abwesenheit des Vicepräsidenten, oder wenn derselbe das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten vertreten sollte.

6) Der Senat soll das ausschließliche Recht haben, alle öffentlichen Anklagen abzuurtheilen. Wenn er zu diesem Zwecke eine Sitzung hält, muß zuvor eine Eidesleistung oder Affirmation stattfinden. Soll der Präsident der Vereinigten Staaten gerichtet werden, so führt der Oberrichter das Präsidium; auch kann keine Verurtheilung stattfinden, ohne daß zwei Dritttheile der anwesenden Mitglieder einstimmig sind. Die Verurtheilung auf eine öffentliche Anklage erstreckt sich nicht weiter, als auf Entfernung vom Amte und die Unfähigkeitserklärung, unter den Vereinigten Staaten irgend eine Ehrenstelle, ein Amt des Vertrauens oder einen einträglichen Posten zu bekleiden. Indeß bleibt der Verurtheilte doch noch immer einer Anklage vor der Jury, dem Verhör, der Aburtheilung und gesetzlichen Bestrafung ausgesetzt.

Vierte Sektion.

1) Die Zeit, der Ort und die Art der Senatoren- und Repräsentantenwahl werden in jedem Staate durch die betreffende Legislatur vorgeschrieben; indeß kann der Congreß zu jeder Zeit durch ein Gesetz derartige Regulative erlassen oder ändern, und nur der Ort für die Wahl des Senates macht eine Ausnahme.

2) Der Congreß versammelt sich wenigstens einmal jährlich; der Zusammentritt geschieht am ersten Montag im Dezember, wenn nicht gesetzlich ein anderer Tag bestimmt wird.

Fünfte Sektion.

1) Jedes Haus hat die Wahlen und die Qualifikationen seiner eigenen Mitglieder zu beurtheilen. Eine Majorität aus jedem soll ein Quorum für die Besorgung der Geschäfte constituiren; aber eine kleinere Zahl kann von Tag zu Tag vertagen und legitimirt werden, das Anwohnen von abwesenden Mitgliedern in einer Weise und unter Strafansätzen, wie sie jedes Haus dekretiren mag, zu erzwingen.

2) Jedes Haus kann die Regeln seines Geschäftsgangs be-

stimmen, seine Mitglieder wegen ungeordneten Benehmens strafen und unter Einwilligung von zwei Drittheilen ein Mitglied ausstoßen.

3) Jedes Haus soll ein Tagebuch über seinen Geschäftsgang führen und dasselbe von Zeit zu Zeit veröffentlichen, mit Ausnahme derjenigen Theile, deren Geheimhaltung sie nöthig finden. Die bejahenden und verneinenden Abstimmungen der Mitglieder eines jeden Hauses sollen auf jede Anfrage hin, sobald es ein Fünftel der anwesenden Mitglieder wünscht, in das Tagebuch eingetragen werden.

4) Kein Haus soll während der Sitzung des Congresses ohne Zustimmung des andern sich auf länger als drei Tage vertagen oder seine Verhandlungen nach einem anderen Platze verlegen, als der ist, an welchem die beiden Häuser ihre Sitzungen zu halten haben.

Sechste Sektion.

1) Die Senatoren und Repräsentanten erhalten für ihre Dienstleistungen eine durch das Gesetz zu bestimmende Vergütung, welche aus dem Schatze der Vereinigten Staaten bezahlt wird. Während sie der Sitzung ihrer betreffenden Häuser anwohnen oder auf dem Wege nach derselben und von denselben zurück begriffen sind, sollen sie nicht anders verhaftet werden können, als wegen Hochvorraths, Felonie und Friedensbruchs. Auch darf man sie nicht wegen einer Rede oder Debatte in einem der beiden Häuser an irgend einem andern Platze zur Rede stellen.

2) Kein Senator oder Repräsentant soll während der Zeit, für welche er gewählt wurde, zu irgend einem bürgerlichen Amte unter der Autorität der Vereinigten Staaten, welches während dieser Zeit geschaffen oder in seinen Einkünften erhöht wurde, ernannt werden; ferner soll keine Person, die ein Amt der Vereinigten Staaten besitzt, während der Dauer desselben ein Mitglied eines der beiden Häusern seyn.

Siebente Sektion.

1) Alle Bills für Erhöhung der Einkünfte sollen von dem Haus der Repräsentanten ausgehen; wenn sich's aber um Verbesserungen oder um andere Bills handelt, so kann auch der Senat Vorschläge machen.

2) Jede Bill, die im Haus der Repräsentanten und des Senats durchgegangen ist, soll, ehe sie Gesetzeskraft erhält, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten präsentirt werden. Genehmigt er sie, so hat er sie zu unterzeichnen; andernfalls aber gibt er sie mit seinen Einwürfen an das Haus zurück, von welchem sie ausgegangen ist. Dieses hat sodann die Einwürfe ausführlich in seinem

Tagebuche zu verzeichnen und die Sache abermals in Erwägung zu ziehen. Ist dieses geschehen, und vereinigen sich zwei Drittheile dieses Hauses, die Bill dennoch zu erlassen, so ist sie mit den Einwendungen an das andere Haus zu übermachen, welches gleichfalls abermals darüber berathen soll. Wird sie auch hier von zwei Drittheilen des Hauses genehmigt, so erhält sie Gesetzeskraft. Aber in allen solchen Fällen müssen sich die Stimmen der beiden Häuser auf Ja und Nein beschränken, und die Namen der Personen, welche für und gegen die Bill votiren, sollen in die Tagebücher der betreffenden Häuser eingetragen werden. Wenn eine Bill binnen zehn Tagen nach der Präsentation (Sonntage nicht mitgerechnet) vom Präsidenten nicht zurückgegeben wird, so soll sie so gut Gesetzeskraft erhalten, als wenn er sie unterzeichnet hätte, es sey denn, daß der Congreß durch seine Vertagung die Zurückgabe hinderte, in welchem Falle sie nicht zum Gesetz wird.

3) Jeder Erlaß, jede Resolution oder jedes Votum, wofür die Einstimmung des Senats und des Hauses der Repräsentanten nöthig wird (die Vertagungsfrage ausgenommen), soll dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgelegt werden und nicht in Wirksamkeit treten, bis sie von demselben genehmigt oder im entgegengesetzten Falle abermals durch zwei Drittheile des Senats und des Hauses der Gemeinen erlassen sind, ganz nach den Regeln und Beschränkungen, die im Falle einer Bill vorgeschrieben werden.

Achte Sektion.

Der Congreß soll ermächtigt seyn:

1) Taxen, Zölle, Auflagen und Waarensteuern auszuschreiben, desgleichen die Schulden zu bezahlen, für das gemeinschaftliche Wehrsystem zu sorgen und im Interesse des gemeinsamen Wohls der Vereinigten Staaten zu handeln; aber alle Zölle, Auflagen und Waarensteuern müssen durch die Vereinigten Staaten gleichförmig seyn;

2) Geld auf den Credit der Vereinigten Staaten zu borgen;

3) den Handel mit fremden Nationen unter den verschiedenen Staaten und mit den Indianerstämmen zu reguliren;

4) eine gleichförmige Naturalisationsregel festzusetzen und für alle Vereinigten Staaten gleich gültige Bankerutt-Gesetze zu erlassen;

5) Geld zu prägen, den Werth desselben, wie auch den des ausländischen Geldes zu reguliren und die Waaren von Maß und Gewicht festzustellen;

6) Vorsorge zu treffen wegen Bestrafung von Personen, welche die Noten und die gangbare Münze der Vereinigten Staaten fälschen;

7) Post-Bureaus und Poststraßen zu errichten;

8) den Fortschritt der Wissenschaften und nützlicher Künste durch zeitweilige Sicherstellung der Autoren und Erfinder für den ausschließlichen Besitz ihrer Schriften und Entdeckungen zu fördern;

9) Untergerichtshöfe zu errichten, ferner Raub und Felonie, auf hoher See begangen, wie auch die Vergehungen gegen das Völkerrecht genau zu bezeichnen und zu bestrafen;

10) Krieg zu erklären, Kaper- und Repressalien-Briefe zu ertheilen und in Betreff von Eigenthum, das im Kriege zu Land und Wasser weggenommen wurde, gesetzliche Normen zu erlassen;

11) Armeen auszuheben und zu verproviantiren; doch soll für diesen Zweck über die Staatsmittel keine Verfügung von längerer Dauer als zwei Jahre getroffen werden;

12) für eine Marine zu sorgen und sie zu unterhalten;

13) der Regierung Normen vorzuzeichnen und die Land- und Seemacht zu reguliren;

14) für das Aufgebot der Milizen zu sorgen, um die Gesetze der Union zu vollziehen, Aufstände zu unterdrücken und Einfälle zurückzutreiben;

15) die Milizen zu organisiren, zu bewaffnen und zu disciplíniren, desgleichen denjenigen Theil derselben, welcher für den Dienst der Vereinigten Staaten verwendet werden sollte, zu leiten. Dabei bleibt den betreffenden Staaten die Ernennung der Offiziere und die Ermächtigung vorbehalten, ihre Milizen nach der von dem Congreß vorgeschriebenen Disciplin einzuüben;

16) ausschließliche Gesetzgebung zu üben in allen Fällen über denjenigen nicht zehn Quadrat-Miles übersteigenden Distrikt, welcher durch Cession besonderer Staaten und durch die Annahme des Congresses Sitz der Vereinigten Staaten-Regierung werden soll; ferner die gleiche Autorität handzuhaben über alle angekauften Plätze, welche unter Zustimmung der betreffenden Staats-Legislatur zu Errichtung von Forts, Magazinen, Arsenalen, Dockyards und andern nützlichen Gebäuden verwendet werden sollen;

17) alle Gesetze zu erlassen, welche nöthig und passend werden dürften, um vorstehende Ermächtigungen und alle andere Gewalt, mit welchen die Constitution das Gouvernement der Vereinigten Staaten, ein gesondertes Departement, oder einen Beamten desselben bekleidet, in Vollzug zu setzen.

Neunte Sektion.

1) Die Ortsveränderung oder Einwanderung solcher Personen, welche was immer für einer der jetzt bestehenden Staaten zuzulassen als passend erachtet, soll vor dem Jahre 1808 durch den Congreß nicht gehindert werden; indeß kann auf solche Einwanderer eine Steuer gelegt werden, die jedoch den Betrag von zehn Dollars auf den Kopf nicht übersteigen soll.

2) Das Privilegium des Habeas corpus soll nicht suspendirt werden, wenn es nicht in Fällen des Aufruhrs oder des Invasion um der öffentlichen Sicherheit willen nöthig wird.

3) Eine Bill auf gerichtliche Ueberführung eines Vergehens, das den bürgerlichen Tod nach sich zieht, oder ein Expost-Facto-Gesetz soll nicht erlassen werden.

4) Eine Kopfsteuer oder eine andere direkte Taxe soll nur im Verhältniß zu dem Census oder der oben angeordneten Volkszählung auferlegt werden.

5) Die Ausfuhr von Gegenständen aus was immer für einem Staate darf nicht mit einer Taxe oder mit einem Zolle belastet werden. Kein Hafen des einen Staates darf in Betreff der Handels- oder Einfünfte-Regulation einen Vortheil vor dem andern haben; auch sollen Schiffe, die von oder zu dem einen Staate fahren nicht gehalten seyn, in den andern einzulaufen, zu deklariren oder Zölle zu bezahlen.

6) Aus dem Staatsschatz darf nur in Folge gesetzlicher Verordnungen Geld gezogen werden; auch soll eine regelmäßige Angabe und Rechenschaft über eingegangene und verwendete öffentliche Gelder von Zeit zu Zeit durch den Druck bekannt gemacht werden.

7) Die Vereinigten Staaten verleihen keine Adelstitel, und Niemand, dem sie ein einträgliches oder ein Ehrenamt anvertraut haben, soll ohne Zustimmung des Congresses von einem König, einem Fürsten oder einem fremden Staate Geschenke, Emolumente, Aemter oder Titel was immer für einer Art annehmen.

Zehnte Sektion.

1) Kein Staat soll sich in einen Vertrag, in eine Alliance oder Conföderation einlassen, Kaper- und Repressalien-Briefe ertheilen, Geld prägen, Credit-Noten ausgeben, andere Schuldentilgungsmittel verordnen, als Gold- und Silbermünze, Bills of attainder, Expost-Facto-Gesetze oder Gesetze zu Schwächung von Contrakts-Verbindlichkeiten erlassen oder Adelstitel verleihen.

2) Kein Staat soll ohne Zustimmung des Congresses Imposts

oder Ein- und Ausfuhrzölle auflegen, die nicht absolut nöthig zu Ausführung seiner Inspektionsgesetze sind. Der Reinertrag aller Zölle und Imposts, die irgend ein Staat auf Einfuhr oder Ausfuhr legt, haben in den Schatz der Vereinigten Staaten zu fließen, und alle hieher bezüglichen Gesetze müssen der Revision und Ueberwachung des Congresses unterworfen werden. Kein Staat soll ohne Zustimmung des Congresses Tonnen-Geld auflegen, in Friedenszeit Truppen oder Kriegsschiffe halten, Verträge mit einem andern Staat oder mit einer fremden Macht schließen, oder Krieg anfangen, es sey denn, daß ein wirklicher Einfall oder so dringende Gefahr stattfände, daß keine Zögerung zulässig wäre.

Zweiter Artikel.

Erste Sektion.

1) Ein Präsident der Vereinigten Staaten Amerika's soll mit der vollziehenden Gewalt bekleidet seyn. Er ist für die Dauer von vier Jahren im Amte und wird mit dem Vicepräsidenten, welcher für dieselbe Zeit gewählt wird, in folgender Weise gekürt:

2) Jeder Staat soll nach den Bestimmungen seiner Gesetzgebung eine so große Zahl von Kürern ernennen, als er Senatoren und Repräsentanten in den Congreß zu schicken ermächtigt ist; aber kein Senator, kein Repräsentant, keine Person, die im Besitze eines einträglichen oder eines Ehrenamtes der Vereinigten Staaten ist, soll zum Kürer ernannt werden.

3) Die Kürer sollen in ihrem betreffenden Staate zusammentreten und durch Ballotage für zwei Personen stimmen, von denen wenigstens eine nicht ihrem eigenen Staate angehören darf. Und sie sollen eine Liste aller Personen, für die gestimmt wurde, sammt Bezeichnung der sie betreffenden Stimmenzahl anfertigen. Diese Liste haben sie zu unterzeichnen zu beglaubigen und versiegelt mit der Aufschrift an den Regierungssitz der Vereinigten Staaten einzusenden. Der Senatspräsident soll in Gegenwart des Senats und des Repräsentantenhauses alle die Certificate öffnen, und die Stimmen sollen dann gezählt werden. Die Person, welche die meisten Stimmen erhalten hat, soll Präsident seyn, wenn die Stimmenzahl in der ganzen Zahl der ernannten Kürer eine Mehrheit gibt. Ist mehr als einer vorhanden, welche eine solche Mehrheit haben, und steht ihre Stimmenzahl gleich, so soll unverweilt das Haus der Re-

präsentanten durch Ballotage einen davon zum Präsidenten wählen. Hat aber keine Person eine Mehrheit, dann soll das besagte Haus aus den fünf Höchsten der Liste in gleicher Weise den Präsidenten wählen. Bei der Präsidentenwahl aber sollen die Stimmen nach den Staaten genommen werden und die Repräsitation eines jeden Staates nur ein einziges Votum haben. Ein Quorum für diesen Zweck soll aus einem Mitgliede oder Mitgliedern von zwei Dritteln der Staaten bestehen und eine Majorität von allen Staaten nöthig seyn für die Wahl. Nach der Wahl des Präsidenten soll jedenfalls die Person, welche die größte Zahl der Kürerstimmen hat, Vicepräsident seyn. Sind aber zwei oder mehr vorhanden, welche gleiche Stimmen haben, so soll der Senat aus ihnen durch Ballotage den Vicepräsidenten wählen.

4) Der Congreß kann die Zeit zur Wahl der Kürer und den Tag, an welchem sie ihre Vota abzugeben haben, bestimmen. Dieser Tag soll durch alle Vereinigte Staaten der gleiche seyn.

5) Nur ein eingeborener Bürger oder ein Bürger der Vereinigten Staaten zur Zeit der Annahme dieser Constitution soll zum Amte des Präsidenten wählbar seyn. Niemand kann zu diesem Amte erkoren werden, der nicht das fünfunddreißigste Lebensjahr zurückgelegt und vierzehn Jahre in den Vereinigten Staaten gewohnt hat.

6) Im Falle einer Entfernung des Präsidenten von seinem Amte, seines Todes, seiner Verzichtleistung oder seiner Unfähigkeit, die Gewalt und Pflichten des besagten Amtes auszuüben, soll selbiges auf den Vicepräsidenten übergehen; und der Congreß kann durch ein Gesetz für den Fall der Entfernung, des Todes, der Verzichtleistung oder der Unfähigkeit beider, des Präsidenten und des Vicepräsidenten, Vorsorge treffen und erklären, welcher Beamte dann als Präsident handeln soll. Und ein solcher Beamter soll demgemäß handeln, bis die Unfähigkeit beseitigt, oder ein Präsident gewählt ist.

7) Der Präsident soll zu angegebenen Zeiten für seine Dienstleistungen eine Entschädigung erhalten, die während der Periode, für welche er gewählt ist, weder erhöht noch vermindert werden darf; auch soll er innerhalb dieser Periode keine andere Emolumente von den Vereinigten Staaten oder einem derselben beziehen.

8) Ehe er sein Amt antritt, soll er folgende Eides- oder Bestätigungsformel ablegen:

9) „Ich schwöre (oder versichere) feierlich, daß ich getreulich das Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten ausüben und allen meinen Kräften aufbieten will, die Constitution der Vereinigten Staaten zu wahren, zu schützen und zu vertheidigen.

Zweites Sektion.

1) Der Präsident soll Oberbefehlshaber der Armeen und der Flotte der Vereinigten Staaten, wie auch der Milizen in den verschiedenen Staaten seyn, wenn sie zu dem wirklichen Dienste der Vereinigten Staaten berufen werden. Er kann von allen Hauptbeamten in jedem der exekutiven Departemens eine schriftliche Vernehmlassung über jeden Gegenstand einfordern, der sich auf die Pflichten ihrer betreffenden Stellungen bezieht, und hat die Gewalt, Vergehungen gegen die Vereinigten Staaten zu pardoniren, wenn sich's nicht gerade um öffentliche Anklagen von Beamten handelt.

2) Er soll die Macht haben, unter Berathung und Zustimmung des Senats Verträge zu schließen, vorausgesetzt daß zwei Drittheile der anwesenden Senatoren einwilligen. Ferner soll er unter Berathung und Zustimmung des Senats Gesandte, sonstige öffentliche Minister und Consule, die Richter des obersten Gerichtshofs und alle andere Beamten der Vereinigten Staaten ernennen, wenn für deren Bestellung nichts Anderweitiges vorgesehen und gesetzlich bestimmt ist. Der Congreß aber kann gesetzlich die Anstellung solcher untergeordneter Beamten, die ihm passend dünken, auf den Präsidenten allein, auf die Gerichtshöfe oder auf die Vorstände der Departements übertragen.

3) Der Präsident ist ermächtigt, alle Stellen zu besetzen, die während der Ferien des Senats erledigt werden, indem er Bestallungen ertheilt, welche mit dem Schlusse der nächsten Sitzung ablaufen.

Dritte Sektion.

1) Er soll von Zeit zu Zeit dem Congreß Mittheilung machen von dem Zustand der Union und diejenigen Maßregeln, die er für nöthig und zweckmäßig hält, zur Berücksichtigung empfehlen. Bei außerordentlichen Anlässen kann er beide Häuser oder eines derselben einberufen und, im Falle einer Uneinigkeit unter denselben, sie unter Berücksichtigung der Vertagungszeit nach Gutdünken vertagen. Er soll Gesandte und andere öffentliche Minister empfangen, für getreue Vollziehung der Gesetze Sorge tragen und alle Beamten der Vereinigten Staaten bevollmächtigen.

Vierte Sektion.

1) Der Präsident, der Vicepräsident und alle bürgerlichen Beamten der Vereinigten Staaten sollen auf öffentliche Anklage hin von ihren Aemtern entfernt werden, wenn sie des Verraths, der Bestechlichkeit oder anderer Verbrechen überführt sind.

Dritter Artikel.

Erste Sektion.

Die richterliche Gewalt der Vereinigten Staaten soll einem Obergerichtshof und denjenigen Untergerichten übertragen seyn, welche der Congreß von Zeit zu Zeit verordnet und errichtet. Die Richter des obersten Gerichtshofs sowohl als der Untergerichte sollen ihre Aemter so lange behalten, als sie sich gut verhalten, und für ihre Dienstleistung zu bestimmten Zeiten eine Entschädigung beziehen, welche während der Dauer ihres Amtes nicht vermindert werden darf.

Zweite Sektion.

1) Die richterliche Gewalt soll sich auf alle Rechtes- und Billigkeitsfälle, die sich unter dieser Constitution erheben, auf die Gesetze der Vereinigten Staaten und auf die unter ihrer Autorität geschlossenen oder noch zu schließenden Verträge erstrecken; auf alle Fälle, welche Beziehung auf Gesandte, andere öffentliche Minister und Consule haben, auf alle Fälle der Admiralitäts- und Seegerichtsbarkeit, auf die Streitsachen, in welchen die Vereinigten Staaten Partie sind; auf Streitsachen zwischen zwei oder mehreren Staaten — zwischen einem Staat und den Bürgern eines andern — zwischen Bürgern verschiedener Staaten — zwischen Bürgern desselbigen Staates, welche Land unter Verleihungen verschiedener Staaten ansprechen, und zwischen einem Staat oder dessen Bürgern und fremder Staaten Bürgern oder Unterthanen.

2) In allen Fällen, welche sich auf Gesandte, andere öffentliche Minister oder Consule beziehen, desgleichen in denen, in welchen ein Staat Partie ist, soll der oberste Gerichtshof die ursprüngliche Jurisdiction haben. In allen andern vorerwähnten Fällen aber soll der oberste Gerichtshof sowohl in Beziehung auf Gesetze, als auf Facta ein Appellationshof seyn, unter den Ausnahmen und Regulationen, die der Congreß machen wird.

3) Die Aburtheilung aller Verbrechen, mit Ausnahme der Fälle, wo sich's um eine öffentliche Beamtenanklage handelt, soll durch ein Schwurgericht stattfinden und die Gerichtsverhandlung in dem Staate vorgenommen werden, wo besagte Verbrechen verübt wurden. Sind sie nicht in den Grenzen irgend eines Staates begangen worden, so soll der Ort der Gerichtverhandlung gesetzlich durch den Congreß bestimmt werden.

Dritte Sektion.

1) Verrath gegen die Vereinigten Staaten soll nur darin bestehen, daß Krieg gegen sie angezettelt, oder dem Feinde angehangen und demselben Beistand geleistet wird. Niemand soll anders wegen Verraths verurtheilt werden, als auf das Zeugniß zweier Personen, welche eine der vorgedachten Handlungen darthun, oder auf ein Bekenntniß im offenen Gerichtshof.

2) Der Congreß soll die Macht haben die Bestrafung des Verraths zu bestimmen; aber kein Mackel anheftendes Erkenntniß wegen Verraths soll anders Verlust der bürgerlichen und Ehrenrechte zur Folge haben, als während der Lebensdauer der bemackelten Person.

Vierter Artikel.

Erste Sektion.

In jedem Staate soll den öffentlichen Akten, Records und richterlichen Handlungen jedes anderen Staats volles Vertrauen geschenkt werden. Der Congreß kann durch allgemeine Gesetze die Art vorschreiben, in welchen solche Akte, Records und Handlungen nebst ihren Wirkungen geprüft werden sollen.

Zweite Sektion.

1) Die Bürger eines jeden Staates sollen auch zu allen bürgerlichen Privilegien und Immunitäten in den verschiedenen Staaten berechtigt seyn.

2) Eine Person, die in irgend einem Staate des Verraths, der Felonie oder eines andern Verbrechens beschuldigt ist und vor der Gerechtigkeit flüchtig wird, soll, wenn sie in einem andern Staat betreten wird, auf Verlangen der exekutiven Behörde des Staats, aus welchem sie entwich, ausgeliefert und nach dem Staate gebracht werden, dem die Jurisdiktion über das Verbrechen zusteht.

3) Niemand, der in dem einen Staate nach den Gesetzen desselben zu Dienst oder Arbeit verpflichtet ist und in einen andern entweicht, soll in Folge was immer für eines dort giltigen Gesetzes oder Regulatives von solcher Dienstleistung oder Arbeit befreit werden. Die betreffende Person soll auf die Forderung der Partie, welche derartige Dienstleistung oder Arbeit anzusprechen hat, ausgeliefert werden.

Dritte Sektion.

1) Der Congreß kann neue Staaten in diese Union aufnehmen, aber kein neuer Staat darf sich innerhalb der Jurisdiktion eines andern bilden; ebensowenig soll ein Staat durch Vereinigung zweier

oder mehrerer Staaten oder Staatentheile gebildet werden, ohne daß die Legislaturen der betreffenden Staaten sowohl, als der Congreß einwilligen.

2) Der Congreß ist ermächtigt, das Gebiet oder anderes Eigenthum, welches den Vereinigten Staaten gehört, zu veräußern und alle hiebei nöthig erfundenen Regulative anzuordnen. Auch soll nichts in dieser Constitution so gedeutet werden, daß daraus für die Ansprüche der Vereinigten Staaten oder irgend eines einzelnen Staates ein Präjudiz erwüchse.

Vierte Sektion.

1) Die Vereinigten Staaten sollen jedem Staate in dieser Union eine republikanische Regierungsform garantiren und jeden derselben gegen Einfall schützen — desgleichen gegen innere Gewaltthätigkeit, sobald die Legislatur oder (im Falle diese nicht zusammentreten kann) die exekutive Gewalt darum angegangen wird.

Fünfter Artikel.

1) Der Congreß soll, wenn es zwei Drittheile beider Häuser für nöthig halten, Amendements zu dieser Constitution vorschlagen oder auf Ansuchen der Legislaturen von zwei Drittheilen der verschiedenen Staaten eine Versammlung zum Vorschlage von Amendements einberufen, welche in aller Ausdehnung als ein Theil dieser Constitution gültig seyn sollen, sobald sie durch die Legislaturen von drei Viertheilen der verschiedenen Staaten oder durch Conventen von drei Viertheilen derselben, je nachdem der Congreß die eine oder die andere Weise vorschlagen sollte, ratificirt sind. Indeß soll kein Amendement, welches vor dem Jahre 1808 gemacht wird, in irgend einer Weise Einfluß haben auf die erste und vierte Clausel in der neunten Sektion des ersten Artikels; desgleichen darf kein Staat ohne seine Zustimmung seines gleichen Stimmrechts im Senate beraubt werden.

Sechster Artikel.

1) Alle Schulden und Verbindlichkeiten, die vor Annahme dieser Constitution eingegangen wurden, sollen eben so gültig seyn gegen die Vereinigten Staaten unter dieser Constitution wie unter der Conföderation.

2) Diese Constitution und die Gesetze der Vereinigten Staaten, welche darauf gebaut sind, desgleichen alle unter der Autorität der Vereinigten Staaten gemachten oder zu machenden Verträge

sollen höchstes Landesgesetz seyn und die Richter eines jeden Staats haben sich danach zu achten, wenn auch in der Constitution oder den Gesetzen irgend eines gesonderten Staats etwas dagegen verstieße.

3) Die oben erwähnten Senatoren, Repräsentanten, Mitglieder der verschiedenen Staatengesetzgebungen, alle exekutiven und richterlichen Beamten der Vereinigten Staaten sowohl als die verschiedener einzelnen Staaten sollen bei Eid oder Bekräftigung gehalten seyn diese Constitution zu unterstützen; aber kein religiöser Test soll je gefordert werden als Qualifikation zu irgend einem Amte unter den Vereinigten Staaten.

Siebenter Artikel.

Die Ratifikationen der Convente von neuen Staaten soll zureichend seyn für Annahme dieser Constitution zwischen den Staaten, welche selbige so ratifiziren.

Geschehen in Convention und unter einmüthiger Zustimmung der gegenwärtigen Staaten, am siebenten Tage des Septembers im Jahre unseres Herrn eintausend siebenhundert und sieben und achtzig — der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Amerika's im zwölften. Zum Zeugniß haben wir hiernach unsere Namen unterschrieben.

George Washington,
Präsident und Deputirter von Virginien.

Neu-Hampshire.
John Langdon.
Nicholas Gilman.

Massachusetts.
Nathaniel Gorman.
Rufus King.

Connecticut.
William Samuel Johnson.
Roger Sherman.

Neu-York.
Alexander Hamilton.

Neu-Jersey.
William Livingston.
David Bearly.
William Paterson.
Jonathan Dayton.

Pennsylvania.
Benjamin Franklin.
Thomas Mafflin.
Robert Morris.
George Clymer.
Thomas Fitzsimons.
Jared Ingersoll.
James Wilson.
Gouverneur Morris.

(Attest.)

Delaware.

George Read.
Gunning Bedfort, jun.
John Dickenson.
Richard Bassett.
Jacob Broom.

Maryland.

James M'Henry.
Daniel of St. Tho. Jenifer.
Daniel Carrol.

Virginien.

John Blair.
James Madison, jun.

Nord-Carolina.

William Blount.
Richard Dobbs Spaight.
Hugh Williamson.

Süd-Carolina.

John Ruttedge.
Chas. Cotesworth Pinckney.
Charles Pinckney.
Pierce Butler.

Georgien

William Few.
Abraham Baldwin.

William Jackson,
Sekretär.

Amendements zu der Constitution.

Art. 1. Der Congreß soll kein Gesetz erlassen zu Feststellung einer Religion oder zu Verhinderung freier Ausübung irgend eines Cults; auch soll er nicht die Freiheit der Rede oder der Presse schmälern — eben so wenig das Recht des Volkes, sich friedlich zu versammeln und das Gouvernement um Abstellung von Beschwerdegründen zu bitten.

Art. 2. Da eine gut geregelte Miliz für die Sicherheit eines freien Staates nöthig ist, so soll das Recht des Volkes, Waffen zu besitzen und zu tragen, nicht beeinträchtigt werden.

Art. 3. In Friedenszeit soll kein Soldat in irgend einem Hause einquartirt werden ohne Zustimmung des Eigenthümers — auch darf dies im Kriege nur in einer Weise geschehen, wie sie gesetzlich vorgeschrieben wird.

Art. 4. Das Recht des Volkes, in seinen Personen, Häusern, Papieren und Effekten gegen grundlose Visitationen und Wegnahme gesichert zu seyn, soll nicht verletzt werden. Auch muß jeder hieher gehörige richterliche Befehl auf einen durch Eid oder Affirmation unterstützten, wahrscheinlichen Grund gebaut seyn und insbesondere

den Platz, der durchsucht werden, und die Personen oder Dinge, deren man sich bemächtigen soll, beschreiben.

Art. 5) Niemand soll anders wegen eines Kapital- oder sonst entehrenden Verbrechens verantwortlich gemacht werden, als auf Anklage von Amtswegen durch eine große Jury, und findet hier nur eine Ausnahme Statt in Fällen, die unter den Land- oder Seetruppen oder in den Milizen vorkommen, wenn sie zu Zeiten von Krieg oder öffentlicher Gefahr in wirklichem Dienst stehen. Auch soll keine Person wegen desselben Vergehens in Leib- oder Lebensgefahr gebracht werden. Niemand soll in einem Criminalfalle gezwungen seyn, gegen sich selbst Zeugniß abzulegen oder ohne den geordneten Rechtsgang des Lebens, der Freiheit oder des Eigenthums beraubt werden. Desgleichen darf kein Privateigenthum ohne gerechte Entschädigung für öffentliche Zwecke benützt werden.

Art. 6. In allen Criminal-Processen soll der Angeklagte sich des Rechtes eines schleunigen und öffentlichen Gerichtsverfahrens durch eine unparteiische Jury des Staats und Distrikts, worin das Verbrechen begangen wurde, zu erfreuen haben. Dieser Distrikt soll vorläufig rechtlich ermittelt und den Angeschuldigten die Natur und der Grund der Anklage mitgetheilt werden. Die Zeugen sind ihm gegenüber zu stellen. Auch hat er das Recht an ein Zwangsverfahren, um die zu seinen Gunsten sprechenden Zeugnisse beizuschaffen, und außerdem soll er zur Vertheidigung eines rechtsgelehrten Beistandes genießen.

Art. 7. In Civil-Processen, in welcher das Streit-Objekt den Werth von zwanzig Dollars übersteigt, soll das Recht einer Aburtheilung durch die Jury gewahrt bleiben; auch darf kein durch ein Schwurgericht abgeurtheilter Fall anders, als in Gemäßheit der gemeinrechtlichen Bestimmungen von irgend einem Gerichtshofe der Vereinigten Staaten wieder untersucht werden.

Art. 8. Man soll keine übermäßigen Bürgschaften fordern, keine übermäßigen Geldbußen auflegen und keine grausamen und ungewöhnliche Strafen in Anwendung bringen.

Art. 9. Die Aufzählung gewisser Rechte in der Constitution soll nicht dahin gedeutet werden, daß dadurch dem Volke andere abgesprochen oder verkümmert würden.

Art. 10. Die Gewalt, welche nicht durch die Constitution den Vereinigten Staaten übertragen oder durch dieselbe den einzelnen Staaten verwehrt ist, bleibt beziehungsweise den Staaten oder dem Volke vorbehalten.

Art. 11. Die richterliche Gewalt der Vereinigten Staaten soll nicht dahin gedeutet werden, daß sie sich auf jeden Rechts- oder Billigkeits-Proceß ausdehne, der gegen einen der Vereinigten Staaten durch Bürger eines anderen Staates oder durch Bürger und Unterthanen eines ausländischen Staates begonnen oder verfolgt wird.

Artikel 12.

1) Die Kürer sollen in ihren betreffenden Staaten zusammenkommen und durch Ballotage auf den Präsidenten und Vicepräsidenten abstimmen, von denen wenigstens einer kein Einwohner des Staates seyn darf, dem sie selbst angehören. Sie sollen in ihren Ballots die Person, welche sie zum Präsidenten wählen und in gesonderten Ballots die Person, die sie zum Vicepräsidenten haben wollen, namhaft machen; auch sollen sie gesonderte Listen aller Personen anfertigen, für die als Präsident und für die als Vicepräsident gestimmt wurde, unter Beifügung der jeweiligen Stimmenzahl. Diese Liste haben sie zu unterzeichnen, zu beglaubigen und versiegelt an den Gouvernementssitz der Vereinigten Staaten unter der Adresse des Senatspräsidenten einzuschicken. Der Präsident des Senats soll im Beiseyn des Senats und des Repräsentantenhauses alle die Certificate öffnen, und dann sollen die Stimmen gezählt werden. Die Person, welche die meisten Stimmen für die Präsidentschaft hat, soll Präsident seyn, wenn die Zahl derselben in der ganzen ernannten Wählerzahl eine Mehrheit bildet. Ist aber keine Person vorhanden, welche eine solche Mehrheit hat, so sollen aus der Liste für die Präsidentschaft nicht mehr als drei von denen, welche die höchste Stimmenzahl besitzen, genommen und aus ihnen durch das Haus der Repräsentanten vermittelst Ballotage der Präsident gewählt werden. Bei dieser Wahl des Präsidenten sollen jedoch die Stimmen nach Staaten abgegeben werden und jeder Staat nur ein einziges Votum haben. Ein Quorum für diesen Zweck soll aus einem Mitglied oder Mitgliedern von zwei Drittheilen der Staaten bestehen und zu einer Wahl eine Majorität von allen Staaten nöthig seyn. Und wenn das Haus der Repräsentanten, im Falle ihm die Wahl zusteht, keinen Präsidenten wählt vor dem nächsten vierten Tage des Märzes, so soll der Vicepräsident eben so gut als Präsident handeln, wie im Falle des Todes oder einer andern constitutionellen Unfähigkeit des Präsidenten.

2) Die Person, welche die größte Stimmenzahl als Vicepräsident hat, soll Vicepräsident seyn, im Falle der Stimmenzahl

eine Mehrheit in der ganzen Zahl den ernannten Kürrr bildet; und wenn keine Person eine Mehrheit hat, soll der Senat aus den beiden höchsten Nummern der Liste den Vicepräsidenten wählen. Ein Quorum zu diesem Zwecke soll aus zwei Drittheilen der gesammten Senatorenzahl bestehen und eine Mehrheit der ganzen Zahl nothwendig seyn für eine Wahl.

3) Doch soll Niemand, der constitutionell unwählbar ist für das Amt des Präsidenten, wählbar seyn zu dem eines Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten.

Abhandlung über die Beweise,

daß die amerikanischen Indianer Abkömmlinge von den verlorenen Stämmen Israels seyen.

Mag man nun aus Pflichtgefühl oder aus Vergnügen die Schrift studiren — mag man darin göttliche Offenbarungen oder geschichtliche Berichte suchen — jedenfalls trifft man auf die Thatsache, daß die jüdische Nation früher in zwölf Stämme getheilt war, welche während der glänzendsten Periode unter den Königreichen Juda und Israel ihr altes Erbe unter geographischen Abgrenzungen einnahmen.

Die frühe Geschichte — das Aufkommen, die Fortschritte und der Sturz der Nation — die stolze Auszeichnung, das auserwählte Volk zu seyn — ihre Gesetze, ihre Regierungsform und ihre Kriege — ihre Herrscher, Richter und Tempel, ihre Leiden, ihre Zerstreuung und die verschiedenen Prophezeihungen über dieses alte und außerordentliche Volk sind wohl Allen bekannt; denn die Geschichte Israels ist die Grundlage der Religion, sein Wechsel das Resultat der Prophezeihung und seine Wiederherstellung die Erfüllung jener großen Zusage, welche dem Patriarchen Abraham, ich möchte sagen, fast in der Kindheit der Natur gegeben wurde.

Es ist ferner bekannt, daß die jüdische Nation zuletzt überwältigt und zehenthalb Stämme gefangen nach Samaria abgeführt

wurden, während der Stamm Juda, Benjamin und die Hälfte von Manasse in Judäa oder in den Städten jenseits des Jordan blieben. Die vorliegende Abhandlung behandelt die Frage: was ist aus den vermißten oder zerstreuten Stämmen geworden — nach welchem Theile der Welt lenkten sie ihre Schritte — und welche Zeugnisse sind von ihrem heutigen Bestehen noch vorhanden?

Ein Erdbeben kann eine Stadt von Grund aus erschüttern und umstürzen, die Lawine das Dorf zerstören und der Krater eines Vulkans seine Lava über furchtbare Ebenen und bevölkerte Städte hingießen — aber eine ganze Nation verschwindet nicht von dem Angesichte der Erde, ohne einige Spuren seines Dageweseneyns, etliche Merkzeichen seiner Gewohnheiten und Sitten zurückzulassen.

Es erscheint auffallend, daß die Geschichte so ungemein verwirrt oder vielmehr dunkel wird in Beziehung auf die endliche Zerstreuung der Stämme unter den Städten der Meder. Die letzte Andeutung, die wir von ihnen haben, finden wir im zweiten Buche Esdrae in folgenden Worten:

„Dahingegen säheſt du ein anderes friedliches Volk. Dieses sind die zehn Stämme, welche gefangen hinweggeführt wurden aus ihrem eigenen Land in der Zeit Oseä, welchen Salmanassar, König von Assyrien, gefangen mit sich fortnahm; und er führte sie über die Wasser, und sie kamen in anderes Land.

„Sie schlugen unter sich Rath, daß sie verlassen wollten die Menge der Heiden und gehen in ein ferneres Land, wo nie ein Mensch wohnte, damit sie daselbst ihre Satzungen halten könnten, die sie nie hielten in ihrem eigenen Lande (Assyrien). Und das war ein weiter Weg zu gehen, nämlich ein Jahr und ein halbes."

Esdras ist jedoch für apokryphisch gehalten worden, und man hat viel über den zweifelhaften Charakter dieses Schriftstellers gesagt. Er schrieb im ersten Jahrhundert der christlichen Kirche und Tertullian, St. Irenaeus, Clemens von Alexandria, Pico di Mirandola nebst vielen gelehrten und frommen Männern haben großes Vertrauen in seine Schriften gesetzt. Sie wurden theilweise von den Protestanten angenommen, von den Katholiken aber in ihrer Gesammtheit für orthodox gehalten. Trotz aller seiner altjüdischen Anhänglichkeit an die Prophezeihungen und Ueberlieferungen war Esdras doch ein Convertit des Christenthums. Er gehörte nicht unter die begeisterten Schriftsteller oder Propheten, obgleich er sich den Anschein gab und ganz der Weise des Daniel folgte. Immerhin

aber ist das Buch Esdrae von großem Alterthum und verdient ohne Frage als geschichtlicher Bericht alle Achtung.

Die Zahl, welche Babylon und andere Städte verließ, um in die Wüste zu ziehen, kann nicht genau angegeben werden; indeß mußte sie doch ungemein groß seyn, denn das Edict des Ahasverus, welches ihre Vertilgung befahl, umfaßte hundert siebenundzwanzig Provinzen und reichte von Anthiochien bis Indien. Benjamin von Tudela, welcher im eilften Jahrhundert durch Persien reiste, erwähnt, daß um die Zeit jenes Befehls in einigen der Provinzen die Juden vierzig Städte, zweihundert Flecken und hundert Schlösser bewohnten, welche dreimalhunderttausend Menschen faßte. Ich bin daher zu glauben geneigt, daß von den Stämmen dreimalhunderttausend Köpfe Persien verließen.

Ohne Zweifel nahmen auf dem Wege von dem Euphrat nach der Nordostküste Asiens viele Angehörige der Stämme Anstand, die Reise fortzusetzen. Einige blieben in der Tartarei und viele gingen nach China. Alverez berichtet in seiner Geschichte von China, die Juden hätten in diesem Königreiche mehr als sechshundert Jahre gelebt, hätte aber wohl mit großer Wahrscheinlichkeit sechszehnhundert Jahre sagen können. Er spricht davon, daß sie in einigen der Provinzen sehr zahlreich seyen und in vielen der großen Städte Synagogen hätten; namentlich hielten sie sich in Hinan und in dessen Hauptstadt Kai-tong-fu auf, wo sie, wie er sagt, einen großartigen Tempel und einen mit reich gestickten Vorhängen verzierten Tabernakel besaßen, in welchem sie eine alte hebräische Manuscriptrolle aufbewahrten.

Sie wissen nur wenig mehr von dem mosaischen Gesetz und wiederholen bloß die Namen David, Abraham, Jesaia und Jacob. In einem hebräischen Briefe der cochin chinesischen Juden an ihre Brüder in Amsterdam geben sie als Datum ihres Rückzugs nach Indien die Periode an, als die Römer das heilige Land eroberten.

Es ist daher augenscheinlich, daß die Stämme auf ihrem Zuge nach einem neuen unentdeckten Lande viele der ihrigen in China und der Tartarei zurückließen, bis sie zuletzt die Behrings-Straße erreichten, wo sie durch keine Schwierigkeit gehindert wurden, nach der nordwestlichen Küste von Amerika überzusetzen; denn die Entfernung beträgt keine dreißig Miles und ist mit den Kupfer-Inseln besäet, welche wahrscheinlich überfroren waren. Auf unseren Continent angelangt, verbreiteten sie sich im Laufe von zweitausend Jahren bis zum Cap Horn. Die kühnern blieben im Norden, in

Labrador, an der Hudsonsbai und in Grönland, während die kultivirteren ihre Wohnplätze in dem schönen Clima und in den reichen Besitzungen von Central-Amerika, Mexiko und Peru aufschlugen.

Aber, fragt man, konnten wohl die zerstreuten Reste Israels den Muth haben, durch unbekannte Länder zu dringen und den Gefahren und Entbehrungen seiner unwirthlichen Striche Trotz bieten? Besaßen sie wohl Kraft und Entschlossenheit genug, eine traurige Pilgerfahrt von achtzehn Monaten zu machen — eine Dauer die Esdras als die ihrer Reise bezeichnet? Sollte dies nicht möglich seyn? welche Hindernisse haben bisher ihren Fortschritten Einhalt gethan, ihre Thatkraft gebrochen oder ihre Beharrlichkeit und Glaubenstreue gemindert?

Sie wußten, daß ihre Brüder die Ketten der ägyptischen Knechtschaft zerrissen hatten und wohlbehalten durch den Arm des rothen Meeres gekommen waren — daß sie viele Jahre in der Wildniß umherzogen, in der Nähe des Berges Sinai Lager schlugen und zuletzt das heilige Land in Besitz nahmen.

Sie erinnerten sich der Königreiche Judas und Israels in aller ihrer Herrlichkeit, waren Zeugen der Errichtung und Zerstörung ihrer Tempel gewesen, hatten mit den Medern, den Assyriern, den Persern, den Griechen und den Römern gefochten und gesiegt. Leiden auf Leiden waren über sie ergangen, ohne sie zu brechen, und unterwürfig hatten sie ihren Nacken unter das Joch gebeugt.

Könige, Eroberer, Nationen, Christen, Mahomedaner und Heiden — Alle hatten sich vereinigt, dieses Volk zu vernichten; aber sie verzweifelten nie, denn sie wußten, daß sie die Auserkorenen des Herrn waren. Der Eid, daß er sein Volk nie verlassen wolle, hat sich durch dreitausend fünfhundert Jahre erfüllt, und die Wolke bei Tag und die Feuersäule des Nachts zogen vor ihnen her, als sie das Gebiet der Heiden und Perser verließen, durch die Tarterei und China zogen, ohne Zweifel unter großen Entbehrungen die Nordküste von Asien erreichten und endlich jenen Continent zu Gesicht bekamen, auf welchem, wie sie Grund zu glauben hatten, nie zuvor ein Mensch wohnte.

Als Columbus Amerika entdeckte und zu seiner Zeit die Entdeckungen sich weiter ausdehnten, fand man auf diesem unserem Continent verschiedene Indianer oder Wildenstämme, deren Abkunft unbekannt war.

Es ist vielleicht schwierig, über den Charakter und die Lage eines Volkes in völlig wildem Zustande eine Entscheidung zu geben.

Wir glauben, daß Kinder, wenn sie in früher Jugend verlassen werden, in einer Wildniß ihr Leben durchschlagen, in einem Zustande der Natur aufwachsen, sich von Kräutern und Früchten nähren und wie andere wilde Thiere ihr Daseyn fortbringen, — verdummen müssen, nicht sprechen lernen, aller Einsicht baar seyen und keinen größern Instinkt besitzen, als den der thierischen Schöpfung. Wir können uns nichts Wilderes denken; bei kannibalischem Treiben unzügelbarer Wildheit oder scheuer Furcht kann nur ein Glied vorhanden seyn, das sie von anderen Classen der Thierwelt trennt. Als Menschenherden halten sie sich wie die der Büffel oder wilden Pferde auf unsern Prärien durch Töne zusammen, die unter ihnen gemeinschaftlich sind, und haben durchaus keine Ahnung von was immer für einer Civilisation.

Dies war jedoch nicht die Lage der amerikanischen Indianer um die Zeit ihrer ersten Entdeckung. Sie waren eine eigenthümliche Menschenrace mit entwickelten Lebensansichten, Religion, Muth, Beständigkeit, Humanität, Beredsamkeit und Klugheit; sie liebten ihre Familieen, hatten eine stolze ritterliche Haltung, zeigten sich wild im Kriege und waren, wie die Alten, schonungslos im Siege. Ihre Gastfreundlichkeit kann selbst noch heutigen Tages als Muster dienen. Sie waren keine Wilde und unterschieden sich wesentlich von denen auf den Sandwich- und Fidschi-Inseln. Die Rothhäute Amerika's tragen die auffallendsten Merkmale asiatischen Ursprungs an sich und haben sich mehr als zweitausend Jahre lang, (obschon sie sich in mehr als dreihundert verschiedene Nationen theilten) durch geistige Ueberlegenheit, Tapferkeit im Krieg, unverbrüchliches Halten an einem geschlossenen Frieden und durch die ganze Einfachheit und Tugend ihrer patriarchalischen Väter ausgezeichnet, bis die sogenannte Civilisation sie mit den Lastern bekannt machte, welche das gegenwärtige Zeitalter charakterisiren, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, ihnen die Vorzüge mitzutheilen, welcher sich unsere dermaligen erleuchteten Zeiten rühmen.

Indeß muß aus ihrem religiösen Glauben und aus ihren Ceremonien der Beweis geholt werden, daß man mit Fug annehmen könne, sie seyen Abkömmlinge der zerstreuten Stämme. Die Ansicht gründet sich:

erstens auf ihren Glauben an einen einzigen Gott;

zweitens auf ihre Berechnung der Zeit für ihre Ceremonieen nach dem Neumonde;

drittens, auf ihre Eintheilung des Jahrs in vier Jahres-

zeiten, welche dem jüdischen Blumenfeste, dem Versöhnungstag, dem Lauberhüttenfest und anderen religiösen Feiertagen entsprechen.

viertens auf die Errichtung eines Tempels nach der Weise unserer Tempel mit Bundeslade und Altären;

fünftens auf die Eintheilung der Nation in Stämme mit einem Häuptling oder großem Sachem an ihrer Spitze;

sechstens auf ihre Opfergesetze, Waschungen und Heirathen — auf ihre Ceremonien im Kriege und Frieden nebst dem Verbote, gewisse Dinge zu essen, welche sich völlig aus den mosaischen Institutionen ableiten lassen; — durch ihre Traditionen, ihre Geschichte, ihren Charakter, ihr Aeußeres, die Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Hebräischen — und zuletzt durch jenen ewigen Erbbund, der sich durch eine beständige Fortpflanzung seines Siegels in ihrem Fleische ausspricht.

Wenn ich im Stande seyn werde, alle Bedenken über diese Punkte zu heben, so wird man sich zuverlässig mit mir in der Entdeckung freuen, daß die Zerstreuten des auserwählten Volkes nicht die Verlorenen waren — daß die ihnen gegebenen Zusagen so weit erfüllt wurden und daß alle die Prophezeihungen über ihre künftige Bestimmung im Laufe der Zeit streng eintreffen werden.

Wie bereits erwähnt ist, herrscht der allgemeine Eindruck, daß eine große Aehnlichkeit stattfinde zwischen einigen religiösen Gebräuchen der Juden in den eigenthümlichen Ceremonieen der Indianer. Der Glaube an einen großen Geist hat dazu gedient, diese Eindrücke zu kräftigen. Indeß erstreckte sich diese bloße Aehnlichkeit nicht weiter, als daß sie dem Glauben an die Möglichkeit Raum gab, sie könnten von den zerstreuten Stämmen oder vielleicht auch von Tartaren oder Malayen abstammen.

Aus Ermangelung handgreiflicher Zeugnisse ist übrigens diese Ansicht als bloße Vermuthung verworfen oder bei Seite gesetzt worden. Seit der Entdeckung Amerika's haben sämmtliche Missionäre und Reisenden unter den Indianerstämmen, zum Beispiel Adair, Heckwelder, Charlivoux, M'Kenzie, Bartram, Beltrami, Smith, Pen, Mrs. Simon, welche ein sehr interessantes Werk über diesen Gegenstand geschrieben hat, nebst Anderen sich zu Gunsten der Annahme eines jüdischen Ursprungs ausgesprochen, obschon dabei die Schwierigkeit stattfand, daß sie zwar die religiösen Gebräuche, Ceremonien, Traditionen und den Glauben der Indianer kennen lernten, aber doch nicht hinreichend

mit dem jüdiſchen Ritus vertraut waren, um die Analogie zu zeigen. Es fehlte an dieſem Kettengliede des Beweiſes, das ich nun zu ergänzen gedenke.

Man hat behauptet, der Umſtand, daß die Indianer gleich den Juden an einen großen Geiſt als an die Quelle des Lebens glauben, beweiſe ihre Abkunft von den vermißten Stämmen nicht, weil ein Zuſtand der Wildheit, ſogar ihre Unwiſſenheit und ihr Aberglaube ſie verleitet haben könne, auf das Walten eines göttlichen höhern Weſens zu bauen. Die Wilden neigen ſich jedoch zum Götzendienſt hin und perſonifiziren die Gottheit in irgend einer geſchnitzten Figur oder in einem Bilde, dem ſie Anbetung zollen; ſie haben, ungleich den Indianern, keine klare beſtimmte Idee von einem großen Lenker des Alls, einem großen Geiſte, deſſen Attribute ihnen ſo gut bekannt ſind, als uns. Aber wenn auch die fortgeführte, unverbrüchliche Verehrung eines einzigen Gottes, wie man ſie bei den Juden findet, nichts beweiſt, woher nahmen ſie dieſelben hebräiſchen Namen für ihre Gottheit? Wenn ihnen die Tradition nicht den unausſprechlichen Namen, welcher auch von den Juden bewahrt wird, überlieferte, wie kamen ſie in einer Wildniß dazu, wo das Wort des Herrn nie bekannt war?

Adair, in welchen ich großes Vertrauen ſetze und der vierzig Jahre unter ihnen wohnte, ſagt in ſeinem 1775 veröffentlichten Werke: „die alten Heiden verehrten eine Vielzahl von Göttern, aber dieſe Indianer beten zu Lo-ak (Licht) Iſchta-hula-aba, deutlich ein hebräiſches Wort, welches den großen, höchſten, wohlthätigen heiligen Geiſt des Feuers bezeichnet, der in den Höhen thront.“

„Sie wiſſen durchaus nichts,“ ſagt Adair, „von den Geberdungen, welche die Heiden in ihrem religiöſen Ritus anwenden — ſie küſſen keine Götzenbilder — ja küſſen nicht einmal ihre Hände zum Zeichen der Ehrfurcht oder bereitwilligen Gehorſames.“

„Dieſe Stämme ſind durchaus keine Atheiſten ſondern gebrauchen den großen, die göttliche Weſenheit bezeichnenden Namen Gottes, wie derſelbe Moſes geoffenbart wurde; auch leben ſie der feſten Ueberzeugung, daß ſie unter der unmittelbaren Herrſchaft des allmächtigen Lenkers ſtehen. Sie nennen Gott Isto-hulo, das Hebräiſche von Eſch-Eſchys von Iſchto, groß; indeß haben ſie auch noch eine andere Bezeichnung, welche wie bei uns die geheimnißvolle Weſenheit Gottes andeutet und nie in der gewöhnlichen Rede, ſondern nur in den heiligſten religiöſen Riten ausgeſprochen wird. Sie theilen die-

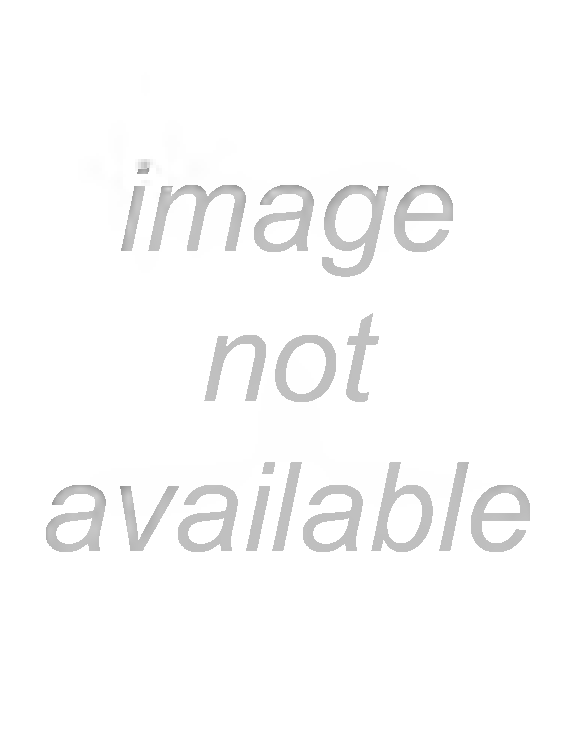


image
not
available

pel. Der Archimagus oder hohe Prieſter trägt, ähnlich dem alten Bruſtſchilde, eine weiße Muſchelſchaale, welche ſo verziert iſt, daß ſie dem Urim mit ſeinen köſtlichen Steinen gleicht. Statt der goldenen Platte, welche die Leviten mit der Inſchrift Kodiſch Ladonay auf der Stirne trugen, windet der Indianer einen Kranz von Schwanenfedern nebſt einer Quaſte von weißen Federn, Yatira genannt, um ſeine Schläfen.

Die Indianer haben ihre Bundeslade, welche ſie ſtets unter guter Obhut mit in die Schlacht nehmen. Wo von den indianiſchen Zufluchtsorten die Rede iſt, ſagt Adair: „den heiligen Dingen in ihrer Lade ſchreiben ſie große Gewalt zu, und ich bemerkte, daß ein Gefangener mit der ſonſt unausbleiblichen Feuerfolter verſchont blieb, wenn es ihm gelang, in eine jener Städte oder auch nur in das Winterhaus des Archimagus zu kommen. Hält man dieß mit vielen anderen leichten Zügen von moſaiſchen Gebräuchen zuſammen, ſo ſcheint es auf den Gnadenſitz des Heiligthums hinzudeuten. Auch iſt der Beachtung werth, daß ſie die Lade nie auf den Boden ſetzen. Auf hügeligem Grunde, wo große Steine häufig ſind, machen ſie dieſe zur Unterlage, in den ebenen Pärien aber bedienen ſie ſich hiezu der kurzen Blöcke, welche ſie auch für ſich als Sitze brauchen. Wenn wir ferner in Betracht ziehen," fährt Adair fort, „in welcher überraſchenden Weiſe die Indianer das hebräiſche Ceremonieengeſetz kopiren, und wie pünktlich reinlich ſie in ihren Kriegslagern ſind — desgleichen daß der Opae, ‚Führer,' während des erſten Feldzugs, welchen ſie mit der geliebten Lade machen, ſämmtliche Streiter jeden Tag, den ſie nicht im Kampfe zubringen, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ſtehen heißt und ſie nach erſchöpfendem Tagmarſch und ſpärlicher Mahlzeit zum Zwecke der Reinigung warmes Waſſer trinken läßt, welches mit viel Klapperſchlangenwurzel bitter gemacht wird — ferner, daß ſie einen ſo ſtarken Glauben an die Kraft ihrer Lade haben, als es nur je bei den Israeliten der Fall war, und daß ſie den Erfolg der einen Partie nur ihrem ſtrengeren Halten an dem Geſetz zuſchreiben — ſo haben wir ſtarken Grund zu der Folgerung daß ſie hebräiſchen Urſprungs ſeyen. Die Indianer tragen ſich mit einer alten Tradition: ſie hätten als ſie ihr Geburtsland verließen in Gemäßheit eines Orakels einen heiligen Stab mitgebracht, den ſie jeden Abend in die Erde geſteckt hätten, mit der Weiſung ihn auf dem Feſtlande von Ort zu Ort nach der aufgehenden Sonne hin zu bringen, bis er in einer einzigen Nacht Knoſpen triebe. Ich habe," ſagt derſelbe Schriftſteller, „andere Indianer geſehen, welche das

Gleiche berichteten. Statt der wunderbaren Lenkung jedoch, auf welche sie den Umstand in ihrer westlichen Verbannung beschränken, scheint es wahrscheinlicher zu seyn, daß sie damit auf den Aronsstab anspielen, welcher, um das Gemurre der Verschwörer zu beschwichtigen, in der nämlichen Zeit blühete und Mandel trug. Es ist eine wohlverbürgte Thatsache, die auch von Adair bekräftigt wird, daß die Indianer, wenn sie weibliche Gefangene machten, dieselben oft beschützten, aber nie ihrer Ehre beraubten.

Was Adair über die Lade sagt, wird von verschiedenen Reisenden bekräftigt. Unter den neueren sagt Major Lenz in seinem Ausflug nach den Rocky Mountains: „Die Lade steht auf einem Stande und darf nie die Erde berühren. Niemand darf es wagen, alle die Hüllen zu öffnen. Die Tradition spricht von drei verschiedenen Personen, welche die Neugierde veranlaßte, das Geheimniß zu untersuchen, aber sie wurden für diese Entweihung mit augenblicklicher Blindheit geschlagen.“ Dieß ist die jüdische Züchtigung, mit welcher das Ansehen des Heiligthums der Heiligthümer und sogar das Ansehen der Abkömmlinge des Hohenpriesters bedroht ist, die allein das Recht haben, das Volk zu segnen.

Das heiligste Fest, welches von den Juden gleichförmig gehalten wird, ist der Tag der Versöhnung, der gewöhnlich in den Monat September oder in den Anfang des Oktobers fällt. Es wird durch alle Theile der Welt hoch gefeiert, und man trifft große Vorbreitungen zu seiner festlichen Begehung. Man versöhnt an diesem Tage seine Sünden durch volles Bekenntniß, Reue und Gebet. Voraus gehen für einige Zeit Abwaschungen und vorbereitendes Morgengebet.

Das Fest ist ein sehr heiliger Fasttag, welcher vom Sonnenuntergang des einen Tags währt, bis am anderen Abend der neue Mond sichtbar wird. Seinem Wesen nach trägt es nicht den Charakter düsterer, verzweifelnder Buße, sondern ist vielmehr ein Tag feierlicher Freude, der Hoffnung und der Zuversicht und wird auch von denen geachtet, welche gleichgültig gegen alle anderen Jahresfeste sind.

Ein solcher Fasttag mit ähnlichen Motiven und fast um dieselbe Jahresperiode wird auch allgemein von den eingebornen Indianern begangen.

Nachdem Adair die Strenge, womit die Indianer die Revolutionen des Mondes beobachten, das Erndtefest und die Aufopferung der Erstlingsfrüchte geschildert hat, gibt er einen langen Bericht über die Vorbereitungen um den Tempel für den großen Tag der Ver-

söhnung in Ordnung zu bringen; er setzt letzteren in die Zeit der Maisreife, welche in der Regel auf das Ende des Septembers fällt. Dann fährt er fort

„Nun ruft einer der Wärter mit lauter Stimme allen Kriegern und geliebten Männern, welchen die Reinheit ihres Gesetzes Zutritt gestattet, sie sollen kommen, in das heilige Viereck treten und die Fasten beobachten. Auch ermahnt er die Weiber und Kinder nebst denen, welche noch nicht in den Krieg eingeweiht sind, sich dem Gesetze gemäß fern zu halten.

„Vier Schildwachen werden nun an jede Ecke des heiligen Vierecks gestellt, um jedes lebende Geschöpf als unrein abzuhalten, wenn es nicht zu dem Priesterstande oder zu den Kriegern gehört, welche, soviel man weiß, seit der Versöhnung des letzten Jahres nicht das Gebot der Erstlingsfruchtopferung und das der Ehe übertreten haben. Sie beobachten das Fasten, bis die zweite Sonne aufgeht, und mögen sie in diesem geweihten Zwischenraume auch noch so hungrig werden, so erscheint den gesunden Kriegern ihre Pflicht doch so heilig und der Ungehorsam so unaussprechlich lasterhaft, daß keine Verlockung sie zu einer Uebertretung bewegen könnte. Zu gleicher Zeit trinken sie reichlich einen Absud der Knopfschlangenwurzel, um zu brechen und ihre sündigen Körper zu reinigen.

„Bei dem allgemeinen Fasten dürfen die Kinder und Männer von schwächlicher Constitution essen, sobald die Sonne angefangen hat, sich von der Mittagshöhe an abwärts zu neigen.

„Jetzt ist alles stille — rings umher nur Schweigen. Der große geliebte Mann und sein geliebter Wärter, die sich mit ehrwürdiger Haltung, ernsten Gesichtern und gesetztem Benehmen erheben, gehen in das Heiligste, um das theure Feuer zu Stande zu bringen. Ersterer nimmt ein Stück Holz von einer trockenen Pappel, Weide oder Weißeiche, worin sich eine Austiefung befindet, schärft dann ein anderes Stück, bringt es in die Höhlung und dreht es einige Minuten rasch zwischen seinen Knieen, bis es zu rauchen beginnt — oder er reibt eine Viertelstunde zwei Stücke an einander und sammelt durch Friktion das verborgene Feuer, welches der allgemeinen Annahme nach von dem heiligen Feuergeiste kömmt.

„Der große geliebte Mann oder Hoheprieſter redet die Krieger und Weiber an, ihnen alle die besonderen Gebote und Verbote verkündend, die noch von dem alten Gesetz übrig sind. Gegen die Weiber bedient er sich einer sehr scharfen Sprache. Dann redet er die ganze Menge an. Er zählt die Verbrechen auf, die sie begangen

haben, groß und klein, und befiehlt ihnen das heilige Feuer anzusehen, das ihnen vergeben habe. Dann legt er seinen Zuhörern durch die großen Motive zeitlichen Wohls und der Furcht vor zeitlichem Uebel die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Beobachtung der alten Gesetze an's Herz, indem er ihnen versichert, daß das heilige Feuer ihre Propheten, die Regenmacher, befähigen werde, ihnen reichliche Ernten und ihren Kriegsoberhäuptern Sieg über ihre Feinde zu geben. Dann läßt er etwas von dem Feuer außerhalb des heiligen Grundes niederlegen, damit sich alle Häuser der verschiedenen verbündeten Städte, welche bisweilen mehrere Miles von einander liegen, davon versehen können."

Mr. Bartram, der im Jahre 1778 die südlichen Indianer besuchte, gibt eine Schilderung desselben Festes, aber bei einer andern Nation. Er sagt: „Das Fest der Erstlingsfrüchte ist das Hauptfest und scheint das Ende des alten und der Anfang des neuen Kirchenjahrs zu seyn. Es beginnt wenn ihre neuen Ernten zur Reife gediehen sind. Dies ist ihre größte Feierlichkeit."

Die Opfer haben seit der Zerstörung des Tempels aufgehört; aber in den alten Zeiten war es unter den Juden Brauch, täglich einen Theil von einem Lamme zu opfern. Diese Ceremonie wird von den Indianer streng beobachtet. Wenn der Jäger seinen Wigwam verläßt, um auf die Jagd zu ziehen, betet er, der große Geist möge seine Bemühungen unterstützen, damit er sein Weib und seine Kinder mit Nahrung versehen könne; kehrt er dann wieder mit dem rothen Hirsch zurück, so darf Niemand der Seinigen wie sehr sie auch hungern, etwas davon kosten, bis er ein Stück des Fleisches abgeschnitten und es unter Gebet als Opfer in's Feuer geworfen hat. Alle Reisenden sprachen von diesem indianischen Brauche, der seinem Ursprung nach so klar hebräisch ist.

Auch beim kältesten Wetter verabsäumen die Indianer nie die Bäder, Salbungen und Abwaschungen; wie die Juden vor Alters salben sie sich mit Bärenfett.

Das mosaische Verbot, unreine Thiere zu essen, und die Aufzählnng derselben sind uns Allen bekannt. Man sollte glauben, daß bei dem unstäten Indianerleben alle Arten von Nahrung gleich annehmbar wären; aber dem ist nicht so. In strengem Einklang mit dem mosaischen Gesetz enthalten sie sich des Blutes und des Schweinefleisches; auch essen sie keine Fische ohne Schuppen, keinen Aal, keine Schildkröte und keine Seekuh. Ueberhaupt halten sie viele Thiere und Vögel für unrein. Diese Thatsachen werden von allen Schrift-

ſtellern, namentlich auch von Edwards in ſeiner Geſchichte Weſtindiens aufgeführt. Dieſer letztere geiſtvolle Schriftſteller deutet auf die große Analogie zwiſchen den religiöſen Gebräuchen der Juden und Indianer hin, indem er ſagt, daß die ſchlagende Aehnlichkeit der Vorurtheile und Bräuche unter den Caribbi-Indianern mit den Gewohnheiten der Juden der Aufmerkſamkeit eines Gamella, Du Tertre und Anderer nicht entgangen ſey. Auch gibt er an, daß die Indianer an dem Oroonoke ihre Weiber, wenn ſie dieſelben im Ehebruch ertappten, vor dem verſammelten Volke zu Tode ſteinigten.

Das moſaiſche Geſetz legt einem Bruder die Verbindlichkeit auf, die Wittwe ſeines Bruders zu heirathen, wenn dieſer ohne Nachkommen verſtorben iſt. Major Lang ſagt: „wenn der Verſtorbene einen Bruder zurückgelaſſen hat, ſo nimmt dieſer die Wittwe nach einem gebührenden Zwiſchenraum in ſeine Hütte und betrachtet ſie als ſein Weib.“ Dies wird auch durch Charlevoix beſtätigt. Es würde mehr Zeit fordern, als ich aufbieten kann, um die Aehnlichkeit aller religiöſen Ceremonieen der Indianer mit denen der Juden zu erforſchen. In ihren Geburten, in ihrer Trennung nach der Geburt ihrer Kinder in ihren täglichen Gebeten und Opfern, in ihren Feſttagen, in ihren Begräbniſſen, in der Verwendung von Leidtragenden und in ihrem allgemeinen Glauben ſehe ich eine innige Analogie und ſehr nahe Beziehung zu allen Ceremonien und Geſetzen, welche von dem jüdiſchen Volke beobachtet werden, wobei man natürlich dem, was im Laufe von mehr als zweitauſend Jahren verloren ging und falſch verſtanden wurde, gebührende Rechnung tragen muß.

Unter den meiſten Reiſenden herrſcht der allgemeine Glaube, daß die Indianer Abkömmlinge der vermißten Stämme ſeyen.

Menaſſa Ben Israel ſchrieb ſeine berühmte Abhandlung über die Entdeckung Amerikas, um dieſe Thatſache zu beweiſen.

William Penn, welcher ſtets rechtlich gegen die Indianer handelte und nie argwöhnte, ſie könnten von den vermißten Stämmen herſtammen, ſagt in einem Briefe an ſeine Freunde in England: „ſie haben Geſichter wie die hebräiſche Race. Ich bin der Anſicht, daß dieſe Leute in tiefer Dunkelheit ſind; indeß glauben ſie doch an Gott und Unſterblichkeit ohne die Beihülfe von Metaphyſik. Sie rechnen nach Monden, opfern ihre reifen Erſtlingsfrüchte, haben eine Art Laubhüttenfeſt, ſollen ihre Altäre aus zwölf Steinen aufbauen, trauren ein Jahr und beobachten in Betreff der Scheidung das moſaiſche Geſetz.“

Mr. Beatty, ein ſehr würdiger Miſſionär, ſagt: „ich habe ſchon

öfters darauf hingedeutet, daß ich mir viele Mühe gab, die Sitten und Gebräuche der Indianer zu erforschen, um mich zu überzeugen, welche Gründe für die Annahme vorhanden seyen, daß sie von den vermißten Stämmen herrühren, und gestehe, ich wurde nicht wenig überrascht, als ich entdeckte, daß eine große Zahl ihrer Gebräuche denen der Juden sehr ähnlich ist. Dieß findet obendrein in so hohem Grade Statt, daß es mir als große Frage erscheint, ob wir je hoffen dürfen, unter den zehn Stämmen, wo sie auch heutigen Tages seyn dürften, Alles so sehr nach den Fußstapfen ihrer Vorfahrer anzutreffen, als dieß unter den verschiedenen Indianerstämmen der Fall ist.

Monsieur de Guignes, ein alter französischer Historiker, sagt, wo er von den Entdeckungen in Amerika spricht, die vor den Zeiten des Columbus gemacht wurden: „diese Untersuchungen, welche uns an sich schon einen tiefen Blick in den Ursprung der Amerikaner thun lassen, führen zu einem Schlusse über den Weg, welchen die Colonieen, die nach dem Continent geschickt wurden, einschlugen.“ Dann fährt er fort, die Gründe für seine Annahme anzugeben, daß der größere Theil derselben „an der östlichen Spitze von Asien, wo die beiden großen Continente nur durch eine schmale leicht zu übersetzende Straße getrennt werden, hinüber gekommen seyen.“

Beltrami gibt in seiner Entdeckung der Quellen des Mississippi einen vollen, interessanten Bericht über die Indianer und sagt sodann: „verschiedene Autoren haben sie von allen Theilen der Welt hieher verlegt, und ich war anfangs geneigt, mich denen anzuschließen, welche sie von den Hebräern ableiten. Unmöglich konnte ich bezweifeln, daß ich dadurch nicht eine unbezwingliche Grundlage gewann.“ Er fährt dann fort, ihren asiatischen Ursprung durch viele interessante Thatsachen zu belegen.

Der Graf von Crawford und Lindsay veröffentlichte seine im Jahre 1801 gemachten amerikanischen Reisen und sagt darin: „es ist eben so interessant als angenehm, die Reisen derer zu lesen, welche unter diesen Völkern gewesen sind, und daraus zu entnehmen, wie sehr die Gebräuche der letzteren mit dem mosaischen Gesetze im Einklange stehen.“ Nachdem Seine Herrlichkeit ihre religiösen Ceremonieen der Länge nach geschildert hat, bemerkt er nachdrücklich: „es ist Wahrheit, daß die Indianer wirklich von den zehn Stämmen herrühren, und die Zeit wie auch weitere Nachforschungen werden diese Thatsache mehr und mehr bekräftigen.

Die Erleuchtetsten und Reichsten der Indianerrace müssen wir je-

doch in Mexico und Peru aufsuchen. Auf die Mittheilungen Montesini's hin, welcher in Südamerika reiste, schrieb der gelehrte Rabbi Menasse Ben Israel sein berühmtes Werk la esperanza de Israel und ließ es im Jahre 1650 zu Amsterdam drucken. Er sucht darin mit großem Eifer den Beweis zu führen, daß die Indianer im Norden und Süden Amerikas die Abkömmlinge der vermißten Stämme seyen, und Cromwell, welchem das Werk dedicirt war, interessirte sich sehr für die darin vorgebrachten Beweise. Als Montesini durch die Provinz Quif wanderte, fand er, daß sein indianischer Führer ein Jude war, deren, wie sich auf weitere Nachfragen heraus stellte, eine ungeheure Zahl hinter den Cordillerces wohnte. Francis, der Name seines Führers, räumte gegen Montesini ein, daß sein Gott, Adonai heiße, daß er Abraham, Isaak und Jakob als seine Vorfahren anerkenne und daß sie zu dem Stamme Ruben gehörten.

Acosta behauptet, daß ihre Ueberlieferung von der Sündfluth spreche und daß sie die Ceremonie der Beschneidung übten. Sie opfern die Erstlingsfrüchte und essen in Peru das Osterlamm; auch glauben sie an die Auferstehung und kleiden ihre Todte aufs Reichste. Lopez de Gomara sagt, „einige derselben aber nicht alle seyen beschnitten. Acosta fährt fort: „Die Mexikaner weisen noch auf die verschiedene Stationen hin, wie ihre Vorfahren in dem Lande vorrückten; diese geben genau den Weg, den sie einschlagen mußten, wenn sie Einwanderer aus Asien waren."

Manasse Ben Israel behauptet, die Indianer von Mexiko trügen sich mit einer Ueberlieferung, daß ihr prächtiges Gotteshaus von einem Volke gebaut wurde, das Bärte trug und älter war als ihre Incas. In der Universalgeschichte von 1748 wird behauptet, daß die Mexikaner und andere amerikanische Indianer ihre Kleider zerrissen, um ihren Schmerz auszudrücken — bis auf den heutigen Tag noch die Gewohnheit der Hebräer.

Lopez de Gomara gibt an, daß die Mexikaner die Erstlingsfrüchte opfern, und als sich Cortes Mexico näherte, schloß sich Montezuma acht Tage ein, um zu fasten und zu beten. Emanuel de Moreas und Acosta sagen, daß die Brasilianer in ihre eigenen Stämme und Familieen heirathen, und Escorbatus behauptet, daß er oft die südlichen Stämme das Halleluja habe aussprechen hören. Malvenda gibt an, in St. Michael seyen mehrere Grabsteine mit althebräischen Schriftzügen gefunden worden.

Als die Spanier in Mexiko einfielen, wurde Cholula mit seinen prachtvollen Tempeln von den Eingebornen als eine heilige Stadt be-

trachtet, in welcher der Hoheprieſter Quetzacotl den Menſchen predigte, und dem Herrn des Lebens kein anderes Opfer bringen laſſen wollte, als die Erſtlingsfrüchte der Erndte. Wir wiſſen aus unſern Ueberlieferungen," ſagte der ehrwürdige Montezuma zu dem ſpaniſchen General Cortez, „daß wir dieſes Land nicht als Eingeborne ſondern als Fremde bewohnen, welche aus weiter Ferne hergekommen ſind."

Don Alonzo Erecella ſagt in ſeiner Geſchichte von Chili, daß die Araucanier ein höchſtes Weſen anerkennen und an die Unſterblichkeit der Seele glauben; auch behauptet der Abbé Clavigero, daß ihre Ueberlieferung von der Sündfluth ſpreche. Die Geſetze und Ceremonieen der Peruaner und Mexikaner ſind ohne Zweifel durch ſo viele Jahrhunderte in ihren Opfern ſowohl, als in ihrer Gottesverehrung verdorben worden.

Ihr großartiger Tempel, augenſcheinlich eine Nachahmung des Salomoniſchen, wurde von Mango Capac oder vielmehr von dem Inka Yupangue gegründet, der ihn mit großen Schätzen begabte. Clavagero und de Vega ſagen in ihrem ſehr intereſſanten Bericht über dieſen Tempel: „Der ſogenannte Altar lag auf der Oſtſeite des Tempels. Dieſer hatte viele Thüren, welche mit Goldblech belegt waren; auch zog ſich um alle vier Wände eine reiche Goldguirlande von mehr als einer Elle Breite. Um den Tempel herum ſtanden fünf viereckige Pavillons, deren Spitze eine Pyramidenform hatten. Die fünfte war ganz mit Gold ausgekleidet und für den Gebrauch des königlichen Hohenprieſters beſtimmt; auch wurden hier alle Berathungen, welche den Tempel betrafen, gehalten. Einige von den Thüren führten zu den Schulen, wo die Inkas auf die Diſputationen der Philoſophen hörten und bisweilen ſelbſt die Geſetze und Verordnungen erklärten."

Mexiko und Central-Amerika wimmeln an Merkwürdigkeiten, welche die Thatſache belegen, daß die Einwohner aſiatiſchen Urſprungs ſind. Auch wurden vor nicht vielen Jahren am Palanqueſluſſe die Ruinen einer ganzen Stadt mit einer Mauer von faſt ſieben Miles im Umfang, Schlöſſern, Paläſten und Tempeln aufgefunden, deren Architektur augenſcheinlich hebräiſch oder phöniziſch war. Die fünf und dreißigſte Nummer des Foreign Quaterly Rewiew enthält einen intereſſanten Bericht über dieſe Alterthümer.

Die Trümmer dieſer Stadt Guatemalas, wie ſie im Jahr 1782 von del Rio beſchrieben wurden, wecken, wenn man ſie mit den außerordentlichen — ich darf wohl ſagen wunderbaren Alterthümern vergleicht, welche über der ganzen Oberfläche jenes Landes verbreitet

ſind, in ihren Architekturreſten Erinnerungen, welche uns auf die früheſten Blätter der Geſchichte zurückführen und es über allen Schatten von Zweifel erheben, daß wir, die wir uns für die Eingebornen einer neuen, erſt entdeckten Welt hielten, einen Continent bewohnen, der ſich an Pracht mit Aegypten und Syrien meſſen konnte und durch eine mächtige, hoch kultivirte Nation der alten Welt bevölkert war. Wenn wir von den ſogenannten mexikaniſchen Alterthümern ſprechen, ſo dürfen wir die rohen Erzeugniſſe neurer Zeiten nicht verwechſeln mit den herrlichen Ueberreſten eines Geſchlechts, welches die ägyptiſchen Pyramiden errichtete und die Tempel von Theben und Memphis baute. Es iſt hier nicht von mexikaniſchen Alterthümern ſondern von den Alterthümern Tultecans die Rede. Abgeſehen von den Ruinen Palanques gibt es auf dieſem unſrem Continent zu Cholula, Otamba, Paraca, Mitlan, Tlascola und auf den Bergen von Tescoca Pyramiden, weit größer, als die der Sahara in Aegypten. Man ſieht da Hieroglyphen, Planisphären und Zodiake nebſt einem ſymboliſchen und phoneniſchen Alphabet — Papyrus, Metopen, Triglyphen und Tempel oder andere Gebäude von ungeheurer Großartigkeit — Militärſtraßen, Waſſerleitungen, Viadukte, Meilenſteine und herrliche Brücken. Alles dieß gibt den entſchiedenſten Beweis von dem früheren Vorhandenſeyn einer gewaltigen, unternehmenden Nation, welche zweitauſend Jahre vor der ſpaniſchen Eroberung geblüht haben mußte. Nehmen wir zum Beiſpiel die Schilderung des Tempels zu Palenque, den Lord Kingsborough in ſeinen Reiſen nicht nur für ein jüdiſches Bauwerk ſondern auch für eine Nachahmung des ſalomoniſchen Tempels erklärt, genau nach dem Model errichtet, welches von Ezechiel geſchildert wird. Reiſende ſprechen davon in folgenden Ausdrücken:

„Man kann ihn eher eine Kirchenſtadt, als einen Tempel nennen. Innerhalb der weiten Umfaſſung (wie es auch gewiſſermaßen mit der Area der Fall war, welche die verſchiedenen Gebäude des ſalomoniſchen Tempels umfaßte) ſcheinen ein pyramidaliſcher Thurm, verſchiedene Heiligthümer, Grabmäler, ein kleiner und ein großer viereckigter Hof, unterirdiſche Eingangsgallerieen, Orakel, Gerichtshöfe und Wohnungen für die verſchiedenen Prieſterorden gelegen zu haben. Das Ganze dieſer Gebäude iſt von einem vierſeitigen Pilaſter-Portikus umgeben, der eine viereckige Area umfaßt und auf einer teraſſirten Platform ſteht. Dieſe Platform bietet daſſelbe Architektur-Model, welches wir als charakteriſtiſch für die einzelnen Tempel bezeichnet haben. Sie beſteht aus drei Abſtufungen ſtuckir-

ter Teraſſen und neigt ſich nach Innen in einem Winkel von ungefähr ſiebenzig Graden, der Form nach eine abgeſtutzte Pyramide bildend. Vier mittlere Treppen, von denen jede einem der Cardinal-Punkte entſpricht, führen in der Mitte einer jeden Seiten-Façade des Vierecks dieſe Teraſſen hinan, und vier Thore, nach denſelben Cardinal-Punkten hinausgehend, leiten von dem oberen Theile jeder Treppe nach den Gebäuden oder in den großen Hof. Der Haupteingang, welcher nach Oſten blickt, führt durch einen Pilaſter-Thorweg vermittelſt einer zweiten Treppenflucht in den Hof hinunter. An den verſchiedenen Pilaſtern der oberen Teraſſe befinden ſich die Metopen mit eigenthümlichen Skulpturen. Wenn man auf der zweiten Treppe in den Hof hinabſteigt, trifft man auf der einen Seite den dreifachen pyramidiſchen Thurm, welcher, wie man aus der wunderlichen Vertheilung der kleinen Zellen ſchließen dürfte, die das mittlere Gemach eines jeden Stockwerks umgeben, als königliches oder Privat-Begräbniß gedient haben mag. Jede Architektur-Regel müßte die Gebäude als auffallend geſchmackvoll anerkennen. Auf der andern Seite deſſelben Hofes befindet ſich abgeſchieden der Tempel des Hauptgottes, welchem augenſcheinlich das ganze Gebäude geweiht war. Vermuthlich war dieſer der große und einzige Gott der Nationen, welche in dieſem Tempel anbeteten. Unter den Kreuzgängen, zu welchen man durch Treppen von oben kommt, ſind die muthmaßlichen Einweihungsgallerieen. Dieſe endigen in Gemächer, in deren einem ein ſteinernes Bett iſt, während andere ſich durch unerklärliche Apparate, die aus Stein geſchnitten ſind, auszeichnen. Das einzige Symbol jedoch, das als in dieſen heiligen Hallen aufgefunden dargeſtellt wird, iſt vollkommen aſiatiſch und entſchieden verſtändlich; wir meinen die zwei ſtreitenden Schlangen. Der Ueberreſt eines Altars ſteht im Mittelpunkte des Kreuzgangvierecks. Der Reſt des Baues beſteht aus Höfen, Paläſten, geſonderten Tempeln, offenen Divans, Bädern und ganzen Straßen von Prieſterzellen oder Häuſern, die mehr oder minder verfallen ſind." — — — „Aus den Berichten über ihre religiöſen Ceremonieen, die auf uns gekommen und hauptſächlich den außerordentlichen Rollen von amerikaniſchen Papyrus *) entnommen ſind, auf denen uns ihr ſchönes Hieroglyphen-Syſtem erhalten blieb (eine ſehr große befindet ſich in dem Dresdener Muſeum) erhellt, daß das Volk ebenſo einfach, als unſchuldig war. Sie ſcheinen nicht nur keine Menſchen, ſondern nicht einmal Thiere

*) Bereitet aus den Faſern einer Art Agave.

geopfert zu haben. Blumen und Früchte waren die einzigen Gaben, welche sie der Gottheit ihrer Tempel darbrachten."

Aber wer waren die Tultequans und Azteken, die Gründer dieses Reichs in Amerika? Wer baute die Pyramiden von Cholula und die Stadt von Palenque? Nicht die Juden.

Hier treffen wir auf eine höchst merkwürdige Abweichung von dem Pfade, von dem wir ursprünglich ausgegangen sind — eine weitere außerordentliche Entdeckung, die noch obendrein durch ebenso außerordentliche, als erstaunliche Ereignisse bezeichnet sind.

Sie waren die Canaaniten, die Titanen der Schrift, welche Mauren und Thürme bauten, die an den Himmel reichten. Die Erbauer des Thurms von Babel, die Familie der Schäferkönige, welche Aegypten eroberten, die Pyramiden errichteten und von Josua aus Syrien vertrieben wurden — die Männer, welche zuletzt Tyrus und Charthago gründeten, um den afrikanischen Continent schifften in ihren kleinen Fahrzeugen über das otlantische Meer fuhren und im Golf von Mexiko landeten.

Die Phönizier waren die Gründer von Palanque, Mitlan Papantla, Quemada, Cholula, Chila und Antiquerra.

Als ich auf den Ruinen von Karthago die Geschichte dieses Volks studirte, erfuhr ich von anwesenden Alterthumsforschern, daß die Karthager in beträchtlicher Entfernung eine Colonie besessen hätten, über welche sie das strengste Geheimniß beobachteten. Zu Tanger, dem Mauritania Tangitania der Alten, zeigte man mir die Stelle, wo zur Zeit Ibnu's, des mauritanischen Historikers, eine Säule mit der phönizischen Inschrift stand: „Wir sind die Canaaniten, welche sich flüchteten vor Josua, dem Sohne Nuns, diesem großen Räuber." Von dieser Stelle aus also — den Säulen des Herkules, welche jetzt als die Meerenge von Gibraltar bekannt sind — setzten sie nach unsrem Continent über und gründeten ein großes ophitisches Reich mit syrischen und ägyptischen Symbolen.

Sehe man nun den weiteren Verlauf. Fünfzehnhundert Jahre nach Austreibung der Canaaniten durch Josua kamen die zehn Stämme über die Behringsstraße nach dem amerikanischen Continent und warfen sich auf dieses Volk wie die Gothen und Vandalen. Die Abkömmlinge Josua's trafen zum zweitenmal auf die Canaaniten eines andern Continents, erkannten dieselben als solche, brannten ihre Tempel nieder und zerstörten ihre riesigen Thürme und Städte.

Als Columbus Amerika entdeckte, fand er ein unschuldiges

Volk in halbwildem Zustande mit jüdischen Ueberlieferungen. Aus den früheren Zeiten war ihm kein anderer Eindruck übrig geblieben, als daß die Ruinen, welche sie sahen, von Riesen und einem Volke gebaut seyen, die man wandernde Maurer nannte.

Ich bin fest überzeugt von der Richtigkeit dieser Theorie. Die großartigen Ruinen, die man heutzutage noch in Mexiko und Central-Amerika sieht, sind die Werke der Phönizier, und der Einfall der Stämme, welche von der Nordwestküste Amerika's weiter zogen, fegten diese Nation hinweg, den Besitz des Landes sich erhaltend, bis die Weißen ihre Reihen lichteten, allmälig weiter um sich griffen und einen großen Theil ihres Gebietes raubten.

Die einzige Einwendung gegen die allgemeine Erklärung der Reisenden besteht darin, daß die Indianer rothe Menschen und bartlos seyen. Nehme man aber die Olivenfarbe der Juden in Syrien, lasse sie über den Euphrat in ein wärmeres Clima kommen, sich mit Tartaren und Chinesen vermischen und nach mehreren Generationen diesen Continent erreichen, so müßte wohl ihre Farbe einen Wechsel erleiden; und was ferner den Mangel des Bartes betrifft, so ist dieser leicht zu erklären, da es indianische Gewohnheit ist, die Barthaare auszuraufen. Betrachte man unsere Mitbürger an der Ostküste und vergleiche ihre blühende Farbe mit dem kränklichen gelblichen Teint derjenigen, welche an den südlichen Ufern in den Palmettos und Everglades leben, so werden wir einen sehr bezeichnenden Unterschied finden, obschon sie Glieder derselben Familie sind.

Du Pratz berichtet, wo er von den Ueberlieferungen des Natchez-Stammes spricht, er habe auf die Frage, woher sie kämen, die Antwort erhalten: „Alles, was wir wissen, besteht darin, daß unsere Väter, um hieher zu kommen, der Sonne folgten und von dem Platze kamen, wo sie aufgeht. Sie machten eine lange Reise und gingen während derselben beinahe zu Grunde; sie kamen in diese Wildniß der untergehenden Sonne, ohne sie zu suchen." Souard beruft sich auf die Autorität Nasci's, eines gelehrten Juden, der in Surinam wohnt, indem er sagt, der Dialekt der dortigen Indianer, wie der in ganz Guyana, sey reich, angenehm, regelmäßig und seinen Stammwörtern nach hebräisch. In den Wurzelwörtern, Idiomen und in der eigenthümlichen Construktion folge ihre Sprache dem Genus der hebräischen, wie auch ihre Reden den kühnen, lakonischen, figürlichen Styl der jüdischen Propheten hätten.

Der ehrwürdige Mr. Chapmann sagt von den Osagen: „Sie

pflegen jede Morgenröthe mit Andacht zu begrüßen — eine Gewohnheit, die man ſtets unter frommen Juden findet."

Malvenda und Acoſta verſichern, die Eingeborenen trügen ſich mit einer Tradition von einem Jubeljahre, ähnlich dem Jubeljahr der Israeliten.

Doctor Beatty berichtet, wo er von dem Feſt der Erſtlingsfrüchte unter den Indianern weſtlich vom Ohio ſpricht: „Bei dieſen Ceremonieen zerhauen zwölf ihrer alten Leute einen Hirſch in zwölf Theile, wenden ihre Geſichter nach Oſten, erheben das Wildpret und die Früchte und danken Gott für ſein Wohlwollen: eine auffallend getreue Nachahmung der Ceremonieen und Opfer im Tempel." Der Doctor ſagt weiter: „Sie haben noch ein anderes Feſt, das Aehnlichkeit mit den Oſtern hat."

Sir Alexander Mac Kenzie berichtet in ſeiner Reiſe nach der Nordweſtküſte: „Die Chepewyan-Indianer tragen ſich mit einer Ueberlieferung, daß ſie urſprünglich aus einem anderen Lande herkämen, welches von einem ſehr gottloſen Volke bewohnt geweſen ſey. Sie hätten einen großen See gekreuzt, der an einer Stelle ſchmal, ſeicht und voll Inſeln geweſen ſey. Dort hätten ſie viel Elend erduldet. Eine weitere Tradition ſagt, neun Zehntheile ihrer Nation hätten über den Fluß geſetzt. Die Mexikaner behaupten, daß ſieben Stämme oder Häuſer von dem Oſten nach der Wildniß gezogen ſeyen."

Beltrami ſagt, daß die Mammuthsſkelette, welche in Kentucky, Miſſouri und andern Theilen Amerika's gefunden wurden, denen von Sibirien und dem öſtlichen Theile Aſiens ganz ähnlich ſeyen, und will daraus auf die Leichtigkeit des Verkehrs zwiſchen den beiden Küſten Folgerung ziehen. Es dürfte hier auch am Orte ſeyn einer Thatſache Erwähnung zu thun, welche unſre Anſicht lebhaft unterſtützt, indem ſie nicht nur die Möglichkeit des Uebergangs von einem Continent zum andern, ſondern auch den wirklichen und wahrſcheinlich beſtändigen Verkehr zwiſchen denſelben darthut. Charlevoix ſagt, er habe einen katholiſchen Prieſter, welcher Pater Grillon hieß, gekannt; derſelbe habe ſich in Canada aufgehalten, ſey aber nach Austrag ſeiner Sendung nach Paris zurück berufen und ſpäter zu einer ähnlichen Miſſion in China verwendet worden. In der Tartarei begegnete er eines Tages plötzlich einem Huronenweibe, das er in Canada gut gekannt hatte, und erfuhr von ihr, ſie ſei gefangen worden und von Nation zu Nation gekommen, bis ſie die Nord-

weſtküſte erreichte. Von dort an ſetzte ſie über, und wanderte weiter bis ſie in die Tartarei kam.

Seit ich gegenwärtige Vorleſung zum erſtenmal vortrug, habe ich von Mr. Catlin, dem berühmten Maler, welcher die letzten fünf Jahre unter den Indianer zubrachte einen Brief erhalten. Er ſagt darinn:

„Zuerſt fällt einem Reiſenden im Lande der Indianer auf, daß der Schnitt ihres Geſichts und der Ausdruck ihres Kopfes eine ſchlagende Aehnlichkeit mit denen des jüdiſchen Volkes zeigen. Noch lebhaftere Anklänge findet man in ihren Sitten und Gebräuchen, die vielleicht ſogar einen maßgebenderen Beweis für ihre jüdiſche Abkunft liefern, als die äußerliche Aehnlichkeit. Unter den Gebräuchen will ich einiger Erwähnung thun, die meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen obgleich ſie wahrſcheinlich früher nie als Belege gebraucht wurden. Andere, die ich namhaft mache, ſind auch euch bekannt; aber ich mochte ſie nicht übergehen, da ich während meines Aufenthalts im Lande der Indianer davon Zeuge war.

„Die allgemeine Sitte unter ihnen, ihre Todten mit den Füßen nach Oſten zu beerdigen, kann meiner Anſicht nach auf nichts Anderes hindeuten, als auf eine Reiſe nach dem Tode in öſtlicher Richtung. In ähnlicher Weiſe meinten die Juden, ſie könnten, wenn ſie geſtorben wären unter dem Boden nach dem Lande Canaan wandern. Als ich darüber Erkundigung einholte, wurde mir geantwortet: ſie alle gingen zwar während ihren Lebzeiten nach dem Untergang der Sonne, erwarteten aber, wenn ſie einmal todt wären nach dem Oſten zu wandern.

„Unter den Stämmen dürfen die Weiber nicht in die Hütte des Arztes kommen, wie ihnen auch in Judaea nicht erlaubt war, den Hof von Israel zu betreten. Ferner wird man an das jüdiſche Gebot erinnert, daß ſie in der Gottesverehrung ſowohl als bei den Mahlzeiten von den Männern getrennt ſind.

„Ihre Faſten, Feſte und Opfer weiſen gleichfalls die auffallendſte Aehnlichkeit nach. Alle weſtlichen Stämme, unter denen die Bekehrung der Weißen noch keinen Boden gefunden hat, hängen gewiſſenhaft an dieſen Formen und erfüllten ſie dem Buchſtaben nach. Sogar die oftmalige Wiederholung und die Art ihrer Opfer erinnert nachdrücklich an die Gebräuche der Israeliten. Namentlich bemerkte man unter mehreren Stämmen (obſchon ich hier nicht als Augenzeuge ſprechen kann), daß, wie bei dem ‚Friedensopfer‘, dem geopferten Erſtlingen und dem vom Männchen ‚die Beine nicht

gebrochen werden.' Solche Umstände bieten die maßgebendsten Beweise. Alle Stämme feiern mit dem Beginne des Frühlings ein großes Fest und bringen bei dieser Gelegenheit ihre verschiedene Opfer. Wenn der Mais grünt, wird das Fest der ersten Aehren feierlich begangen und mit Schmaus und Tanzen beschlossen. Ebenso hatten sie es bei dem Reifen der verschiedenen Arten von Früchte. Das erste und beste Stück, das aus einem Büffel geschnitten wird, gehört stets deo danti.

„Ueber der Hütte des Arztes, deßgleichen über der Hütte der ausgezeichnetsten Häuptlinge hängen an hohen Stangen Massen von schönem Tuch, weißen Büffelgewändern oder anderen sehr kostbaren Gegenständen, die hier als Opfergaben an den großen Geist der luftigen Zersetzung preis gegeben sind.

„Die Büschel Weidenruthen, mit welchem sich in den mandanischen religiösen Ceremonieen die Tänzer versehen wie auch in den Opfern und andern dabei beobachteten Formen spricht sich zuverläßig eine Analogie mit dem israelitischen Laubhüttenfest aus.

„Der gewöhnliche Brauch des ‚solus cum sola' der Weiber, die sich baden und mit Bärenfett salben, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der jüdischen Sitte. Jede Familie hat für diesen Zweck ausdrücklich ein Hüttchen, welches im Bereiche von wenigen Ruthen errichtet wird. Ist eine Angehörige der Familie dafür bereit, so bringt man ihr Fleisch und läßt sie daselbst wohnen, kochen und allein essen: sie ist ein Gegenstand abergläubischer Furcht für jede Person im Dorf.

„Der Mangel einer jeden Art von Götzendienst unter den nordamerikanischen Indianern gibt gleichfalls einen schlagenden Beleg für das ceremonielle Gesetz und drückt ihnen jedenfalls einen Stempel auf, der sie von allen anderen wilden Stämmen, welche wir kennen, unterscheidet."

Es läßt sich nun fragen, worin besteht der Charakter dieser Leute? Zur Zeit der Entdeckung Amerikas durch Columbus, also nahezu zweitausend Jahre nach der Zerstreuung der hebräischen Stämme, finden wir den Continent nicht mit einer Race wilder Kannibalen, sondern mit verständigen, sittlichen, unschuldigen Leuten bevölkert, die in viele hundert Nationen getheilt sind, und sich über achttausend Miles Gebiets verbreiten. „Ich schwöre Euren Majestäten," schreibt Columbus an Ferdinand und Isabella, „daß es kein besseres, anhänglicheres oder milderes Volk in der Welt gibt. Sie lieben ihre Nächsten, wie sich selbst. Ihre Sprache ist

die sanfteste und lieblichste, denn sie reden stets unter Lächeln." Major Lang sagt: „Sie sind ächte Kinder der Natur und besitzen alle Tugenden, welche die Natur geben kann, ohne etwas von den Lastern der Civilisation zu wissen. Sie sind arglos, ohne Furcht, und leben in einer beständigen Uebung christlicher Tugenden, obgleich sie nichts von dem Christenthume wissen."

Charlevoix legt folgendes Zeugniß über sie ab: „Sie zeigen viel Beständigkeit in ihren Zusagen, Geduld in Leiden und unterwürfige Hingebung an das, was sie für den Willen der Vorsehung halten. In alle dem entfalten sie einen Seelenadel und eine Geistesstärke, zu der wir mit aller unsrer Philosophie und Religion selten gelangen."

Doktor Pratz behauptet, sie seyen klüger, treuer und edelmüthiger, als diejenigen, die sich vielleicht durch eine Vergleichung mit ihnen verletzt fühlen würden. „Kein Volk," sagt er, „ist so frei und gastfreundlich."

Bartram, welcher viele Jahre unter der Creek-Nation lebte, sagt: „Frohsinn, Zufriedenheit, Liebe und Freundschaft ohne Arg oder Künstelei scheinen ihnen angeboren oder ein vorherrschendes Lebenselement für sie zu seyn, welches nur mit ihrem letzten Athem von ihnen weicht. Sie sind gerecht, ehrenhaft, freigebig und gastfreundlich gegen Fremde — rücksichtsvoll und zärtlich gegen ihre Weiber, Kinder und Verwandte — mäßig, ausdauernd, liebevoll und nachsichtig."

Wer sind sie? Menschen wachsen nicht wie Steine, Bäume oder Felsen; man findet sie nicht in Herden, wie wilde Thiere. Gott, der den Menschen nach seinem Bilde schuf, gab den Indianern einen Ursprung, wie den Uebrigen, die der großen Menschenfamilie, diesem Werke seiner allmächtigen Hand angehören. Woher stammen also unsre rothen Brüder, die rechtmäßigen Eigenthümer dieses Continents?

Darin sind alle Ansichten einig, daß sie asiatischen Ursprungs und nicht Eingeborne unsres Bodens seyen. Sie kamen also von Asien nach Amerika herüber; aber wer sind sie, und woher stammen sie?

Eldad, welcher im Jahre 1300 sehr gelehrt über die zwölf Stämme schrieb, behauptet, daß der Stamm Dan nach Aethiopien zog und ihm die Stämme Naphtali, Gad und Aser folgten. Sie sollen einen eigenen König, hundertundzwanzigtausend Reiter und hunderttausend Mann Fußvolk gehabt haben. Diese Angabe mag

in Betreff der gedachten drei Stämme einige Wahrheit enthalten, denn Tiglath Phull Asser zwang sie, nach Aethiopien zu ziehen. Issaschar blieb, seiner Angabe nach, unter den Medern und Persern. Zebulon erstreckte sich von den Gebirgen Pharan bis an den Euphrat. Ruben wohnte hinter Pharan und sprach Arabisch. Ephraim und halb Manasse wurden nach der Südküste gedrängt. Benjamin von Tudela versetzte Dan, Aser, Naphtali und Zebulon an die Ufer des Gosan. Inmitten aller dieser Widersprüche und unbestimmten Angaben herrschen unter den Juden und Christen früherer und späterer Zeit zwei Ansichten — die eine, daß die zehn Stämme in die Tartarei zogen, wo sie blieben, die andere, daß sie von der Tartarei aus nach Amerika gelangten.

Manasse Ben Israel, der Gelehrteste der Nation, erklärt, daß sie nach Amerika zogen. Lescarbot glaubt, die Indianer seyen die von Josua ausgetriebene Nachkommenschaft Hams, welche aus dem mittelländischen Meere hinausfuhr und durch Stürme nach der amerikanischen Küste verschlagen wurden. Grotius nimmt an, die Einwohner der neuen Welt kämen ursprünglich von Grönland. Basnage gesteht ein, daß sich in Amerika augenfällige Spuren von Judaismus finden ließen, behauptet aber, die Stämme hätten nicht die kriegerischen Scythen überwinden und nach diesem Continente vordringen können; sie seyen im Gegentheil in Halak, Heber und in den Städten Mediens geblieben.

Ohne Zweifel liegen diesen Ansichten Wahrheiten zu Grunde. Viele von den Stämmen zogen nach Aegypten und Aethiopien, während andere in Persien und in der Tartarei blieben. Keinesfalls zogen alle nach der Nordwestküste, was auch durchaus nicht anzunehmen nöthig ist, denn es gab damals, wie heutzutage, verschiedene Grade der Frömmigkeit und der Lage. Stelle man morgen Jerusalem wieder her, so werden nicht alle Juden dahin zurückkehren. Rabbi Akiba behauptet, alle edlen Familien seyen in Persien geblieben. Ohne Zweifel glaubte aber eine beträchtliche Anzahl, wenn sie es ebenso halte, so werde sie mit der Zeit dem Götzendienst verfallen und alle Kennzeichen ihres alten Glaubens verlieren. Diese nun beschloß gleich denen, welche von Aegypten auszogen, nicht länger in der Knechtschaft zu bleiben, sondern brachen, wie Esdra sagt, nach einem Lande auf, „worin nie zuvor ein Mensch gewohnt hatte," — ein wohl ausführbares Vorhaben. Sie zogen durch ein dicht bevölkertes Land und konnten, wenn sie sich an die Gränzen China's hielten, wohl in der angezeigten Zeit, achtzehn Monate, unseren Con-

tinent erreichen. Heutiges Tags findet ein beständiger Verkehr zwischen den Continenten Statt, und ein Ausflug nach den Rocky Mountains, aus dem man sonst etwas so Schreckliches machte, ist jetzt eine bloße Sommerreise.

Wenn die Indianer Amerika's keine Abkömmlinge der vermißten Staaten seyn sollen, so frage ich noch einmal, *woher* stammen sie? Von den Aegyptiern? Findet sich in ihrem Glauben auch nur die mindeste Aehnlichkeit mit dem Isis- und Osiris-Dienste, mit den Hieroglyphen oder mit den historischen Erinnerungen dieses sehr alten Volkes? Sind sie ein Theil der wilden Scythen? Ihr kriegerischer Sinn konnte darauf hindeuten; aber wo finden wir unter diesen Barbaren den Glauben an einen einzigen großen Geist — deßgleichen die sanfteren Tugenden, die Reinheit und die Talente der Indier? Sind sie Abkömmlinge der tartarischen Race? Ihre Farbe, „die Schattentracht des heißen Sonnenstrahls," könnte dafür als Beweis genommen werden; aber es fehlt ihnen der flache Kopf, das in schiefem Winkel stehende blinzelnde Auge und die kleine Gestalt der Chinesen und Tartaren.

Die Indianer haben entschieden eine jüdische Gesichtsbildung und tragen weder in ihrem Wesen, noch in ihrer Religionsform auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit der tartarischen Race; man ersieht dieß aus ihren Ueberlieferungen, aus ihrer Religion und aus ihren Ceremonieen, in denen noch so viel von der alten Gottesverehrung enthalten ist. Sir Alexander Mac Kencie sagt in seinem Tagebuch über eine Reise nach dem nordwestlichen Continent Amerika's, er habe sich aus eigener Wahrnehmung überzeugt, daß die Chipawa-Indianer die Beschneidung üben — eine Thatsache, die auch von mehreren anderen Reisenden unter den verschiedenen Stämmen bekräftigt wird.

Es wird kaum nöthig seyn, daß ich auf die vielen prophetischen Warnungen wegen Sündhaftigkeit, die Anklagen, die Verheißungen, die Zerstreuung und Erlösung des jüdischen Volks hindeute, wovon man soviel in der Bibel findet. Mit diesem guten Buche seyd ihr wohl Alle vertraut oder solltet es doch wenigstens seyn; denn es ist eine herrliche Schrift, von welchem Gesichtspunkte aus man sie auch betrachten mag. Mögen die Ungläubigen höhnen und die Philosophen zweifeln, — soviel ist gewiß, daß die wichtigsten Vorhersagungen der Propheten *eingetroffen sind*, was uns die Versicherung gibt, daß auch das Uebrige sich erfüllen *werde*. Wenn wir uns in den Propheten umsehen, wo sollen wir die vermißten Stämme suchen? Von

Jeremia erfahren wir, daß sie aus einem Lande kommen sollen, nordwestlich von Judäa. Jesaja sagt: „es ist ein Land, fern von Judäa," und antwortet auch: „von den Enden der Erde."

Zacharia sagt uns, es müsse seyn in den westlichen Gegenden oder in dem Lande des Sonnenuntergangs, und nach dem Geschichtschreiber Esdra ist es ein Land, worin nie zuvor ein Mensch gewohnt hat und das natürlich befreit ist von dem Aufenthalte der Heiden.

Unser Prophet Jesaja spricht von den zerstreuten Stämmen und ihrer Erlösung in folgenden Worten:

„Und der Herr wird zu der Zeit zum andernmal seine Hand ausstrecken, daß er das Uebrige seines Volks erkriege, so übrig geblieben ist von den Assyrern, Aegyptern, Pathros, Mohrenland, Elamiten, Sinear, Hamat und von den Inseln des Meeres;

„Und wird ein Panier unter die Heiden aufwerfen und zusammenbringen die Verjagten Israels, und die Zerstreuten aus Juda zu Hauf führen von den vier Oertern des Erdreichs.

„Und wird eine Bahn seyn dem Uebrigen seines Volkes, das übrig geblieben ist von den Assyrern, wie Israel geschah zu der Zeit, da sie aus Aegyptenland zogen."

Sollte ich nun nicht befugt seyn, mich unter anderen Beweisen auch auf die grausamen Verfolgungen zu beziehen, die gleichförmig gegen die Indianer dieses Continents verübt wurden und nicht unähnlich denen sind, welche das auserwählte Volk während der letzten achtzehn Jahrhunderte erduldete?

„Warum bist Du so traurig?" fragte General Knox den Häuptling einer Indianer-Deputation, welchen er am Schlusse des Revolutionskriegs in hiesiger Stadt bewirthete. „Ich will Dir sagen, Bruder," versetzte der betagte Häuptling, „ich habe eure schöne Stadt angesehen — das große Wasser voll von Schiffen, das schöne Land, und ich sehe, wie gut es euch ergeht. Aber ich konnte mich dabei nicht des Gedankens erwehren, daß dieses schöne Land uns gehörte. Unsere Vorfahren wohnten hier. Sie erfreuten sich desselben als ihres Eigenthums im Frieden. Es war die Gabe des großen Geistes an sie und ihre Kinder. Endlich kamen weiße Männer in einem großen Kanoe. Sie baten nur, man möchte es ihnen erlauben, es an einen Baum zu binden, damit es von dem Wasser nicht fortgeführt werde. Wir willigten ein. Dann sagten sie, einige ihrer Leute seyen krank, und baten um die Erlaubniß, sie an's Land zu bringen und unter den Schatten der Bäume zu legen. Dann kam das Ei und sie konnten nicht fort. Sie baten um ein Stück Land,

um Wigwams für den Winter darauf zu bauen. Wir willfahrten ihnen. Dann forderten sie Mais, um nicht Hungers sterben zu müssen. Wir versahen sie von unseren eigenen spärlichen Vorräthen. Sie versprachen wieder fortzugehen, wenn das Eis geschmolzen sey. Aber als dieß endlich geschah, gingen sie nicht, sondern zeigten auf die großen Gewehre um ihre Wigwams und sagten: ‚wir werden hier bleiben.‘ Später kamen ihrer mehr, und sie brachten berauschende Getränke, welche die Indianer lieb gewannen. Sie überredeten sie, ihr Land zu verkaufen, und trieben uns allmählig nach der Wildniß zurück, weit weg von dem Wasser, den Fischen und den Austern. Sie haben unser Wild fortgescheucht, und mein Volk schwindet dahin. Wir leiden an Allem Mangel, während ihr euch in unserem schönen Lande des Ueberflusses erfreut. Dieß macht mich traurig, Bruder, und ich kann mir nicht helfen.“

Diese Verfolgungen, die wiederholten Akte der Grausamkeit und Ungerechtigkeit scheinen kein Ende nehmen zu wollen. Das Werk der Zerstörung hat mit den Narragansetts begonnen, wird sich bis auf die Seminolen ausdehnen und allmählig bis an die blauen Wasser des stillen Weltmeers erstrecken. Blickt nur jetzt hin auf den Kampf, der von einer Handvoll Indianer in Floridas Everglades geführt wird. Kämpfen sie gegen die ungleiche Zahl für eine Krone — um einen Theil jenes unendlichen Ueberflusses, der aus den Koffern eines Landes fließt, welches ehemals ihr Eigenthum war? Nein — sie streiten um das Vorrecht, da zu sterben, wo die Gebeine ihrer Vorfahren begraben liegen. Und wir, die wir uns Christen nennen, versagen ihnen diesen armen Wunsch und treiben die Herren des Bodens in die Höhle der Otter.

In Betreff der herrlichen Proben indianischer Rhetorik läßt sich wohl die Frage aufwerfen — findet man solche Weisheit, eine so hehre und reine Beredsamkeit sogar heutigen Tages unter den Chinesen und Tartaren?

Die Indianer sprechen gleich den Hebräern in Parabeln. Was ihren Dialekt betrifft so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Algonquins und Huronen die Väter von fünfhundert indianischer Zungen sind. Die Sprache ist reich, regelmäßig, eindringlich und umfassend; aber obschon hin und wieder starke hebräische Analogieen aufgefunden werden, so läßt sich doch mit Fug annehmen, daß sie ein Gemisch aus den Zungen der verschiedenen asiatischen Nationen sey, durch deren Länder sie während ihrer Pilgerfahrt zogen.

So fest ich auch glaube, daß die amerikanischen Indianer Ab-

ömmlinge der Stämme Israels ſind, und daß unſer Feſtland voll der außerordentlichſten Spuren des Alterthums iſt, ſo dürfte doch über einen einzigen Punkt, der ſowohl religiös als hiſtoriſch iſt, in Mitte der überzeugendſten Beweiſe der Zweifel fortdauern.

Wenn die Indianer wirklich die Ueberreſte der nach Aſſyrien geführten zehenthalb Stämme ſind, und wenn wir an die Erfüllung aller Prophezeiungen über die künftige Wiederherſtellung der jüdiſchen Nation glauben ſollen, was kann wohl aus dieſem unſern rothen Brüdern werden, welche wir ſo raſch vor uns hertreiben, daß wir ſie nach einem weiteren Jahrhundert an die Küſte des ſtillen Oceans finden werden?

Vielleicht iſt die Wiederherſtellung nahe genug, um auch einen Theil dieſes merkwürdigen Volks miteinzuſchließen. Unſere gelehrten Rabbiner haben es ſtets für ſündig gehalten, die Periode der Erfüllung eine Prophezeiung zu berechnen, und ſind der Anſicht, wenn die Sünden der Nation gebüßt ſeyen, werde das Wunder ihrer Wiedergeburt ſtattfinden. Mein Glaube verläßt ſich jedoch nicht ganz auf Wunder — die Vorſehung lenkt die Ereigniſſe und menſchliche Thätigkeit muß ſie in Ausführung bringen. Jene wohlwollende, höchſte Gewalt, welche die Kinder Israels nie vergaß, hat das auserleſene Volk in Mitte der größten Gefahren geſchützt und es vor dem aufgehobenen Schwerdte der Aegypter, der Aſſyrer, der Meder, der Perſer, der Griechen und der Römer bewahrt. Die gewaltigſten Nationen des Alterthums ſind in Staub zerfallen; wir blieben erhalten, vereinigt und ungebrochen — dieſelben noch wie in den Tagen der Patriarchen — von der Finſterniß in's Licht geführt, von den frühen, rohen Bildungs-Perioden zu der glänzenden Wirklichkeit der Civiliſation, der Künſte, der Erziehung und der Wiſſenſchaft.

Das jüdiſche Volk muß jetzt etwas für ſich ſelbſt thun — muß mitwirken zur Vollendung jenes großen Ereigniſſes, das ſo lange vorhergeſagt, ſo lange erwartet wurde und wenn die Juden einmal wirklich einen Zug thun, ſo wird die hohe Macht, welche ſeit zwei Jahrtauſenden den an ihnen geübten Verfolgungen durch den wohlwollenden Schutz, den ſie der ganzen Nation verlieh, den herbſten Vorwurf machte, ſie noch immer mit ihrem unüberwindlichen Banner decken.

Ich glaube, daß Syrien durch Kauf an die Juden zurückkehren wird und daß ihnen die Vorſehung abſichtlich deshalb die eigenthümliche Gabe verlieh, leicht Reichthümer zu ſammeln, um ſie

in den Stand zu ſetzen, in geeigneter Zeit ihr altes Beſitzthum ſtatt des Schwerdtes durch klingende Münze wieder einzunehmen.

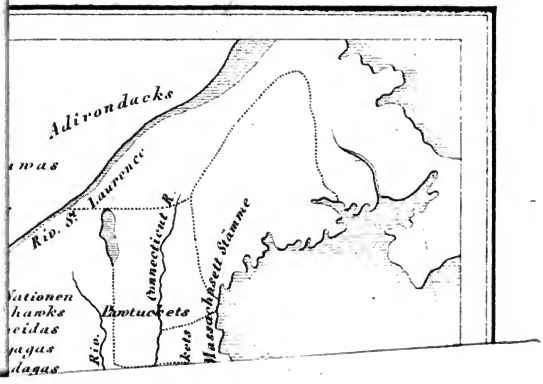
Wir leben in einem merkwürdigen Zeitalter, und politiſche Ereigniſſe bringen außerordentliche Wechſel unter den Nationen der Erde hervor.

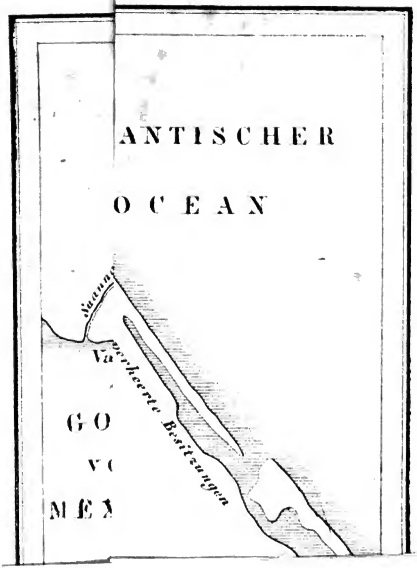
Rußland fährt fort, mit ſeiner gigantiſchen Gewalt ſchwer auf die Türkei zu drücken. Der Paſcha von Aegypten, welcher die Verbeſſerungen und Erfindungen des menſchlichen Genies benützt, dehnt ſein Gebiet und ſeinen Einfluß bis Babel Mandeb am rothen Meere und bis an die Grenzen des ruſſiſchen Reichs aus, während die vereinte Macht Rußlands, der Türkei, Perſiens und Aegyptens die Sicherheit der britiſchen Beſitzungen in Oſtindien ernſtlich bedrohen. Es bedarf daher bald einer das Gleichgewicht erhaltenden Macht, um dieſen Durſt nach Eroberung und Länderbeſitz zu hemmen und ebenſo wohl den Fortſchritten Rußlands in der Türkei und Perſien, als dem Ehrgeiz und der Eroberungsſucht Aegyptens Einhalt zu thun. Dies kann dadurch geſchehen, daß Syrien ſeinen rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben wird — nicht durch Blut oder Revolution, ſondern wie geſagt durch Ankauf dieſes Gebietes von dem Paſcha Aegyptens, der ſich bei dem gegenwärtigen dürftigen Zuſtande ſeiner Kaſſen durch eine ſchöne Geldſumme wohl verlocken ließe. Auf Zwölf oder dreizehn Millionen Dollars kann es bei Abtretung dieſes intereſſanten Gebiets den Juden nicht ankommen, denn ſie gewinnen dadurch den friedlichen Beſitz eines Landes, das für ſie unſchätzbar iſt. Unter der Mitwirkung und dem Schutze von England und Frankreich ließe ſich die Abtretung Syriens in ſeinen alten Territorial-Grenzen wohl zu Stande bringen.

Durch Oeffnung der Häfen von Damaskus, Tripoli, Joppe, Acre u. ſ. w. würde der ganze Handel der Türkei, Aegyptens und des mittelländiſchen Meeres in die Hände derjenigen gerathen, welche ſchon jetzt theilweiſe den Handel Europas lenken. Von der Donau, dem Dnieſter, der Ukraine, der Wallachei und Moldau könnten die beſten Ackerbauer die frühere Fruchtbarkeit Paläſtinas wieder in's Leben rufen. Manufakturen aus Deutſchland und Holland, eine erfahrene und tapfere Armee aus Frankreich und Italien, edle Geſinnung, Verſtand, Thätigkeit und Unternehmungsgeiſt von allen Theilen der Welt — alle dieſe Momente würden unter einer gerechten, duldſamen und freiſinnigen Regierung den Eingriffen der umgebenden Mächte eine furchtbare Schranke entgegenſetzen, ein

Bollwerk für die Intressen Englands und Frankreichs bieten und auch die Freiheiten Griechenlands erhöhen.

Entfalte man nun wieder einmal das Banner Juda's auf dem Berge Zion, so werden alle vier Enden der Erde das auserwählte Volk wieder herausgeben, wie die See ihre Todten, wenn die letzte Posaune ertönt. Jerusalem sey der Wahlspruch wie in den Zeiten der Sarazenen und des löwenherzigen Richard von England. Die Lumpen und das eckle Elend, welche seit achtzehn Jahrhunderten die von der Ungerechtigkeit erdrückten Juden umhüllten, werden zur Erde fallen, und sie stehen da — das reichste, gewaltigste, einsichtsvollste Volk des Erdballs, mit seinem unberechenbaren Reichthum die Kronen und Scepter der Könige in Abhängigkeit erhaltend. Wenn sie dann unter Einstimmung und Mitwirkung ihrer christlichen Brüder wieder im Besitze ihres alten Erbes sind, in welchem Friede und Liebe herrscht, so läßt sich wohl sagen — schaut die Erfüllung der Prophezeiungen — seht das auserwählte und begünstigte Volk des allmächtigen Gottes, welches, weil es Seine Einheit und Allmacht vertheidigte, ausgestoßen und geächtet wurde von allen Nationen — welches tausende von Jahren geduldig die herbsten menschlichen Leiden über sich ergehen ließ, in der Hoffnung jenes großen Advents, an dem sie nie verzweifelten! Dann, wenn sie wieder ihren Rang einnehmen unter den Nationen der Erde — wenn die guten Wünsche und die liebevolle Achtung der ganzen großen Menschenfamilie sie begleiten — können sie durch ihre Duldsamkeit, ihre Glaubenstreue, ihre Mildthätigkeit und ihre freisinnigen Ansichten verdienen, was die begeisterten Schriftsteller von ihnen sagten: „gesegnet sind, die Israel segne!“


Adirondacks
Rio. St. Laurence
Connecticut R.
Massachusett Stamme
Pawtuckets


ANTISCHER
OCEAN
Va
GO
VC
MEX